Florinde

eine Tragoedie

in

fünf Akten

von

Heinrich Loeff

Berlin 1811

in der Realschulbuchhandlung.

Univ.-Bibl.
München

Den

eunden in der Ferne

geweiht.

l o r i n d e.

Geschrieben in Warschau im Sommer 1808.

Personen.

Aladin, König von Jerusalem.

Argant, } Gesandten des Königs von Aegypten.
Alet, }

Tancred, }
Guelfo, }
Robert, } Christliche Ritter.
Gardo, }

Clorinde.

Erminia.

Arsetes, ein alter Diener der Clorinde.

Mandane, Sklavin der Erminia.

Mulaffan, ein Kundschafter.

Ein Saracenenhauptmann.

Ein Offizier der Leibwache Aladins.

Zwei fränkische Soldaten.

Saracenen. Aegypter. Franken.

(Der Schauplatz ist in Jerusalem, dann in der Gegend von Jerusalem.)

Erſter Akt.

(In einiger Entfernung das Lager der Franken; tief im Hintergrunde Jeruſalem.)

Erſter Auftritt.

Tancred. Guelfo.

Guelfo.

Bald werden des Aegypter-Königs Heere,
In Bündniß mit den Völkern Lydiens;
Die räuberiſchen Araber, die Fürſten
Von Samarkand und Ormus insgeſamt,
Ihr Waffenglück an unſerm Muth verſuchen;
Wenn anders nicht die beiden Abgeſandten,
Zum Rückzug unſern Feldherrn zu bewegen,
Die Kriegsmacht ihres Herrn, zu prahleriſch
Vergrößert haben.

Tancred.

Schneller Hülfe freylich
Bedarf izt Aladin, ihr Bundsgenoß;

Da wir die Zinnen von Jerusalem
Vor unsern Augen sehn.

Guelfo.

Drum wußte Gottfried
Der schnöden Drohung ziemend zu begegnen;
Obgleich der eine jener Abgesandten
Der schlauen Sendung schlau das Wort geführt. — —
Du bist nicht bei mir Tankred.

Tancred.

Ja doch, Guelfo!

Guelfo.

Er stellte seine Rede amt, doch scheint
Der zweite mir ein rauher Kriegsgeselle,
Und Aergerniß gab allen sehen sein Stolz,
Mit dem er vor des Feldherrn Antlitz trat,
Der schlicht, in würdevoller Majestät,
Gediegne Antwort ihm vernehmen ließ. —
Im Zelt bewirthet er izt beide Gäste. — —
Was hast du, Freund? — Du schweifst umher — du hörst
Mich nicht — du athmest bang und tief — — Ich sahs,
Wie du dich aus dem Heldenkreise stahlst,
Der Vasallen stolz umgab, und bin als Freund,
Als Jugendfreund und Waffenbruder dir
Gefolgt, mit vollem Recht auf dein Vertrau'n,

Zu wiſſen, warum du die Einſamkeit
In weicher, trüber Stille hier geſucht?

Tancred.

Gedanken ſchweifen nach der Heimath oft —
Das Blut treibt ſchwarze Träume mir ins Hirn —
Auch hab' ich ſchlecht geſchlafen — — Weißt du ſelbſt,
Warum die Laune dir ſich ändert?

Guelfo.

Bruder!
Willſt du mir ſo entkommen? — Wie ein Felſen
Liegt ſtumm und ſchwer ein Schmerz auf deiner Stirn!
Aus deinem Antlitz klagt ein bleicher Gram,
Und Furchen zeihen dich verſtohlner Thränen.
Soll ich dich denn ſo ganz zerfallen ſehn,
Und gar nicht wiſſen, was in deinen Adern
Umhertobt, was den milden, hellen Blick,
Verdüſtert und erlöſcht?

Tancred.

O Himmel!

Guelfo.

Selbſt
Der Feldherr ſieht mit Schmerz die Blume ſeiner
Geſammten Heldenſchaar verwelken. Ach,
Wir alle ſehns und möchten gern dich retten!
Und wenn kein Eid, als ein untaſtbar Siegel,
In den verſchwiegnen Buſen dir den Gram

Wie in ein heilig zugeschlossnes Grab
Versenkt hat — o so laß mich alles wissen!

Tancred.

Kein Eid — die Schaam legt meine Zung' in Fesseln,
Obgleich des Gegenstandes dieser Schmerzen
In höchster Ehrfurcht meine Seele denkt. —
Ha, Guelfo! Bin ich noch ein Ritter Christi,
Da ich nicht Gott allein anbete? — Oh!

Guelfo.

Was werd' ich hören!

Tancred.

Nach der großen Schlacht
Wo wir mit Perserblut den Euphrat schwellten,
Verfolgt ich eifrig den zerstreuten Feind.
Mein Roß war müd', des Sommers heiße Sonne
Und inn're Glut und Durst erschöpften mich
Wie den geborstnen Boden, der um Regen
Aus Millionen trocknen Lippen flehte.
So kehrt' ich um. Die Winde war'n gefesselt;
Kein Lüftchen ging erfrischend durch den Aether;
Der Blumen Kelche suchten ausgedorrt
Mit den verblühten Farben Ruh am Boden;
Auf nackten Felsenspitzen schauten Geier
Mit aufgesperrtem Schnabel in den Mittag,
Es wüthete der Brand in ihrer Brust;
Und lebenssatt schlich das Insekt am Halme

Des ausgebrannten todten Grases hin.
Da lechzt' ich bang nach einem Labetrunk,
Den, ehern über mir und wolkenlos,
Der Himmel aller Kreatur versagte.
Und als in niedersinkendem Gesträuche
Des Vogels letzter, matter Schlag erstarb,
Starb auch mein Muth; denn überm heißen Sande
In gelben Wirbeln flimmerte die Hitze
Und dampfte ihren Broden meines Mundes
Beklemmtem Athem, wie Erstickung, zu. — —
Doch fernhin sah ich endlich dunkle Schatten,
Die ein belaubter Fels gastfreundlich warf.
Mit trägen Schritten ging ich auf ihn zu,
Und sieh! ein süßer Quell entströmte, kühl
Und klar, dem harten Busen des Gesteins,
Und bildet' einen kleinen Bach, an dem
Sich Blumen unter dichten Bäumen labten,
Und diesen Ort zum Thron der Ruhe weihten. — —
O Guelfo sieh! — ich weine, wie ein Kind!

Guelfo.

Noch ahn' ich nicht, was dir begegnen konnte —?

Tancred.

Auf weichen Rasen hingestreckt, beschlich
Mein Auge bald der Schlaf. Ein leis Geräusch
Erweckte mich. Jenseits, am andern Rand

Des Baches Fluß, in kriegerischem Schmucke,
Ein heidnisch Mädchen zu dem Schatten nieder — — —

Guelfo.

O fahre fort!

Tancred.

(sich sammelnd.)

Und schöpfte mit dem Helm,
Worauf von Silber, als ein furchtbar Sinnbild,
Ein Tiger glänzte, aus der frischen Welle
Sich einen Trunk, indeß ihr Haar entfesselt
Ihr über Brust und Nacken niederfloß,
Den weißen golddurchwirkten Panzerrock
Mit schwarzen Nabenmähnen bedeckend.
Dann netzte sie sich Stirn und Busen reichlich,
Und, ohne zu erschrecken, blickte sie
Empor, als unwillkührlich mir ein Ausruf
Des Staunens und der Freude rasch entfuhr.
Nun aber funkelte der Zorn mir einmal
In ihrem himmlisch schönen, klugen Auge;
Und um mich für die Frechheit zu bestrafen,
Daß ihren Reiz mein Blick so kühn entweiht,
Schwang sie sich auf ihr Roß, zog ihr Schwert,
Und stürzt' im Adlerflug auf mich daher.

Guelfo.

Mir ahnet schon — sie zwang zum Kampfe dich,
Unglücklicher! und du hast sie erschlagen.

Tancred.

Nein! bebend wie ich war, von Furcht durchdrungen,
Von ſchneller Liebe glühend und gefoltert . . . .

Guelfo.

Von Liebe! — Tankred! Tankred, wär' es möglich!

Tancred.

Ja, Guelfo! Liebeglühend, liebekrank,
Verwandelt wie durch einen Zauberſchlag,
Ergab ich ſchon mich ſprachlos ihrem Zorne,
Als eine Schaar der Unſern plötzlich nahte;
Da ſah ſie ſtolz mich an, und langſam wich
Und königlich ſie aus dem Himmel dort,
Und nahm mein Herz mit ſich gefangen fort!

Guelfo.

O armer Freund, du liebſt die Feindin Gottes!
Ein Heidenmädchen, das Jeruſalem
Vertheidigt wider dich, das itzt vielleicht
Mit hartem Druck die Gläubigen verfolgt?
Und, wenn es gottlos einſt . . . .

Tancred.

(heftig.)

O hab' Erbarmen!
Du folterſt mich! du weißt nicht, wie du wüthest!
Sie ſoll verlohren gehn?

(weich.)

Hat ſie das Land

Das sie gebar, sich selber wählen können?
Ists ihre Schuld, daß sie kein Kreuz verehrt?

Guelfo.

Doch welchen Ausgang hoffst du? welcher Seegen
Kann dir aus dieser Liebe denn entsprießen?

Tancred.

O sieh mich an und wisse was ich hoffe!
Mich zehrt der hoffnungslosen Liebe Gift.
Ha! ew'ger Sehnsucht Marter muß ich leiden,
Ein Christ bin ich, und sie gehört den Heiden!

Guelfo.

Ermanne dich! dort kommen die Gesandten
Den stolzen Gästen zeig' ein kühn Gesicht!

Tancred.

O fürchte nichts! mein Herz hab' ich verloren,
Doch meinen Muth und meine Ehre nicht.

Zweiter Auftritt.

Tancred. Guelfo. Argant und Alet
(mit ihren aus Jerusalem heimkehrendem Gefolge.)
Robert mit Franken.

Argant

(zu Robert.)

Mich dünkt du hast dem Auftrag deines Herrn
Genüge nun gethan. Es reicht schon hin.

Robert.

Ich kenne keinen Herren außer Gott.
Nennt ihr den Feldherrn Gottfried, meinen Herrn:
So hat mir dieser aufgetragen, Euch
Bis an den Strand des Jordans zu geleiten,
Damit ihr unversehrt durch unsre Wachen
Gelangen mögt.

Argant.

Ho Frank, so wär s gemeint?
Ich nahm es nur für feine Lagersitte.
Doch, da dem nicht so, will ich weiter dir
Nicht lästig seyn. Geh ruhig heim. Ich weiß
Mir aller Orten Straßen selbst zu bahnen.

Robert

(zu Tancred.)

Zu Zeugen ruf ich dich, daß die Gesandten
Das sichere Geleit verschmähen, Tancred.

Argant

(überrascht sich zu Tancred hinwendend.)

Tancred bist du? — Dein Ruf ist gut. — Doch oft,
Wie aller Schatten, ist der Ruf auch falsch.
Er schaut den Tag und liebt die Dämmerung.
Drum hebt er sich zum Riesen gegen Nacht,
Und kriecht am Mittag in sein Nichts zusammen.

Tancred.

Mit einer Grabesnacht hat manchen Prahler
Der falsche Schatten meines Ruhs bedeckt.

Argant.

Nun gut! — doch wett ich, daß er für dich selbst,
Noch Platz auf diesem Todtenacker ließ.

Alet.

Wozu die Heftigkeit, Argant? Laß uns
Aegyptens heitre Küsten wieder suchen,
Dem Könige des Frankenfeldherrn Antwort
Zurückzutragen.

Argant.

Du reichst dazu hin
Du magst in Gala deines Leibes pflegen,
Alet; doch meines Arms harrt Aladin.

Guelfo.

Daß du die heilige Würde des Gesandten,
Das dir erzeigte gastfreundliche Recht
In Wort und Stimm und jeglicher Gebärde
So hart verwunden kannst, dies nimmt mich Wunder,
Und länger übe diese Kühnheit nicht!

Argant.

Willst du mich hindern? — Traun, mir wurde dann
Zu recht gelegner Zeit dies Schwert geschenkt!

Alet.

Dem Freunde schenkte Gottfried diese Waffe.

Argant.

Genug hat deine Zunge heut gefochten.
Im Zelt galtst du, hier ich und jeder Arm! —
Wohl wußte Gottfried, was er uns verehrt.
Dir jenen Helm, dich drunter zu verkriechen,
Und mir dies Schwert, da ichs zu führen weiß.

Alet.

Die Rede, die ich sprach, hat dich empört?
Nachgiebigkeit ist deinem Busen fremd.

Argant.

Wie ich sie hasse, diese Reden alle!
Ha! wer bemüht sich, solchen Schaum zu haschen?
Ja! eine That steht wie ein Felsen da.
Den Freund ergreif' ich herzhaft bei der Rechten,
Den Feind mit gleichem Druck, doch in der Kehle —
So ist mein für und wider klugs bewiesen. — —
Hier trennen wir uns, Redner. Fahre wohl!
Und unversehrt zum Weibe kehr nach Haus.

(zu Robert auf Alet deutend.)

Hör Christ! — der Jüngler dort braucht das Geleit.
Mit allen Finten, Wendungen und Sprüngen
Kann er nicht einer Dirne Nadelstich
Abkehren, oder auch nur, wies sich schicket,
Den Dolch aus seinem Gürtel männlich ziehn.

(zu Alet.)

Grüß meinen Herrn, den König von Aegypten.

Alet

(empfindlich zu Robert.)

Ich folge dir!

(Robert nebst den Franken führt Alet und die Hälfte des dänischen Gefolges ab.)

Guelfo.

Ihr sprecht des Kriegers Sprache;
Doch besser dürften wir die Antwort finden
Sobald die Würde des Gesandten endet.

Tancred.

O Guelfo, gieb dem Unmuth nimmer Platz.
Argant selbst liebt nicht bloßes Wortgefecht;
Was von der Lippe kommt, ist eitel Schaum.
Sind doch die Schwerter rubia in der Scheide,
Wird er uns denn mit seinem Wort erschlagen?

Argant.

Schnell fassst du auf, was du so schnell erkennt,
Des Schülers Fleiß lebt noch recht frisch in dir.

Guelfo.

Ha, Tankred, willst du dies so still ertragen?

Tancred.

Sind wir berechtigt, Freund, uns zu vergessen,
Weil uns der Gast vergaß? — Geduldge dich!

Argant.

Es giebt ein unverwüstlich Edelthum,
Wo Schein der Großmuth die Gemeinheit birgt,

Und Feigheit das Gewand der Faſſung trägt.
Geläufig ſind dirderlei Künſte worden,
Ich ſags dir ins Geſicht nach meiner Art.

Tancred.

(ruhig.)

Ich liebe wohl die Art, doch Unart nicht.

Argant.

Der Unnatur ſcheint Unart grader Sinn!

Tancred.

Der grade Sinn geht friedlich ſeine Straße.

Argant.

Er lodert auf, wenn Uebermuth ihn reizt!

Tancred.

Der wahre Muth vergiebt dem Uebermuth.

Argant.

Ich trage nicht dein zähes Blut in mir,
Mich hat Cirkaſſien gebohren!

Tancred.

Ich!
Sah ich in Campanien zuerſt das Licht,
Auch mir fließt raſch und heiß ein reines Blut.

Argant.

Der Tag iſt nah, wo einer von uns beiden
Des andern Blut, auf ſeines Schwertes Spitze,
Zur Prüfung ſeines Werthes zeigen wird

Tancred.

In dem wallt schlechtes Blut, der es vergeudet.
Das Meine soll für Gott und Heiland fließen,
Für jeder Freund, der in der Noth mich ruft;
Für Kranke, deren Labung ich erkämpfe;
Für Dürftige, die Hunger quält und Frost;
Für Waisen, die im harten Drucke klagen,
Und — Heide, hörs! — die Seelen Irrender
Des Himmels werth, in seinen Schooß zu tragen.

(er geht ab.)

Argant

(ihm lange nachsehend, dann zu Guelfo.)

Hör, Ritter! alles war mir heut verdrüßlich,
Doch, daß ich Jenen traf, ist mir erwünscht.
Von allen Pflanzen, die die Leidenschaft
In meinem Busen reichlich ausgesäet,
Gedeiht mir keine schneller als der Haß. —
Für Jenen nun ist dieses Hasses Saamen
So reichlich auf des Herzens Grund gefallen,
Daß eines Giftbaums schwüler Todesdampf
Die Luft umher ihm bald verpesten soll.

(mit seinem Gefolge ab.)

Guelfo.

(allein.)

Ha, gieb nur Acht, daß du nicht selbst erstickst,
Du Heide! — Thierisch blinde Wuth gewinnt

Den

Den wackern Tankred nimmer, so wie dich! —
O daß der Unsinn solcher Lieb' ihn quält!
Er härmt zum Schatten sich — er ists nicht mehr! —
Noch seh ich ihn, als Antiochien
Sein tapfrer Arm errang — wie bald er da
Erminien, die holde Königstochter,
Für sich gewann — wie liebt' ihn selbst das Volk,
Obgleich sein Feind er war und Ueberwinder!
Und dieser Tankred sinkt, durch schnöde Liebe,
Vielleicht in ewiges Verderben hin!

(Ein Franke eilt über die Bühne.)

Was hast du Streitgenoß?

Franke.

Uns treibt ein Weib,
Wie aufgescheuchtes Wild vor sich dahin.
Ich muß zu Bouillon!

(ab.)

Guelfo.

Ich begreif' ihn nicht.

(ihm nachrufend.)

He, Holla! hör doch! nur ein Wort! — Vergeblich!
Wer kann des Tollen Fuß zum Stehn bewegen?

(Ein zweyter Frank eilt über die Bühne.)

Hör Streiter Christi! — Sage mir doch an,
Was treibt mit solcher Eil dich denn ins Lager?

Franke.

Ists Gottes Will — sind Teufel mit im Spiel —?
Wir haben eine Zauberin gesehn,
Die unter unsern Köpfen schon satanisch
Gesichelt hat. — Mit Gott!

Guelfo.

So sieh doch Rede!

Franke.

Ich muß zu Gottfried.

(ab.)

Guelfo.

Bist du denn besessen —!
Umsonst, ein böser Geist jagt ihn hinweg. — — —
Trüg' ich mich nicht? — Was seh ich dort? — Es naht
Bestürzt ein Haufen von den Unsrigen —
Und Gardo, der erfahrne Gardo, sucht
Umsonst die Fliehenden zurückzuhalten.

Dritter Auftritt.

Guelfo. Gardo. Franken.

Gardo.

(noch hinter der Bühne.)

Ertragt ihr denn den Schimpf, ſo arg zu fliehen?
Vertheidigt alſo ihr das heil'ge Kreuz?

Einige Stimmen hinter der Bühne.

Wir widerſtehn nicht!

Andre Stimmen.

Sie iſt uns zu mächtig!

Gardo.

(in der Scene, indem er ſich den Franken entgegen wirft.)

Zurück, ihr Feigen! oder eurer wartet
Der Tod durch Freundes Fauſt!

Guelfo.

Recht, wackrer Gardo!
Warum verläugnen dieſe ſchmählich Gott
Und ihre Kirche, durch ſo ſchnöde Flucht?

(Er ſtellt ſich den Franken in den Weg.)

Beim Himmel! keinen Schritt den Feind im Rücken!

(die Franken ſtehn überraſcht.)

Du bluteſt Gardo. Wer hat dich getroffen?

Gardo.

Es war ein Weib, das diese Wunde schlug. —
Mach' aber fort, daß nur die Unsern dort
Die hier der Memmen Beispiel folgen könnten,
Nicht hülflos bleiben. Gieb den Schwachen Muth,
Und sammle die zerstreuten Flüchtigen,
Sonst haben wir den Kampf im eignen Lager.

Guelfo.

Wohin soll ich mich wenden, Gardo?

Gardo.

Jenseits
Des kleinen Hügels, wo das Volk von Irrland
Die Zelte hingebaut. Doch Guelfo eile!
Dorthin drängt sich ein Sarazenenhaufen.
Ich kann nicht mehr, viel Blut hab' ich verloren.

Guelfo.

(zu den Franken)

Erkämpfet den verlornen Ruf euch wieder.
Mit euch ist Gott, und Guelfo führt euch an!

(mit den Franken ab)

Gardo.

(allein)

Mit solcher Weisung schickt ein Weib mich heim?
Vor Schaam und Zorn möcht' ich mich selber geißeln,
Das Schwert zerbrechen und die Nadel führen,

So würde mir mein Recht geſchehn. — O Gott! —
Ja, Tankred iſts. — Kaum bin ich dreiſt genug
Dem Herrlichen ins Angeſicht zu ſchauen.

Vierter Auftritt.

Gardo. Tancred (herbeieilend.)

Tancred.

Iſts wahr, was mir die Fliehenden berichtet?

Gardo.

Zu wahr, du edler Fürſt! den greiſen Gardo
Siehſt du, mit blut'gem Haupt, Beweis dir geben.
Mich hat ein Weib geſchlagen.

Tancred.

Wie? — Ein Weib?

Gardo.

Ja wohl beſtürzt dich dies Bekenntniß, und —
Mich kränkt's.

Tancred.

Ein Weib?

Gardo.

Die traun! ihr weißes Wamms
In unſerm Blute roth genug gebadet.

Tancred.

(für sich.)

O wehe mir! — ich ahne . . . .

Gardo.

Mach' dich auf,

Daß du den edlen Raimund an ihr rächst!

Tancred.

Woher der schnelle Kampf?

Gardo.

Der Feldherr sandte

Raimund und mich, dem Feind die Lebensmittel,

Die er, verstohlen, täglich in die Thore

Jerusalems zu führen, sich bestrebt,

Durch einen kühnen Angriff abzunehmen.

Es war uns trefflich auch der Streich gelungen,

Und lustig trieben wir dem Lager zu,

Was wir an Vieh und Mehl und Oehl erbeutet;

Als uns — .... O edler Fürst, was säumst du länger? —

Tancred.

(zerstreut und verwirrt.)

Wo muß ich denn hinaus?

Gardo.

Dorthin, zum Hohlweg,

Der nach dem Berge Seir führt; da drang

Aus ihrem Hinterhalt sie auf uns los;

Da nimm ihr wieder, was sie uns geraubt. —

Nimm Sie zum Ziel — ſie kann dir nicht entgehn,
Hell, aller Orten, glänzt ihr reicher Helm.
Ich rann ihr keck entgegen — ſie zerſchlug
Die Haube mir — ich ſank betäubt zur Erde;
Raimund kam mir zu Hülf und lenkte nun
Des fürchterlichen Weibes Wuth auf ſich.
Als ich vom ſchweren Fall empor mich hob,
Lag Raimund todt ſchon neben mir im Sande.
Sie ſelbſt zerſprengte bald die feige Schaar;
Ich drohte — fluchte — bat — beſchwor; — ſie flohn.
Was ſchwatz' ich denn? — Ha! träume länger nicht!
Der Feind erwürgt dir ja die armen Brüder! — —

(Tancred ungeſtüm aufſtehend.)

Gott ſchlage mich mit Blindheit! Tankred ſäumt,
Und Heidenmähren ſtampfen Chriſten nieder.
Erwache! Todter, ſtehe auf! —

(ſchmerzhaft.)

O Tankred!

Tancred.

(wie erwachend.)

Vergieb mir Gardo! wieder will ich bringen
Was dich ein feindlich Loos verlieren ließ.

Gardo.

So will ich mich getroſt ins Lager ſchleppen,
Du wirſt ſchon thun, wie wirs von dir gewohnt.

(ſchwankend ab.)

Tancred.

(in heftigem Kampfe.)

Ertödte, Gott! mir jegliches Gefühl!
Nur würgen laß mich und nicht mehr empfinden!
O, wappne mit Unempfindlichkeit mein Herz!
Ich will mich, wie die nächtliche Hyäne,
Verwüstend unter Leichen nun begraben.
O Sehnsucht stirb! Versiege Schwermuthsthräne!
Es ruft mein Volk, mein Christus und die Ehre,
Daß Ihren Tod zur Sühnung ich begehre!

(er zieht sein Schwert, und ist im Begriff davon zu stürzen, als er plötzlich seine Feinde gewahrt.)

Fünfter Auftritt.

Tancred. Clorinde.

Clorinde.

Dich führet deine schwarze Todesstunde
Clorinden zu. Ein feiger Lanzenwurf
Hat mir mein trefflich Roß Vulkan getödtet.
Der Mörder barg sich hier. Warst du es selbst —?
So soll dein Tod den Unfall mir vergüten.
Du wankst — du zitterst — ahndest du, Verzagter!

Daß du zum Staub zurückekehren mußt,
Den du bei deinen Vätern ſuchen ſollteſt?

Tancred.

Wenn ich itzt zittre, wanke — fürcht' ich nicht
Den Tod, denn furchtlos biet' ich ihm die Bruſt;
Weil du auch fallen könnteſt, beb' ich ſo.
Nie hätt' ich dir dein theures Roß getödtet,
Du ſelber biſt ein edler Ziel des Kampfs;
Der Urſach willen alſo haß' mich nicht!
Doch wenn ein würd'ges Opfer deinem Schwert
Gebührt, ſo preiſe dieſen Zufall glücklich;
Wohl wird es höhern Ruhm dir bringen müſſen,
Wenn meine Rüſtung du zurücke trägſt,
Als daß du heut ſo vieles Volk geſchlachtet.

Clorinde.

Ein Feind, der Selbſtgefühl im Buſen trägt
Macht mir den Kampf um ſo begehrungswerther.

Tancred.

Das Selbſtgefühl beugt ſich vor Feindesgröße.

Clorinde.

Doch nicht vor Feindesarm? Vertheid'ge dich!

Tancred.

Mich treffen deine Blicke! — ha! ich ſchaudre
In Furcht und Wonne vor dem edlen Geiſt,
Der frei und rein aus dieſen Sonnen ſtrahlt.

Clorinde

(beleidigt.)

So willst du Schmeichelei als Kost mir reichen,
Da mich verdrießt, daß du so säumig bist?
Itzt treff ich dich. Gieb Acht!

(Sie fällt ihn an.)

Tancred.

(das Schwert emporhaltend.)

O, höre mich!

Clorinde

(einhaltend.)

Sag' an, was willst du, sonderbarer Fremdling?

Tancred.

Kehr ab dein Schwert! An Männern laß mich zeigen,
Daß meine Rechte deiner würdig ist.

Clorinde.

Willst du aus eitlem Stolz dich vor mir neigen,
Weil ich ein Weib bin? weil ein Mann du bist? —
Mir wurde Macht, dich für die Schmach zu strafen.
Stirb ohne Wehr, wenn du es also willt;
Erstarrt muß erst mein Feind im Grabe schlafen,
Dann ist die Rache, dann mein Zorn gestillt.

Tancred.

So sieh dort unten, wo die Quelle rauschet,
Und Palmen schattenreich im Kreise stehn;
Dahin sollst du mit mir zum Kampfe gehn,

Da meſſen wir die Schwerter unbelauſchet. —
Hier zieht zu oft der Knappen Troß vorüber,
Es zeuge nur der Himmel unſerm Muth;
Dort werde durch des Ueberwundnen Blut
Des Quells verklärte Silberwelle trüber.

Clorinde.

Und willſt du feierlich, in ſtiller Stunde,
Den Kampf mit eines Mädchens Arm begehn?
Wohlan es ſey! ich laß es gern geſchehn,
Mir gilt es gleich, wo ich den Muth bekunde.
Jetzt folge! laß uns das Gefecht beginnen.

Tancred.

(für ſich.)

Es iſt vorbei! — Die Kraft fleucht mir von hinnen.

(er folgt Clorinden.)

Zweiter Akt.

Große Gartengallerie im Pallast des Sultans Aladin zu Jerusalem.

Erster Auftritt.

Erminia

(im Hintergrunde nach dem Garten hinabblickend.)

Vergeblich fächelt ihr mich, milden Lüfte,
Treibt euer leichtes Spiel mit meinen Locken;
Vergebens kühlt ihr, süßen Blumendüfte,
Von schweren Thränen mir die Wange trocken:
Könnt ihr ins wunde Herz nicht heilend dringen,
So werdet ihr mir nimmer Frieden bringen.

(Vorwärts in den Vordergrund tretend.)

Nach Abend drüben, da ist Er zu finden,
Wohin die Wolken ziehn und meine Klagen,
Da möcht' ich ihn mit treuem Arm umwinden,
Da sollte mir ein Liebesmorgen tagen.
Die Sonne ging so oft schon auf und nieder,
Und findet immer mich in Thränen wieder! — —

Warum ſo gern ich in den Wirbel blicke,
Der ſtaubig um der Franken Roſſe ſchleicht?
Und in den Rauch, der bis zum Himmel reicht?
Warum dorthin ich tauſend Klagen ſchicke? —
Ach unter jenen Helden, die dort wohnen,
Vermöchte Tankred allem Schmerz zu lohnen!

Zweiter Auftritt.

Erminia. Clorinde.

Erminia.

Clorinde! Freundin! — Endlich da? — Willkommen!
Wie hat mich ſehnſuchtsvoll nach dir verlangt.

Clorinde

Wie wohl iſt mir, daß ich dich wiederſehe!

(ſie umarmend.)

Sucht dein gebeugter Nacken denn noch immer

(ein wenig zurücktretend, mit leiſem Vorwurf.)

Nach deiner Mutter Grab, Erminia?

Erminia.

Sie ruhe! — Alle Thränen, die mir rinnen,
Erſchöpfen nicht den Born der Traurigkeit.
Die Welt und mich ſah' ich nun einmal ſchon

Im Nebelschleier dieser trüben Schwermuth.

Clorinde.

Die Stirn empor, mein Mädchen!

Erminia.

Kann ichs, Starke?
Mein Vaterland ist hin — ich habs verschmerzt!
Mein Vater todt — er ist genug beweint!
Und die Geschwister muß ich itzt vergessen;
Der Ringel-Tanz der Kindheit ist zerstört. —
O hätt' ich alles noch, was ich verloren,
Noch Antiochien, das Königserbe,
Die theure Mutter und die starken Brüder;
Doch würde sich mein Blick in Thränen baden.

Clorinde.

Dich, Mädchen, laß' ich nicht. Das Alter klagt,
Die Jugend tanzt im Hofnungstraum der Zukunft.

Erminia.

Wie ichs nun sehe! — Steigt die Sonn' empor,
So seufz' ich: Ach! sie eilt zum Untergange!
Der Abend reicht dem Morgen schon die Hand,
Das Kind drängt den Bejahrten in die Erde,
Und auf dem Halme grünt und reift die Aehre
Nicht, um das Feld mit ihrem Reiz zu schmücken —
Nein, um durch einer Sichel Schnitt zu fallen.
Es giebt kein Frühroth, keinen Regenbogen,
Nur durch die Ferne lächeln sie uns an;

Wie Erdenglück erſtirbt ihr Schein der Nähe,
Ein üppig Spiel der Sonnenſtrahlen. — Nimm
Die Hoffnung, als die Sonne von dem Leben,
Und deines Glückes ſchöne Roſenwolke
Sinkt blaß in der Verzweiflung Graun zurück.

Clorinde.

Komm an mein Herz, du Schwärmerin, o komm!
Und laß von meinem ſtarken Arm dich drücken!
Die Sprache wie dein Zuſtand ſind mir fremd;
Doch lieb' ich unausſprechlich deine Zartheit.
Mir iſt recht wohl, wenn nach dem wilden Taumel
Mit Roſſen und mit Männern ich dich finde.
Hab' ich im Kampf auch mein Geſchlecht verläugnet,
So überſchleicht mich doch der Wunſch nach Dingen,
Die mildem Mädchenſinn anpaſſend ſind.
Und kommt nicht oft mir dies Verlangen — nun
Genug, es kommt, und deine Freundſchaft, Holde!
Beſänftigt mir das Blut, wie Abendkühle. —
Ich muß dich ſehn, Erminia, damit
Der Frauenſinn in mir ſich neu belebe.

Erminia

(ſich an Clorinden ſchmiegend.)

Du Herrliche! du willſt nicht meiner ſpotten,
Denn allzugütig biſt du gegen mich,
Denn alles theilſt du ja mit mir: dein Herz
Wie dein Gemach; ich ruh' auf ſelbem Bette,

Aus selbem Becher trink' ich den Kristall;
Allein, wie kannst du deine Trefflichkeit
Mit deiner Freundin Schwachheit würdig messen,
Die hülflos ohne dich zu Boden sinkt,
Indeß du, furchtbar jedem Manne, kühn
Die Welt durchstreifst, und daß dich deine Kühnheit
Verderben könnte, bang mich zittern lässest.

Clorinde.

O zittre nicht, du zartes Herz! — Ich will
Den heut'gen Abend mädchenhaft verplaudern;
Gern gönn' ich der Vertraulichkeit mein Ohr.
Und morgen sag' ich wieder Lebewohl:
So will es einmal mein gefährlich Handwerk.

Erminia.

O wollten Engel deine Pfade schirmen!

Clorinde.

Heut hat der Tag nicht glücklich mir geleuchtet.

Erminia.

Glücklich genug, da du zurück gekehrt.

Clorinde.

Das ist zu wenig, aber ich getröste
Mich dessen bald. Ein andrer Tag bringts ein.
Doch sonderbar ist mir ein Mann begegnet,
Den ich einmal in Persien schon sah.
Ich fiel mit wilder Hast ihn damals an,
Weil ich den Glaubensfeind in ihm erkannte,

Als Franken, nahend, mich zum Rückzug zwangen. —
Heut schlug ich glücklich eine Feindesschaar,
Nahm ihr die schon gemachte Beute wieder,
Und jagte fast sie bis ins Frankenlager,
Doch traf ein Lanzenwurf mein Roß. Es sank,
Und als ich um mich schaute, floh der Thäter.
Von Zorn und Durst nach Rache fortgetrieben,
Weil ich den muthigen Bukar geliebt,
Verfolgt' ich diesen Franken in die Hügel,
Und traf nun jenen, den ich früher schon
In Persien gesehen. Bleich und zitternd
Mit einem Blick voll Gram sah er mich an,
Doch war's nicht Todesfurcht, worin er bebte,
Sein Schmerz ging über Todesfurcht hinaus.
Er nahm den Zweikampf an, den ich ihm bot,
Mich mild ersuchend, ihm dahin zu folgen,
Wo einen stillen Kampfplatz er erwählt.

Erminia

(sich vergessend.)

O welche Männer giebt's im Christenheere!
Hochachtungsvoll begegnen sie dem Weibe! —

Clorinde.

Dort stand er mit sich selbst im härtsten Streit:
Sein Auge rollte wild, die Lippe bebte,
Sein Fuß fand nirgend sichern, festen Stand;
Und wie ein Mann, den Reue wild zernagt,

Den hoffnungslos Verzweiflung ſchon ergriffen,
Bedeckte Todtenbleiche ſein Geſicht.

Erminia.

Was quälte denn ſein unglückſchweres Herz?

Clorinde.

Wenn gleich ſein Zaudern früher mich verdroſſen,
Und daß er mich behandelt, wie ein Weib,
Mir Vorrecht zu ungleichem Kampfe bietend;
So regte ſeltſam etwas ſich in mir,
Und meine Kampfluſt minderte ſich ſchon —
Als plötzlich er die Waffe wüthend ſchwang,
Um mir die Todeswunde zu verſetzen.

Erminia.

Der Gräßliche!

Clorinde.

Mir kam die Wuth, und wie
Ich ſeine Bruſt zu treffen ſuchte, ſank
Sein Arm zur Erde. „Wohl mir!“ rief er aus,
„Jetzt werd' ich doch durch deine Hände ſterben!
„Zerſpalte mir die Bruſt! ich will den Tod!“

Erminia

(mit Theilnahme)

O, meine Freundin! du gewahrteſt nicht . . . .

Clorinde.

Ich war durch dieſes Wort entwaffnet worden,
Und ſah ihn unentſchloſſen, zaudernd an,

Da kam ein Trupp der Seinen angeſprengt —
„Guelfo! Sie iſt's!“ rief er dem Führer zu.

Erminia

(ergriffen.)

Guelfo —?

Clorinde.

Und jener rief: „dort giebt es Arbeit,
„Dort braucht man deines Arms! Zu Roß mein Freund!“
Des Zweikampfs ritterliches Recht beachtend.
Indem mich Einzelne kein Blick verſehrte
Schwang man ihn auf ein Roß — er flog dahin.
Die Seinen folgten ihm im ſchnellſten Laufe,
Ich blieb zurück mit ganz betroffnem Sinn.

Erminia

(ſie ſieht.)

Ich kannte Guelfo wohl — und ach! ſein Freund —
Oft hab' ich nächtlich ſtill um ihn geweint.

Dritter Auftritt.

Vorige. Aladin, der Argant (hereintreten.)

Aladin.

Begrüßet hier den kriegrischen Argant,
Des großen Königs von Aegypten Helden,
Der uns mit Hülf' und Freundschaft ehren will.

Clorinde.

Willkommen! Solcher Männer sind vonnöthen,
Denn blut'ger Kampf ist eben an der Zeit.
Es wird mir Ehre bringen, dir zu gleichen.

Argant.

Verew'gung mir, es dir zuvor zu thun.

Aladin

(zu Erminien.)

Und Fürstin, was hast du Verbindliches
Dem werthen Gastfreund Aladins zu sagen?

Erminia.

Ein schwaches Weib, wie ich, kann nur durch Schweigen
Des Helden Werth bescheiden anerkennen,
Den ich als deinen Gastfreund itzt begrüße.

Argant

(betreten.)

Den Gastfreund Aladins nur? — Nun! Argant,
Ist mehr im Feld, als im Gemach gelitten.

Aladin

(mit ſanftem Vorwurf zu Erminien)

Willſt du denn nie das ſchöne Haupt verklären,
Das nun genug der Seinen Fall beweint?
Willſt du denn unter uns ein Fremdling bleiben?

Erminia.

Mit Dankbarkeit küß' ich die milde Hand,
Die, wie die deine, zart die Wohlthat reicht.
Du ſpendeſt deine Gaben königlich;
Es zeigt der Schmuck, womit du mich verſchönſt,
So wie der Sklaven und Sklavinnen Zahl,
Und mehr denn alles, dieſe Freundlichkeit,
Die mir des Lebens Reiz erwecken möchte;
Doch laß' mir Zeit, denn alle Thränen enden!
Laß' mich mir ſelbſt — denn in der Einſamkeit
Sprießt ſeegensreich und ſtill durch todte Aſche
Der ausgebrannten Bruſt, des Herzens Frieden,
Gleich jungen Paradieſen, ſanft hervor.

Aladin.

Wie einſt in deines Vaters Kaſſan Hauſe
Gemeße der geliebten Tochter Recht,
Denn meine Gunſt für ihn und meine Neigung
Iſt ſeiner Erbin ganz anheim gefallen.

Argant.

Herr! du verweichlicheſt der Fürſtin Gram.

Wenn giftiger Nebel über Saaten liegt,
Wird ihn der Sonne milder Strahl zerstreuen? —
(mit Stärke.)
Den Nordwind wollt ihr von der Kette schließen,
Der jagt ihn wieder in den Sumpf zurück.

Clorinde.

Der Nordwind bricht die Blüthen unterm Nebel!
Argant, auch rauh ist oft die Hand des Starken.

Argant.

Oft hab' ich diesen Vorwurf nun verschlungen,
Daß Weiber kräftig Wollen Rauheit schelten. —
Schirmt euch Empfindelei vor Grausamkeit?
Wie greift ihr lüstern nach des Wildes Fleisch!
„Doch," sprecht ihr, „sei verflucht der Arm, der ihm
„Den Pfeil in die erschöpfte Weiche trieb!"

Clorinde.

Zu wenig blieb mir fast von dem Geschlechte,
Das du [illegible] zeihst.
Denn über Feld' ich früh schon durch die Wälder,
Ich warf den Wurfspieß schnell und fern und sicher,
Und bändigte das Roß, so widerspenstig
Mit Schaum das zügelnde Gebiß begoß;
Doch fühl' ich wohl, es ist was Mächtigers
Als Macht, im Weibe da — das bittend herrscht,
Ein geistiger, geheimer Reiz, der wie
Ein Herr Gehorsam fordert und erhält.

(mit Würde auf Erminien deutend.)

Den wolle hoch du in der Fürſtin achten,
Da in der Freundin ich ihn ſtets verehrt!
Erwirb dir meinen Beifall durch dein Schwert,
Nach ihrem Lob ſollſt du in Demuth trachten.

Erminia

(höchſt zärtlich.)

O Freundin! O Clorinde!

Aladin

(zu Clorinden.)

Sei nicht zu
Empfänglich für ein Wort, das unſerm Helden
So ſchlicht und grad aus ſeinem Herzen kam.

Argant.

Gleichviel. Ihr ſollt mich zeitig näher kennen;
Und in mir wohnt Vermögen zu begreifen,
Was einem Mann zu lernen Ehre bringt.
Der Mann jedoch, der feſte Wurzel faßte
Und dem Orkan mit ſtarrem Haupte trotzt —
Soll er des Rohrs demüth'ge Tugend zeigen —?
Er wird zerbrechen, aber ſich nicht beugen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Offizier der Leibwache.

Offizier.

Gesandte kommen, Herr, vom Christenheere,
Und bitten dich um williges Gehör.

Aladin.

Es sei gewährt. Laß hier herein sie treten.
Wohl wünsch ich, daß ein gutes Wort sie bringen.

(Offizier ab. Aladin besteigt einen reichen Stuhl. Argant setzt sich zur linken, Clorinde zur Rechten, und neben Clorinden Erminia.)

Argant.

Da meines Königs Heer' und Bundsgenossen
Zur Hülfe dir vom Nil herübereilen,
So zwingt dich nichts, dem Franken nachzugeben
Bis dahin bleiben wir

(aus Ab. und Clorinden deutend)

des Thrones Pfeiler

Fünfter Auftritt.

Vorige. Tancred und Guelfo (treten herein)

Erminia

(indem ſie hereintreten, für ſich.)

Tankred und Guelfo! Himmel ſteh' mir bei!

Clorinde

(überraſcht für ſich.)

Er iſt's der mir ſo ſonderbar begegnet!

Tancred

(in Vorſchreiten zu Guelfo.)

Clorinde ſitzt vor dir! — Sprich du, ich kann nicht!

Guelfo.

Und traurig ſehn wir dort Erminien!

Aladin.

Was wollt ihr? — Redet frei und ohne Rückhalt,
Wenn ihr uns gegenüber Platz genommen.

(Tancred und Guelfo laſſen ſich nieder.)

Guelfo.

Der große Feldherr Gottfried von Bouillon,
Als unſer Freund und würd'ges Oberhaupt,
Entbietet ſeinen Gruß hiermit durch uns.

Aladin.

Zur Sache!

Guelfo.

Wenig haben wir zu sagen.

Dein Volk mißhandelt unsrer Krieger Leichen,
Wenn sie den Tod zur Ehre Gottes starben.
Oft, wider allen Kriegesbrauch und Recht,
Verweigert uns dein Heer die todten Körper
Zur christlichen Beerdigung. Erst heut
Ging Raimund, unser tapfrer Waffenbruder,
In Gottes Reich; der tapfre Ritter Guido
Fiel auch und ward zur Stadt hieher geschleift,
Zur gräßlichen Belustigung des Volks,
Und Raimunds edle Leiche ward zerstückt,
Um ihr des Grabes Ehre zu entziehn.

Argant.

Seid ihr als Todtengräber hergekommen?

Guelfo

(kalt, ohne Argant anzusehn.)

Wir sind an Aladin gesandt. — Um nun
Den Zweck der Sendung kurz dir anzudeuten;
So fordert Gottfried mit gerechtem Wunsche,
Daß dieses Gräuelwesen gänzlich ende,
Und beiderseitig die gefallnen Männer
Zurückgegeben werden an ihr Volk.
Da itzt dein Heer, das siegreich unserm Lager
Schon nahte, wiederum zerstreuet ward,
So sind Raimunds Gebeine zwar gesammelt,

Doch fordern Guidos Körper wir von dir,
Sonſt ſieht der große Feldherr ſich ermüßigt . . . . .

Argant

(raſch einfallend.)

Sprich, hoher König, was du drob beſchloſſen,
Eh' er die Drohung ſchimpflich ausgeſtoßen!
Iſt ſeinem Munde ſie einmal entfahren,
So kannſt du auch das Kleinſte nicht gewähren.

Aladin.

Unwürdig wärs die Bitte abzuſchlagen.

Guelfo.

Ein weitres meldet unſre Sendung nicht.

Aladin.

So ſey's, wie ihr gewünſcht. Geht ſicher heim.

(alle ſtehen auf.)

Tancred.

Ver'arte König, daß ich ehrerbietig
Der hohen Fürſtin dort mich nahen darf.
Erminia wird deſſen Dank nicht fliehen,
Den einſt ihr Hochſinn freundſchaftlich geehrt. —
Ein giftig Fieber flog mir durch die Adern
Tief unter meiner Stirn erloſch mein Auge,
Und auf die eingefallne Wangen pflanzte
Der Tod ſchon der Zerſtörung bleich Panier;
Da ſuchteſt emſig du, in allen Gärten
Des königlichen Vaters, edle Kräuter,

Und zogst mit tiefer Kunst den Geist aus ihnen,
Und flößtest mir ihn ein, mit eignen Händen.
So retteten du mich vom frühen Grabe.

Argant.

Den Feind, der Antiochien, ihr Erbe
Mit Schwert und Flamme nahm, in wildem Sturm!

Guelfo

(ausbrechend.)

Argant!

Clorinde

(erstaunt vor sich.)

Ist möglich! — dieser Mann ist Tancred —?

Tancred

(über die Antwort verlegen zu haben.)

Nie! nie vergaß ich dich, du Tochter Kassans!
Wenn gleich mir keine Kunde von dir kam,
So eilt ich auch darum bemühter gewesen.
An Garben reich sey einst dem Tag der Ernte,
Und Friede sey mit dir! — Dich segne Gott!

Erminia

(bewegt.)

Ich hab' an dir gethan, was ich des Feindes
Liebreicher Großmuth schuldig war. — Nie! nie
Kann ich den menschlich tapfern Mann vergessen,
Der dem besiegten Feind kein Feind mehr war.
Dich schirme gnädig Gott! — Dich segne Gott!

(ſich zu Guelfo wendend.)

Und dich, du biedrer Freund des Helden Tancred.

Tancred

(mit Befangenheit zu Clorinden.)

Und du! die mir ſo furchtbar ſchon erſchienen,
Izt, wenn ich recht das hohe Antlitz deute,
Mit Rührung

(auf Erminia deutend.)

nach der Holden hingewendet,
Für die dein Haupt ſich zur Umarmung neigt:
Du biſt mir nicht mehr fremd, du Herrliche!
Laß' mich des ſüßen Augenblicks genießen,
Wo du mir friedlich gegenüber ſtehſt.

(mit Beziehung und ſehr gerührt.)

Nicht Frevel iſt es izt, dir wohl zu wollen,
Für Feigheit gilt hier nicht ein ſanftes Wort.
Das Schickſal nimmt, ſind wir im Felde dort,
Ein jedes Lächeln das der Luſt entquollen,
Mit ſeiner wilden Todesſichel fort!

Clorinde

(mit gemildertem Ernſte.)

So ſieh mich an! — Ich darf dich wacker heißen.
Mein Herz iſt rein von Groll, dich haß' ich nicht!
Doch werd' ich, wenn herein der Morgen bricht,
Mit ſtarker Hand gewiß das Band zerreißen,
Womit die Gaſtlichkeit uns hier umflicht.

Argant

(Sich nicht mehr mäßigend.)

Langweilig gähnt mich diese Kurzweil an!

(mit Ungestüm zu Tancred.)

Ist hier der Ort, das süße Gift zu speien,
Womit im Abendland am Königshof
Dein Schranzenamt so reichlich dich genährt?
Du Schmeichler! Ködertest du auch Feindesweiber?

Tancred

(mit Hoheit.)

Argant! es naht die Zeit, wo ich mein Arm,
Von Rücksicht ungezähmt, erheben darf.
Ich überwand mich unter unsern Zelten,
Denn doppelt hatte dich ein Heil'genschein —
Des Gastfreunds und des Abgesandten Würde —
Als unverletzlich mir geweiht. — Der Glanz
Zerfloß. — Sprich Prahler! worauf gehst du aus?

Argant

(Sich vergessend, wütend nach dem Schwerte greifend.)

Verfluchter Christ!

Aladin

(ihn verhindernd.)

Besiege dich Argant!

Clorinde

(desgleichen.)

Laß', Wüthender! im Schooß des Friedens hier
Die Waffen ruhn.

Erminia.

O Gott! steh' Tankred bei.

Guelfo.

Cirkassischer Barbar! ist denn bei uns
So schimpflich heute dir begegnet worden?

Tancred.

Ha sieh, Argant, wie wenig du gelernt,
Die Männerkraft, die dir verliehen ist,
Auch wie ein Mann, mit Würde zu gebrauchen!
Drum werd' ich nicht den Mann in dir bekämpfen,
Ich geh' auf eine wüste Löwenjagd. —
Gewiß weiß ich, daß muthig du und stark,
Von Kampflust ganz beseelt, die Furcht verachtest,
Den Schmerz verachtest und des Todes Nähe
Und alle Martern, die dem Leibe drohn.
Der Löwe thut desgleichen. — Mehr will ich!

Argant.

So komm heraus Glattzüngler! Komm du Höfling!
Da doch einmal in diesem schaalen Leben
Die Tapferkeit sich erst nach Platz umsieht —
Wie Räuber dicke Wälder suchen müssen —
Als wenn es Schande wär', ein Schwert zu ziehn!

So komm heraus! — So weit der Himmel reicht,
Gilt dort des Löwen Recht, dich anzupacken,
Den Lästrer auf den Boden hinzuschlagen,
Und in das kalte Herz, gerecht empört,
Die rächerische Klaue festzukrallen.

Tancred.

Ha wohl! so geh' ich eilend izt zurück,
Die Antwort Aladins zu überbringen,
Dann komm' ich, von zwei Freunden nur begleitet,
Den bösen Spott, womit du mich verhöhnt,
Die böse Schmach, die du dem Abgesandten,
Der Völker heil'gem Recht zum Trotz anthatst,
Mit deinem schwarzen Blute rein zu waschen!
Es darf kein Frevler Tancreds Nahmen schänden!
Ich warte deiner dort im tiefen Grunde,
Es sey zur guten oder bösen Stunde,
Dich zu bestrafen, oder selbst zu enden!

(nach einer Verneigung gegen die Uebrigen, mit Gaelio ab.)

Argant.

O bändigt euch in mir, ihr Rachegeister!
Laßt ab! — Mich würgt der Zorn! — Wie heiße Lohe
Versengt das Herz mir lechzend Ungeduld.

Aladin.

Und wenn dem Unstern dich erliegen läßt,
Muß nicht Jerusalem, das seine Rettung

In

In deine Hand gelegt, dich bitter tadeln,
Weil du es deiner Rachlust aufgeopfert?

Argant.

So zweifelst du, daß ich als Sieger kehre? —
Ha! bittrer stimmt, o König, mich dein Zweifel,
Und ruft mir gräulich jenen Tag zurück,
An dem ich meines Oheims Sohn erschlug. —
Es hatt' ein Pardel unter seinen Heerden
Mit wilder Gier drei Tage schon gehaust;
Da sprach ich zu ihm: Oheim schenke mir
Das wackre Roß, womit du heut gejagt,
Ich will auf ihm den Leopard erlegen.
„Tuber, mein Sohn, stellt ihm schon nach. Doch nimms
„Und jage Füchse!" sprach er, höhnisch lachend:
So fiel auf Ohm und Sohn mein schneller Haß.
Ich aber rang an einer Eiche Stamm
Mit einem Dolch und einem Spieß bewaffnet,
Dem wilden Leopard das Leben ab. —
Tuber kam nun auf jenem Roß daher,
Indeß vom Blut ich meine Wunden wusch,
Und rief, mich neckend: „Sieh ein edel Roß!
„Argant, willt dus zur Fuchsjagd nicht erstehn?"
In Jähzorn schlug ich drauf den Spötter nieder,
Und floh an des Aegypter Königs Hof. — —
Dir hab' ich diesen Knabenstreich erzählt,

Daß dir bewußt, wie werth Vertraun mir iſt.
Dem bin ich falſch, der mit Verdacht mich mißt.

Aladin.

Wer hat an dir gezweifelt, Streiter Mahoms?

Argant.

Für Mahom ſtreit' ich nur aus Frankenhaß.
Mein Schwert iſt meine Hoffnung und mein Glaube! —
Clorinde, ſey mir Zeuge beim Gefecht.

Aladin.

Ein heißer Grimm nährt jedes deiner Worte,
Zerſtreue jenes Unmuths graue Wolke.
Ein ſchöner Waffenſchmuck liegt für dich fertig,
Als meiner Achtung früheſtes Geſchenk.

Argant.

Ich folge dir.

(Aladin führt Argant ab.)

Erminia.

O Freundin, welche Bürde
Wird mir des Mannes rauhe Gegenwart!

Clorinde.

Er iſt nun ſo, gewöhne dich an ihn.

Erminia.

Mit banger Furcht erfüllt der Zweikampf mich.

Clorinde

(forſchend.)

Du möchteſt Tancred gern als Sieger ſehn.

Erminia.

Clorinde!

Clorinde.

Hab' ich wirklich dich errathen?

Erminia

(Clorinden ſcharf ins Auge faſſend.)

Und, Freundin! wollteſt du ihn fallen ſehn?

Clorinde.

Er zeigt ſich ſo, daß ich ihn nicht verkenne;
Doch, ziemt es mir, dem Feind geneigt zu ſeyn?
Soll ich Argant, der eifrig uns verficht,
Soll ich dem Freunde nicht den Lorbeer gönnen?
Argant iſt rauh — doch traun, von hohem Sinne,
Argant iſt ſtolz — doch ſucht er nur den Ruhm!
Auf ſich gelehnt, ſteht er vertrauend da.

Erminia.

Zum Uebermuth wird ſchon ſein Selbſtvertraun.

Clorinde.

Vertraun mit Kraft iſt ſeltner Männer Stempel.

Erminia.

Die Kraft, die nur zerſtört, iſt haſſenswerth.

Clorinde.

Du darfſt nicht haſſen, was vortreflich iſt.

Erminia.

Ich kann nicht lieben, was mir feindlich naht. —
Und warum gönnst du Tancred nicht den Sieg?
Soll ich zu ihm nicht freudig übertreten,
Da er durch Großmuth meinen Haß bezwang?
Und du?

(mit Thränen.)

der er mit heißer Seele nahte,
Sie ganz erschloß, und einen kurzen Blick,
Doch hell — Clorinde zürne nicht — so hell,
Dir in das Heiligthum des Herzens gönnte . . . . . .
War ers auch nicht, der dir die Brust heut Preis
gab?
Der sonderbare Fremdling? — O Clorinde!
O Freundin meiner Seele, läugn' es nicht!

Clorinde

(in einiger Verlegenheit.)

Erminia, mein theures Mädchen! dürfte . . . .

Erminia.

Fürwahr, ich irre nicht! — Dir war er fremd,
Wie ein bekannt Gestirn ging er mir auf,
Der mich beschirmte, meiner armen Mutter
Ein Rettungsengel war, uns unsre Schätze,
Uns unsre Freiheit gab, und meines Vaters
Verehrten Leichnam aus der Flamme trug,

Die das erstürmte Antiochien
Mit gräßlicher Gefräßigkeit verschlang!

(mit immer steigender Leidenschaftlichkeit.)

Wie er von meiner schmerzerfüllten Mutter,
Von Mitgefühl erdrückt, Vergebung flehte,
Mit Thränen ihre matte Hand begoß,
Und dann dem Würgen der beraubten Bürger,
Zugleich in allen Gassen, wie ein Gott,
Durch seiner Stimme herrische Gewalt
Ein Ende machte! — Ha, wo ist der Feind,
Der, so wie Tancred, von besiegten Gatten,
Von Müttern, Kindern, Greisen, der von allen
Mit lautem Jauchzen und mit Freudenthränen,
Durch eine Stadt, wo noch aus Brandruinen
Der Rauch gen Himmel dampft, getragen ward?

(Lange Pause, dann zu Clorinden, die in sich versunken dasteht, wehmüthig.)

Ich geh' nur in den Garten! — Zu bewegt
Hallt mir herauf ein Ton vergangner Zeiten!
Hinaus muß ich, den Busen zu bestreiten,
In dem ein krankes Herz zu heftig schlägt!

(ab.)

Clorinde

(allein, Erminien traurig nachblickend.)

Das wars? — Daher, Erminia dein Gram?
Daher die Wehmuth und die blassen Wangen? —

Ich sah die Thräne jungfräulicher Schaam
Mir kund zu thun dein sehnsuchtvoll Verlangen!
Doch, was das Wort der Lippe wieder nahm,
War etwas Finstres, war kein Mädchenbangen; —
Nicht, weil dein Herz den rechten Weg verfehlet,
Trägst du noch dein Geheimniß halb verhehlet. —
O Fremdin! nimm mir nicht dein süß Vertrauen,
Weil es dich schmerzt, daß Er mir heiß genaht;
Laß sorglos mich in deine Seele schauen,
Das Schicksal führt mich nicht auf seinen Pfad:
Nein, unabwendbar streut es Blut und Grauen
Hart zwischen mich und ihn, als Todessaat!
Ihn zu vertilgen muß ich grausam trachten,
Und, liebt er mich, so darf ich ihn — nur achten.

(Unruhiger.)

Woher kommt mir so plötzlich dies Erröthen?
Und diese nie gefühlte Bangigkeit?
Will sie in mir das Heldenmark ertödten?
Zeugt schimpflich sie von meines Busens Streit? — —

(Heraus.)

Hinaus! — Befreit mich wieder Schlachtdrommeten!
Arganr hält sich zum Kampfe schon bereit.
Dort, auf des Ruhmes blutbesprengten Triften,
Will ich dem frischen Muth den Busen lüften!

(Sie eilt hastig von der Bühne.)

Dritter Akt.

Ein großer Saal im Pallaſte Aladins, mit einer Ausſicht nach dem Jordan.

Erſter Auftritt.

Erminia (auf einem Ruhebette.) Mandane (ſo eben hereintretend.)

Mandane.

Warum haſt du den Garten ſchon verlaſſen?
Ich habe dich geſucht durch' alle Schatten,
An jedem Quell, in jeder duft'gen Laube —
Nun bring' ich dir den Garten ins Gemach.

(Sie überſchüttet Erminiens Schooß mit Blumen.)

Erminia.

Willſt du mich unter Blumen denn begraben?

Mandane

(vertraulich vor Erminien hinkniend, indem ſie ſich mit den Blumen in ihrem Schooß beſchäftigt.)

Hier nimm die Myrthe für dein ſeidnes Haar;
Sie ſteht ſo ſchön den jungfräulichen Locken.

Erminia.

O lege sie zurück! Sie liebt mich nicht.

Mandane.

Sie liebt dich doch — nur weil sie spröde thue,
So laß zu ihr uns diese Rose gatten;
Der Liebe folgt der Brauttranz immer willig.

Erminia.

Du bist ein Kind! ja recht ein Kind, Mandane!

Mandane.

Ich kanns nicht lassen, heitern Sinns zu sein.
Daß ich bei dir, mit dir, nicht traurig werde,
Muß ich der süßen Thorheit in mir danken. — —
Und sieh die Hyazinthe zärtlich schmachten:
So lieblich schmachtet auch Erminia.

Erminia.

(Streng und mißbilligend.)

Mandane!

Mandane

(zudeckend.)

Diese Unschuldslilie
Bist du! — Und diese Nelke, wie sie brennt!
Sie ist die Schwester deines heißen Herzens.

Erminia.

Du holdes Kind!

Mandane

(höchst einschmeichelnd.)

Und dieſes Immergrün
Iſt deiner Sklavin Treu für ihre Fürſtin;
Dies Veilchen, das ſo ſpät ich fand und einſam,
Iſt meine Demuth für Erminia. — —
Und hier Jasmin — und hier noch Feldzianen
Wohlthätigkeit und freundlich mildes Lächeln,
Die du Mandanen immerdar geſchenkt.

Erminia.

So will ich ſie vor allen auserwählen.

Mandane.

Hier ſind noch zwei, die preiſ' ich mir vor allen:
Sieh, Geisblatt — duftend nächtlich und geheim,
Verborgner Sehnſucht ſtille, ſüße Blüthe!

Erminia

(mit Fleiß ausweichend.)

Und warum hältſt du immer die Granate
In deiner Hand zurück?

Mandane.

Warum? — du zürnſt,
Wenn ich verrathe, was ſie mir vertraut.

Erminia.

Die Schalkheit leuchtet hell aus dir hervor.

Mandane.

Willſt du, was ſie ins Ohr mir ſagte, wiſſen?

Erminia.

Ein schuldlos Blümchen kann nichts Böses sagen.

Mandane.

Es sprach: Ich bin dir gut; doch fördre mich
An Ihren Busen, den — so wie ich glühe —
Ich ganz mit Zorn und Rache gegen Tancred . . . .

Erminia.

(indem sie sich heftig erhebt, und die Blumen auf den Boden fallen läßt.)

Verlaß mich!

Mandane

(erschrocken aufspringend.)

Fürstin!

Erminia.

Nein!

Mandane.

O Gott! du zürnst?

Erminia.

Du sollst mich endlich unversöhnlich finden!

Mandane

(Erminiens Kniee umschlingend.)

Nicht eher steh ich auf vor deinen Füßen . . . . .

Erminia.

Mir zum Verdruß mißbrauchst du solche Nahmen —?

Mandane.

O, wenn du mir die Freiheit gäbſt, von ihm
Nach meines Herzens frohem Hang zu ſchwatzen!

Erminia.

Steh auf! — dein Leichtſinn ſpielt mit meiner Nachſicht.

Mandane

(aufſtehend.)

Und da er dir ſo werth iſt, ſoll ich nie
Ihn nennen? — Da ich ihn ſo ehre, Fürſtin,
Willſt du, daß ich den Gütigen vergeſſe,
Um deſſentwillen du ſo hold mir biſt? — —
Mandane ſaß am wilden Feigenbaume,
Und klagte laut ihr bitter Leid der Nacht;
Im Sturme war ihr Vater umgebracht,
Verlaſſen blieb ſie auf dem Erdenraume:
Da kam ein Chriſtenritter ſpät geritten,
Er ſtieg vom Roß, beleuchtend ihr Geſicht —
Sie wagte dreiſt, um Beiſtand ihn zu bitten,
Und fürchtete ſein mildes Antlitz nicht. —
Er nahm ſie hinter ſich aufs Roß und jagte
Zum königlichen Pallaſt ſonder Ruh;
Da langt' er an, als grau der Morgen tagte,
Und führte ſie der Königstochter zu.
Die ward von weichem Mitleid bald durchdrungen,
Sie trocknete des Kindes Auge zart —

Drum hats zwei Nahmen in der Bruſt verwahrt:
Erminia und Tancred, eng verſchlungen. —

Erminia.

Du willſt mich überwältigen, Mandane!
Der Stolz iſt hin, ich kann nicht widerſtehn.
O nähre mich mit ſchmerzlichem Entzücken!

Mandane.

Am Waſſerfall, durch dichte Lorberwipfel
Schien blaß der Mond auf meine Königin;
Da ſchwebte langſam von des Hügels Gipfel
Ein ſchöner Held, am blauen See dahin;
Und eh er in des Tales Dunkel ſchwand,
Winkt er den letzten Gruß mit frommer Hand —
Die Fürſtin ſtarrte bebend in die Schatten,
Und ſank lautweinend auf die Roſenmatten!

Erminia

(tief bewegt.)

So bin ich denn der Lauſcherin verrathen!
Du biſt mir treu, doch bitt' ich, hör' nun auf!
Ich will allein mich weinen ſehn! — Gehorche! —

(Mandane geht zaudernd ab.)

Erminia

(allein.)

Nun brecht hervor verhaltne Thränen!

(ſie wirft zufällig den Blick durchs Fenſter, und ſchaudert zuſammen.)

Gott!

Dort stürmt Argant schon schnaubend auf und nieder!
Und ruhig mißt Clorinde da die Ferne. —
Ha! Glückliche! dir flammt sein Herz entgegen!
Warum bin ich denn nicht, wie du? so würdig,
So stark, so kühn? — Was wars, das mich so stach?

(erschrocken)

Gerechter Himmel, ist es Neid? — O, nein?
Clorindens kann ich nur in Liebe denken. —
Wenn ihre Freundschaft diesem Herzen gnügte,
Zum Götterrange wärs empor gehoben! — —
Weit unten färbt den Himmel finstres Schwarz —
Ich höre leise Donner in der Ferne,
Und Kraniche ziehn still und tief zur Ebne. —
Dort wirbelt Staub empor. — — Drei Reiter sinds! —
Er kommt — und immer rollt der Donner näher.

(Entferntes Gewitter.)

Zerspaltet ihm den Pfad, ihr starken Blitze!
Entladet euch, ihr regenschwangern Wolken
Und gießt ein Meer vor seinen Füßen aus!
Er soll dem Tod nicht in den Rachen stürzen!
Da ist er — wehe mir! — Er sieht Clorinden! —
Er staunt — er ist in sie verloren! Brich,
O brich mein armes Herz! — — Argant sprüht Wuth! —
Clorinde leihe deinen Arm dem Theuren!

Dann fällt er nicht; ja, dann iſt er gerettet! — —
Sie reiten aus einander. — Gott, o Gott!
Sie nehmen Raum zum Anlauf. — —

(lauterer Donner.)

Sey begrüßt
Betäubend Ungewitter! Seyd begrüßt
Ihr Flammen in der rothen Rächerwolke!
O blender mich! zerreißt mir Ohr und Auge!

(ſie eilt vom Fenſter hinweg.)

Mein Blick wagt ſich nicht mehr ins Feld hinab!
Vielleicht iſt Er ſchon hin! — Er iſt dahin!

(ſie ſinkt erſchöpft auf ein Ruhebette.)

Zweiter Auftritt.

Erminia. Aladin.

Aladin.

Mit heißen Wünſchen für ſein Glück, will ich
Von hier die Männerfauſt Arzants bewundern.

(er geht nach dem Fenſter.)

Ha! beide Roſſe wälzen ſich am Boden!
Es ſind die ſchweren Lanzen ſchon zerſplittert!

Erminia.

(für ſich, mit über einander verſchränkten Armen betend.)

O rett' ihn doch, du Gott gerechter Kämpfe!
Als Opfer will ich dir mein Leben weihen!
Herr! nimm es hin! willſt du Ihm Sieg verleihen.

Aladin.

Sie haben ſich ſchon wieder aufgerafft;
Sie ſteigen von den Roſſen ab. — Sie ziehn
Die Schwerter nun — ſie nahen ſchnell einander —
Bruſt gegen Bruſt ſtehn ſie gewurzelt da. —
Argant hebt ſeinen Arm — — Ihr Himmelsmächte!
Der Chriſt hat ihm die Seite ſcharf getroffen.

Erminia

(auf ihren Knieen mit Freudigkeit, indem Aladin unverwandt durchs Fenſter ſieht.)

O du! der du des Schwachen Flehn erhörſt,
Und jeden Angſtruf in der Höhe hörſt,
Selbſt meine Liebe will ich dir geloben!

Aladin.

Ha! es ermannt ſich ſchon Argant! — So ziemt
Es wackern Männern einen Kampf zu führen.

(Donner und Blitz, die während des Folgenden von Zeit zu Zeit, und gegen das Ende dieſes Auftritts häufiger wiederkehren, ſo wie während der nächſtfolgenden Scene eben ſo wieder allmählig abnehmen und ſich entfernen.)

Der Himmel freut ſich ſelbſt in wildem Brüllen,
Und leuchtet ihnen mit dem Fackelſchein
Des an einander jagenden Gewölks. — —
Bei Muhamed! der Franke hat den Vortheil;
Er ſtach Argant ſo eben in die Schulter.

Erminia

(aufſpringend, mit gen Himmel geſtreckten Armen.)

Du Gott der Chriſten biſt der Gott der Liebe!
Zu dir will ich mein Herz im Glauben wenden:
Laß Ihn nicht unter Feindesſtreichen enden!

Aladin.

Nichts gleicht der Wuth Argants! Wie Wetterſtrahlen
Führt er nach Feindesbruſt und Haup. das Schwert! — —
Der Franke taumelt . . . .

Erminia.

Gott! ich ſinke!

Aladin.

Nein!
Noch rettet er ſich — Nein, er wankt — er wankt —
Das war ein kräftiger Hieb! — Dank Muhamed!
Erminia! Argant erringt den Sieg! — — —
Itzt ſeh ich nichts. Der Sturm verhüllet ſie
In Wirbel dicken Staubs; es raſet wilder
Der gräuliche Orkan, und dicke Nacht
Iſt auf die Helden ſchon herabgeſunken.

Erminia.

Erminia.

O könnt' ich doch durch alle Himmel rufen,
Daß mich erbarmungsvoll der Herr vernähme!
Ich habe dir mein Leben ſchon geweiht,
Selbſt meine Liebe. — Herr nimm alles hin!
Nimm auch das Heiligſte ſo mir gehört!
Bedecke meinen Ruf mit Spott auf Erden,
Doch laß Ihn nicht im Kampf zu Schanden werden!

Aladin.

Erminia, wie biſt du ſo erſchüttert!

Erminia

(mit gänzlicher Vergeſſenheit.)

Gieb ſeiner Hand die Macht, gieb ihm den Sieg!
Beſchirm' ihn, Gott! mit deiner Gnade Schild!
Sein Leben verrinne nicht .... Ha Wehe! Wehe!
Ich kann nicht mehr .... Wo bin ich? — Aladin! — —

Aladin

(mit Beſorgniß und Theilnahme.)

Erminia, was haſt du? — meine Tochter! —
Und biſt du krank, o ſo verhehl' es nicht!
Mit Trauer ſeh ich, wie du ſo zerrüttet
Durch ſteten Gram in deinem Geiſte worden.

Erminia.

(Sich sammelnd.)

Es fällt ein Schmerz mich krampfhaft hier an,
Und läßt mich los, wenn er genug gerast. —
Es wird mir besser, Herr, sey unbesorgt. —

Aladin.

Hör, wie der Regen prasselt — Tausend Ströme
Ziehn durch das tiefe Blachfeld itzt, und tobend
Heult eine Windsbraut durch die schwarze Luft. —
Was macht Argant? — Liegt Tankred schon am Bo-
den? —
Ich sehe nichts, als dort in tiefer Ferne,
Wie ein empörtes Meer, des Waldes Wipfel
Zum Himmel auf, zur Erde niederwogen
Und pfeilschnell winden von zerrißnen Aesten
Gleich glühnden Schlangen, Blitz an Blitz sich hin. —
Kommt niemand der vom Kampf mir Kunde bringt?
(ab.)

Erminia.

Raum, schwacher Muth! nimm deine letzte Kraft!
Bald tönt es laut und gräßlich: Er ist todt!
Mit Heha und Jauchzen rufts sein Mörder aus!
Die Säle hallen wieder: Er ist todt! — —
Schon naht des Boten unglückschwerer Schritt —
Der Pestgauch seiner Worte wird mein Herz

Versengen. — — Ja, nun werd' ichs hören! —
Horch!
Das ist Clorindens Gang.
(in Erwartung bebend, leise)
Ach! ist er todt? —

Dritter Auftritt.

Clorinde. Erminia.

Erminia
(aufschreiend.)

Er lebt Clorinde! Ja! — O Gott! Er lebt!
Wie könntest du so heiter denn noch lächeln
Wenns anders wäre.

Clorinde.

Beide leben, beide!
Du armes Kind, und bang hast du gezittert.

Erminia.

O Freundin! gönne diesen Thränen Freiheit,
Das Herz erleichtert süß in ihnen sich!
O sieh mich an Clorinde! Sieh mich an! —
Es ist kein Neid in mir. — Er lebt und athmet! —
Du siehst betroffen aus — So sieh mein Innres!

Ja, endlich hab' ich Kraft, gerecht zu seyn. —
Ich bin so froh — er lebt — er liebe dich! —
Mit Wahnsinn selbst! — Wie kann man anders lieben!
Liebt er dich nicht? —

Clorinde.

Ich weiß es nun — und du —?
Du liebst ihn wieder bis zur tiefsten Schwermuth,
Und beide finden wir den Mann vortrefflich.
Wie wird um ihn Erminia mit mir kämpfen? —

(sie umfassend.)

Wenn in den Arm ich nun das Mädchen nehme,
Wenn ich sie an den Busen drückend, rufe:
Erminia! mein wird er nimmer werden!
Gönnt dir ihn dein Geschick — ich raub' ihn
nicht! — —

Erminia.

Was sagst du!

Clorinde.

O du böses, böses Mädchen!
Mir schlossest du den Himmel des Vertrauens?
Der Freundschaft allerschönstes Paradies? — —
Clorinde hat des Mannes Neid erregt,
Sie macht den Mann nicht froh. Erminia
Hat nie des Männerreiches schroffe Grenze
Mit kühnem Fuß betschritten. Immer blieb,
Wie eine Sonne, sie der Bahn getreu,

In der sie wärmt und leuchtet, blieb ein Weib,
Und Liebe lohn' ihr, da sie weiblich ist. —
Ich kann die Nebenbuhlerin nicht seyn.
Mir warf ein eigensinnig Loos, mit Laune,
Ein Schwert und einen Gürtel in die Wiege;
Ich lernte jungfräulich den Gürtel tragen,
Doch steckt ich männlich auch das Schwert hinein;
Und so will ich denn harr'n, wozu ich reife.
Ein männlich Weib ist keines Mannes Weib!

Erminia

O wohl erkennt' ich deine liebe Absicht,
Indem du scherzend dieses Wort gesprochen;
Du willst durch Selbstvertrauen mich beleben,
Und sprichst von dir, als ob nicht Tankred fühlte,
Wie höchster Reiz in höchster Stärke thront.
Du bist sein werth!

Clorinde.

Ich muß ihn von mir weisen.
Mich ruft der Ruhm, der Krieg. Er ist mein Feind.
Doch ehr' ich ihn und wünsch', er wär' es nicht. —
Wie schlägt das Herz mir ungestüm, wenn ich
Des herrlich schönen Kampfes noch gedenke!
O! wohl war dieser Tag erfahrungsreich! —
Sie standen, wie zwei Ungewitter, ringend,
Und über ihnen schien das Wetterleuchten

Der Abglanz aller Funken, die sie reichlich
Sich aus dem harten Stahl der Rüstung schlugen.

Erminia.

Für diese Freuden bin ich todt.

Clorinde.

Ich glaubs;
Wie mir, umschloß Gewöhnung dir noch nicht
Die Blüthe des Gefühls mit härtrer Schaale! —
Drum kann ich sagen, wie michs hoch ergötzt. —
Am Himmel brüllten wilde Donner hin;
Argant glich ihnen ganz in Ungestüm,
Und in d[illegible] Zornes schnaubender Bewegung;
Und wie unschädlich die Gewitterfäule
Um eines Berges Haupt sich windend ringt,
So zog die finstre Wuth Argants, nur drohend
Und schadlos anfangs, um des Franken Nacken,
Der bei der Abwehr Vorsicht sonder Gleichen,
Und beispiellose Kraft im Angriff zeigte.
Wohl mir, daß ichs gesehn!

Erminia

Ich zittre noch!

Clorinde.

Zweimal war schon Argant, bei größrer Kraft,
Im Angriff selbst, von dem gewandtern Tankred
An Oberarm und Schulter leicht verwundet;
Da ließ der Asiat der Schule Kunst,

Und, seiner Rechte Riesenmacht vertrauend,
Stürzt er so schnell sich auf den Europäer,
Daß seine Streiche, wie die Regentropfen,
Wovon des Himmels Schleier sich entlud,
Auf Schild und Helm des Franken niederfielen.
Unmöglich ward es Tankred, jeden Stoß
Und Hieb zu decken — durch die Rüstung quoll
Der blut'ge Purpur . . . . . Freundin, zittre
nicht!
Erbleiche nicht! Noch lebt er ja! — Ein Held
Verliert sein Blut wie bei des Frühjahrs Anfang
Der Weinstock seiner Säfte Ueberfluß
In edlen Perlen auf die Erde weint.
Wer merkts, wenn aus der Ranke breiten Blättern
Die Traube golden uns entgegen strotzt? —
Sey guten Muths! — in dunkeln Tropfen rann
Ein Bach auch unserm Helden auf den Boden,
Und unentschieden war noch das Gefecht,
Als ungezähmt der Sturm die Regenströme
Auf sie ergoß, und ihnen das Gesicht
Mit seinen langen Ruthen von Kristall
So eifrig peitschte, bis der glühnde Blick,
Bedeckt von Wassergüssen und verfinstert,
Des blinden Gegners Luftheb nicht mehr sah.
Dann schieden beid' erschöpft, mit dem Verheiß,
Sobald die Wunden heil, durch neuen Kampf

Die bitter, tiefgefühlte Schmach zu sühnen! — —
Warum betrachtest du so forschend mich?

Erminia.

Ich sah die Lust, die leuchtend aus dir spricht,
Die Unschuld in dem stolzen Feuerange,
Die Milde auf dieser kühnen, tapfern Stirn,
Und immer frag' ich mich: ist das ein Weib,
Die blut'ge Fehde, wie ein Fest erfreut?
Die ihr ein Herz erdrückt, dann Thränen trocknet?
Ein Würgengel dort, und hier die Säule,
Um die der Freundin welke Lebenszweige
Sich hülfebedürftig, wie ein Epheu schlingen?

Clorinde.

Ein Ungeheuer macht dein Witz aus mir;
Sieh mich mit deiner Freundschaft Herzensblicken.
Ich folgte dem, was mächtig in mir rief,
Denn jeder prüfe seines Bodens Kraft.
Sey er Granit, ein Sion drauf zu bauen,
Trag' er als Rasen leichte Myrthenlauben —
Nur wölbe nicht auf Moor und See Blumen
Auf harten felsenfesten Grund Argants!

Erminia.

Ha! trübe nicht die Seele durch sein Bild!

Clorinde.

Prüf' ihn nach sich, nicht, wie er dir behagt.

Ein wackrer edler Geiſt läßt nicht von Art,
Du feileſt ſeine Kraft, nicht ſeine Fehler.

Erminia.

Muß durch Zerſtören ſich der Menſch bewähren?

Clorinde.

Bewährt ihn Glückestroß und Friedensträgheit?

Erminia.

Im Strahl des Friedens ſonnt ſich nur das Herz.

Clorinde.

Der Liebe Glanzſtrom ſpiegelt dir die Welt,
Im Kriege wird das Leben mir erſt klar.

Erminia.

Darf hintern Panzer ſich die Jungfrau ſtellen?

Clorinde.

Die kühne Bruſt zerſprengt den Mädchenſchleier!
Und gährt die Wunderkraft in mir, daß ich
Nur Roſen breche, nur die Spindel führe?

Erminia.

Doch ward dir denn das Mitleid nicht gegeben,
Wenn du die Ader ſcharf durchſchnitten ſiehſt,
Woraus verwandtes Menſchenblut gefloſſen?

Clorinde.

Ja, des gemeinen Haufens blindes Würgen
Erfüllt mit Abſcheu mich und Widerwillen!
Wo groß Vermögen aber ſich begegnet,
Und großer Einſicht dies Vermögen folgt,

Da zuckts unwiderstehlich mich empor.
Noch sag' ich: Wohl mir, daß ich Tankred sah!
Ihn mit dem einzigen Arsaut im Kampfe! —
Die Riesenkraft, womit die Schwefelströme
In des Gewitters todesschwangrer Wolke
Zusammenstießen, war so roh und todt,
Daß mit dem Krachen auch der Eindruck starb;
Doch unten kämpften zwei Gigantenarme!
Und Kraft und Willen, Einsicht und Geschick,
Umfaßten sich so eng und freundschaftlich,
Daß wonnetrunken ich es angesehn,
Mich um des Kampfes Ausgang wenig kümmernd. —
(mit Freudigkeit und Erhebung.)
Des Innern Bild hab' ich nun aufgefunden,
Seit Tankred vor der vollen Seele steht!
Er ist ein Gott, wo seine Fahne weht,
Ein sanftes Kind in stillen Friedensstunden. —
Wohl herrlich ists mit Ruhm bedeckt zu enden!
Und wenn das Schicksal meinen Wunsch erhört,
So wird es durch des größten Kriegers Schwert
Mich hin zu den gefallnen Helden senden.
(sanfter und mit ewiger Sehnsucht.)
Er sinkt nur nach! — und dort soll er mich finden,
Wo die Heroen, zu ewigem Verein,
In ihrer Sterne goldnem Strahlenschein,
Mit selbem Lorbeer Freund und Feind umwinden!

Vierter Auftritt.

Vorige. Aladin und Argant.

Argant.

(im Hereintreten ermattet zu Aladin)

Die Zukunft soll darüber dich belehren,
Ob mir der tapfre Tankred wär' entronnen,
Wenn ihn die Elemente nicht begnadigt.

Clorinde.

Es ist sein Nahme deiner Achtung werth;
Auch der Gefallne wird unsterblich seyn.

Argant.

Wozu erwärmst du dich in seinem Lobe!
Sprich nichts von mir, doch rühm' auch jenen nicht.
Das ist sein höchster Ruhm, daß er nicht fiel.
Er hat genug gethan — Itzt kann er sterben.
Willst du zu seiner Ehre denn noch mehr,
Als daß ich blaß und blutlos worden bin?

Aladin.

So überlaß dich itzt dem Schlaf und ruhe,
Fürwahr Argant, du bist deß sehr bedürftig!

Argant.

Ich schlafe nicht, mir giebt der Tag nicht Rast. —
Wie kann ich ruhn, wenn noch der Sonne Strahl

Auf Millionen thät'ger Arme leuchtet,
Und Karawanenlärm die Luft durchwirrt;
Wenn ich den Hammerschlag des Waffenschmiedes,
Und Pferde wiehern, Kriegeswagen rasseln,
Und des Elefanten Kette klirren höre?
Wie soll Argant da schlafen, Aladin?
Ich fühle zwar mich schwach, denn viele Wunden
Trag' ich an meinem höchsterschöpften Leibe;
Doch soll ein Bad im frischen Strom mich laben.

Aladin.

Die tiefe Wissenschaft der Heilkunst ward,
Erminia, den Töchtern deines Hauses
Als edles Erbtheil immerdar verliehn.
Misch einen Trank dem werthen Waffenfreunde,
Der heilend ihn mit neuer Kraft begabt.

Erminia.

Ich will's o Herr, wie dürft ich es verweigern!

Argant.

So glaube fest, daß ich erkenntlich bin. —
Ein trefflich Königreich ging dir verlohren.
Gönnt eine Spanne Zeit mir noch der Tod,
So sollst du thronen, wo dein Vater thronte,
Und deine hohen Ahnen stets geherrscht.
Und nicht zur Unehr' soll es dir gereichen,
Wenn du Argant, zum Lohn, die Hand gereicht,
Der deinen Thron zwar theilen, doch vergrößern,

Und dein Gedächtniß für die künft'ge Zeit
Durch seinen Nahmen herrlich machen wird.

Erminia

(erschreckend, doch sich wieder sammelnd.)

Dem Ruhm hab' ich entsagt und einer Krone,
Der Stille leb' ich und der Freundschaft nur,
Und nimmer werd' ich den Gemahl umarmen. —
Verwelken müßt' ich ja in deiner Hand!
Kann mit der Blume sich die Zeder gatten?
War zwischen Reh und Löwen je ein Bund?
Dich macht ein lauter Ruf den Völkern kund,
Mich sucht der Einsamkeit verschwiegner Schatten.

(sie geht ab.)

Argant.

Ists möglich? ziemt der Ohnmacht stolze Wahl?
Hab' ich denn recht gehört? ich ward verschmäht? —
Ha so! — mit ihres Herrn und Gastfreunds Feinden,
Den Feinden Aladins, kann freundlich sie
Und zärtlich seyn, und süße Worte wechseln!
Doch ihres Königs Waffenfreund ist fremd
In ihrer Gunst! — Ist Fürstin mehr als Weib? —
Geh Thörin hin! ich will es nicht vergessen.

Clorinde

(mit Stolz.)

Nun so vergiß es nicht — welch Unheil wärs? —
Wer gab dir Recht, die Freundin Thörin hart

Zu scheiten? — Unglimpf soll ein Weib erdulden,
Weil ihre Freiheit heiliger sie achtet,
Als allen Uebermuth des Männerhaufens?
Ich frage dich?

Argant.

Ha sieh! Auch du wirst Weib!

Clorinde.

Ich bins! — die Freundin, mich und mein Geschlecht,
Auch an Verwegnen, wie Argant zu rächen,
Und unsrer Würde ewig Recht zu schützen.

Argant.

Wo kommt der Unsinn dieses Eifers her,
Daß du mich gar ins Feld zu fordern wagst?

Clorinde.

„Daß ich es wage!" — wagst du auszusprechen?
Ich wage nichts, wenn ich auf mich vertraue!

Aladin.

Soll Zwietracht engverbundne Hände spalten?
Vergeßt ihr mich, den Feind und euren Glauben?

Clorinde

(mit leidenschaftlichem Eifer.)

Nein! nichts vergeß ich, was mein Herz erfüllt!
Drum will ich auch die Freundin nicht vergessen,
Die schmählich er der Buhlerei bezüchtigt,

Mit rohen Händen ihr das zarte Herz
Verwundet und zerbricht; und da sie schüchtern,
Durch seines Unmuths losgelaßnes Roß
Die stillen, kleinen Gärten ihrer Freuden
Mit wildem Huf zerstampfet und zerstört!
Wie soll ich meinen Zorn denn länger zügeln?
Da er zum Hohne für mein arm Geschlecht
Nach Willkühr einer Freien Herz in Ketten
Zu schlagen, sich berechtigt wähnt, weil grad
Nun das Gelüst' ihm kam, ihr seine Hand,
Wie Bettlern eine Gabe, hinzuhalten!

Aladin

(bestürzend.)

Clorinde!

Argant.

Halt, Verwegne! — Trotzest du.
Weil ich des Weibes schone? — Ha! nicht weiter
Beim höchsten Gott! ich kanns nicht länger tragen!

Clorinde.

Beim höchsten Gott! ich fürchte keinen Mann!
Wer hat durch eine Drohung mich gebändigt? —
Willst du mich züchtigen, nach Männerart,
Durch Mißbrauch überlegener Gewalt? — —
So laß von neuer Kraft dich erst durchdringen,
Dann magst du würdig seyn mit mir zu ringen.

Argant

(nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst.)

Clorinde! Ha! — Blick her! — der Wunden Schmerz
Und deiner Worte höhnende Gewalt
Zerreißen mich! — du spottest, und du lebst! —
Es schlagen Hämmer eisern meine Schläfe —
Zusammen schnürt die Brust ein ehern Band —
Doch sieh — Argant will deine Feindschaft nicht —

(weggewandt und gemildert, mit sichtbarer Anstrengung.)

Ich reiche dir die Hand. Erfasse sie!
Verwischt sey das Gedächtniß dieser Stunde!
Nimm meine Hand — nimm sie — ich sage Friede!

Clorinde

(seine Hand ergreifend, besänftigt und überrascht.)

Er sey mir theuer, da er viel dir kostet! —
O siegen muß Argant, wenn er sich bändigt!
Nicht hab' ich stärker dich gesehn, wie itzt,
Und nie wirst du mir muthiger erscheinen. —
Wenn sich empörter Grimm so weit besiegt,
Daß er der Milde nachgeht und dem Frieden,
Wie einem Kinde der gefangne Löwe —
Fürwahr! dann will man selbst den Grimme wohl;
Wie man der Wüste Fürsten, dessen Tod
Der jagdbegier ge Waidmann erst gesucht,

Lieb-

Liebkosend dann die starke Mähne streichelt,
Wenn, kraftverläugnend, er geduldig folgt.

Argant.

In Wahrheit fürcht' ich selbst die Schmeichelei.
Brich ab! Ihr unverwahrt ist meine Brust. —
Lebt wohl! Ihr sollt mich würd'ger wiedersehn.

(erschrickt ab.)

Aladin.

Dein Eifer war zu rasch, du Heldenmädchen;
Zu hart beranntest du den stolzen Mann,
Der an dem heißen Durst nach Ruhm verschmachtet.

Clorinde.

Ich fühl' es, und er weiß, daß ichs gefühlt.
Durch Weibesschaam ward Mannesschmach gerächt. —
O laß den Ruhmdurst ihm! In Feindesblut
Wird er an deinem Siegesmahl ihn löschen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Offizier der Wache.

Offizier.

Mulassan, Herr!

Aladin.

Mulassan? — Laß ihn vor!
Dem Himmel Dank! ich glaubr ihn schon verloren.

(Offizier ab.)

Auf Kundschaft sandt' ich zu den Franken ihn;
Und wenn er gleich mit hohem Grad verschlagen
Und listig ist, so mußt' ich für ihn fürchten,
Da mit der Morgendämmerung er schon
Mir die verlangte Auskunft bringen wollte.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Mulaſſan.

Aladin.

Du kommſt recht ſpät, Mulaſſan.

Mulaſſan.

Herr, vergieb!
Ich bringe reichlich ein, was ich verſäumt.
Des Feindes Stärke kenn' ich nicht allein,
Auch was er will, und wie ers will, weiß ich.

Aladin.

Wie biſt du deſſen ſicher, was du bringſt?

Mulaſſan.

Als Lanzenknecht hab' ich, im Lager drüben,
Dem Frankenfeldherrn ſchlecht, dir wohl gedient.
Die Wache hatt' ich heut vor Bouillons Zelt,
Als er die Feldhauptmänner grad berufen;
Und jedes Wort, das dieſen da entfallen,
Indem ſie aus und eingegangen, nahm
Ich haſtig auf — und ſicher weiß ich itzt
Nicht wen'ger als ein Chriſtenhauptmann ſelbſt. —
Der Franken unbequemes Wamms verließ
Ich dann, und griff zum Turban freudig wieder.

Aladin.

Sag an, kennst du genau des Feindes Macht?

Mulassan.

Wie jeden Schleichweg in Jerusalem.
Und seine ganze Macht will er gebrauchen,
Die Stadt zu stürmen, wenn der Morgen dämmert,
Eh noch des neuen Tages feurig Auge
Die Thürme dieser Königsburg vergoldet.
Da aus Aegypten schnell die Hülfe kommt,
So hat, gleich nach dem Abschied der Gesandten,
Das Frankenvolk beschlossen, schnell und kühn
Den rasch gefaßten Vorsatz auszuführen,
Bevor ihn Feindeszuwachs noch erschwert.

Aladin.

Ich bin verloren! Bis zu Mitternacht
Sind noch acht Stunden — bis zum Morgen zwölf —
Wie kann die Gegenwehr sich flüglich ordnen?
Der Kern der Völker ist mir schon gefallen —
Der Perser seit der letzten Schlacht vernichtet —
Und noch nicht ganz gesammelt sind die Schaaren,
Die aus des Landes Innersten mir kommen.
Ich bin zu schwach — ich kann die Stadt nicht retten!

Clorinde

(bei Seite zu Aladin.)

Birg deine Angſt dem Knecht! — des Führers Furcht
Iſt ſeiner Schaaren ſichre Niederlage!

(laut.)

Mit welchem Volk, Mulaſſan, denkt der Frank
Dies Wageſtück denn auf uns auszuführen?

Mulaſſan.

Sechstauſend Männer aus Helvetien,
Von Knochen ſtark, tollkühn und unermüdbar,
Führt ein verwegner Hauptmann, Graf Alkaſt,
Um bei dem Thore, das nach Emaus
Die Straße zeigt, den Anlauf zu beginnen. —
Das goldne Thor mit ſeinen Wällen ſoll
Camill, mit ſieben tauſend Römern, raſch
Durch Brand und Schwert, in wildem Sturm erklim-
men. —
Und Balduin, der Bruder Gottfrieds, ſprengt
Viertauſend Spanier, ſo wie fünftauſend
Normänner gegen jene finſtre Mauer
Die trüb nach Golgatha hinüberſieht. —
Der Feldherr ſelbſt nimmt keine feſte Stelle;
Und in der Ebne ſtehn zwölftauſend Reuter,
Erleſen aus Irrländſchem Volk, aus Britten,
Campaniern und Belgiern und Frieſen
Und Bologneſern, Griechen und Germanen.

Vom Königssohne Wilhelm und von Tankred
Dem Stolz der Fürsten, dann vom wackern Guelfo
Und von Tatin, dem Trotzigen, geführt,
Um deine Schaaren blutig zu empfangen,
Wenn sie durch Ausfall Rettung suchen sollten. —
Das ist des Feindes Plan, der gegenwärtig
Sein Heer zur frühen Arbeit zu erfrischen,
Ihm reichlich Wein vertheilt und Schlaf vergönnt.

Aladin

(mutlos)

Wie können wir dem Sturme widerstehn?

Clorinde.

O sprich nicht, ob wir können, da wir müssen! —
Tritt ab Mulassan!

Aladin

(zu Mulassan.)

Ein Kameel sey dein,
Das reich beladen, mir von Sidon kam.
Ich danke dir!

(Mulassan ab.)

Wer wird mir rathen — helfen?

Clorinde.

Herr, gieb Befehl nach deiner besten Einsicht!
Miß dein Vermögen mit der Zeiten Lage

So gut du kannſt — nur wolle, was du kannſt! —
Mir keimt im Herzen kräftig ein Entſchluß.

Aladin.

O ſprich! fällt dir ein Rettungsmittel ein!

Clorinde.

Nicht eher red' ich, bis ich einig bin.
Mein Vorſatz ſoll in tiefer Stille reifen!
Zieht früh der Morgenröthe glühnde Streifen,
Granatenblüthen gleich, am Himmel hin;
So iſt das große Ziel von mir erreicht,
Hat nicht der Tod mein Antlitz ſchon gebleicht!

Vierter Akt.

Dieselbe Scene, wie im vorigen Akte.

Erster Auftritt.

Argant.

(hervortretend, ohne Rüstung, bequem gekleidet.)

Zwar stärker bin ich, aber noch nicht stark,
Noch hängen schlaff die Adern mir im Arm
So ists erwünscht, daß nun der Abend naht,
Sein dunkler Teppich soll mein Haupt verhüllen,
Denn über mich erröthen muß der Tag.

(auffahrend.)

He da! — wer kommt schon wieder?

(milder.)

Du Clorinde!

Zweiter Auftritt.

Argant. Clorinde.

Clorinde.

Du weißt, daß mit der Morgendämmerung
Der Feind zu ſtürmen denkt.

Argant.

Ich weiß es wohl.
Der König hat mit Zittern mirs geſagt.
Wie wenig iſt er unſrer Hülfe werth.

Clorinde.

Ich dürſte lange ſchon nach einer That,
Die jedes Heldenherz mit Neid erfülle.
Die Zeit iſt da — der Vorſatz reif!

Argant.

Schon bin
Ich neidiſch, da dein Herz nur Großes füllt.

Clorinde.

Ich ſehs voraus, die Mauer wird erſtiegen,
Denn noch zu ſchwach iſt die Vertheidigung,
Und aller Orten ſtehet kein Argant.

Argant.

Laß uns nur thun, was Schuldigkeit erheiſcht.

Clorinde.

Mehr wollt' ich einmal thun, als Schuldigkeit.

Argant.

Wer iſt der Mann, der mehr zu thun vermag?

Clorinde.

Wenn Tauſende von Sarazenenhäuptern,
Wenn ſchuldlos Volk, wie Gras dahin gemäht,
Die Gaſſen roth mit ſeinem Blut gefärbt,
Was hilft's dem König, daß man von uns ſpricht. —
Ich ſchwörs Argant, die Stadt wird nicht geſtürmt!
Wird morgen nicht geſtürmt.

Argant.

Wie willſt dus hindern?

Clorinde.

Wenn ſich die Mitternacht aufs Land geſenkt,
Und dicker Nebel, der von Bergen nieder,
Und von der Haide her, die Ebne deckt,
Der Feinde wachſam Fackellicht erſticket;
Dann wird — wie ſich auf unbeſorgte Wandrer
Aus dunkler Schluft ein Drache plötzlich wirft —
Mein blutig Schwert betäubte Franken treffen!
Dann lodert, hell in Brand, ihr Lager auf!
Dann ruft die Führer jeder Stamm vergeblich,
Weil ſie vor allen mein Geſchoß geſucht! —
Ha! ſchrecklich werd' ich den Entwurf zerſchneiden:
Daß auf den Wall die Sonne ſich begrüße!

Nein! aus Verwüſtung, Grauſen und Verwirrung,
Aus Aſche, Leichenhügeln Dampf und Flammen
Soll Gottfried warlich nicht den Muth entnehmen,
Jeruſalem, im Glanz des friſchen Tages —
Wie von dem Ziel der Rennbahn, einen Kranz —
Im kekken Anlauf abzufangen. — Zeit
Und Kraft gewinnt dann Aladin. Er kann
Sich retten.

Argant.

Trefflich Weib!

Clorinde.

Kein großer Trupp
Begleitet mich, doch lauter Männer ſind's.
Sie haben mir Verſchwiegenheit gelobt,
Und Treue, bis zum letzten Athemshauch.
Ihr Eifer glüht im Glauben des Propheten
Und ihrer Väter Blut nährt ihre Rache. —
Mulaſſan kennt die Wachen und die Loſung,
Und jedes Hauptmanns Zelt iſt ihm bekannt.
Wenn wir die Worte rufen: „Heil'ges Kreuz!"
Läßt man uns durch. Die Wachen ſind verloren,
Und grad geht unſer Weg zum Heeresbanner,
Das von des Feldherrn Zelt im Winde wogt. — —
Verlaſſen muß ich die gewohnte Rüſtung,
Die mich zu kund der großen Menge giebt.
In Helm und Harniſch des gemeinen Kriegers

Will ich die glänzende Gestalt verbergen. —
Des Sinnes geh' ich itzt zum König, ihm,
Was ich beschloß, zu offenbaren, und
Verschwiegenheit ihm ernstlich anzupreisen,
Da ich Verrath und Feindeskundschaft fürchte.
Auch will ich dringend seiner Huld empfehlen
Die Wenigen, die wieder kehren möchten
Und Weib und Kinder der Gefallenen.

Argant.

Und du, Clorinde! kommst du wieder?

Clorinde.

Vielleicht! wenn mir das Glück, wie oft, auch heut
Mit Freundesantlitz lächelt.

Argant.

Fordre nicht
Zu viel vom Glück; es ist der Hoffnung Feind.
Viel wäre, fürwahr! wenn du des Zwecks Erfüllung
Zugleich davon mit deinem Leben trügst.

Clorinde.

Doch sicher trag' ich hohen Ruhm davon!

Argant.

Ja, hohes Weib!

Clorinde.

Und einen Lorbeer wird
Die Hand Argants auf meinen Leichnam werfen.

Argant.

Das können die nur, so dich überleben.
Ich geh mit dir! — Willst du, Clorinde, denn
So ganz allein das Herrlichste vollbringen?

Clorinde.

Und wer vertheidigt hier die Stadt?

Argant.

Das Volk!

Clorinde.

Und deine Wunden, die der Heilung warten —?

Argant.

Sie mögen bluten!

Clorinde.

Bist du heut du selbst?

Argant.

Dein Waffenträger will ich diesmal seyn.
Ich will mich, wie ein Harnisch, um dich winden,
Wenn der zerhaune Stahl dich schon verläßt.

Clorinde.

O bleib zurück! — Auch dir sproßt deine Krone!

Argant.

So pflück' ich sie, bevor die Blätter fallen.
Ich lasse nicht von dir.

Clorinde.

Wohlan, so seys!
Die Zeit ist kurz, ich muß zum König eilen. (ab.)

Argant

Heut will mir nichts gelingen! — Früh am Morgen
Hatt' ich der Sendung widriges Geschäft,
Und wärmte meinen Groll an Frankenlarven —
Von Tancred prallte meiner Rache Pfeil
Ohnmächtig ab, und zweifelhaft verblieb,
Ob jener oder ich der beßre sey —
Erminia stieß feindlich mich zurück —
Clorinde zeigte meinem Zorn in Fesseln,
Ich rang im Selbstkampf meine Seele wund —
Ihr herrlicher Gegensatz pflanzt endlich gar
Die Reue Neid mir ins verdorrte Herz! — —
O elend Leben! allzulange schon
Hast du zum Unmuth Athem mir verliehen!
Mir würde, hofft' ich Thörichter, als Lohn,
Der Ruhm durchs Dornengestrüpp der Tage blühen.
Doch er verwelkt — und üppig wuchert Hohn
Und Schmach mir auf, und unfruchtbar Bemühen!
Ich hasse dich — ich will durch Feindes Fahnen,
Dich findend, mir den Ausgang selber bahnen.

Dritter Auftritt.

Argant. Erminia, der Mandane einen Becher nachträgt.

Erminia

(Mandanen den Becher abnehmend.)

Nimm dieſen Trank, Argant. Er ſtillt den Schmerz,
Beſänftigt ſchnell das Blut und nährt die Kraft.
Doch mußt du ſchlafen, ſoll er heilſam wirken.

Argant

(den Becher nehmend.)

Du haſt zwar meinen Dank zurückgewieſen,
Und Bettler bleiben nur dem Geber ſchuldig —
Doch dank' ich dir — denn Kraft iſt mir vonnöthen.

Erminia.

Vom erſten Augenblick, wo du mich ſahſt,
Haſt du unfreundlich mich betrachten wollen.

Argant.

(trinkend.)

Hu! Bitterkeit und Bitterkeit iſt hier
In einer ſeltnen Freundſchaft gut gemiſcht!
Ja traun! du giebſt mir nur, was ich ſchon habe.

Erminia.

O, wenn aus deines Unmuths bitterm Sinn

Wohlwollend Freundschaft so für mich erwüchse,
Als aus dem bittern Trank die neues Leben,
Ich wollte diese Härte wohl ertragen.

Argant

(ihr höhnend.)

Wenn gegen mich dein Herz erbitterter
Nicht wär', als deiner Zunge lieblich Wort;
Fast könnt' ich glauben, daß ich dir behagt.
Warum denn legst du deinen Zorn in Fesseln?
Erwiedern kann ich nichts auf solchen Spruch;
Wenn gleich am Hof ich war, war ich nicht Höfling.

(höhnlachend.)

Wie mild ist Feind und Feindschaft dieser Zeit!
Das Meer wird süß! der Reif der Nacht wird Honig!
Und auf die Au' legt kützelnd sich der Winter!

(mit Grimm.)

Soll ich allein mit bittrem Spott mich füllen,
Wie sich von giftigem Dunst Taranteln nähren?

(Er trinkt die Neige; dann kehrt er den Becher um. Zu Erminien, die im heftigen Unwillen abgewendet steht.)

Für Deine Lippe blieb kein Tropfen mehr!

Erminia.

Du bist erkrankt, Argant.

Argant.

Ich muß gesunden,
Da du mein Arzt bist. — Tränke Tankred doch

Die

Die Hälfte Wermuths nur, die ich verſchlucke,
So dürft' ich hoffen, ihn zuvor zu finden,
Eh' an den alten Wunden er verblute!

Erminia.

(zuſammenbebend.)

O Gott!

Mandane

(herbeieilend.)

Gebieterin, laß uns in dein
Gemach zurücke gehn!

Argant.

Ich gehe ſchon! —
Mich ſchlagen Weiber glücklich aus dem Felde! —
Itzt will ich ſchlafen, deinen Rath zu ehren.

(ab.)

Erminia.

Haſt dus gehört, Mandane? hörteſt dus?
Er wird ſich hülflos bald verbluten! — — Tankred!
So ſoll ich langſam, qualvoll hier vergehn,
Indeß ein früher Tod dich hingerafft?

Mandane.

O Fürſtin!

Erminia.

Ja, ich will zu ihm hinüber!
Ich will dem Sterbenden mit Rettung nahn.

Mandane.

Erminia! — O nein, es iſt nicht möglich!

Erminia.

Wer kann der Menſchlichkeit den Weg vertreten? —
„Es iſt nicht möglich!“ — Hält mich Stolz zurück?
Fluch ihm! dem Gifthau aller edlern Keime,
Dem Roſt der Menſchenliebe, der an Herzen
So lange nagt, bis ſie, der Aſche gleich,
Nur ahnen laſſen: Blüthen warens einſt
Und grünen Zweige friſch lebendig Holz.

Mandane.

Wir ſind zu ſchwach ...

Erminia.

Zu ſchwach! — zu ſchwach die Liebe? —
Der ſtrauchelt nicht, dem ſie die Hand gereicht.
Sie theilt des Abgrunds wild empörte Wogen,
Und ſchwingt ſich mit des Sturmes Fittig hoch
Zu ihren Tempeln auf — durch Nacht und Grüfte,
Und durch des Ungewitters Schreckgebiet! —
Ich will zu ihm!

Mandane.

Die Stadt bleibt uns geſchloſſen.

Erminia.

Ja wohl! ja wohl! es iſt nicht möglich! — Nein!
Dem Himmel wills mein armes Herz zum Trotz!

(Sie verharrt in ſchmerzlichen Nachſinnen.)

Mandane

(nach einer langen Pause sich ihr nähernd, Erminiens Hand fas-
send.)

Du trauerſt nicht allein, er ſteht auch mir
Erblaßt und blutig vor der bangen Seele!

Erminia

(zu ſich zurückkommend, lebhaft)

Nun denn, ſo ſinn' auf Mittel! Rett' ihn doch!
Vergeblich wirſt du mich durch Gründe ſchrecken!
O ſchweige nur davon — ich weiß ſchon alles!
Selbſt hülfsbedürftig — ſchwach — in finſtrer Nacht —
So ehrvergeſſen — unter rohen Männern —
So undankbar Clorindens hoher Freundſchaft —
Das heil'ge Gaſtrecht Aladins verletzend — —
Doch fürchte nichts! ich bin nicht unbeſonnen!
Er iſt zu groß — — er wird mich nicht verkennen.
Ich wanke nicht! ich geh! — — Erſinn', erfinde!
Sieh nicht die Königstochter mehr in mir!
Der trunkne Hochmuth ſoll in mir erblaſſen,
Ich will als die Geſpielin dich umfaſſen!

Vierter Auftritt.

Erminia. Mandane. Clorinde.

Clorinde.

Den Abend wollt' ich ganz der Freundin weihn.
Doch acht es der Beschäftigung zu viel.
So eben komm ich von dem Könige.
Da er auf unsre Mauern einen Angriff
Erwarten muß, so hat er mich befragt,
Wie ich die Kräfte unsers Heers vertheilen
Und die Vertheidigung anordnen würde. —
Du bist zerstört. — Es hat so manchen Kampf
Der Tag dir heut gebohren. — Gehe schlafen.

Erminia

(sich jammernd.)

Ich kann nicht! — Du hast mehr gethan und wachst.

Clorinde.

Heut werd' ich nicht das Lager mit dir theilen.
In lauen Sommernächten leg' ich gern
An einer frischen Quelle Rand mich nieder.
Da blick ich in den ew'gen Sternenhimmel,
Mein Busen nimmt ihn auf — und schlaf ich ein,
So kommen Träume mir von großem Sinn. — —
Ihr will ich meiner Rüstung mich entladen.

Dann ſchleich ich luſtig durch den Harem hin,
Nach dem Zitronenwäldchen tief im Garten,
Wo ſieben ſchwarze Becken ſieben Strahlen
Des klarſten Waſſers, auf beſtaubte Zweige
In ſingendem Gelispel, lieblich ſprengen.
Da ſoll mein Buſen feſſellos im Hauch
Des kühlen Abendwindes einmal baden.
Ich geh mich zu entkleiden.

(mit unterdrückter Bewegung)

Wart' auf mich nicht.
Schlaf wohl, du holde Freundin! ſchlafe wohl!

(ſchnell ab.)

Erminia

(in Erſtaunen verſenkt, ihr nachſinnend.)

Clorinde! — — Wie? auch du haſt bange Töne? —
Es wacht ein Sturm in ihrer Seele Tiefen,
Denn ſeine Wellen ſchlagen an mein Herz!
Wärs möglich — haſt du vorgefühlt — daß bald ....
Dich liebt er ja — Clorinde dich! nur dich!
Und ſtille wandelſt du in dieſen Sälen,
Und kümmerſt dich ſo wenig ſeiner Schmerzen!
O ſieh! — mit Beben dank' ichs und mit Tränen —
Mich liebt er nicht! — und dennoch werf' ich ſinnlos
In ſeinen Arm mich hin, und rufe flehend:

Ach! nimm mich auf! — —

(stürzt)

Sprach das Clorindens Freundin!
So rufts aus meiner Seele dunklen Tiefen! —
Nein, hämisches Geschick! du kannst vernichten,
Entehren nie des Menschen göttlich Herz!
Ich will ihm Balsam in die Wunden träufeln
Und Trost in seine Brust. — O heitre Aussicht!
Ich werde freundlich ihm zur Seite stehn,
Und wenn er dann genesen, von ihm gehn!

(Lange Pause, dann mit sichtbarer Fröhlichkeit.)

Mandane! freue dich mit mir! — du kennst
Den Muselmann, der in dem Hof des Pallasts
So flehend oft nach mir heraufgesehn,
Almosen hat er stets von mir erhalten,
Und da ich ihn von schwerem Schmerz gerettet,
So ist der Greis mir eifrig zugethan.
Ich rechne nun auf seine Dankbarkeit.
Nur Rosse soll er mir für Geld verschaffen,
Für mich und dich, und fürstlich lohn ichs ihm.
Hohl' ihn, doch insgeheim, in mein Gemach.

Mandane

(eilend.)

Vergiß nicht, was ich traurig wiederhole,
Daß uns das Thor der Stadt geschlossen bleibt.

Erminia.

Es öffnet sich! Clorinde thut die Rüstung,
Die treffliche, bekannte Rüstung ab.
Damit will ich mich itzt bekleiden, will
Mit ihrem Helm mich schmücken, will ihr Schwert
An meine Seite gürten, und wie sie
Mit meinem schwächern Arm den Schild ergreifen.
Zu Roß will ich dann muthig mit dir steigen —
Die Wachen weichen ehrerbietig aus,
Und durch gehorsam aufgesperrte Thore
Gewinnen wir das Christenlager bald.

Mandane.

Ich gehe schon, Gebieterin. Mein Leben
Gehört dir an und Tankred. Nimm es hin!

(ab.)

Erminia

(allein.)

Flieh bleiche Furcht! du zitternde Besorgniß!
Und du, des Weibes Fessel, blöde Schaam!
Vergessenheit soll meine Brust umspülen! — —
Von meinen Freunden scheid' ich, meinen Sitten,
Ich schleudre von mir, was das Loos mir gab,
Und sä' mir selbst die Luft. — Sink' ich ins Grab —
Wer schaut hinein, und fragt, was ich gelitten?

(wehmüthig.)

Die Zeit rollt ihre Monden auf und nieder

Doch von der Qual, worin mein Herz geschlagen,
Ist es Land ins Haus von Sand getragen,
Bringt sie den Menschen keine Kunde wieder.

(auffodernd.)

So küss ich denn das Glück, wo ich es finde!
Laut rufts — ich zieh ihm nach! —

(in Wehmuth zurückfinkend.)

Was wein' ich nun? —
Die Rasende flieht deinen Arm Clorinde!
Vom stillen Hafen stürmt sie in die Winde,
Vielleicht an Todesküsten auszuruhn! — —

Fünfter Auftritt.

Erminia. Clorinde (entwaffnet und weiblicher gekleidet.)

Clorinde.

Es zieht mich sonderbar zu dir zurück.
Noch einmal komm ich, um dir mitzutheilen,
Was einen Traum mir ins Gedächtniß ruft. —
Indem ich meine Rüstung da betrachte,
Die einem deutschen Ritter ich entwunden,
Führt mir der Waffenschmuck des Mannes Antlitz,
So wie sein ganzes Wesen vor die Seele.

Und nun wird mir recht deutlich, daß ers war,
Der mir vergangne Nacht ein Traumgeſicht,
Worin er mir erſchien, bedeutend machte:
Am Haupt trug er die Wunde meiner Hand,
Und über Mund und Wange rann ihm Blut;
Der Helm lag umgeſtürzt zu ſeinen Füßen;
Das Schwert zerbrochen roſtig drüber hin;
Von ſchwarzem Erze war ſein hohes Roß,
Schon halb verſunken in des Bodens Aſche,
Den mit Verweſung ſtilles Graun umſchlang.
Und in der ganzen ſchaurigen Erſcheinung
War etwas Todtes, Gräßliches und Starres.
Nichts an dem Ritter regte ſich, als wie
Der hohlen Augen bläulich weißes Feld.
Er ſah mich an — ſo ſtier — ſo fürchterlich!
Daß mir die Gluth der Adern kalt gerann
Und gleichſam aus der Bruſt des ehrnen Roſſes
Sprach eine Stimme dumpf zu mir heraus:
„Ein Taufbad ſoll die blut'ge Hand dir waſchen!“

Erminia.

Halt ein! — du füllſt mit Schrecken meine Seele!
Soll heute denn das Grauſen mich zermalmen?

Clorinde.

Wie doch ſo finſter nimmſt du alles gleich!
Ein Traum! — was iſt er mehr als loſer Zank
Unruh'ger Fibern des gereizten Hirns,

Wo alle auf einmal das Wort verlangen,
Und jeder auf sein Bild besteht! — So kommts,
Daß Riesen, Schlachtgewühl und Abendröthen
Und Engel unter Kolibris und Schlangen —
Zu gleicher Zeit ins luftige Gehege
Der jagdberauschten Phantasie versprengt —
Den scheuen Geist, im Spiel boshaften Muthwills,
Bald ängstigend, bald schmeichlerisch, umgaukeln. —
Gieb mir die Hand und geh zur Ruh! — du Holde!
Was ist dir denn begegnet? — Freundin, sprich!

Erminia.

Du Herrliche! wir müssen uns verlieren.
O alles sagts, o alles kündets an!

Clorinde

(für sich.)

Woher hat sie entdeckt, was ich beschlossen?

(laut.)

Wer sagt es dir? woher willst du es wissen?

Erminia

(sehr erweicht.)

Ich weiß es zu gewiß! drum laß uns schweigen
Bei letzter Neige unsers Freundschaftsbechers.
Ergreife meine Hand! umarme mich!
Zerpresse mich an deinem großen Herzen!
Laß mich an deiner heißen Brust zergehn,
Wie Blumen an dem Strahl der Sonne sterben!

Clorinde

(ſie umarmend.)

Erminia, was machſt du denn aus mir?

(der Wehmuth widerſtrebend.)

Du ziehſt mich ja gewaltig in den Schmerz.
Wie ſoll ich draußen ſiegen — tödten — wenn
In weiche Thränen du mein Auge tauchſt.

Erminia

(ſie feſt umarmt haltend.)

Kann ſo der Ruhm denn deinen Buſen füllen,
Als meine Liebe dein erhabnes Herz! —
Du biſt erweicht — du weinſt! — O ruhe einmal,
Nur einmal noch an meiner glühn'den Wange!
Denn kalt iſt alles, was uns hier umfängt,
Der harte Menſch, das Leben und der Tod.
Nur da hat eine mildre Luft geweht,
Wo du im Freundſchaftshaine ſtandſt mit mir.

Clorinde.

Und was entblättert dieſen Hain der Freundſchaft.
Iſt er doch an Orkane ſchon gewöhnt.
So viele Morgen ſahn mich von dir gehn,
Und kam ich dir nicht immer glücklich wieder?
Niemals hat ſo der Abſchied dich erſchüttert.

Erminia.

Nie wußt' ich ſo, daß es der letzte war.
Ach aus des Worts zerreißender Bedeutung.

Das letztemal! fliegt einer Otter Kopf,
So oft ich's höre, gierig in die Bruſt,
Und ſaugt ſich an und nagt und läßt nicht ab! —

(Clorinden heftiger und krampfhaft umſchlingend.)

Clorinde! — ach ich laſſe dich nicht los!
In dieſer Stunde Gift will ich berauſchend
Gedächtniß mir und alle Sinne tränken;
Daß mir nach einer Ewigkeit, wie itzt —
Wo ich dich ſehen kann und noch umfaſſen —
Des Augenblicks zerrüttendes Entzücken
Samt deines Bildes heil'gen Flammenfarben
Die tiefgebrochne, treue Bruſt durchglühn! — —
Itzt ſtirbt der Frühling! — Lebe wohl! — Schlaf wohl!

(Sie will ſich losreißen, wird aber von Clorinden zurückgehalten.)

Clorinde.

O murre nicht, wir brachen ſeine Knospen
Und lieblich duften ſie uns künftig nach,
Als der Vergangenheit verehrtes Pfand. —
Noch einen Augenblick — dann laß ich dich. — —
Der Menſch ſchwankt hier in Noth auf kleinem Nachen —
Ihn jagt der Sturm — ſein Herz iſt thränenſchwer —
Der Nachen ſinkt und ihn verſchlingt das Meer —
Mir ahndets leiſe — wird er dann erwachen,

Trägt ihn ein heitrer Strand, wo Sonnen lachen,
Und Freunde ſtehn begrüßend um ihn her. —

(ſehr gerührt.)

Und ſo begrüßend will ich bei dir ſtehen.
Wenn ſich der Nebel deiner Stirn zertheilt;
Bekannte Stimmen werden uns umwehen,
Und mit den Vätern wirſt du Tankred ſehen,
Der uns mit reiner Glut entgegen eilt!

(Erminia ſinkt ſprachlos an Clorindens Buſen, und geht nach einer langen Umarmung aufgerichtet und feſt aus der Scene.)

Clorinde

(allein.)

Sie ging vorüber! — Tief hat ihre Freundlichkeit
In mir die edle Wurzel ausgebreitet.
Sie wachſe kräftig fort.

(lange Pauſe.)

Noch naß mein Auge?
Heraus aus dieſer Weichheit! — Bin ich denn
Dieſelbe die ich war? — Wer hat mit eins
Denn dieſen milden Geiſt mir eingeflößt? —
Und ſo, wie ich zu mir zurückekehre,
Steht jenes Traumgeſicht mir finſter vor.
Und wo umher mein innres Auge ſchweift,
Fällt es auf Tankreds liebliche Geſtalt. —
Wie iſt Er denn mir in den Sinn gedrungen?
Argant iſt tapfer doch und ſtark wie jener — — —

(Sie ſteht verſunken da. Sich endlich ermannend.)

Komm Bild der Freundin! — Ja, ich fühls entzückt,
Wie über alles Leid mein Herz ſich hebt!
Ich geh dem Tod entgegen — und ſie lebt.
Darf Tankred ſeine Braut am Grabe finden?
Der Bräutigam ſoll Hochzeitkränze pflücken!
Sein harrt des Lebens jauchzendes Entzücken!
Die Myrthen ihr! — ich muß Zypreſſen winden!

Sechſter Auftritt.

Clorinde. Arſetes.

Clorinde.

Arſetes haſt du alles wohl beſorgt?

Arſetes.

Schon alles. Eine graue Rüſtung liegt
Für dich bereit — unſcheinbar und verroſtet.

Clorinde.

Arſetes, treuer Diener! wann ich nicht
Zur Stadt zurücke kehre, treu und weiſe
Sollſt du alsdann für meine Freundin ſorgen,
Die milde Fürſtin Antiochiens. —

Du ſeufzeſt auf. — Du flehſt mich bittend an.
Was haſt du Alter? Sprich zu mir vertrauend.

Arſetes.

O, bin ich ſicher, daß du mir verzeihſt?

Clorinde.

Nichts darfſt du fürchten, wenn du redlich biſt.

Arſetes.

Ein groß Geheimniß hat mich lang belaſtet. —

(auf ſeinen Knien.)

Um Gnade fleh ich, meine theure Fürſtin!

Clorinde
(überraſcht.)

Ich Fürſtin? — Löſe mir nur bald die Räthſel!
Ein Fremder hat, mit Schätzen reich beladen,
Mich dir nicht anvertraut, alsbald verſchwindend?
Du kenneſt meinen Vater?

Arſetes.

Senap wars,
Der mächt'ge König Aethiopiens.

Clorinde.

Was ſagſt du? — Er? Er war's, der Mohrenfürſt?
Der der Maria Sohn als Gott verehrt? —
Steh auf!

Arſetes.

Und wenn ich gleich ein Heide bin
So war ich deiner Mutter treuſter Diener.

Die, wie sein Leben, heiß dem Vater liebte.
Doch Eifersucht und Mißtrauu quälten ihn
Um ihrer Schönheit willen, und er schloß
In einen Thurm sie ein, wo ich sie oft
Vor einem Teppich niederknieen sah,
Auf welchem eine schöne, zarte Jungfrau,
Bei einem wilden Drachen angebunden,
Von einem Rittersmann erlöset ward.
Bald ging sie schwanger und hat dich geboren,
Und weiß, wie Lilien, glänzte deine Haut. —
Verzweifelnd, daß der König sie der Untreu
Bezüchtigen und strafen würde, hat
Sie drob beschlossen, dich ihm zu entziehn,
Und ihm ein schwarzes Kind, das eine Sklavin
So eben neu geboren, darzuhalten. —
In unaussprechlich tiefem Jammer ringend,
Vertraute sie dich mir, dem einzigen Manne —
Denn nur von Frauen war sie sonst umgeben —
Daß ich in weiter Ferne dich erzöge.
Du kümmerst dich ihrer Thränen nicht,
Als sie gebrochnen Herzens zu mir sprach:
„Geh! taufe sie. Ihr soll der Himmel werden "

Clorinde.

Und nie hab ich des Säuglings milde Nahrung
Aus einer Frauen Brust geschöpft? — Ich fühls!

Arsetes

Arſetes.

In einem Korb, bedeckt mit Laub und Blumen,
Nahm ich dich, reich beſchenkt, vom Mutterſchooß,
Und floh von dannen unter heißen Zähren:
Und als durch einen ſchwarzen Wald ich zog,
Wo Schauder ſäuſelnd durch die Wipfel gingen,
Kam uns ergrimmt ein Tigerthier entgegen.
Mir fiel das Herz — ich legte dich ins Gras,
Auf einen Baum mich rettend. — Wie das Thier
Dich lang betrachtet, und die kleine Hand
Die du ihm lächelnd in den Rachen ſteckteſt,
Mit ſeiner rothen Zunge ſanft beleckt,
Bot es die wilde Nahrung deinem Gaumen,
Bis du in Tigermilch dich ſatt getrunken,
Und ging ins Dickicht friedlich dann zurück?

Clorinde.

Iſts Wunder denn, daß ich ſo viel vollbracht,
Was über Kraft und Muth des Weibes reicht?

Arſetes.

Ins Vaterland Aegypten zog ich nun. —
Verfolgt von Räubern ſucht ich einſt mit Schwimmen
Durch einen Fluß, der vor mir lag, mein Heil,
Empor dich haltend; doch ein heft'ger Strudel
Entriß dich meiner Hand. — Du ſchienſt verloren!
Der Wellen weicher Rücken aber trug
Dich unverſehrt ans andre Ufer hin,

Wo ich erſchöpft gar bald in Schlaf verſank.
Da ſprach zu mir im Traum ein Ritter drohend:
„Durch ſchnelle Taufe weih' dies Kind dem Himmel!“ —
Als ich erwacht, vergaß ich auch den Traum,
Den Glauben, den ich hege, höher achtend,
Und ſo wardſt du im Heidenthum erzogen,
Und haſt dich groß und furchtbar früh gemacht,
Indem ich dir als Knecht und Vater diente.

Clorinde.

(für ſich)

Der Ritter wiederum! — Welch Spiel der Träume! — —

(nachdenkend.)

Steig' in die Kindheitsdämm'rung ich hinab,
So füllt mit Wunderbarem ſich mein Leben.
Den kannt' ich nicht, der mich den Menſchen gab,
Und doch vermocht' ich fürſtlich mich zu heben.
Zu mir hat eine Tigrin ſich geneigt —
Sie hört im Forſt mit dürrem Baum mich klagen;
Da ſie mit Muttertrieben mich geſäugt,
Läßt Zufall mich ihr Sinnbild dankbar tragen. —
Ein wilder Strudel drohte mir Verderben,
Mit gierer Haſt ſchlang alles er hinein,
Nur mich verſchonte ſeine Wuth allein — —
Nein! — den gemeinen Tod werd' ich nicht ſterben!

Arſetes.

O meine Fürſtin, wirf die Rüſtung fort,
In die du deine Schönheit willſt verſtecken!
Mir grauet, dich darin zu ſehn. — Mir ahnet
Ein großes Unglück und ein trauriq Ende! — —
Ach! bebend denk' ich, daß verganane Nacht
Derſelbe Ritter mich im Schlaf bedrohte,
Und fürchterlich und zornig zu mir ſprach:
„Du wollteſt ſie dem Himmel nicht erkaufen,
„Drum ſoll ein blut'ger Arm Clorinden taufen!"

Clorinde.

(beunruhigt.)

Laß mich allein, denn es bedrängt mein Herz
Das all, was ich in kurzem hab' erfahren.

(Sie verliere ſich in das vorige Nachſinnen.)

Arſetes.

Vielleicht iſt in der Taufe doch ein Segen.
O bleibe hier! Geh nicht zur Nacht hinaus.

(niederkniend.)

Ich fleh mit kummervollem Vaterherzen,
Doch knieend, wie ein Sklav, dein Mitleid an.

Clorinde.

(erheiternder.)

Steh auf! — Gradans ging meiner Tage Lauf
Ein hoher Muth iſt meines Lebens Pfeiler!

Machtlos umranken ſchwarze Traumgeſtalten
Sein unerſchütterliches Haupt. — Ich geh!

Arſetes

(höchſt bittend.)

Gebieterin!

Clorinde

(faſt mit Härte.)

Ich geh!

Arſetes.

O Gott! — So geh!

(er geht kummervoll ab.)

Clorinde

(allein.)

Itzt weicht die Dämmerung. Mein Blick dringt heller
Durch den gebrochnen Nebel. Meiner harrt
Dahinter feindlich das Verhängniß ſchon.
Es ſiegt in jedem Kampf — ich muß erliegen. — —
Mein Vater kniete vor Marias Sohne,
Zu Heiden hat das Schickſal mich geſtellt —
Daß Mannesgeiſt im Weibeshaupte wohne,
Iſt mir zur Schönheit Kraft und Muth geſellt —
Verſtoßen ward ich früh von einem Throne,
Und dennoch füllt mein heller Ruhm die Welt —
Indem die Meinen grauſam mich verlaſſen,
Muß Klipp' und Tiger zu mir Freundſchaft faſſen! —
Und bin ich gleich die Tochter eines Mohren,

So leuchtet gleich dem Schnee mein Angeſicht —
Ach, Tankred hätt' ich mir mit Luſt erkohren,
Doch ſeine Hand erfaſſen darf ich nicht!
Zum Feind berufen und zum Freund gebohren,
Weiht Neigung ihm das Herz — und Haß die Pflicht!
Will er mich gleich mit Flammengluten lieben . . . . .

(ſtockend.)

O darf ich denn Erminia betrüben!

(trauriger.)

Erminia, ich darf dich nicht betrüben? —
Ha Weh! wenn in der Schlacht er mir erſcheint!
Find' ich ihn heut in ſeinem Zelte drüben,
So — Freundin! — ſink ihm nach!

(höchſt ſchmerzlich.)

Er fällt, mein Feind! —
Zu morden geh ich — ach! und möchte lieben!
Tod ſoll mein Aug' ihm ſprühn — und ach! es weint!
Ihn ſegnen möcht' ich — und ich ſoll ihm fluchen,

(in ſchrecklicher Bewegung.)

So wills der Höllengeiſt, mich zu verſuchen! —

(bitter, jedoch gefaßter.)

Und haſt du mich mit Widerſpruch umgeben,
Mich zu verhöhnen, tückiſches Geſchick!
So will ich kühn mich über dich erheben,
Ich folge meines Auges gradem Blick.
Ein Schwacher mag vor dir zuſammenbeben,

Ich weiche nicht, ich trete nicht zurück!
Gefühl der Pflicht soll kalt mich weiter leiten;
Muß ich gleich fallen — will ich würdig streiten. —

(Mit Rührung und feierlich.)

Und drum, erhabne Liebe, sey vernichtet!
Zerrissen werde, Freundschaft, ihr dein Band!
Auf meine Freunden sey der Dolch gerichtet
Ja, ihren Kranz zerpflückt die eigne Hand. — —
Wenn Träume mir der Zukunft Nacht gelichtet,
Und ihren Rathschluß treulich mir bekannt;
So muß gefaßt ich ihr entgegen gehen,
Was sie verhängte, wird gewiß geschehen!

(Sie bleibt nachsinnend stehen.)

Fünfter Akt.

Nacht. In beträchtlicher Entfernung das Fränkiſche Lager, von einigen Wachtfeuern matt erleuchtet. Rechter Hand einige Felſen, zwiſchen denen ein Quell herabfließt. Linker Hand ein angrenzender Wald.

Erſter Auftritt.

Tancred. Guelfo.

Guelfo.

Gehn wir ins Zelt zurück. Es iſt ſehr ſpät.
Die Nacht iſt kühl geworden; und wenn gleich
Du dich gerühmt, daß du dich wohl befindeſt —
Ich glaub' es nicht. Argant läßt ſeinen Mann
So guten Kaufes nimmermehr vom Platze.

Tancred.

Seitdem die Wunden der Verband bedeckt,
Und ich geſchlafen, iſt mir warlich beſſer;
Wie irgend einer will ich ſtürmen helfen.
Doch warum weilſt du? — Lege dich ein wenig;
Zur großen Arbeit wird man bald dich wecken.

Guelfo.

Und wenn der Nachtwind dich recht durchgeweht,
Willst du erklammt an Heidenblut dich wärmen?

Tancred.

Mein Mantel trotzt des Nebels scharfem Hauch.
Soll ich mich ängstlich hin und wieder wälzen?
Freiwillig muß der Schlaf den Müden suchen.

Guelfo

Drum gute Nacht; er steht vor meinem Zelt
Und wartet schon auf mich. Du hörst nicht mehr.
Verzehre dich in deinen Phantasieen!

Tancred.

Willst du, um einige Schlummerkörner geizen,
Und bei so reicher Aussicht gar zum Schlaf!
Kann seyn, wir legen uns auf lange Zeit.

Guelfo.

Kann seyn, man legt uns, wolltest du wohl sagen.

Tancred.

Nun ja! — Wie ein Erdbeben gute Jahre,
Giebt eine Schlacht, ein Sturm, so manchem Frieden.

Guelfo.

Und diese Hoffnung scheust dir Heiterkeit? —
Du Armer! jenes Leben winkt dir nicht,
Deshalb siehst du den Tod nicht freundlich an,
Doch weil dies Leben dir zur Sünde ward,
Willst du hinaus! — Nun gute Nacht.

Tancred.

Schlaf wohl?

(Guelfo ab.)

Tancred

(allein.)

Wer ſeiner Pflicht erſtirbt, der lebt nicht mehr. —
Dort gehn die Palmen, wo ich heut erbebte,
Wie Rieſenſchatten in die Nacht hinauf.
Doch that ich nichts. Sie tödtet fort und ſchlägt
Weil mir ihr Liebesſeil den Willen band.
Ach, jeder Vorſatz groß und ſtark gefaßt,
Erſtirbt in ihrer zauberiſchen Nähe!
Drum wird mein Herz vom Froſt der Pein geſchüttelt,
Kalt wölbt der dunkle Himmel ſich dahin,
Dort oben wärmen alle Flammen nicht,
Sie leuchten fühllos über Gram und Freude,
Kein Strahl von ihnen dringt in meine Nacht! —

(nachdem er lange ſehnſüchtig in den Himmel geſehn.)

Könnt' ich auf Flügeln eines Gottesboten
Die Unermeßlichkeit, ein Seraph, meſſen,
Mir einen Himmel ſuchen, und — wie ich
Die Seligkeit in glühenden Gebeten
Mir fromm gedacht — mit Allnachtslippen
Ihn zu bevölkern, eine Schöpfung ſprechen;
Ach! aus dem Tempel der Unendlichkeit —
Wo glanzbethaute Auen ruhig dort

Aus ihren Saaten goldne Sterne treiben,
Wo Monden und Planeten ſchweigend wandeln,
Und, in uralter Stille, Sonnen ewig
Die weiten Straßen auf und niedergehn —
Aus ihm müßt ich zur Erde niederfallen,
Ein ſterblich Herz von Staub anflehn und rufen:
„So öffne mir die Arme doch, Clorinde!
„Da ich ja nirgend ſonſt den Himmel finde!“ — — —
Dort nahet Fackelſchein — zwei Reiter ſinds. — —
Sie ſteigen ab. — — O Gott! es iſt Clorinde!
Was will ſie hier —? und itzt, zu dieſer Stunde? —
Was ſoll ich thun? — ihr nahn? — ich wag' es nicht. —
O warum bangt mir ſo! — Zurück, zurück!

(er zieht ſich zurück.)

Zweiter Auftritt.

Erminia (in Clorindens Rüſtung.) Mandane (in einer männlichen Sklavenkleidung, eine Fackel vortragend.) Tancred hinter der Bühne.)

Mandane.

Dahinten brennen ſchon die Lagerfeuer,
Wir habens nicht mehr weit. Soll ich die Fackel
Erlöſchen.

Erminia.

Gönne mir Erhohlung erſt —
Nur einen Augenblick! Die Rüſtung drückt
So ſchwer auf mich! — Mein Kopf, mein Herz, mein
Auge —
Ach, alles iſt verworren und betäubt!

Mandane.

Itzt löſch' ich unſre Fackel aus. Wir können
Das Lager nun nicht mehr verfehlen, denn
Die Feuer leiten uns, und um ſo ſchwerer
Wirds den Verfolgern, unſre Spur zu finden.

(ſie löſcht die Fackel.)

Erminia.

Die Roſſe laß ein wenig noch verſchnaufen — —
Ich muß die ſcheuverſprengten Geiſter ſammeln. —

Die Kühnheit weicht, mit der ichs erſt beſchloſſen,
Nun ich auf banger That begriffen bin. —
Tankred, womit belohnſt du dieſe Schmerzen
Und dieſe Liebe, die in Martern ringt!

Tancred

(ſich nähernd, für ſich.)

Clorinde! — Gott! — Sie ſprachs — ich hörte recht?
Erbarmungsvoller Himmel! ſoll Entzücken,
Soll Uebermaß der Wonne mich erdrücken?

(auf Erminien zuſtürzend.)

Clorinde! Tankred brennt in Sehnſuchtsflammen!
Verſtoß ihn nicht, Clorinde!

Erminia.

(mit einem Schein des Entſetzens.)

Gott!

(zornig und gebietend.)

Zurück!

(ſie entflieht, Mandane folgt ihr.)

Tancred.

(allein.)

Empört iſt ihrer Liebe Zartgefühl.
O Unbeſonnener, was riß dich fort?
Wo iſt ſie hin? — was wollte ſie im Lager?
Ich faß es nicht!

(mit freudetrunkner Seele.)

Wozu die eitlen Fragen?

Mir hat die Stunde meines Glücks geſchlagen!
Bin ich im Leben? Wars ein ſelger Traum?
Sie hats geſagt! — der Schall verflog ja kaum.
Sie liebt mich! — O genug! dies dürft'ge Leben,
Aus ſeiner Nacht ins Morgenroth zu heben!
Sie hats geſagt! — Ha, Wonnetrunkenheit
Und Furcht und Sehnſucht, Hoffnung, Luſt und Leid —
Sie tanzen jauchzend nun in ſüßem Bunde
Auf meiner Seele ſchnellerhelltem Grunde! —
Sie hats geſagt! — Ihr ſollt mir dieſen Glauben,
Ihr Furien der Schwermuth, nimmer rauben! —
In Blindheit ſchlich ich hin! ich will geneſen,
Das Dunkel floh, ich bin im Licht geweſen! — — —
Wer da?

Dritter Auftritt.

Tancred. Robert (athemlos.)

Robert.

Ruft Tankred?

Tancred.

Ja, er iſts!

Robert.

Ich ſuche

Mit Schrecken dich. Mich ſendet Guido. — Komm!
Denn Tod und Flamme gehn durch unſre Zelte.

Tancred.

Spricht, Robert, denn ein böſer Geiſt aus dir?

Robert.

Noch bergen dir die Hügel dort das Feuer.
Ihr Raub ward ſchon der Frieſen ganzes Lager
O komm und hilf!

Tancred.

Iſt denn Verrath im Heere?

Robert.

Die Sarazenen ſinds!

Tancred.

So ſpricht ein Trunkner!

Robert.

Ich bins vor Wuth! — Wie ſie durch unſre Wachen
So ſtill gedrungen ſind, weiß Gott allein! —
Verwirrung und Betäubung aller Orten!

(man ſieht auch den ſichtbaren Theil des Lagers, jedoch in weiter Entfernung in Brand gerathen.)

Ha ſieh! auch dorten ſteigen Flammen auf!
Das iſt ein zweiter Haufen! — Welch ein Gräuel!

Tancred.

Laß uns mit Blut das Feuer löſchen, Robert.

Robert.

In Gottes Namen! Grimm hab' ich genug!

(Beide ab. Das Feuer und das das damit verbundene, aus der Ferne herübertönende dumpfe Geſchrei und Gebeul, ſo wie das Blaſen von Feldhörnern, und andern kriegeriſchen Inſtrumenten, nimmt in den folgenden Scenen immer zu.)

Vierter Auftritt.

Mándane.

(angſtvoll in die Scene laufend.)

Wo iſt ſie hin? — ich finde ſie nicht wieder!
Und welch ein Lärmen, welch Geſchrei umringt
Von allen Seiten mich! — Erminia! —
Vom Walde hallt der leere Namen wieder!
Wer hilft ihr, wenn ſie niederſinkt — erſchöpft
Und einſam nächtlich, ohne zarte Pflege!
Von einem Stein zerdrückt die ſanfte Stirn! — —
Dort drüben greift das Feuer immer weiter. —
Erminia! — Mich hörſt du nicht? — O rufe!
Die treue Sklavin ſucht dich händeringend! — —
Wo ſoll ich hin? — Ha wehe mir! — Dort kommt
Mit hellen Fackeln eine Männerſchaar —
Jeruſalem will ich itzt wiederſuchen,

Wenn gleich mir Nacht und Wald den Weg verdecken.
Verlaß mich nicht, mein Gott!

(Er entflieht.)

Fünfter Auftritt.

Argant mit einem Haufen Sarazenen (Deren einige Fackeln tragen.)

Argant.

Hier macht nun halt!
Hier weicht mir nicht vom Platz! — Das eure habt
Ihr wacker schon gethan — dort treibt Clorinde
Ihr munter Wesen. Bald wird sie die Räuber
Ins Netz euch jagen.

Sarazenenhauptmann.

Gräulich sind wir doch
Schon eingeschmolzen!

Argant.

Sieh den Geizhals! — Zähl
Doch lieber Christenköpfe! Noch genug
Sind Eurer, Flüchtige zu tödten. — Ich
Darf hier nicht länger müßig stehn. Clorinde
Wird mein bedürfen, und die Flammen rufen,
Dort das Gehenk ein wenig aufzufrischen.

Sara-

Sarazenenhauptmann.

Kaum athmeſt du! — denk deines Leibes endlich!
Du thatſt genug in dieſer blut'gen Nacht.

(Waffengeräuſch in einiger Entfernung hinter der Bühne.)

Argant.

Holla! paßt auf, da giebt es luſt'ge Arbeit!
Da ſchlagen tücht'ge Degen auf einander! —

(zum Hauptmann.)

Du thuſt, wie dir befohlen worden, Hauptmann —
Empfangt ſie wacker, wenn ins Garn ſie laufen,
Und werden eure Klingen ſtumpf — ei nun,
So ſchlagt mit Fackelbränden auf ſie ein.

(nach dem Hintergrunde ab.)

Sarazenenhauptmann.

Wer unter uns wird ſagen, wo wir bleiben,
Wenn dieſe Rauferei kein Ende nimmt?
Ich dächte ſchier es wär genug für heut. — —
Wer da? — Gieb ſchnell das Wort!

Sechster Auftritt.

Vorige. Mulaſſan.

Mulaſſan.

Das Wort iſt Machmud!
Ich bin Mulaſſan! — Sprich, wo iſt Argant?

Hauptmann.

Er hat ſo eben uns verlaſſen. — Nun
Wie ſtehts dahinten? — Nach der Brunſt zu ſchließen,
Erlangt der Feind nicht gar viel Zeit zum Löſchen.

Mulaſſan.

Wo iſt Argant? Ich ſuch' ihn. — Ha Clorinde
Bedarf der ſchnellſten Unterſtützung. Klein,
Sehr klein, iſt ihrer Treuen Zahl geworden;
O ſie verdient beim Himmel, Dank und Rettung!
Wo iſt Argant?

Hauptmann.

Zurück ins Mordgewühl.
Hier wurd' ihm bang! Such' ihn dir nun heraus!

Mulaſſan.

So iſts zu ſpät! Clorinde geht verloren!

(Mulaſſan geht ab nach dem Hintergrunde. Das Waffengeklirre und der Lärm hinter der Bühne kommen während des Folgenden immer näher.)

Hauptmann.

Jetzt macht euch fertig, denn der Lärm kommt näher;
Wir wollen brav in ihre Gurgeln ſchneiden,
Den hau' ich nieder, der zurücke geht.

(Sarazenen hinter der Bühne.)

Weh uns, wir ſind verloren!

(Andere Sarazenen hinter der Bühne.)

Laßt uns fliehn!

Hauptmann.

Die Hölle ſtürmt von dort her! — Beim Propheten!
Das ſind die Unſern, die um Gnade flehn. —
Wenn alle laufen — dächt' ich — ihr verſteht . . . . . .
Es bläſt ein ſcharfer Wind auf dieſen Poſten . . . .
Ein wenig weiter, Freunde, nach der Stadt zu!
Hier ſtürzt, wer länger gafft. — Drum auf und rückwärts!

(Er entflieht, die Uebrigen folgen. Fliehende Sarazenen von Franken über die Bühne gejagt. Der Lärm des Gefechts verliert ſich auf der andern Seite der Bühne. Den Siegern folgen Tancred, Guelfo und Robert.)

Siebenter Auftritt.

Tancred. Guelfo. Robert.

Robert.

Gelobt ſey Gott, und wer für ihn gefochten!
Nicht ganz kam das Verderben über uns.

Tancred.

Doch brennt das Lager immer drüben fort;
Drum Guelfo, ſteh dem Feldherrn dort zur Seite.
Der Feind iſt rings umgeben — viele blieben
Und keiner ſoll entrinnen!

Guelfo.

Welche Männer
Sind uns gefallen! — Ha ich fürchte mehr
Wie Sünder das Gericht, des Tages Ankunft!
Er wird die Lagergaſſen trüb beleuchten!
Aus jedem Zelt, das aufging, nicht in Rauch
Wird ein entſeelter Freund zur Rache mahnen!

Robert.

Nur durch Verrath kam dieſer Ueberfall.
Die Wachen, die im äußerſten Bezirk
Und vor den Gräben dieſe Nacht geſtanden,
Sind alle hingemetzelt und durchbohrt.

Guelfo.

Aus jedem Feindesſchwerte flammte Tod!
Und durch den Kampf hab' ich Argant geſehn —
Drum ward der Ueberfall auch ſo verderblich.

Tancred.

Argant? — Nein Guelfo, nein! — das iſt unmöglich.

Guelfo.

Ich ſchwör es dir, daß ich ihn nicht verkannt!
Doch fruchtlos war ich zu ihm durchgebrochen,
Denn im Gewühl entkam er meinen Blicken.

Tancred.

So möge Gott, durch mich, an ihm uns rächen! —
Der tücht'gen Degen giebts bei'm Sarazenen:
Am andern Ende ſah ich einen Mann
Von feinem Bau, die Mächtigſten der Unſern
Wie Garben niedermähen. Bouillon aber
War mit dem Roß geſtürzt, und eh' er wieder
Sich aufgerafft, wobei ich ihn vertheidigt,
War jener Jüngling von gemeinem Stande
Mit ſeinem Fürſtenarm nicht mehr zu ſehn. —
Itzt hab' ich Athem, Guelfo — kehr' zurück,
Schon lange vor uns hatteſt du gefochten,
Wir führen von der Stadt die Unſern nach.

(das Feuer im Lager nimmt ab.)

Robert.

Der Feind iſt ganz zerſtreut, und einzeln muß,

Ins Feld versprengt, der Heide Gnad' erflehen. —
Doch seht, das Feuer dünkt mich, läßt schon nach.

Guelfo.

Weil keine Nahrung mehr die Flamme findet; —
Und nie verbrannt ist unser groß Beginnen.
Heut rufen wir einander noch nicht zu:
„Errungen ist das heil'ge Gottesgrab!
„Willkommen Brüder in Jerusalem!" — —
Ich geh zu Gottfried, Muth bei ihm zu finden.

(Guelfo geht zurück. Tancred und Robert folgen den Franken.)

Achter Auftritt.

Argant und Mulaffan.

(aus dem Hintergrunde auftretend.)

Mulaffan.

Und wie ich dir gesagt, sie focht allein;
Denn um sie her war alles fast gefallen,
Als ich davon geeilt, dich aufzusuchen.

Argant.

Viel besser wärs, wenn du für sie gethan,
Warum mich anzuflehn, du schlau geflüchtet;
Zur Kundschaft taugst du nur, verschmitzter Sklav.

Das Lager iſt von Sarazenen frei,
Und abgeſchnitten bin ich von der Stadt. — —
Doch, fiel ſie auch — ſie fiel beneidenswerth;
Die Rache hat ſie ſchon vorausgenommen,
Und ihre Todesgeiſter ſind verſöhnt.

Mulaſſan.

Viel ächzten unter ihren ſcharfen Streichen.
Wilhelm von England ſank bewußtlos nieder,
Es fiel der Graf Amboiſe und Ademar
Und Clotar und der ſchnelle Palamed —
Viel andre hohe Häupter ſtürzten noch,
Von ihr getroffen in der Hölle Tiefen.
Und wenn gleich dichte Nacht, was ſie vollführt,
Mit Finſterniß ruhmneidiſch decken wollte,
So leuchteten wie Tag, die langen Reihen,
Der weißen, flammenſpeienden Gezelte
Auf ihre Thaten hin, und aus der Lohe
Entſtiegen qualmend dicke Säulen Rauchs,
Wie Pfeiler bis zum Dom des Sternenhimmels,
Der ihres Ehrentempels Kuppel ward.

Argant.

(heftig ergriffen.)

Halt ein! — mir ſpringt die Bruſt!

(indem er Mulaſſans Hand in höchſter Wallung ergreift.)

Sie lebt nicht mehr!

Mulaſſan.

Ich weiß es nicht!

Argant

(drohend.)

Sprich wahr, Mulaſſan.

Mulaſſan.

Ich zweifle!

Argant.

Nun, ſo ſoll Jeruſalem
Auch mich nicht wiederſehn! — Soll ich mich dort
Zu Aladin, dem Trägen und Verzagten
Und den Eunuchen ſeines Harems reihen,
Damit ſein Heer mit einem Manne prahle? —
Mein Name flamme reiner in den Sternen! —
Clorinde! dieſes Blutfelds enge Mark
Begrenzt mein Leben auch. — Dir harr' ich aus.
Mein Arm wird matt, doch höher ſchwillt mein Herz! —
Des Schwanen letztes Lied muß hoch erklingen!
Mein letzter Kampf ſoll bis zum Himmel dringen!

(mit Mulaſſan von derſelben Seite ab, wo Tancred abging.)

Neunter Auftritt.

Clorinde (in einer ſchlichten Rüſtung von der Lagerſeite auftretend.)

So hab' ich glücklich dann den Kranz errungen,
Und noch lebendig ſteh ich überm Boden! —
Schon dankbar ſeh ich Aladin mich grüßen!
Erminia, dich find' ich glücklich wieder!
Und lächeln werden wir, daß Traum und Ahnung
In ſchwacher Stunde Thränen uns entlockt. — — —

(ſie wendet ſich zur Brandſtätte zurück.)

In Aſche liegt der Franken Hoffnung nieder,
In Rauch verflog ihr Wahn der Eitelkeit.
Verderben hab' ich über ſie geſtreut,
Noch hallt die Nacht von ihren Klagen wieder! —
Die Meinen ſind dem Tode ſchon gewichen,
Ich ſteh' allein von Feindeswuth umringt;
Doch kehr' ich heim, eh noch die Lerche ſingt,
Still, dreiſt und liſtig, wie ich hergeſchlichen. — —
Im Laube rauſchts. — Es naht — es naht durchs Dunkel —
Jedwegliche Begegnung will ich meiden.

(ſie zieht ſich zurück.)

Zehnter Auftritt.

Erminia (in voriger Erschöpfung.)

Nein! nicht gemacht ist dieses Blutgewand
Für meines Busens menschlichere Regung.

(Sie schnallt den Panzer ab, und wirft ihn von sich.)

Du drückst mir peinlich Herz und Brust zusammen!
Mag unverwahrt der Tod sie immer finden. —

(Sie wirft den Helm weg.)

Das erste Schwert mag meine Stirn zerspalten! —
Hier wars, wo er in mir Clorinden fand,
Wo er mit heißer Inbrunst Liebe flehte —
Nicht wie ein Sterbender, der mein bedarf. —
Ach! hätt' er mein verweintes Aug' erkannt,
Den Schmerz der Schaam gefühlt, der mich zerriß!
Nein! nimmer wären jene Worte mir
Wie Funken ins betäubte Ohr gefallen. —
Wie wirds denn enden?

(In diesem Augenblick läßt sich in der Entfernung ein schwermüthiger Marsch hören, der während des Folgenden immer näher kommt. Erminia zusammenschaudernd.)

Mit dem Tode! — Hörs!
Dort ruft sein dumpfes, banges Grabesjauchzen!
Der Athem Sterbender schwellt seine Fahnen —
Auf Hügeln starrer Herzen ruft er: Sieg!

Hier iſt ja ſeine weite blut'ge Werkſtatt,
Und zahllos der Geſellen Schaar, die ihm
Das gräuelvolle Nachtwerk fördern halfen! —
O werd' es nimmer Tag! und Nacht verhülle
Euch fühllos wilden Menſchen meinen Gram!
Wer liebt wie ich, ſteigt über eure Helden,
Hebt ihr nicht zu dem Göttlichen die Hände,
Weil er aus Liebe ſich dem Tod geweiht? —
Verhöhnt mich! — lächelt! — richtet dieſe Flamme!
Sie wärmt mich noch — längſt ging die Sonne unter —
Sie ſey mein Gott! — Zu ihr nur will ich flehen,
Zu ihr nur betend, aus dem Leben gehen!

(der Marich kommt näher.)

O Gott! — Wohin? — ich kann nicht mehr! — mein Fuß
Von Dorn und Strauch zerriſſen — meine Scheitel
Iſt mir zerdrückt — mein Mund von Angſt vertrocknet —
Und krampfhaft fliegt das Herz im Buſen bebend.
Und keine Ruh und keine Hand, die ſtützt,
Und keine Lippe, die mich tröſtet!

(immer ſchneller und heftiger.)

Nein!
Und Nacht umher und Leichen und Verheerung!

Und Blut und Schmach und Graus und Todesrö-
cheln! —

(innehaltend, kraftlos)

O nein! den Morgen kann ich nicht erleben!
Ein ſolches Leid muß bald Befreiung geben!

(ab.)

Eilfter Auftritt.

Tancred. Robert und die Franken (zurückkehrend)

Tancred.

Laßt nun der Hörner Trauertöne ſchweigen!
Er war mein Feind, doch groß und ſeltner Kraft,
Und dieſe letzte Kriegerehre ziemte
Dem edlen Schatten wohl. — Argant! — wenn du
Aus mildern Höhn ins Erdendunkel ſchauſt —
Tankred bejauchzt nicht, daß er dich erlegt;
Der Wehmuth Todtenklag' iſt dir erklungen,
Dein Blut hat mich verſöhnt, und deinen Namen,
Will ich den fernſten Völkern rühmlich nennen!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Clorinde (herbeischleichend.)

Clorinde
(für sich.)

Ich kann nicht weiter, denn von allen Seiten
Umringen mich rückzieh'nde Feindeshaufen.
Zutraulich will ich unter sie mich mischen;
Und so kann ich Gelegenheit und Zeit
Gewinnen, unbemerkt davon zu schleichen.

Robert.

Gebt Acht! wer kommt? — Giebs Wort an!

Clorinde.
(sich unbefangen nähernd.)

Heil'ges Kreuz!
(Sie mischt sich darauf unter die Franken.)

Robert
(zu Tancred.)

Hier ist das Schwert Argants. Es ist nun dein!

Tancred.

Und sterbend rief er: „Bringt es Gottfried wieder!"
„Ich hab' es wohl geführt!"

Robert.

Das durft er sagen!

Der Tag wird rühmlichſt ſeinen Wunden leuchten. —
Mit Lorbeer haben wir ſein Haupt umkränzt,
Sein Schild blieb ſeines Leichnams würd'ger Sarg,
Ihm in die Rechte ward dein Schwert gegeben,
Worauf mit Zügen Bluts geſchrieben ſteht:
„So ehret Tankred ſeinen Feind Argant!“

Clorinde

(für ſich.)

O Wuth des Schickſals! — Tankred mir zur Seite —
Und todt im Staube breitet ſchon Argant,
Gleich einer Eiche, die den Blitz gereizt,
Die königlichen Zweige hin! — Es wird
Mir trüb und trüber in der Seele!

Robert.

Laß
Uns nun zurückekehren, denn wir ſind
Erſchöpft. Bald muß der Tag anbrechen. Hier
Giebts weiter nichts zu thun. Ich preiſe Gott,
Daß dieſe fürchterliche Nacht geendet!
Auch keine Flammen ſeh ich mehr im Lager.

(Robert, Clorinde und die Franken ab.)

Tancred

(zurückbleibend, weil er, im Begriff abzugehen, an den Panzer Clorindens geſtoßen. Nachdem er ihn aufgehoben, und ſich alle Mühe gegeben, ihn zu erkennen.)

Was iſt das? — Dieſer Panzer — Seh' ich recht?
(zum Himmel blickend.)
O nein! ſo willſt dus nicht — ſo nicht, mein Gott! —
Doch, warum beb' ich, wenn ichs gar nicht glaube —?!
(er ſtößt auf den Helm; indem er ihn aufhebt und betrachtet.)
Verfluchte Hölle!
(mit gewaltſamer Mäßigung.):
Nein! noch nicht! — Es blenden
Uns Teufel oft durch Truggeſtalten — in
Verrückung jagt uns ſchnelle Krankheit oft —
(heftiger.)
Doch iſts ihr Helm — —
(aufſchreiend.)
Ja, ja! verdammte Geiſter!
Verſenkt in ſchwarzen Wahnſinn mir das Hirn!
In giftig Fieberraſen taucht mich unter!
Nur ſchleppt mich nicht zum Richtplatz dieſer Wahrheit,
Die mit dem Henkerswort: Sie iſt gefallen!
Des Lebens heiligſten Gehalt erwürgt! —
Ja! — dieſer Panzer lag auf ihrer Bruſt!
Aus dieſem Helme floß noch heut ihr Haar! —
Laßt mich nicht los, ihr Furien! haucht mich an!
Erhaſcht mein ſträubend Haar! ſchlagt mich zu Boden! —
Ich glüh, von Höllenflammen angeweht!

Dreizehnter Auftritt.

Clorinde hat ſich unterdeſſen zurückgeſchlichen, und ſucht über den Hintergrund der Bühne ungeſehen davon zu kommen. (Der Morgen dämmert.)

Tancred.

(ihrer gewahr werdend, und auf ſie zuſtürzend.)

Warum, Unſel'ger! ſtörſt du meinen Jammer? —
Verrätheriſch trägt dich dein Fuß zurück!

Clorinde.

(für ſich.)

Sollt ich mich ſchmählich ihm entdecken? — Nein
Ich thue, was ich muß. — Nicht pflichtvergeſſen
Soll ſeinem Volk er werden! — Kampf entſcheide!

Tancred.

Dein Schweigen giebt mir den Verräther kund!
Ich bin geſtimmt in deiner Bruſt zu wühlen!

(Er dringt wüthend in Clorinden ein, und drängt ſie hinter die Bühne, wo man das Schlagen der Waffen hört. Nach einiger Zeit muß Tankred bis in die Grenze der Scene weichen. Als er zum zweitenmal das Uebergewicht gewinnt, einhaltend.)

Wer biſt du? — Nenne deinen Namen mir!
Du biſt aus guter Schule — Gieb dich kund!

Clorinde.

Clorinde.

Mein Name bleib' euch immerhin verborgen,
Da meine Thaten heut die Nacht erhellt.

Tancred.

So nehme Nacht in ihrem Schooß dich auf!

(neues Gefecht hinter der Scene.)

Vierzehnter Auftritt.

Mandane (tritt auf.)

Der Morgen dämmert schon, ich will zu Tankred.
Ja! alles, alles will ich ihm entdecken.
Er wird sie finden, wenn sie lebt. — O Gott,
Schon wieder Waffen! — Ach noch immer Mord!
Und grausig dröhnen die gefallnen Streiche —
Und blinde Wuth verräth der Stimme Beben! —
Ha! hör' ich recht! — War das nicht Tankreds Ruf? —
O Himmel, ja! er iſts! — Hinein ins Lager!
Sie nähern sich. — Mir schwindelt — Hülfe! Hülfe!

(nach dem Lager ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Tancred Clorinden (in die Bühne treibend.)

Tancred
(einhaltend.)

Ergieb dich muthiger Heide! Kraft und Athem
Hat dich verlaſſen.

Clorinde
(für ſich.)

Nun genug des Säumens! —
So ſagte dennoch wahr mein Traumgeſicht? —

Tancred.

Was zögerſt du? — Ergieb dich meinen Händen!

Clorinde.

Mein Name ſtrahlt zu hell, um ihn zu ſchänden!
Komm her!

Tancred.

So falle!
(er ſtößt Clorinden nieder.)

Clorinde
(die Hand emporhaltend.)

Ich bin überwunden! —
O eile Chriſt, die Taufe mir zu geben — —
Die Seele dürſtet, ſich empor zu heben.
Verzeihung dir! — Vollbracht ſind meine Stunden!
(die Morgenröthe hebt ſich aus dem Horizont.)

Tancred

(ſich auf ſein Schwert ſtützend.)

Was wars, das mir ſo mild zum Herzen drang?
Mit Wehmuth fällt mich ſeiner Stimme Klang!
Verſöhnend ziehts zum Fremdling mich hinab,
Den ich des Todes kalten Armen gab. — —

(ſich zu Clorinden hinabneigend.)

O edler Geiſt, verlaß nicht deine Wohnung,
Eh' ich dem Himmel chriſtlich dich geweiht!

(er eilt, um aus dem Felſenquell Waſſer zu holen.)

Clorinde

(mit matter Stimme.)

Bald in die Bruſt bohrt ihm ein ſchärfer Schwert! —
Die Feindſchaft flieht — — entfeſſelt wallt mein Herz — —
Des Athems letzte Kraft ſoll es — im Hauch
Geſtändnißvoller Liebe — noch verſchwenden —
Und dann — — den heitern Flug — — zur Sonne wenden! —

Tancred

(kehrt mit Waſſer in ſeinem Helm zurück. Er kniet vor Clorinden hin, zieht ihr Viſir auf, und indem er ihr dreimal die Stirn befeuchtet.)

In Vaters — — Sohns — — und heil'gen Geiſtes Namen!

(Hierauf legt er ſeinen Helm bei Seite, und löſt Clorinden den ihri-

gen ab. Ihr Haar wallt ihm entgegen. Er erschrickt, indem er einige Schritte zurücktaumelt.)

Clorinde! — Mein Erlöser, Jesus, Christus!

Clorinde.

Tancred! ein Heldenschwert hat mich erschlagen!
Sein reiner, frommer Glanz — bestrahlt auch mich! — —
Oh — fahre wohl! — Tankred — — ich liebe — —
dich!
An Himmelspforten hast du mich getragen. —
Wir sind nun nicht . . . auf ewig mehr geschieden . . .
Es thut sich auf — — Gott winkt — ich geh in Frieden! — —

(Sie stirbt. Die Sonne geht auf.)

Tancred.

(der während dessen Clorinden bewegungslos angestarrt hat, dumpf, ohne Leben und Ton.)

Mein Athem stockt — — das Herz steht still — den Fuß
Ziehn Anker in die Erde. — — Kalt empor
Sträubt sich mein Haar — und Nacht bedeckt mein Auge — —
Der Tod schleicht mit des Richters Spruch heran! —
Ein neuer Anfang einer Qualenwelt
Wälzt nun sein Chaos über mich.

(wie aus einem Krampfe erwachend, mit immer steigendem Schmerz.)

Nein! Nein!

In Lebenspein zurück ſtößt mich der Tod!
Die ſchon erſtarrten Pulſe wachen auf!
Ein glühnder Regen raſſelt in den Adern! —
Weh! - über eines Beiles ſcharfe Schneide
Streift jeder Nerve brennend ſein Gefühl!
Un: Ihrer Wunden blut'ge Strahlen ſprühen
Verſinkend in die Sterne meiner Augen! —
Ich kann nicht ſterben! — Gehe wieder unter
O Morgenſonne! — Ueber dieſe That
Erblindet deines Hauptes Gnadenblick. —
Die Hölle hat dies Eiſen eingeſegnet!

(Das Schwert auf die Bruſt ſetzend.)

Führ mich hinab — Es zieht dahin — Ich komme!

(Das Schwert entfällt ihm. Er ſinkt ohnmächtig nieder.)

Sechzehnter Auftritt.

Tancred (am Boden.) **Erminia** (mit zerſtreuten Haaren.)

Erminia.

Ich fühle nichts! — ich denke nichts! — Verhärtet
Hat eine Nacht ein weiches Herz zu Stein,
Und über Rettung brütet unfruchtbar
Mein Hirn. — Ich fühle nicht den Morgenwind,

Und auf mein Antlitz fällt die neue Sonne
Unwirksam, wie auf einer Alpe Gipfel.

(Sie erdrückt Tancred am Boden.)

O Licht des Himmels! Tancred iſt gefallen!
Tancred gemordet!

(Sie ſinkt neben ihm nieder.)

Tancred.

Laß mich los! — Ein Tropfen
Von ihrem Blut kann deine Bruſt zerſplittern!

Erminia.

(erſchrocken aufſpringend.)

Er lebt! — Er redet irre! — — Höre mich!

Tancred

(ſich umwendend.)

Du biſt Erminia! — — Entfleuch! — Entfleuch!
Dein reines Herz erdrückt des Sünders Nähe!

(nach Clorinden hinzeigend und wieder niederknieend.)

Auf wenig Moos hab' ich ſie hart gebettet.

Erminia.

Sie iſts! — O Greuelthat! — von ihm erſchlagen!

(Sie wirft ſich auf Clorindens Leiche.)

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Mandane, Guelfo und Franken herbeiführend.

Mandane.

Hier wars! — hier wars! — — Erminia. . . . . Mein Gott!

(ſie fährt ſchaudernd von Erminien zurück.)

Guelfo

(entſetzt.)

Tancred!

Tancred

(aufſchreiend.)

Ich kann nicht ſterben! —

Erminia

(bei dem Schrei Tancreds auffahrend.)

Guelfo! — Frage

Mich nicht in dieſer Stunde wildem Jammer!
Hier liegt Clorinde todt — dein Freund dort irre —
Errathe! was nicht auszuſprechen iſt! —
Starrt mich nicht an, ihr fremden, harten Männer!
Wer nie geweint muß heut in Schmerz zerfließen. —
Guelfo, befiehl den Deinen, was vonnöthen,
Was Fürſten ziemt und Helden, weißt du ſelbſt.

Guelfo.

(zu ſeinen Begleitern.)

Nach altehrwürd'gem Brauch fügt eure Schilde

Zu einer Bahre kriegerisch zusammen;
Sie sey das Ehrenbette dieser Heldin
Um deren Leichnam wir mit Ehrfurcht stehn.
So zieht nach unsers Lagers wüsten Gassen,
Und vor dem Zuge klag' ein Todtenmarsch.

(Man bildet eine Bahre aus Schilden, auf der Clorinde mit ihren und Tancreds Waffen, unter dem schon früher gehörten Trauermarsche nach dem Lager getragen wird. Guelfo richtet Tancred in die Höhe, und führt ihn zu Erminien. Gegen das Ende des Zuges:)

Erminia

(Tancreds Hand fassend, in den Vordergrund tretend, mit Erhebung.)

Jetzt weiß ich Gott, wozu du mich erkohrst.
An seiner Seite will ich treulich stehen,
Ob Krankheit, Wahnsinn, Raserei, Verzweiflung,
Sich in sein Leben gierig theilen sollten —
Nein! ich verlaß ihn nicht! — Du Qual der Liebe
Verstumme nun vor einem höhern Leid!
Der großen Freundin Herz mich werth zu zeigen,
Soll um mein Herz die Lippe ewig schweigen,
Ich schwörs bei ihrem Blut, durch heil'gen Eid!
Mir sollen Mond und Tag und Sterne scheinen
Um Ihn zu trösten, und um Sie zu weinen!

(Tancred wird von Guelfo geführt, auf dessen Schulter sich Erminia lehnt, und der schon fernhin verhallenden Musik des Zuges, schwankend, mit gen Himmel gerichtetem Auge folgt.)

Einſiedler-Anſichten

und

Träume

von dem

Menſchen, dem Staate, der Politik und der Kirche.

Herausgegeben

von

Anſelm Friedank,

Glöckner des Auguſtinerkloſters bei W.....

Erſter Band.

Der Menſch. Der Staat.

Hamm 1828,

bei C. A. Wundermann.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Statt der Vorrede.

Im Spätherbst des vorigen Jahres, als das Wetter höchst unfreundlich war, wurde bei einbrechendem Abende leise an die Pforte unseres Klosters gepocht. Seit beinahe zwanzig Jahren hatte ich, als Laie, den Augustinern Glöcknersdienste geleistet, und wollte eben zum Abendgebet läuten, als der Pförtner die Thür öffnete, und von einem, nicht ganz alten, Manne von blasser Gesichtsfarbe und krankhaftem Ansehen ersucht wurde, den Prior für ihn um ein Nachtlager anzusprechen, da er sich angeblich zu schwach fühlte, um die Stadt zu erreichen. Da W.... indessen kaum tausend Schritte hinter unserm Kloster liegt, so suchte ihn der Pförtner zu bewegen, sich noch bis dahin wieder auf den Weg zu machen, und der Fremde schickte sich schon an, dieser Weisung nachzugeben, als mich sein leidendes Auge traf, und zu dem Entschluß bewog, dem Herrn Prior die Bitte dieses Hülfsbedürftigen selbst vorzutragen.

Die Bescheidung fiel nach Wunsch aus, und der kranke Wanderer erhielt, in einem Stübchen neben des Pförtners Wohnung, ein Bett, ein Kaminfeuer und eine Suppe, von welchen drei Gaben er jedoch nur die beiden ersten benutzte. Seine sämmtliche Habe bestand in einem sehr abgetragenen Mantel, einem Wanderstaabe und einem zusammengerollten Hefte von Papieren, die er aus der

Tasche zog, und mit zitterndem Arme auf den kleinen Tisch, am Kopfende seines Bettes, legte. Indessen eilte ich, die Vesperglocke zu ziehen, um dem Fremden möglichst bald wieder zur Hand zu seyn, den ich jedoch schon im Bette antraf, als ich mich nach seinen weitern Bedürfnissen erkundigen wollte.

Er lag mit geschlossenen Augen, ohne zu schlafen, indem ich nach seinen bewegten Lippen vermuthen mußte, daß er entweder bete, oder sonst mit seinen Gedanken lebhaft beschäftigt wäre, und auf meine Frage: was er zu begehren habe, antwortete er mit matter Stimme: Ruhe! nur Ruhe!

Als ich nach einer Stunde wieder nach ihm sahe, hatte ihn ein Fieber erfaßt, und die, auf ihn leuchtende, Flamme aus dem Kamin ließ mich bemerken, daß eine glühende Röthe über sein ganzes Gesicht ausgegossen war, in welchem eine wunderbare Mischung von Bitterkeit und Wehmuth lag.

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn während der Nacht nicht allein zu lassen, und erbath mir vom Pater Kellermeister eine Flasche Werthheimer, theils um möglichen Gebrauch davon bei meinem Kranken zu machen, theils mich selbst zu ermuthigen, denn mir wurde, bei dem Zustande des armen Mannes, ganz bange, der zu phantasieren anfing, und einzelne, seltsame, sehr bedenkliche Worte ausstieß.

Ich kann nicht läugnen, daß ich während der langen Nacht viel darüber nachsann, wen ich denn wohl in meiner Pflege vor mir sähe, und daß nach und nach dieses Nachsinnen in einen hohen Grad von Neugier überging.

Als der Unbekannte daher wieder zu sich kam, und über heftigen Durst klagte, benutzte ich die Gelegenheit, während ich ihm einen, mit Wasser und Wein gefüllten,

Becher reichte, zuvörderst zu fragen: wer er wäre? — Seine Antwort: „Er sei ein Mensch", schien mir mehr ausweichend, als erkenntlich zu seyn, und veranlaßte mich zu einer zweiten Frage: Weß Standes? — „Ich bin ein Weltbürger!" entgegnete er, und da es dieser Leute sehr viel giebt, so erkundigte ich mich endlich nach seinem Glauben, erfuhr aber auch nichts weiter, als: „er sei ein Christ."

Da ich nun ohngefähr schon eben soviel von ihm wußte, ehe ich ihn gefragt hatte, so unterdrückte ich meine Empfindlichkeit über seinen unverkennbaren Widerwillen, mich durch genügende Antworten zufrieden zu stellen, in der Hoffnung, daß meine sorgsame Behandlung seinen Eigensinn wohl noch überwinden würde, schämte mich aber bald meiner Zudringlichkeit, bei näherer Erwägung: daß man am Ende doch vollen Anspruch auf Mitleid und Liebe des Nächsten machen könne, wenn man ein Mensch und Weltbürger, vollends noch überdies ein Christ sei.

Gegen Morgen war der Kranke eingeschlafen, und ich ging zum Herrn Prior, der sehr früh aufzustehen pflegt, um ihm von dem Befinden des Unbekannten Meldung zu machen, und seine weiteren Befehle einzuholen. Unser Herr Prior, ein leutseeliger und mitleidiger Mann, äußerte, daß er den Kranken selbst besuchen wolle, und ich hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als meinem Weltbürger diese Aeußerung, nach seinem Erwachen, zu hinterbringen. Mir fiel indessen sehr auf, daß er, bei dieser Nachricht, hastig nach seiner Papierrolle griff, und damit unter die Bettdecke fuhr. Ein solches Betragen war mir ganz unbegreiflich.

Es war indessen voller Tag geworden, und ich mit meinem Pflegebefohlenen in eine Meinungsverschiedenheit darüber gerathen: ob ich nicht einen Arzt aus W.... herbeirufen sollte, dessen Beistand der Kranke durchaus

ablehnte. Plötzlich trat der Prior ins Zimmer. Kaum hatte ihn jener ins Auge gefaßt, so verbreitete sich ein freundliches Lächeln über das Gesicht des Unbekannten, sein halberloschenes Auge funkelte auf, und der Prior selbst drückte in seinen Zügen ein, mit Rührung vermischtes, Erstaunen aus, wie einer, der noch im Zweifel ist, ob er seinen Sinnen auch trauen dürfe.

Diesem Zustande der Ungewißheit machte der Andere bald ein Ende.

„Balthasar! mein Bruder!" rief er mit bebender Stimme, „so soll ich den Trost haben, in Deinen Armen zu sterben?" „Bist Du es wirklich Theophilus?" erwiederte der Prior, und ein Strom von Thränen floß aus seinen Augen. Beide umarmten einander lange, dann sagte der Prior: „O mein Bruder! Dein unruhiger Geist hat Dich wohl unglücklich durch die Welt getrieben? Du hast Dich nie fügen können!"

„Nicht mein unruhiger Geist," entgegnete der Kranke, „sondern mein glühendes Herz, das nun bald Ruhe finden wird.

Es trat eine Stille ein; dann theilte Theophilus seinem Bruder in oft unterbrochenen Sätzen mit, daß er das väterliche Haus verlassen, weil er dem Schicksal entgehen wollen, Ordensgeistlicher zu werden; daß er Soldat, Hofmeister, Geheimschreiber, Schauspieler, Einsiedler und — ich habe vergessen, was sonst noch — gewesen, aber wegen seiner eigenthümlichen Ansichten, seiner unverhohlenen Aeußerungen und geraden Handlungsweise, sich nicht lange in irgend einer Lage halten können; daß er sein Eremitenleben aus Neigung für die Gesellschaft wieder aufgegeben, was er nicht thun sollen, da er die Welt, auf seinen Reisen und durch sein Abenteuer, zur Genüge kennen gelernt, und so, durch den innern Zwiespalt, zwischen seinem Menschenhaß und seiner Menschenliebe, auf-

gerieben, endlich unſer Kloſter erreicht habe, wo er, durch die Gunſt ſeines Bruders, dem ihn der Zufall in die Arme geführt, ein ſtilles Grab zu finden hoffe.

Ich mußte über die Art, wie er mit ſeinem gutmüthigen Geſicht dies Alles erzählte, bitterlich weinen, und der Prior nahm mir eine Laſt vom Herzen, als er ſeinen Bruder fragte: Ob er, wenn er ſich ſo ſchwach fühle, kein geiſtliches Bedürfniß empfinde?

„Ich habe große Sehnſucht nach Gott!“ ſagte Theophilus.

„Nun ſo beichte, und laß Dich verſehen!“ erwiederte der Prior, mit frommer Innigkeit.

„Ich habe es ſchon vor meinem eigenen Gewiſſen gethan, lieber Balthaſar! und bin zum Sterben vorbereitet,“ entgegnete der Kranke.

„Bruder! Bruder!“ rief der Prior aus, „was ſoll ich von Dir denken?“ und ich erſchrack dergeſtalt, daß ich zitterte.

In dieſem Augenblick zog der Kranke ſeine Papierrolle unter der Bettdecke hervor, und ſagte mit bittender Stimme:

„Ich hinterlaſſe nur dieſe Handſchrift. Sie bezeugt, daß ich nichts gethan und gedacht, was wider die Würde und den Adel der menſchlichen Natur, wider die Pflichten des Staatsbürgers und die heilige Ehrfurcht vor Gott anſtrebt; daß ich an der Religion Jeſu Chriſti gehangen, und in ſeinem Glauben aus der Welt gehe. Balthaſar! verſprich mir, mein Vermächtniß den Menſchen mitzutheilen; ich habe die Ueberzeugung, daß es ihnen nützlich werden könne. Lies und prüfe ſelbſt Balthaſar....“

Weiter ließ der Prior ſeinen Bruder nicht ſprechen, ſondern unterbrach ihn mit dem Ausdruck des heftigſten

Widerwillens: „Nur zum Leſen zwinge mich nicht, Bruder! die unglückliche Leſerei ſtiftet alles Unglück, und ohne die Teufelserfindung der Buchdruckerkunſt ſtände noch alles beim Alten! Martin Luther hätte nie unſern Orden verlaſſen, wäre er nicht auf das Studieren ſo verſeſſen geweſen, und Du ſelbſt, Theophilus, hätteſt ein ruhig Stückchen Brod gefunden, wenn die Bücher Deine Schwärmerei nicht, von Kindheit an, mit ihrem Gifte genährt hätten!“

„Du irrſt Balthaſar,“ entgegnete Theophilus, „ich habe faſt nur in dem großen Buche des Lebens geleſen; da habe ich denn freilich unzählige Irrthümer gefunden, aber auch eine große Ausbeute von Wahrheiten.“ Hiermit wandte ſich der Kranke unvermuthet folgendermaßen an mich. „Freund! was haſt Du für Deinen Glöcknerdienſt?“ und als ich erwiederte: jährlich Vierzig Gulden, freien Tiſch und eine Stube nebſt Kammer neben der Kloſterküche, fuhr er fort: „ſo verdiene Dir einen Nothgroſchen, und gieb dieſe Rolle in den Buchhandel.“ Haſt Du etwas dagegen, Balthaſar? „In Gottes Nahmen!“ ſprach der Prior, „aber ich thue kein Auge hinein, und was daraus erfolgt, kommt nicht über mich!“ „Sei ruhig deshalb!“ ſchloß Theophilus die Unterhaltung, „denn ich trete bald vor meinen Richter.“ Hierauf ließ er ſich von mir die Hand darauf geben, daß ich von ſeinem Vermächtniß den gewünſchten Gebrauch machen würde, und da ich die Zuſtimmung des Priors hatte, fühlte ich mich über jedwegliche Folge im Gewiſſen beruhigt, und war ſehr begierig über die beiden Punkte belehrt zu werden: einmal, was in der Handſchrift ſo Beſonderliches niedergeſchrieben ſeyn möchte, und wie hoch ſich wohl der dafür zu löſende Nothgroſchen belaufen könnte.

Der Kranke wurde ſtill, ſeine Augen ſchloſſen ſich wieder, das Fieber kehrte mit größerer Gewalt zurück, und das Antlitz brannte bald in voller Gluth, dann zog ſich

der Mund zu einem freudigen Lächeln, die gefaltenen Hände hoben sich noch einmal zum Himmel, und der kurze Athem und ein leises Röcheln deuteten auf baldigen Abschied. Der besorgte Bruder richtete noch einige Fragen an den Sterbenden, die unbeantwortet blieben, und gegen Mittag verschied er.

Der Prior nahm mir das Versprechen ab, gegen die Klosterbrüder nichts zu äußern, was ich gehört und gesehen hätte, und am andern Abend wurde der Verstorbene still beerdigt.

Ich hatte die Handschrift sogleich auf meine Kammer getragen, und den zum Andenken Wanderstaab an mich genommen; den alten Mantel erhielt ein vorbeiziehender Bettler.

Als ich die Papierrolle entfaltete und zu lesen anfing, merkte ich bald, daß der Verfasser ein großer Sonderling gewesen war, denn Vieles faßte ich nur halb, und das Meiste gar nicht. Darum ging ich, mit Erlaubniß des Herrn Priors nach W...., wo meiner Schwester Sohn, als Schriftsetzer, in der Regierungs-Buchdruckerei arbeitet. Dieser versprach mir zu dem Buche den noch fehlenden Titel zu ergänzen, und hie und da eine Anmerkung zu machen, da er mit Erstaunen wahrnahm, daß fast gar keine Noten und Citate, die einem ordentlichen Werke erst das rechte Gewicht verliehen, zum Text vorhanden wären.

Auch eine Inhaltsanzeige wollte er hinzuthun, ohne von mir etwas dafür vergütigt zu verlangen, wie er ausdrücklich bemerkte.

Jetzt liegen schon einige Bogen aus der Presse vor mir, aber obgleich ich Gedrucktes besser, wie Geschriebenes lese, so kann ich doch nicht dahinter kommen, was der Verfasser eigentlich will, und ich muß die Beurtheilung den Sachverständigen überlassen. Fällt die Entscheidung

günſtig aus, ſo ſind vielleicht die Noten von meinem Neffen daran ſchuld; wird das Buch getadelt, ſo kann ich nichts dafür, und der Autor erfährt auch nichts mehr davon. Den Rothgroſchen, den ich dafür erhalten, will ich dazu verwenden, Liebeswerke auszuüben, und Seelmeſſen für den Todten leſen zu laſſen.

Auf der Nordſeite unſers Kloſterkirchhofs, dicht an der Mauer, liegt der arme Theophilus begraben. So fand es der Prior für gut, denn der Ort iſt abgelegen. Wenn der Menſch nur in Gottes Erde ruht, hat er genug; der Chriſt liegt ja, wenn auch wegen ſeines verdächtigen Abſterbens ein wenig bei Seite, auf geweihtem Boden. Aber wenn der Hollunderbaum, unter dem er ſchläft, im nächſten Lenz ſeine duftenden, weißen Blüthen über des Weltbürgers Grab hinſtreut, ſoll es mich von Herzen freuen, denn der Prior hat mir ſeitdem recht oft geſagt: ſein armer Bruder ſei doch eigentlich ein grundgutmüthiger Menſchenfreund geweſen.

Geſchrieben im Februar 1825.

Anſelm Friedank,
Glöckner des Auguſtinerkloſters bei W.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Statt der Vorrede	I bis VIII
Einleitung	1
Erſtes Geſicht. Die Schöpfung des Menſchen	4
Der Nachbar	8
Der Menſch	12
Der Beſuch	43
Der Menſch in Geſellſchaft. Die Sprache	49
Sturm von Außen, Sturm von Innen. Sonnenſchein und Ruhe	75
Fortſetzung des Geſprächs Urſprung des Böſen . . .	83
Vorahnungen eines neuen Geſichts	92
Zweites Geſicht. Das Feſt der Staatskünſtler . .	94
Verſuchung zur Schriftſtellerei	142
Der Staat. 1) Einleitung	144
2) Entſtehung der Staaten	146
3) Form der Staatsverfaſſung	154
4) Geſetzgebung	159

Seite

5) Staatsverwaltung 180

6) Bevölkerung 224

7) Erziehung 226

8) Schluß 240

Rückkehr zu den Menschen. Neue Flucht. Trost . . 242

Die Natur des Menschen ist Hauptnorm für die Form der Staaten. Ein glücklicher Tag und ein begeisternder Abend 246

Einleitung.

Um Europa zu übersehen, hatte ich mir ein großes Dreieck gezogen, in dessen Winkeln Petersburg, Lissabon und Constantinopel lagen. Alle drei Seiten hatte ich bereist, und traf Harmonie und Größe überall, wo Gottes Werk — die herrliche Natur — allein stand; Widerspruch und feindseligen Kampf auf jeder Stelle, wo mir der Mensch begegnete, dem die weite Schöpfung zum Geschenk gegeben war. Auf den Meeren bohrte man Schiffe in den Grund, man verbrannte die reifenden Saaten fruchtbarer Thäler, man haderte um die Zölle freier, lebendiger Ströme, man füllte selbst die ausgetrockneten Wasserbecken der Felsengebirge mit Blut. Wo ich die Frage wagte: wozu diese Gräuel? rief mir entweder ein Priester zu: „für die heilige Kirche!" oder ein Volksredner: „für das Glück und die Freiheit der Verfassung!" oder ein Staatsmann: „für die Ruhe und das Gleichgewicht der Thronen!" oder ein Journalist: „für die Unabhängigkeit der Presse!" Aber ich merkte auf, und siehe: der Ausdruck des freien Gedankens blieb geächtet, die eigene Bewegung aufgeklärter, aber kleinerer, Staaten durch den kolossalen Arm gewaltiger Nachbarn gelähmt, das unbefangene Volk ward mit der Ruthe seiner eigenen Tribunen gepeitscht, und das Christenthum aus der Kirche verwiesen. Ein großes, unaussprechliches Wehe rief dumpf und entsetzlich seine Todtenklage in meine geängstete Seele; und nicht der Stolz, sondern die Verzweiflung gab mir das Wort ein: rette dich in dich selbst, vor die selbst und den Menschen!

Da warf ich meine Blicke auf das ehrwürdige Urgebirge der Alpen, wo mir höchstens eine Gemsenheerde, oder ein Sennhirt den süßen Trost der Einsamkeit rauben, oder das Gekrächz des Steinadlers die ersehnte Stille unterbrechen durfte, worin ich meine wunde Brust zu heilen hoffte. Hier konnte mich nur das Horn des Jägers noch an das Treiben der Welt, tief unter mir, mahnen, hier sonderten Wolkenkränze und brüllende Gewitter zu meinen Füßen den Einsamen von dem Verkehr mit der Erde; hier sollte die Alpenrose meine einzige Freundin, der eigene Geist mein einziger Vertrauter, ein Felsblock der Hochaltar für meinen Gottesdienst werden.

Eine Grotte war bald gefunden, die mich aufnahm; einen Mantel, ein Schreibzeug und eine Flinte rettete ich in meine luftige Wohnung; die Schlafstätte war gegen Wind und Regen gesichert, ein Stein als Tisch errichtet, und zu meiner Erheiterung, eine entzückende Aussicht über den Gottesgarten Italien gewählt.

Dankbar sank ich auf meine Kniee, als ich mein Felsenhaus bezogen hatte; die Nacht wollte anbrechen — mir war schauerlich einsam. — Ein großer, wunderbarer Schatten lag, in furchtbarer Tiefe, das Thal vor mir und wie eine Geisterstimme verhallte, nur noch eben hörbar, die Bebung der Abendglocke, aus den Schallöchern des, im Abgrunde verwitternden, alten Kirchthurmes. Jenes süße Grauen, das uns in dem Vollgenusse des Erhabenen und Großen umfängt, bebte durch meine Brust — ich fühlte, wie des Allgegenwärtigen Hauch mich anwehte, und kindlich vertrauend rief ich: „Vater! gieb mir ein Zeichen Deiner allerbarmenden Liebe!“ Da trat um die Kante der gewaltigen Felszacke, wie ein Friedensbothe Gottes, der Vollmond hervor, und die gräulichen Schatten flohen sammt in die unergründlichen Klüfte zurück, und das Thal tauchte in Silberduft auf aus seinem Nachtnebel, und die lombardischen Fluren stiegen, wie Lichtströme, in magischer Ferne, vor meinem entzückten Auge, und die, demüthig vor dieser Herrlich-

keit zurücktretenden, Sterne verſchwammen in den himmliſchen Glanz, der über das Firmament und die ſtille Erde hinſtrömte, und aus mir rief der Engel des Troſtes: Dieſer Mond verherrlicht ſich in dem Widerſtrahl der Sonne, und iſt, ohne ſie, ein finſteres, todtes Chaos; ſo leuchtet der Menſch nur in dem Widerſcheine Gottes! Die Nacht, worin die Völker ſich wälzen, wird zu einem herrlichen Tage werden, wenn ſie Gott erkennen, und die Stimme ſeiner wahren Offenbarung vernehmen, und nicht, wie die Thoren, zu ſich ſelbſt ſprechen: Ich bin Gott! oder im ruchloſen Dünkel verkünden: es ſei ihnen göttliche Gewalt verliehen, oder göttliche Einſicht! — Und die Stimme in mir ſprach beruhigend weiter: Tröſte dich! Nicht die Fürſten und Gewaltigen, nicht die Weiſen und Redner beherrſchen die Welt, ſondern Er allein, der die Welt gemacht hat, und ſie mit ſeinem Odem belebt, daß ſie nicht in Staub zerfällt, der die Adern der Natur mit Wärme tränkt, und das Licht hervorruft, daß aus moderndem Gemüll die Aehre werde und der erſtarrte Fluß lebendig fließe. Er läßt geſchehen, damit ſein Wille erfüllt werde! Ringe deine Seele nicht ab, weil nicht wird, was du gut heißeſt, aber thue immerdar das Rechte!

Aufgerichtet in meinem Gemüthe ſchaute ich in die ſchweigende Ferne hinaus, bis mein Auge ermattete, und die Ermüdung ſanft über meine Stirn hinſchlich. Da umfaßte mich der Schlaf, und hauchte mir auf dem Mooslager in meiner Grotte, ſinnige Träume ein.

Erſtes Geſicht.

Die Schöpfung des Menſchen.

Und mir träumte:

Undurchdringliche Finſterniß umgab mich und tiefe Stille; unter meinen Füßen fühlte ich keinen Boden; wohin ich die Hand ausſtreckte, griff ich in öden, leeren Raum; ich ſchwebte, wie körperlos, in der alten chaotiſchen Nacht; keinem meiner bangen Gedanken vermochte ich den Laut menſchlicher Rede zu geben; ich war endlich aufgelöſt in bloßes Bewußtſeyn.

Mein urſprüngliches Erſtaunen ging in Angſt, dieſe in Verzweiflung über, als ich zu mir ſelbſt ſprach: „es giebt keine Zeit und keinen Raum! Alles iſt vernichtet! ich ſelbſt bin das einzige Etwas in dem unendlichen, ewigen Nichts. Die Qual der Verdammniß iſt ein ſeliges Leben gegen dies leere Gefühl des Daſeyns in dieſem nimmer und nirgends endenden Schmerz. O daß Etwas ſei oder werde neben mir! Nur eine Bewegung in dieſem Dunkel meines lebendigen Todes! Daß auch nur Mächte mit Mächten ſich regen! Nur eine Veränderung, wenn ſie mir auch feindlich und gräßlich gegenübertritt, damit ich erfahre, es ſei Etwas!“

Da ward mir, als löſe ſich, in unermeßlicher Ferne, aus der Finſterniß, ein grauer Schatten ab, und ſo wie er heller wurde, bildeten ſich die Umriſſe eines Körpers, deſſen Grenzen, wie Lichtſäume immer beſtimmter wurden und näher rückten.

O freudiges Erſtaunen, als ich endlich eine menſchliche Geſtalt erkannte! Höher aber und ſtrahlend, wie ein Gott ſich ver-

körpert. Endlich lächelte mich ein Engelsantlitz an, in himmlischer Schönheit, und sein Haar schien mir leuchtend wie Sonnenstrahlen, und seine Augen flammten in Verklärung, und erwärmten mich durch einen Blick aus der kalten Verzweiflung zu lebendiger Hoffnung. Weit, um ihn und mich her, war durch ihn die Nacht erhellt; ich erkannte meine Gestalt wieder, und fühlte mich Mensch.

„Ich bin der Engel der Liebe!“ sprach die himmlische Erscheinung zu mir, und die Innigkeit und Harmonie ihrer Stimme durchbebte mich mit Entzücken — „ich komme, gesandt von Ihm, der ewiges Leben ist, deine Brust zu heilen, die von Jammer zerrissen wird. Merke wohl auf, was du siehst; du bist, im Geiste, zurückgeführt, vor den Anfang der Dinge. Fasse dich in deinem Gemüthe, damit die Größe deines Entzükkens dich nicht überwältige!“

Und es war, als wenn eherne Mauern zusammenstükzten, und sich furchtbare Gewitter entlüden, und tobende Bergströme, durch Felsgeniste brüllend, in Abgründe schäumten, und heulende Stürme durch Schlüfte rasten, und empörte Wellen gegen Brandungen ihre Wuth brachen. Durch die unendliche Nacht, um mich her, stahl sich trübe Dämmerung — ich sah alle Elemente in einem entsetzlichen Kampfe, und die Lichtglorie meines Engels erbleichte. Da bebte ich zusammen und verzagte; aber mein Führer richtete mich auf, und als ich das in Angst geschlossene Auge wieder öffnete, röthete sich das, aus der Nacht aufsteigende, Grau und ich erkannte noch deutlicher den furchtbaren Zwiespalt des alten Chaos.

Aber siehe! die Schrecken drängten ihre wilde Gewalt zusammen und plötzlich entstand ein Krachen, als wenn Länder in Erdbeben versänken und Firmamente zusammenbrächen.

Unabsehbare, durcheinander wühlende Massen stürzten in die Tiefen des Abgrundes, die Einen hierhin die Andern dorthin. „Herr, hilf mir, ich verderbe!“ rief ich laut flehend,

und der Engel winkte beruhigend und sprach: „Es ist der erste Schöpfungstag Gottes! Sieh! wie die Elemente sich zusammenwollen zu Welten, und es lichter wird in den unermeßlichen Räumen. Du kannst das ganze große Werk des Unendlichen nicht fassen, du Endlicher! Laß uns hinabfahren zu jener fast unmerklichen Kugel, die, als ein abgelöstes Stück einer, jener gewaltigen Stoffmassen, ihre kleinen Kreise wirbelt. Es ist die für dich bestimmte Erde."

— Und wir schwebten mit Lichtschnelle in die Tiefe hinab, und hielten beschauend über der Erde, ein niedriges Gemisch von Schlamm und Moder, das von Zeit zu Zeit aus schwarzen Gewässern aufdunkte, und von den schmutzigen Wellen wieder verschluckt ward. Als wir aber in die Höhe blickten, zitterte ich vor Entzücken über Millionen strahlender Sonnen, die ein Lichtmeer durch den Himmel gossen, und eine nähere, herrlichere Sonne fluthete Erwärmung in meine erstarrte Brust, und trocknete den sumpfigen Boden des jungen Planeten, der wohlgemuth jeden Punkt der Oberfläche seiner Wohlthäterin entgegenrollte. Da sank die schwerere träge Masse zum Kern hinab; die gereinigten Fluthen schwammen silberhell zwischen den neugebildeten Küsten, oder drängten sich durch Bergschluchten in die Niederungen und Meere, Ströme und Bäche umspielten den neuen Sohn der Schöpfung, ihm den innersten Busen zu kühlen, in welchem sein feuriges Herz von Elementarflammen und heißer Lebenslust schlug. Wie ein magischer Schleier aber umhüllte ihn befruchtende Luft, und goß vermählenden Saamen in den Schooß der Gewässer, und ein Regen und Bewegen begann, und es wimmelte in den Fluthen von größern und kleinern Bewohnern, von Schaalthieren, Fischen, Polypen und Seeungeheuern und Schlangen, vom Grunde bis zur Oberfläche; und der noch feuchte Boden der Feste sog den Athem der Luft und den glühenden Blick der Sonne ein, und erzeugte unermeßliche Schaaren von Insekten und Amphybien, zwischen

deren freudigem Gewühl Kräuter entsprossen und duftende Blumen und Gesträuch. Bald aber, da der Boden noch heißer erwärmt war, keimten auch Bäume, in großen Wäldern, dem Himmel entgegen, und zwischen den Stämmen weideten Thiere mancherlei Art, und brüllte das Wild, und zwischen den Zweigen und Aesten wiegten sich Käfer und Schmetterlinge, und sangen Vögel in unzählbaren Geschlechtern.

Da ertrug ich die Wonne dieses Anschauens nicht länger. Mein Auge erblindete an dem überschwenglichen Reichthum der Gestalten, Formen und Farben; in seliger Betäubung hing mein Ohr an dem Rieseln der Bäche, an dem Flüstern des Laubes, an dem Rauschen der Wasserfälle, an dem Morgenhymnus der gefiederten Chöre; der Myrthenbaum und die Balsampflanze brachten ihre duftenden Dankopfer dem Herrn der erwachenden Natur, und ich rief begeistert meinen Engel an: „Laß uns hinab in diese Paradiese! Dort laß uns wohnen!"

Wir sanken auf die Gipfel eines Felsengebirges hinunter. Lächelnd streckte der leuchtende Führer den Finger aus, und zeigte in die Thäler, von Quellen durchschnitten, von Manna betäuft, von Früchten beladen. „Hier wird sich die Herrlichkeit des Ewigen dir kund thun, und seine unermeßliche Liebe!" sprach er mit erhöhter Stimme, „hier sollst du Ihn selbst hören, wie das Geschöpf seine Ruhe zu ertragen vermag!" — Wir standen auf einer Verzweigung des Kaukasus. — Plötzlich verstummte jeder Tag des Lebens, der Hain lag erstarrt, kein Blatt schüttelte sich, kein Laut der reichen Thierwelt ward gehört. Wie schlummernd hing die Biene an dem Blumenkelch, der Goldfisch lag regungslos auf dem Kies des durchsichtigen Bachs, der Hirsch erstarrte vor seinem eigenen Bilde an dem Rande des stockenden Felsenquells, und in der Luft hing unbewegliche, schwüle Stille.

Es war eine feierliche, große Schöpfungsstunde, wo die, so herrlich hervorgerufene, Welt das letzte Werk, den Schlußstein, aus den Händen des allmächtigen Bildners erwartete, und

in ehrerbietigem, demüthigen Schweigen seine Nähe anbetete. Auch ich ward vom Leben der Ehrfurcht ergriffen, und fiel auf mein Angesicht, und mein Engel mit mir. Ueber mich hin aber rief eine Stimme aus rollenden Donnern: „Welt, nimm hin deinen Herrn und König! Aus den edelsten Stoffen habe ich seinen Leib gebildet, meinen Geist habe ich in ihn gehaucht, daß er wiederum schaffe und liebe. Sein äußeres Auge soll die Bahnen der Gestirne ausmessen und den Fuß des Insekts zergliedern; sein inneres Auge aber soll mich suchen und wird mich finden. Alle Creatur geht an dem Zügel meiner Hand; der Herr der Erde aber sei frei und leite sich selbst, denn eine Leuchte habe ich ihm gegeben, zum ewigen Erbe den Ausfluß meiner Göttlichkeit, die Vernunft, und zum unwiderruflichen Geschenk verleihe ich ihm, was ich selbst habe, unantastbaren Willen!“

Die Stimme verhallte, die Quellen rieselten wieder, die Wipfel flüsterten wunderbare Harmonieen. Leben und Freude wogte durch die Adern aller Geschöpfe, und als ich, in den Jubelhymnus der Natur einstimmend, den Blick erhob und durch das glänzende Paradies warf, stand, strahlend in Schönheit, vor mir der erste Mensch.

„Mein Vater!“ rief ich, weinend vor Entzücken, und stürzte an seine Brust. Aber das Bild zerrann in Nebel, mein Engel verschwand, und von Schrecken ergriffen erwachte ich. Noch brannten die Thränen auf meiner Wange. —

Der Nachbar.

Die Morgensonne leuchtete schon in meine Grotte; der Traum lag noch schwer auf meiner Brust, ich sehnte mich, von Erinnerungen an die erhabenen Bilder, die mich eben verlassen hatten, noch ganz erfüllt, nach erleichternder Mittheilung, und war so allein. Mit einer Art von Heimweh blickte ich zu den

Bewohnern des Thals hinab und mir entfuhr die laute Klage: Wie bin ich so einsam!

„Du bist nicht allein, wenn du dich nicht selber verlohren hast!“ redete mich ein alter Mann an, der mich wahrscheinlich schon lange beobachtet und die Bewegung in meinem Gemüthe geahnet hatte. Er saß, mir zur Seite, dicht am Ausgange meiner Grotte und war halb mönchisch gekleidet. Als ich verlegen und erstaunt ihn lange anstarrte, fuhr er mit mildem Ernste fort: „Vierzig Jahre — so lange schon schied ich aus dem Gewühl der Welt — habe ich mich selbst betrachtet, und kann nicht klagen, daß mir die Zeit lang geworden, oder der Reichthum der menschlichen Seele erschöpft worden wäre. In hellen Nächten betrachte ich den Himmel und den großen Haushalt der Gestirne, an schönen Tagen durchforsche ich die Pflanzen- und Insektenwelt, oder vertiefe mich über die Natur dieser Gebirge, und wenn Regen und Schnee mich in meine Klause verschließen, so erheben mich David's Psalmen zu Gott, oder ich schreibe die Gedanken nieder, die ich, über die Natur und Bestimmung des Menschen anzustellen, hinlängliche Erfahrung und Muße habe.“

„Wer bist Du?“ fragte ich mit einiger, an Mißmuth grenzenden Befremdung.

„Der Klausner dieses Berges“ erwiederte er ruhig und lächelnd.

„Also bin ich nicht allein. Du bist mein Nachbar?“

„„Wir werden einander nicht stören, wenn wir uns sonst nicht begegnen wollen, denn diese Felsen sind geräumig genug für uns beide.““

Er schickte sich an, mich zu verlassen. Erröthend über den Widerspruch in mir, daß mir seine schnelle Entfernung eben so unangenehm wurde, als seine unvermuthete Erscheinung so eben mich halb empfindlich gemacht hatte, suchte ich einen Vorwand

ihn aufzuhalten, und die Frage entfuhr mir: Soll der Mensch allein seyn? darf er sich der Gesellschaft entziehen?

„Nein!" erwiederte er mit Bestimmtheit. „Er kann einsam schlafen und wohnen, aber er soll auf seine Mitmenschen würken, und auf sich einwürken lassen; ja er muß es, damit er reife und sich veredle."

„Und Du —?" entgegente ich mit vorwerfendem Tone.

„„Ich bin der Freund der Thalbewohner und ihr Arzt, auch ihr Rathgeber, und sie erwiedern meine Dienste durch wohlthätige Gaben, zur Bestreitung meiner Bedürfnisse.""

„Und doch sagtest Du: Du seist seit vierzig Jahren von Allen geschieden?"

„„Wer sich ganz von den Menschen trennen kann, hat sie nie geliebt. Von dem bürgerlichen Verbande schied ich aus, um ihnen zwangloser zu dienen.""

Ich fühlte, daß ich schamroth wurde. Es entstand eine Pause, die meine Verlegenheit steigerte. Mir lief es aufs Herz, daß ich meinen Vorsatz, die Welt zu verlassen, noch nie vor dem Richterstuhl meines Gewissens gezogen hatte. Um mich selbst zu betäuben, rief ich aus: Ach was sind die Menschen! Was ist die Menschheit! „Ein Werk Gottes!" sprach der Alte und setzte beruhigend hinzu: „Das höchste, das schönste Werk Gottes!" Mein Traum stieg in diesem Augenblick in seiner ganzen Lebendigkeit vor meine Erinnerung. Ich zitterte. Meine Erschütterung entging dem Klausner nicht; er fragte so mild als theilnehmend, was mir fehle, daß ich nicht anstand, ihm den schauerlich erhabenen Inhalt meines Gesichts, und die Gründe meines Vorsatzes, warum ich einsiedlerisch diese Berge bewohnen wolle, mitzutheilen. Als ich geendet hatte, sagte er: daß du solche Träume haben kannst, wundert mich nicht. Diese herrliche Natur, die große, ich möchte sagen, prächtige Stille, und das Gewicht der Eindrücke, die du auf diese Höhen mit heraufgenommen hast, bereiten die Seele zu der erhabenen Thätigkeit vor, worin sie, wenn

der Schlaf die Sinne verſchließt, über die Schranken der Zeit und des Raumes hinwegeilt, um in dem Reiche ihrer eigenen Schöpfungen, die wir Träume nennen, zu verweilen. So flog einſt Muhamed durch die ſieben Himmel, ſo ſahe Moſes den Herrn im feurigen Buſch.“

„Wie ſtellſt du Moſes und Muhamed zuſammen?“ rief ich, nicht wenig betroffen. „Die Offenbarung Gottes im Menſchen iſt überall eine und dieſelbe,“ fuhr er ruhig fort, „aber die Offenbarungsorgane, ſo gleichgebaut ſie ſcheinen, haben unzählige, uns unſichtbar bleibende Abweichungen; wir ſehen alle Eins und Daſſelbe, aber jeder ſieht Eins und Daſſelbe anders. Die Gewinde unſers Ohrs ſcheinen überall gleichgebaut, aber dem ſcharfſichtigſten Anatomen bleiben die geheimen Kanäle des Gehörganges verſchloſſen, die mich Harmonieen empfinden laſſen, von denen du nichts vernimmſt. Das künſtleriſche Gemüth in die findet Formenverhältniſſe in der Schönheit, wo ein Dritter nur Umriſſe und Farben bemerkt, denn dein Auge iſt ein ganz anderes, obgleich ihr durch dieſelben Häute und Pupillen, durch dieſelbe äußere Zuſammenſetzung aller Theile dieſes reichen Sinnes begünſtigt ſeid.“

„O weile bei mir!“ ſagte ich zum Klausner, „wenn ich auch noch nicht zugebe, daß du Recht haſt, ſo fühle ich doch, daß du Recht haben könnteſt. Kehre bei mir ein; theile mein Morgenbrod mit mir, und laß es uns durch Mittheilungen würzen, wie ſie ſich für zwei Einſiedler ziemen.“ Er trat ein; ich gab was ich in meinem Vorrathe hatte, und als er neben mir ſaß, erkannte ich in ſeinen, früher nur flüchtig beachteten, Zügen ein edles Profil; Stirn und Augen verkündeten den Denker; ſein Mund lächelte liebreich, und die kahle Scheitel blickte aus dem ſilbergrauen Kranze von ſpärlichen Locken ſo glänzend hervor, wie die Felskuppe, worauf wir ſaßen, aus den Bäumen und Gebüſchen der tiefern Bergregion.

Er wurde auf eine rührende Art heiter, und als wir das kleine Frühstück verzehrt hatten, sprach er mit dem Ton des innigsten Wohlwollens: „Lieber Gastfreund! du hast dich in der menschlichen Gesellschaft nicht wohl befunden, und ich besorge fast, bei deiner Reizbarkeit könnte eine Art von Menschenhaß, vielleicht, was eben so schlimm ist, Menschenverachtung in dir Wurzel fassen, die uns, wenn wir selbst nicht bösartig sind, leicht noch ärger quält, als die Ueberzeugung, daß wir uns in der Vorstellung von dem Werthe unserer Mitbrüder sehr getäuscht haben, und von ihnen betrogen worden sind. Vielleicht begegnet meine Erkenntlichkeit deiner Gastfreundschaft dadurch, daß ich dich in meine innersten Ansichten über den Menschen einweihe. Du hast Muße genug, sie zu prüfen. Diese Handschrift — er zog eine Rolle aus der Tasche seines Mantels — ist ein Werk meines einsamen Fleißes. Behalte sie bei dir. Der Pfad, welcher sich nach jenen einsamen Bäumen herumkrümmt, führt zu einem Gießbach in einem engen Felsbette. Dicht zur Seite steht meine Hütte. Besuche mich wieder, aber verspäte dich nicht, weil ich bald nach Sonnenaufgang meine Wohnung verlasse. Lebe wohl! Auf Wiedersehen!"

Der Fremde hatte mich sonderbar angezogen; ich dankte ihm mit großer Herzlichkeit, und kaum hatte ich sein ehrwürdiges Haupt aus dem Gesichte verloren, so entfaltete ich die Rolle, und las sie ununterbrochen mit steigender Theilnahme, bis zu Ende. Hier ist ihr Inhalt.

Der Mensch.

Wie viele Jahrtausende mögen verflossen seyn, ehe die bildende Natur bei immer steigender Vollkommenheit ihrer Schöpfungen, bis zum Menschen hinaufarbeitete? und als er geschaffen war, wurde vielleicht ein Weltalter erfordert, ehe er eine Sprache er-

ward, nur eine ſolche, die ihn über die Thierheit hinaushob, und als Vernunftweſen adelte, das ſo eben Abſchied von dem Wilde der Wüſte nahm, und ſich vom Bunde mit den Bären des Waldes losſagte.

Wer die Natur des Menſchen betrachtet, gehe nicht den Weg der Prüfung, wie er geworden, ſondern nach dem, was er iſt, ſteige man ſo weit als möglich zurück, um zu wiſſen, was er geweſen, ſonſt verirrt man ſich in Phantaſieen, die immer ſchöner werden, je nichtiger ſie ſind. Ueber den Urſprung der Sprachen giebt es eben ſo verſchiedene, als geiſtreiche Meinungen, aber nur erſt dann, wenn wir die Sprache, als ſchon vorhandene Begleiterin des Menſchen vorausſetzen, beginnt das Schickſal der Menſchheit. Die langen Aeonen vorher, wie Menſchen und Sprache wurden, liegen in dem heiligen Dunkel einer Vorwelt, von der unſer Geſchlecht aus demſelben Grunde nichts weiß, aus welchem ein Jeder von uns ununterrichtet bleibt, wie es ihm ergangen in ſeiner Mutter Leib, und was er geſehen bei ſeiner Geburt. Aber auch nur Dämmerblicke in die erſten Jahre unſerer Kindheit, mehr Rückahnungen, als Erinnerungen, bleiben uns übrig, und ſo wie das gereifte Bewußtſeyn in uns verſucht, den ſchönen Gang unſerer Entwickelung rückwärts zu thun, treten wir alle zuletzt in eine Nebelwolke, wo wir nichts mehr ſehen, ſondern umzukehren genöthig ſind. Daſſelbe Schickſal hat die Geſchichte des Menſchen. Nur von einigen Jahrtauſenden haben wir Kunde etlicher wenigen, großen Weltbegebenheiten, eine Kunde, die, wenn ſie ſich nicht völlig in den poetiſchen Schleier der Fabel hüllt, doch den dunkeln Mantel der Sage umwirft, und nur dann, wann die Wirkungen der Ereigniſſe, in die näher liegenden Zeitalter hinüber rankend, erkennbar werden, als nackte Wahrheit hervortritt. Nur wenige Jahrhunderte, wenn man ſie mit dem Alter der Erde mißt, verſtatten uns eine gewiſſere Geſchichte, und dieſe größeſte Leh-

rerin des menschlichen Geistes würde die hohe Achtung, die sie erworben hat, verlieren müssen, wenn wir sie bloß nach den Zeitaltern, wo sie sich vollkommen unzweideutig ausspricht, würdigen wollten. Selbst dann, wenn ihre Offenbarung der Vergangenheit sich in Orakeln kund thut, und sie nur einzelne Töne und Anklänge zu uns herüber, aus dem tiefen Hintergrunde der Zeit verhallen läßt, bleibt sie ehrwürdig und wahr. In den Sagen des Volks liegt der Bildungsstoff für die Philosophieen gründlicher Weisen, denn jede Sage ist ein Belag, wie der Eindruck geschichtlicher Ereignisse in dem Gemüthe vergangener Geschlechter Gestalt und Leben gewonnen hat, und für den Geschichtsforscher, im höhern Sinne, kann der Mythos so bedeutend werden, wie eine Urkunde.

Willst du den Menschen kennen lernen, so tritt ihm entgegen, du wirst erfahren wie er denkt, empfindet und handelt; aber was deine Mitwelt aussäet, können spätere Jahrhunderte erst erndten; deine Sichel dagegen mäht, was bereits vermoderte Generationen gepflanzt haben und ein Jahrhundert muß immer sein Folgendes geistig nähren. Die Gegenwart sagt dir bloß: So ist der Mensch! Die Vergangenheit zeigt dir aber, was er gewirkt und erfahren, denn die Geschichte unsers Geschlechts ist nichts anders, als Darstellung der Thätigkeit und Kraftäußerung der menschlichen Natur in ihren Folgen. Willst du dich daher in deinem Streben begreifen, so gehe in die Geschichte zurück; indem sie dir dein eigentliches Wesen abspiegelt, vergönnt sie dir zugleich helle Lichtpunkte und Blicke über deinen Standpunkt auf Erden, über die moralischen Anforderungen an deine Thätigkeit, über deine Stellung zur Staatsgesellschaft, ja sie begünstigt deine Ahnungen über das Vorhandenseyn einer höchsten Weltregierung und lehrt dich, innerlich frei werden, bei der unbedingten Nothwendigkeit, äußeren Zwangsverhältnissen zu gehorchen.

Wir wissen von der Geschichte des Menschen nun eben ge-

nug, um uns darin kennen zu lernen und ſchlußgerecht zu gewiſſen Wahrheiten hinaufzuſteigen, die uns Aufſchluß geben über die Eigenthümlichkeit unſerer Natur. Laßt uns dies wunderbare Weſen, das ſich zum Herrn der Erde gemacht hat, genauer betrachten.

Es iſt ſeinem Baue nach beſtimmt, aufrecht zu gehen, und den Himmel anzuſchauen, wie jener Dichter ſagt, und die einzelnen Beiſpiele, daß wilde Menſchen, ſich ganz ſelbſt überlaſſen, auf allen Vieren gegangen, können die Andeutung der Natur nicht umſtoßen, die uns, in der Bildung der Hände und Füße, und in dem Verhältniß ihrer Länge zu einander, hinlänglich überzeugt, daß das einzelne, zu den Thieren ausgeſetzte, Kind vielleicht bloß ſeinen unvernünftigen Geſellſchaftern nachahmte, in dem es ſeine eigenthümliche Gangart verließ. Auch der Mund des Menſchen bedarf noch beſonderer Hülfe, um Nahrung einzunehmen, da er ganz flach in dem nicht vorſpringenden Antlitz liegt; er bedarf durchaus der Hände, die, mit tauſendfacher, bewundrungswürdiger Kunſtfertigkeit begabt, eine edlere Beſtimmung haben, als ein, an ſich ungeſchicktes, Gehwerkzeug abzugeben. Das vorſtehende Geſicht und das, noch freier liegende, Gebiß der Thiere, kann, ohne fernere Unterſtützung, unmittelbar Kräuter, Blätter und Gräſer abnagen, oder ſeine Beute erhaſchen.

In ſeinem aufrechten Gange indeſſen kann der geübte Naturmenſch die Schnelligkeit des Wildes erreichen; ſeine Stärke übertrifft verhältnißmäßig die Stärke aller übrigen Säugethiere, und ſeine körperliche Gewandheit und Fertigkeit erreicht, in ſeinem Urzuſtande, einen unglaublich hohen Grad.

Deſſen ungeachtet würde er bald im Kampfe mit den übrigen lebendigen Geſchöpfen unterliegen müſſen, denn er hat nicht eine einzige Waffe, womit das Thierreich ſo mannichfach verſehen iſt. Aber ſeine geiſtige Kraft entſchädigt ihn tauſendfältig, und begründet bald ſeine völlige Herrſchaft.

Nur für den ersten Anstoß dieser geistigen Ueberlegenheit mußte die Vorsehung sorgen, dann folgte Entwickelung auf Entwickelung, die bei der Schöpfung des Menschen beabsichtigt, und in seinen Anlagen schon vorbereitet war, von selbst; dieser erste Anstoß nun aber ist gerade das Bedürfniß. Der Mensch mußte mit dem Thiere sich erst gleich zu stellen suchen, ehe er dessen Herr werden konnte, denn er ist nackt geboren und hat keine Waffe, als natürliche Mitgift erhalten. Ihm fehlt es an einer Kralle, sie in das Fleisch irgend einer Beute zu schlagen, noch trägt er ein Gebiß, das Wild festzuhalten und zu erwürgen; weder Haare noch Borsten, weder Wolle noch Federn noch Schuppen decken seinen, in Kälte und Regen, zitternden Leib, dessen zarter Bau nicht allein den Eindrücken der Elemente, sondern auch der Gier jedes Raubthiers ausgesetzt ist. Er hat nichts, als seinen überlegenen Verstand, und Noth und Schmerz nöthigen ihn bald, davon Gebrauch zu machen. Das Begehrungsvermögen, welches im Thiere nur die Abhülfe des Augenblicks beabsichtigt, wird im Menschen nach und nach zu einer fest bestehenden Neigung, sich alle Güter der Erde zuzueignen. Zuerst sonnt er sich nach Nahrung und Bedeckung; seine Seelenvermögen treten hervor; er erfindet den Wurfspieß, die Schleuder, Pfeil und Bogen, die Streitaxt; jetzt muß das Fell des Bären den Nackenden kleiden, und dessen Fleisch ihn sättigen; er fällt die Eiche, um sich eine Hütte zu bauen, und um der eigenen Kraft zu schonen, zähmt er den Esel, das Pferd, den Ur, die seine Mühen erleichtern, und verfolgt das Wild durch den, an ihn gefesselten, Hund. Mit scharfen Sinnen begabt, vom Geist der Beobachtung geleitet, bemerkt er den Vermehrungsprozeß der Pflanzenwelt und zieht Fruchtbäume um seine Hütte, und streut Saamen in den benachbarten Boden, welche Abwechslung in seine Nahrungsmittel bringen.

Der Mensch ist nicht auf eine bestimmte Erdscholle ange-

wiesen; jede Zone nimmt ihn auf, und ernähret ihn. Daher eine große Verschiedenheit in der Entwickelung seiner Kräfte, nach der Eigenthümlichkeit eines jeden Himmelstrichs. Hier ist er Jäger, dort Hirt; hier Ackermann, dort Fischer. Die Phantasie des Nomaden nährt sich, in steter Abgeschiedenheit, von den täglich wechselnden Bildern eines unaufhörlich wechselnden Aufenthalts, während der feste Wohnsitz des Ansiedlers, mit der Liebe zur Heimath, auch das Bestreben des Verstandes steigert, in die nie verlassene Flur den Reiz der Veränderung hineinzutragen und durch Erfindungen zu ersetzen, was das Einerlei des Lebens Schaales und Ermüdendes hat.

Lange Jahrhunderte bleibt das herumziehende Hirtenvolk bei seinen Gewohnheiten und in der Beschränkung seiner Bedürfnisse. Seine Freuden liegen fast ausschließlich in seinem steten Wandel. In der Einbildungskraft liegt die Quelle seiner Genüsse, und darum übersieht es alle Entbehrungen der Wirklichkeit. Nur aus dem Stande des Hirten konnte der Geist eines Abrahams, oder Mose, bis zum unmittelbaren Verkehr mit Gott emporsteigen; nur die Seele eines Wüstenwanderers kann, wie Muhamed, der Unterredungen mit Engeln pflegen, und durch alle Himmel entrückt werden.

Eine ganz andere Richtung nimmt die Bildung des Pflanzers. Nachdem sein dringendstes Bedürfniß gestillt ist, sinnt er nicht allein auf Veredlung, sondern auf Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse. Es entsteht ein Wechselverkehr mit seinem Nachbar, mit dem er austauscht, was er entbehren kann, oder besser besitzt, gegen Güter, die ihm noch fehlen; und zu seinem behäglichern Leben erforderlich scheinen. Die Erfindung gewinnt plötzlich ein weites Feld, sobald die wechselseitige Berührung beginnt, und das Combinationsvermögen des Menschen ist, wie durch einen Zauberschlag, ins Leben gerufen. Ist alsdann, über die Grenzen des eigentlichen Bedürfnisses hinaus, nicht allein für die Nahrung,

sondern auch für den Wohlgeschmack gesorgt, ist der Körper nicht allein bekleidet, sondern durch Zuschnitt, Farbe und Material des Bekleidungsstoffs edler und schöner bedeckt, ist die Hütte zu einem Hause, und der Hausrath zum Zierrath geworden, ist, mit einem Worte, für das sinnliche Leben nichts mehr zu wünschen übrig, und der, nach und nach entstehende, Gewerbfleiß, sowie der, Anfangs unbedeutende, bald sich immer mehr, im Binnenlande, auf den Strömen, an den Küsten und endlich übers Meer, ausdehnende Handel, treuer Versorger für jede aufwallende Lust und Laune geworden; so stände der Mensch am Ziele seiner Bildungslaufbahn, wenn er bloß ein veredeltes Thier wäre. Aber gerade auf dieser Grenze beginnt das Streben der höheren Menschheit, und die Neigung zum sinnlichen Genusse kann kaum die Macht und Stärke erreichen, welche der Wissenschaftsdurst, welche der Kunstenthusiasmus, in dem Ringen der menschlichen Seele nach Erkenntniß und idealen Genüssen, bewähren. Kalte Nächte durchwacht der Astronom auf seiner Sternwarte, der Naturforscher durchwatet den glühenden Sand menschenleer.r Wüsten, erklimmt Schwindel erregende Berggipfel, stürzt sich in die Stürme treuloser Wellen, giebt sich der Wuth wilder Horden preis. An sich selbst versucht der Freund der Wissenschaft ein neuergrübeltes Heilmittel, das in der ersten Unvollkommenheit ein langes Siechthum in seinen Körper hineinträgt. Alle Freuden der Gesellschaft, fast jede Glückseeligkeit, die das äußere Leben darbietet, den oberflächlichen Beifall der, nicht selten, von bloßer Afterkunst berauschten Menge, den Wohlstand des Lebens, ja selbst das bürgerliche Glück seiner Familie, giebt die reine Begeisterung des Künstlers auf, und schafft und zerstört das Mißrathene, und ermüdet nicht, und schafft wieder, immer dem Ideale nachjagend, das in seiner Brust den göttlichen Funken entzündet hat, bis er in der einsamen Kammer das widerstrebende Material gezwungen, seelenvolle Schönheit aufzunehmen, um dann oft, in dem bloßen Bewußtseyn seiner schöpferischen Kraft, die einzige Belohnung zu finden.

So wird das Streben des Menschen ein immer geistigeres, und unvermerkt geht der Weg seiner Ausbildung von Außen nach Innen. Werfen wir den Blick auf die uns bekannten Nationen und Völkerschaften der Erde, so finden wir, wie an einem Mandelbaume, der Knospen, Blüthen und Früchte zugleich trägt, alle Grade der Kultur gleichzeitig in den mannigfaltigen Verzweigungen unsers Geschlechts an. Auch soll nicht gesagt seyn, daß, mit einer gewissen Höhe äußerer Bildung, das Spiel der geistigen Kräfte nicht schon leise beginnen, besonders die Kunst mit ihren Kindheitsversuchen die ersten Umrisse wagen, eine Rohrflöte schneiden, oder die rohe Gestalt eines Menschen schnitzeln sollte. Aber, in der Masse betrachtet, wird die Richtung unserer Kultur ohngefähr die vorbezeichnete seyn.

Dabei mag es uns auch nicht befremden, wenn wir einen so bedeutenden Theil menschlicher Individuen völlig abgefunden erblicken, sobald der Kreis ihrer physischen Bedürfnisse auf eine behägliche Weise, um sie her, geschlossen ist; noch weniger mag es uns verdrießen, daß wir so häufig, in dem Augenblicke, wenn irgend eine Unterhaltung die gewöhnliche Sphäre des Gespräches zu überschreiten scheint, die zum Gemeinen und Gewöhnlichen rücklenkenden Aeußerungen hören müssen: „darüber will ich mir den Kopf nicht zerbrechen!“ oder: „das ist mir viel zu hoch!“ Diese geistigen Niederlagmittel deuten zuweilen bloß einen Mangel an Vorbildung an, der dem Gange einer speculativen Mittheilung nicht zu folgen vermag; am häufigsten aber sind sie eine Ablehnung jedes Anspruchs und jeder Zumuthung an das denkende Vermögen. Denn es giebt ganze Klassen träger Geister, die ihre Schlußkraft nie über Barbara hinauswagen, und jede frische Thätigkeit der Seele, und jeden freien Sprung der Phantasie für ein unnützes und Schwindel erregendes Salto mortale halten. Sollten diese Vorstädter der Geisterrepublik ein anderes, als das Bild der schlummernden Psyche, sollten sie die Vertreter der wahren menschlichen Natur seyn, so dürfte man

billig fragen, durch welche Wunder wir aus der Grube des Troglodyten bis zur Kuppel einer Peterskirche, vom unsinnigen Aberglauben des Fetischendieners bis zur Ideenhoheit eines Platon, vom thierischen Anstarren der Welt bis zur Wissenschaft, von der Horde bis zum Staat gelangt seyn können?

Gehen wir in die Geschichte zurück, und finden wir, mit schmerzlichem Bedauern, daß barbarische Völker, als verheerende Sieger, die Werke der Kultur eines Jahrtausends zerstören, ja die Wurzel dieser Kultur selbst zu vernichten drohen, so mildert die Betrachtung unser Bedauern: daß die siegenden Barbaren bald die Schüler der einsichtsvollern Besiegten werden und nach denselben geistigen Gütern trachten, zu deren Vertilgung sie früher verschworen zu seyn schienen. So begann nach der Völkerwanderung zwar ein neues Kindheitsalter der Wissenschaft und Kunst, aber beide wuchsen doch nach und nach wieder zur Reife heran, und die Kaliphate, welche Anfangs aller Bildung den Untergang gedroht hatten, wurden, ein Zeitalter hindurch, die Hauptstützen derselben und die Lehrer der Abendländer. Freilich sehen wir die Richtungen jedesmal verändert, wenn die Barbarei, im Gefühl ihres physischen Uebergewichts, die Staaten der Kultur zerstampft hat, aber die geistig vegetirende Kraft des Menschen treibt alsobald, kaum bemerkbar, neben dem zertrümmerten Hauptstamme neue Aeste und Zweige, ein ganz neues Geschlecht tritt auf den Schauplatz und verkündet durch sein Thun und Treiben:

daß die Entwickelung der innern Kräfte das vorgesteckte Ziel der Menschheit sei, welche den Weg der äußern Kultur nur vorbereitungsweise, als Erregungsmittel, zuvor zu durchlaufen habe.

Inmitten dieser, unmerklich immer mehr und mehr hervortretenden, geistigen Kräfte des Menschen, finden wir eine auffallend und glänzend thätig, die man die Centralkraft in uns nennen könnte, ich meine den Willen. Er bezeichnet das Eigenthümliche der Menschennatur am meisten, selbst mehr, als das höchste

geiſtige Vermögen in uns, nämlich die Vernunft. Dieſer Wille iſt der Herrſcher und König der Kräfte, und jede andere Kraft, zu irgend einer zu beginnenden Thätigkeit, von der Zuſtimmung dieſes Willens abhängig. Er unterdrückt die Gegenvorſtellungen der Vernunft, oder folgt ihren Rathſchlägen, nach unbeſchränktem Belieben; ja er iſt mächtig genug, das gewaltſam ankämpfende Begehrungsvermögen, welches in ſeiner häufigen Entzweiung mit der Vernunft, alle Zuſtände der Anarchie herbeiführen möchte, in die gebührenden Schranken zurückzuweiſen. In dem Verbande der Vernunft, des Begehrungsvermögens und des Willens liegt die Größe des Menſchen. In dem Willen ruht das große Geheimniß menſchlicher Freiheit; in der Vernunft die Gewährleiſtung aller Offenbarung göttlicher Geſetze durch die ewige Stimme des Urgeiſtes; in dem Begehrungsvermögen die unerläßliche Bedingung zum Anſpruch auf eine ſittliche Natur.

a) Der Wille iſt unbedingt frei. So wollte es Gott, als er die ſittliche Welt gründete; in dem Gebiete ſeiner eigenen Kräfte ſollte der Menſch ein Gott einer kleinen Welt ſeyn. Unbedingt frei iſt der Wille, weil kein anderer Wille ihn beſtimmen kann, falls er nicht, von ſelbſt ihm zu folgen, geneigt iſt. Die Sklavenkette feſſelt dieſen Willen nicht; die Tortur zwingt dieſen Willen nicht; der martervollſte Tod ändert die ſelbſtgewählte Richtung dieſes Willens nicht. Verſtockte Sünder und heilige Märtyrer haben dieſe Wahrheiten auch praktiſch gelehrt. Ja dieſer Wille muß unbedingt frei ſeyn, da er ſogar von Gott abfallen kann. Die poetiſche Schöpfung des Satans hat aus dieſer Wahrheit ihr unwahres Gebilde heraufgeholt. Unfrei wird der Wille nur dann, wann er frei auf ſeine Freiheit verzichtet, und zwar ſo lange er eben will, das heißt alſo wohl auch nur: er bleibt frei. Die Vernunft hat bei dem Willen nur eine berathende, nie eine entſcheidende Stimme; das Begehrungsvermögen ſetzt ſeine Richtung oft durch, aber der Wille kann den gefaßten Entſchluß in jedem Augenblick widerrufen. Geht der

Wille Hand in Hand mit dem Begehrungsvermögen, und verweist die Vernunft aus den Schranken, so hat das Laster gesiegt, und der Wille ist sündhaft geworden; stellt sich der Wille der Vernunft zur Seite, und läßt das Begehrungsvermögen abtreten, so triumphirt die Tugend, und die sittliche Reinheit des Willens ist gerettet. Vereinigen sich alle drei mit ihren Stimmen, so rufen sie göttliche Begeisterung ins Leben, und nicht bloß gute, sondern die große That wird geboren.

Nie beschließt der Wille, ohne Vortrag der Vernunft oder des Begehrungsvermögens, oder beider zugleich — er bedarf also einer Veranlassung. Daß dies übersehen worden, hat wohl die Vorstellung von einer Freiheit des Willens so schwer gemacht; indem man richtig annimmt, daß immer etwas vorangehen müsse, wodurch der Wille zu einem Entschlusse bestimmt werde. Durch dies Bedingtseyn der Willensthätigkeit aber hat man die Unfreiheit derselben darthun wollen. Ein Fehlschluß, wie mir scheint. Der Wille ist neigungslos und beschließt bloß; sonst würde er sich nie gegen unser eigenes Verlangen bestimmen und das geschieht doch so oft. Das Begehrungsvermögen, die Neigung, das Verlangen — wie man will — kann durch irgend eine Vorstellung oder eine Thatsache in mir erweckt seyn, eine Reise zu unternehmen, meine Vernunft aber mißbilligt diese Reise; dann erst bestimmt der Wille, ob der Anspruch meines Verlangens, die Reise zu beginnen, oder der Ausspruch meiner Vernunft, ihr zu entsagen, Gehör finden soll. Daß man von der Unmöglichkeit einer Willensfreiheit gesprochen, rührt, glaube ich, von Verwechselung des Willens mit dem Begehrungsvermögen her. Der Wille ist durch nichts beschränkt, als durch sich selbst, aber, um die Herrschaft unsers Wesens zu behaupten, muß er in häufigen Kämpfen mit dem Begehrungsvermögen erstarkt seyn. Dieser König im Menschen kann zum Sklaven werden, wenn er bei der Auflehnung des Begehrungsvermögens den Muth verliert. Dann geht er freilich an der Kette der Leidenschaften,

und, um ſie zu zerſprengen, muß — ich möchte ſagen — der ganze Wille des Willens die Kraft daran ſetzen, wieder frei zu werden; doch unmöglich iſt es nicht, wie wir an dem Beiſpiel des h. Hyëronimus ſehen können.

Wenn der Wille aber nur ganz allein von ſich ſelbſt abhängig iſt, ſo muß doch ein Etwas da ſeyn, das ſeine ungemeſſene Freiheit, in der großen Weltordnung, nicht mit fortgehender Eigenmächtigkeit, nach zerſtörenden Richtungen auslaufen läßt, weil ſonſt eben ſoviel Rebellen, als es freie Weſen giebt, wider den Schöpfungsplan Gottes, in dieſem Geiſterreiche, ihre Vaſallenpflicht gegen den oberſten Lehnsherrn vergeſſen und ſagen könnten: Ich bin auch Gott! — Dies Etwas iſt nun wirklich vorhanden, und giebt ſich durch wunderbare, tiefe, ſchmerzliche Stimmen kund, die nach dem Bilde der Alten, den Willen wie Furien, mit Schlangengezisch verfolgen, ſobald derſelbe den Urheber ſeines Daſeyns und ſeiner ihm angewieſenen Stelle, als Bürger einer ſittlichen Welt, vergißt. Es iſt die Stimme des Gewiſſens; der Lehnbrief, wonach jede Felonie, an den ewigen Vorſchriften moraliſcher Abhängigkeit vom Sittlichkeitsgeſetze, ſtreng und unerbittlich geprüft und gerichtet wird. Die Vernunft verwaltet das ernſte Amt, den Inhalt dieſer großen, heiligen Urkunde unaufhörlich abzuleſen, und ſie zu erklären, wo der Egoismus des Begehrungsvermögens, nach einer bequemen Auslegungsweiſe, einen falſchen Sinn hineingelegt hat. Das Gewiſſen führt den Willen von falſcheingeſchlagenen Bahnen zurück, um die Anordnungen Gottes zu befolgen. Wenn aber irgend eine Thatſache von der Freiheit des Willens Beweis giebt, ſo iſt es das Richteramt des Gewiſſens, das, unerreichbar von jeder fremden Machtvollkommenheit, nicht von außen her, ſondern in uns ſelbſt, ſein Urtheil vollzieht, und uns ſicher ſtellt vor jeder auswärtigen Betaſtung und Berührung. Nur aus ſich ſelbſt heraus hört der Wille den Ruf des Gewiſſens — und dennoch vermag er noch immer zu beſchließen, was ihm gefällt.

b) **Die Vernunft ist göttlicher Abstammung.** Gleich, nicht in dem Sinne, als Alles von Gott hervorgerufen worden, sondern in der höhern, größern Bedeutung, daß sie rein in ihrem Streben, Licht des Geistes, leitender Stern für das praktische Leben des Menschen ist. Jede Verunglimpfung der Vernunft ist, mindestens gesagt, recht unvernünftig; wer sie stolz und eitel schilt, versündigt sich an dem großen Urgeist, von dem sie ausgegangen. Die Vernunft ist weder aufgeblasen noch demüthig, denn sie kennt keine Regung der Leidenschaft, sie kann nichts anderes als nur eben leuchten.

Wer ihr zumuthet, daß sie die Nacht, mindestens die Dämmerung liebe, verlangt etwas Unsinniges; denn es ist gerade ihr Wesen, Licht sein. Du dürftest eben sowohl vom Feuer verlangen, daß es nicht brenne, als von der Vernunft, daß sie nicht denke. Denken aber — wenn du selbst denken kannst, — ist durchaus nichts anderes, als geistiges Schaffen nach solchen Gesetzen, die der Schöpfer in den Organismus unserer Erkenntnißkräfte legte. Das Grundgesetz alles Denkens ist entweder Auflösung oder Entfernung jedes sich Widersprechenden. Behaupten was sich widerspricht, heißt nicht Gedachtes aufstellen, sondern Träume erzählen — heißt, in der kernigen Sprache des Volks — faseln.

Das Denkbare geht weit über die Grenzen der physischen Welt; aber diese muß den ersten Stoff für das Denkvermögen liefern, dessen Function es ist, zuvörderst die materielle Natur innerlich geistig nachzubilden, und so entsteht die ewige Aufgabe aller Philosophie: die Verbindung zwischen Ding und Begriff nachzuweisen; den Uebergang des Körperlichen zur geistigen Abspiegelung dieses Körperlichen, die geheimnißreiche Verwandschaft zwischen Geist und Materie, die doch unläugbar da ist, zu erklären.

Hat die Vernunft auf ihrer ersten Stufe, in ihrem unmittelbaren Verkehr mit der äußern Welt, wo wir ihre Thätigkeit Verstand nennen, einen gewissen Reichthum von Begriffen ge-

ſammelt, ſo verſucht ſie, auf eine höhere Weiſe, ich möchte ſagen von Begriffen, wiederum Begriffe zu ſchaffen; ſie wird z. B. aus dem Begriff: Schön, als dem, durch Geſtalt und Bildung der einzelnen Dinge, Gefundenem, angenehm auf unſer Vorſtellungs-Vermögen Einwirkenden, eine Einheit zu finden beſtrebt ſeyn, die Alles zuſammenfaßt, was ſie, einzeln zerſtreut, in dem Reiche der materiellen Natur, als Schön bezeichnet, und dann die Schönheit denken; eine Einheit, in die nun alles hineingetragen wird, das urſprünglich von dem bloß äußerlich Gebildeten, oder analog Empfundenen geſagt werden kann, dergeſtalt, daß nicht allein von der Schönheit einer menſchlichen Geſtalt, einer Blume, eines Bildes, eines geſtirnten Himmels, ſondern auch von der Schönheit einer Handlung — von ſittlicher Schönheit — und, in höchſter Bedeutung, von einer göttlichen Urſchönheit die Rede iſt. Alles in dieſer zweiten Region Gedachte aber würde immer wieder, in die erſte Sphäre der bloß ſinnlichen Begriffe zurück, aufgelöſt, das Conſtruirte alſo wieder deconſtruirt werden können, und das Ende dieſer geiſtigen Operation, die wir Analyſe nennen, die Auffaſſung des, von allen Seiten auf uns eindringenden phyſiſchen Eindrucks ſeyn.

Indem die Vernunft dies unauflöslich ſcheinende Problem: wie das Verhältniß des Empfindens ſinnlicher Eindrücke zu dem Empfundenen ſich geſtalten möge? zum Gegenſtande ihrer angeſtrengteſten Thätigkeit macht, fühlt ſie in ſich ſelbſt, daß ſie keine Hoffnung gewinnen könne, eine ſo ſchwierige Frage je zu löſen, wenn ſie es ſich nicht angelegen ſeyn laſſe, zuvörderſt ihr eignes Weſen näher zu betrachten, ſich (die Vernunft), alſo vor ſich ſelbſt hinzuſtellen, und, aus der Erkenntniß ihrer eignen Natur, vor allen Dingen zum höhern Bewußtſeyn zu gelangen, nicht, daß ſie die ſinnlichen Eindrücke erhalte, ſondern wie ſie dieſelben erhalte, und in ſich aufnehme.

Dabei gewinnt ſie ſehr früh die Ueberzeugung, daß alle Wahrnehmungen, innerhalb ihrer (der Vernunft) eigenen Gren-

gen, einen viel höhern Grad von Gewißheit geben, und alle Wahrheiten, von Innen erfaßt, unumstößlicher sind, als die empfundenen Eindrücke genügenden Aufschluß zu verschaffen vermögen, ob die Dinge außer uns denn nun auch wirklich den Eindrücken entsprechen, die wir von ihnen haben, ja ob überhaupt diesen Dingen ein wahres, oder nur in unserm Bewußtwerden vorausgesetztes Seyn, zum Grunde liege. Daß in dieser dritten höhern Region der Vernunftthätigkeit, wo das Denken sich selbst objektivirt, die sinnliche Welt ganz ausscheidet, und nicht mehr von den millionenfachen Eindrücken, die sie gewähret, sondern nur von der Art und Weise, wie irgend eine Anschauung derselben im menschlichen Geiste vollzogen wird, die Rede seyn könne, versteht sich von selbst. Die Vernunft, wenn sie von der Höhe, worauf sie, in dieser dritten Region, durch richtiges, folgerechtes Verfahren gelangen kann, zu dem Anfangspunkte, von dem sie ausging, zurückkehrt, findet die Sinnenwelt nicht wieder, sondern eine geistige Thatsache, das Bewußtseyn, an das sie die erschlossenen Wahrheiten reiht; es waren nicht die Dinge, sondern die innerlichen Anschauungen von Dingen, mit denen sie zu thun hatte. Nicht die äußere Welt zu erklären, sondern das Gesetz zu finden, wie eine Welt sich im Spiegel der Vernunft reflektirt, war hier Aufgabe geworden.

Erst nachdem die Vernunft sich selbst erkannt hat, erhebt sie sich in die vierte Region ihrer Entwickelungen. Sie fühlt, daß sie, bei der bloßen Betrachtung und Erkenntniß ihrer selbst, nicht stehen bleiben darf, wenn die angewandte Mühe nicht ohne Erfolg bleiben soll, und sucht nun den Grund der Erscheinungen — die ihr früher Veranlassung wurden, sich selbst kennen zu lernen — zu erklären. Sie findet, daß diesen Erscheinungen ein wahres Seyn untergelegt sei, mit dem sie in ewiger Wechselwirkung stehe. Dieses ihr Gegenübergestellte begreift alles, was sie nicht selbst ist, und sie nennt dies alles: Welt. Aus diesem Wechselverhältniß zwischen sich und der Welt erzeugt sie den

Gedanken der Nothwendigkeit, und nennt diese Nothwendigkeit, insofern in dem Wechselverhältniß die höchste Zweckmäßigkeit erkennbar ist: Gesetz, in Hinsicht ihrer eigenen Einwirkung aber, deren Unerläßlichkeit sie sich völlig bewußt geworden: Pflicht.

Da es indessen im Wesen der Vernunft liegt, überall dem Grunde nachzuforschen, so wird sie, da sie den Grund ihres Seyns nicht in sich selbst zu finden vermag, nothwendig auf die Frage verfallen: Woher sie sei? und eine Grundursache ihres Ursprungs postuliren. Anfangs wird sie aus den Kräften der ihr entgegengestellten Natur, die Möglichkeit entnehmen, daß diese die Grundursache seyn könne, indessen, bei bald bemerktem Widerstreite der Naturkräfte gegen einander und den scheinbar blinden Würkungen derselben, es unwahrscheinlich finden, daß das Reich der Materie, Vaterland der Gedanken seyn könne, und so auf die Nothwendigkeit geführt werden, daß eine unendlich höhere Kraft über der Natur sei. Ob über dieser noch eine höhere, und wieder höhere walte, bleibt ihr ganz verschlossen, weil es ihr an jedem Anknüpfungspunkte zu weitern Prüfungen fehlt, und sie nennt daher die Letzte und Allerhöchste: Gott, als Grundursache des Seyns der Welt und ihres eigenen.

Diese, in ihren allgemeinsten Umrissen dargestellten, niedern und höhern, Standpunkte, von denen herab die Vernunft, näher oder ferner, die Objekte ihres Denkens überschaut, zeigen den ganzen geistigen Horizont in vollem Sonnenlichte, vor ihrem Auge ausgebreitet. Die letzte Frage ist nur noch übrig geblieben, nach deren Beantwortung die menschliche Seele dürstet, die Frage nämlich: Was soll aus Allem werden? Was ist der letzte Entzweck der Welt und des Menschen, vom Schöpfungsplane und Willen Gottes aus, betrachtet? Die Vernunft betritt nun die letzte und höchste Region, damit, bei einem noch erweitertern Gesichtskreise, ihr auch hierüber Gewißheit werde, aber die Scene ist verändert; es ist inzwischen Abend geworden und der äußerste Rand des, früher so hellen, Horizonts tritt in mehr oder minder

dunkeln Schatten. Sie sieht dort nichts mehr, sie vermuthet bloß noch, und ihr früheres Denken geht mit einmal in Ahnen — ihr Wissen in Glauben über. Ihre ganze Thätigkeit verändert plötzlich den gewohnten Charakter. Nicht, was da ist, sondern was seyn könnte, spricht sie aus. Aber da alle Ungewißheit dem menschlichen Geiste zur drückenden Bürde wird, so schlägt die Vernunft ein Verfahren ein, um die verlohrne Sicherheit und Klarheit wieder zu gewinnen. Indem sie alles zusammenstellt, was sie weiß, und überzeugt ist, daß es nicht anders seyn könne, führt sie die anerkannten Gesetze in den ihr völlig enthüllten Sphären ihrer Erkenntniß, nach dem unbekannten, ihrem Blicke verhüllten, Lande hinüber, ergänzt das Jenseits nach der Ordnung der Dinge diesseits, und so treten nach und nach alle Gegenstände des Glaubens hervor, welche die aufgeworfene Frage, über den Zweck Gottes mit der Welt und dem Menschen, mehr oder minder genügend beantworten.

Zu diesen Schlüssen — die keinesweges als bloße Luftgebäude zu betrachten sind — ist die Vernunft vollkommen berechtigt. Sie gesteht nicht die Grenzen ihres Vermögens ein, um zu behaupten, daß über ihren Gesichtskreis hinaus nichts mehr liegt, sondern sie ist bloß der Meinung, daß, wenn ihr Auge weiter trüge, ein inniger Zusammenhang zwischen dem hier Gewußten und dort Geglaubten entdeckt werden würde; daß mithin nur dasjenige als Gegenstand des Glaubens verschmäht werden müsse, was sich nicht durch Annahme und Voraussetzung einer erhöheten Fähigkeit des Erkenntnißvermögens, sondern durch Postulirung einer, aller Natur des Denkens und Vorstellens gerade entgegengesetzten, Auffassungsart, ankündige.

Hierin allein liegt der Funke jedes Haders der Vernunftreligion mit allen positiven Dogmen, welche eine blinde Annahme religiöser Lehrsätze bedingen, und den Glauben für um so edler halten, je weniger er das Unbegreifliche, Widersprechende und Unzusammenhängende weiter in Erwägung zieht. Doch wird

ein Jeder, der in den Begriff des Glaubens nicht etwa das Willkührliche hineinzuziehen geneigt iſt, keinesweges behaupten wollen, daß Vernunft und Glauben entgegen geſetzt ſind, vielmehr wird es ihm darzuthun möglich werden, daß, bei einer wahrhaft gelungenen und vollſtändigen Geiſtesbildung, auch der Glaube Vernunft bleibe, und nur die Art, den Beweis zu führen, einen verſchiedenen Charakter annehme, indem in dem einen Falle alle Ueberzeugung aus heller Einſicht, in dem andern aber aus einem lebendigen Gefühl erwächſt; das in die Tiefe der, aller ſogenannten Demonſtration verſchloſſenen, Geheimniſſe dringt; und mit Recht nennen wir daher jeden Glauben, den die Vernunft nicht billigt, unvernünftig.

c) Das Begehrungsvermögen iſt in der Menſchennatur als nothwendig bedingt, und daher urſprünglich nicht unreiner und ſündlicher Natur.

Alles Verlangen in uns, ſowohl das geiſtige als das ſinnliche, iſt die Triebfeder jeder Thätigkeit, ohne welche das Gehwerk im Menſchen, wie eine nicht aufgezogene Uhr, ſtill ſtehen würde. Wiſſenſchaftsdurſt und Hang zum phyſiſchen Vergnügen haben eine und dieſelbe Quelle, nämlich das Begehrungsvermögen, das bald in die geiſtige, bald in die ſinnliche Welt hineinſtrebt, und an ſich durchaus unſchuldig iſt, wie wir beim Kinde ſehen, dem wir es durchaus nicht zurechnen, wenn es nach dem Beſitz von Dingen verlangt, die einem Andern gehören, oder um verweigerte Befriedigung eines, ihm ſchädlichen, Genuſſes weint — und doch ſagen wir: Schuldlos wie ein Kind ſeyn! Warum verkennen wir den weiſen Unterricht, den wir von der Natur erhalten, ſo ganz? Warum rechnen wir dem Kinde nicht zu, was wir beim gereiften Menſchen verdammen? Der ganz einfache Grund liegt darin, daß wir beim Kinde noch keine Prüfung der Richtung des Begehrungsvermögens durch die Vernunft vorausſetzen können, noch weniger eine Leitung deſſelben durch den Willen. Von allen Kräften des neugebornen Men-

schen regt und entwickelt sich das Begehrungsvermögen zuerst, die Vernunft später und langsamer, dem spätesten der Wille. Die Ausbildung des Willens ist, mit wenigen Ausnahmen, erst die Frucht unserer Reife. Die Bestrafung eines Knaben, dessen Vernunft schon hinlänglich entwickelt ist, um die Verirrung seines Begehrungsvermögens bei einer lasterhaften That, oder bei Verletzung eines bürgerlichen Gesetzes beleuchten zu können, wird darum doch nicht so hart ausfallen, als die Verurtheilung eines reifen Mannes, weil die Willensthätigkeit bei diesem, als in einem höhern Grade erkräftigt, vorausgesetzt wird, denn bei jenem, und eben darum sieht man auch einem jungen Manne Dinge nach, die man bei einem Greise unverzeihlich findet. Die geringere oder größere Ausbildung des Willens bestimmt die sittliche Größe, weil er allein beschließende Behörde ist. Er allein sündigt auch nur, denn das Begehrungsvermögen verlangt bloß, die Vernunft prüft dies Verlangen bloß. Darum aber auch ist das Begehrungsvermögen an sich vorwurfsfrei, wie die Vernunft, nur veranlaßt diese nie das Unrecht, wie jenes, das mit einer solchen Gewalt anwachsen kann, daß es die Vernunft nicht mehr hört und den Willen überwältigt. In diesem Falle nennen wir das Begehrungsvermögen Leidenschaft. Diese Leidenschaft thut sich kund in blinder Liebe und in blindem Haß. Beide aber müssen in der Sphäre des Geistigen, so wie des Sinnlichen, in Beziehung auf den Willen, sträflich werden, denn ich kann eben sowohl, mit Vernachlässigung heiliger Pflichten, mich einer wissenschaftlichen Untersuchung hingeben, als meinen Nächsten berauben, eben sowohl einer unverzeihlichen Abneigung gegen Erlernung der Wissensnothwendigen, als der Unversöhnlichkeit gegen meinen Beleidiger unterliegen.

Wird aber ein vorzüglich hoher Grad von Neigung bei der Prüfung des Begehrungsvermögens von der Vernunft gut geheißen und vom Willen zur freien Thätigkeit gelassen, so nennen wir dies gesteigerte Verlangen, Begeisterung, Enthusiasmus.

Die Leidenſchaft, wie die Begeiſterung heben die Entwickelung des Menſchengeſchlechts in raſchen Flügen empor, wenn das, im gewöhnlichen Gleiſe vorwärts kriechende Verlangen nur die Bewegung und Thätigkeit für die nächſte Stunde beabſichtigt, oder bloß die Stockung in der Tagesordnung zu verhüten ſucht. Die Leidenſchaft mit allen ihren Laſtern wird der Tummelplatz für jede höhere Kraft. Die Entwickelung einer großen Tugend wird unmöglich, wo ungeheure Verbrechen ſich nicht in den entgegengeſetzten Pol ſtellen, und wo die Begeiſterung ihre Flügel entfaltet, um ſich zum Himmel zu erheben, muß die Erde unter Verwüſtungen erzittern.

Der Ehrgeiz einer einzigen Heldenſeele wird ein goldner Regen für ganze kommende Geſchlechter, wenn er gleich ſeine Zeitgenoſſen zertrat; aber noch nie iſt das Geſchick des Menſchengeſchlechts der Beurtheilung und Behandlung des Größeſten aller Sterblichen anheim gegeben worden. Man verſuche es einmal, einen ſolchen Mann in der Vergangenheit zu finden; und wenn der ungeheure Einfluß eines ſolchen, vom Schickſal auserleſenen, Einzigen ſeine Mitwelt zu dem falſchen Glauben verleitet, als habe es bei ihm geſtanden, das Wohl und Wehe der Völker zu beſtimmen, ſo wird die Nachwelt, nach den unumſtößlichen Ausſprüchen der Geſchichte, in ihm nichts weiter, als ein Werkzeug jener höhern Hand erkennen, die der Menſchheit den Gang ihrer Entwickelung von jeher vorgeſchrieben hat und für alle Ewigkeit leiten wird. Welcher Zeitgenoſſe Miltiades und Themiſtokles hätte geahndet, daß die unſterblichen Thaten bei Marathon, Platäa und Salamis bloße Triumpffolien des Siegers bei Iſſus und Arbela, und das kühn begründete Reich Aſiens dem Geſchlechte Alexanders entriſſen werden ſollte, um die Trophäen eines Aemilius und Pompejus zu verherrlichen, damit das, in ſtolzem Dünkel ſich Ewigkeit verheißende, Rom unter des Barbaren Alarich Geißel blute, und deſſen Nachkommen vom Schwert der Sarazenen hinweggemäht werden wür-

den, weil dieſe wieder beſtimmt waren, von Gihon und Leon aus, eine Hand voll kühner Abentheurer, als endliche Rächer der abendländiſchen Chriſtenheit, gegen ſich, zu ihrer Vertilgung anwachſen zu ſehen. Welches ſterbliche Auge hätte im Voraus die hiſteriſche Verbindung zu zeichnen gewußt, wodurch Afrika und Kaſtilien, Philipp von Macedonien und Gonſalvo von Cordova, nach neunzehn hundert Jahren ſich berühren ſollten?

Hat die Leidenſchaft, in dem Beſtreben nur ſich ſelbſt zu dienen, wider ihre Abſicht, doch nur dem Willen der Vorſehung als Werkzeug ihrer unveränderlichen Weltplane, dienen müſſen, ſo erſcheint die tugendhafte Begeiſterung, als die Menſchheit mit ſich ſelbſt verſöhnender Engel, damit das Begehrungsvermögen, indem es, unbewußt den Zwecken Gottes gemäß, thätig iſt, auch zugleich der Würde unſerer Natur genüge. Das Begehrungsvermögen iſt alſo nicht, ſeinem Weſen nach, ſündlich und verderbt, weil es in der großen Weltordnung naturnothwendig bleibt, mithin anders, wie es würklich iſt, weder für die Entwickelung des Menſchengeſchlechts, noch zur Ausführung jenes Vereins der Begebenheiten, den wir Schickſal oder Verhängniß nennen, thätig ſeyn könnte. Die Sünde wird alſo nicht mit dem Menſchen geboren, ſondern tritt dann erſt in die menſchliche Natur, wenn die Richtung unſers Verlangens nicht vernunftmäßig durch den Willen geleitet wird.

Der menſchliche Geiſt erzittert aber bei der Betrachtung, daß ſeine Freiheit nothwendig mit den Planen Gottes, deren Ausführung unabänderlich vorgeſchrieben iſt, in Widerſpruch kommen könne, und daher Eins von Beiden aufgegeben werden müſſe — entweder die Freiheit des Willens, oder die unbedingte Regierung der Vorſehung. Dieſe Vorſtellung verliert indeſſen ſchon den größten Theil ihres Schrecklichen, wenn man erwägt, daß das Meiſte, was wir beabſichtigen, eine ganz abweichende, ja wohl ganz entgegengeſetzte Wendung von dem nimmt, was wir eigentlich wünſchten und wollten, und daß der Ausſpruch:

„die Zukunft liege in Gottes Hand," aus der unumstößlichen Ueberzeugung hervorgegangen ist, wie wir zwar, in Beziehung auf unsere sittliche Stellung, eine Alternative unserer Handlungsweise eintreten lassen, und völlige Freiheit, uns für diesen oder jenen Entschluß zu bestimmen, ausüben können, indessen in allen den unverhofften und unvorhergesehenen Ereignissen, die wir mit dem Namen Zufälligkeiten zu benennen pflegen, den eigentlichen Grund zu suchen haben, daß ein Zusammenfallen, und eine Verknüpfung der Dinge eintritt, woran meistentheils menschliche Willkühr einen sehr untergeordneten Antheil hat. Die unantastbare Mitgift des Menschen, die Freiheit, wird in eine ganz ungehörige Sphäre versetzt, wenn sie irgend eine andere Würksamkeit erhalten soll, als die Sittlichkeit der Willensrichtung zu bestimmen, sei es in Beziehung auf uns selbst, oder in Beziehung zu unsern Mitgeschöpfen. Alles, was wir Charaktergröße, oder Hoheit der Seele nennen, geht aus dieser selbstständigen Thätigkeit und Stärke des Gemüths hervor, denn wir sehen die ausgezeichnetesten Talente, ja wahrhaft geniale Kräfte, ohne Festigkeit des Willens, bedeutungslos in ihrem Streben und Schaffen umherirren, und, nicht selten, mehr als Gegenstände des Bedauerns, denn der Bewunderung, in sich selbst zerfallen.

Diese so eben näher betrachtete Dreiheit des praktischen Menschen — die Willensfreiheit, oder vielmehr der Wille selbst, die Vernunft und das Begehrungsvermögen, werden von mehreren untergeordneten Kräften unterstützt und bedient, welche indessen weniger in die sittlichen, als intellectuellen Regionen des innern Menschen hineinreichen. Die sittliche Region des Menschen nämlich ist die, des Strebens, die intellectuelle die, des Erkennens. Streben und Erkennen unterstützen sich aber wechselseitig, und sind nicht gegen einander, sondern neben einander bedingt. Ich muß streben, um zu erkennen, und erkennen, um zu streben, damit ich sittlich rein und wissenschaft-

sich vollkommen werde. Ueberhaupt ist bei jeder geistigen Function fast keine einzige Kraft ganz ruhend, sondern nur bald diese, bald jene mehr hervortretend. Bei jeder aber zeigt der Wille seine Suprematie, und es ist daher wohl ganz richtig bemerkt, daß in ihm unser eigentliches Ich dargestellt ist, da er sich allein erhält, wenn die andern Vermögen schon sehr geschwächt erscheinen, oder gar glauben lassen, als seien sie völlig untergegangen.

In dem sittlichen Gebiete des Menschen ist das Begehrungsvermögen die, allem Streben untergelegte, Grundkraft. Aber alles Begehren und Verlangen muß einen Impuls haben, wenn es thätig werden soll, und diese Thätigkeits-Veranlassung ist das Gefühl, sowohl das äußere, sinnliche, als auch das innere, moralische, geistige Gefühl.

Das Begehrungsvermögen wird eigentlich nur thätig, um dem Gefühle Genüge zu thun: das heißt, nach der äußern Wohlbehäglichkeit, oder der innern Zufriedenheit zu trachten. Das früheste Trachten aber geht meistentheils nur auf äußere Güter, als Mittel zur Befriedigung der Behäglichkeit, oder der Sinnenlust; ein späteres Streben erst sucht Weisheit und Erkenntniß, um jenen Frieden der Seele zu erlangen, der das höchste Glück des sittlichen Menschen ist.

Das Gefühl der Sinnlichkeit kann aber Schmerz werden, wenn es sich überreizt durch Ausschweifung und Völlerei, oder gar durch Ueberladung des Genusses alle Reizbarkeit verlieren; das innere Gefühl allen Martern des Gewissens erliegen, wenn die Befriedigung oder Sättigung der Leidenschaften das Unrecht und die Sünde mit ihren ungeheuern Folgen ins Leben gerufen hat. Jede, durch die Vernunft nicht gebilligte, Befriedigung des sinnlichen oder innern Gefühls wird diesen Ausgang nehmen, wenn, statt der naturgemäßen Stillung des körperlichen Bedürfnisses, die Gier nach Genuß Zerstörung der Organe erstrebt, oder die Fähigkeit der Seele, für ihre und Anderer Vervollkommnung in die sittliche Weltordnung einzugreifen, durch

die Gewalt bloß selbstsüchtiger Leidenschaften gehemmt und unterdrückt wird. Die ganze Aufgabe des Sittlichkeitsgesetzes liegt also darin: den Reiz, das mächtige Verlangen, zu überwältigen, so die Selbstsucht in rücksichtsloser Verfolgung ihrer Zwecke, und zwar nur ihretwillen und für sich allein, in Wirksamkeit treten läßt, statt, mit vollen Kräften, die anerkannte Ordnung der sittlichen Welt beachtend, in dem Haushalte des Ganzen die angewiesene Stelle auszufüllen. Der Egoismus sucht sich vom Ganzen loszureißen, die Tugend hat keine andere Vorschrift, als Eins zu werden, mit dem Ganzen. Diese Tugend, insofern sie nicht bloß den Anweisungen der Vernunft folgt, sondern zugleich, durch freie Neigung des Gefühls, sich wohlthätig und erwärmend um alles schlingt, was sie umgiebt, heißt Liebe, ohne diesen Enthusiasmus des Gefühls, bleibt sie bloß Pflichtgefühl. Das Pflichtgefühl bekundet einen höhern moralischen Willen, die Liebe aber eine höhere sittliche Anlage.

In dem intellectuellen Gebiete des Menschen ist die Vernunft das Hauptvermögen, die Schöpferin der Ideen und aller übersinnlichen Wahrheiten. Der Verstand ist der Vorgänger der Vernunft, oder die Vernunft selbst, in einer tiefern Function. Der Verstand verarbeitet die Eindrücke der Außenwelt zu Begriffen. Da aber alle äußere Anschauung vorübergehend ist, so müssen Hülfskräfte vorhanden seyn, welche die vorübergegangenen Erscheinungen wieder zu vergegenwärtigen im Stande sind.

Alle Anschauungen nämlich folgen einander bei unserer Wahrnehmung. Diese, in unserm Auffassungsvermögen bedingte Reihenfolge der Anschauungen nennen wir Zeit. Die Zeit ist eine innere Anschauungsweise, d. h. sie liegt nicht in dem Wesen der angeschauten Dinge, sondern in dem, durch die Organisation unserer Erkenntnißkräfte, gegebnen naturnothwendigen Gesetze, wie wir anzuschauen vermögen. Eine solche Anschauungsweise ist aber begrenzt, also endlich und beschränkt. Da wir in

Gott nirgend Begrenzung und Beschränkung finden, weil wir ihn, als das vollkommenste Wesen denken müssen, und folglich in seiner allerhöchsten Intelligenz Alles, was ist, zugleich gedacht seyn muß, so ist in Gott keine Zeit. Wir würden aber, bei unserer beschränkten Anschauungsweise, keinen geistigen Gebrauch von den gemachten Wahrnehmungen zu machen im Stande seyn, wenn wir vorübergegangene Anschauungen nicht in uns zurückrufen, eine Vergleichung unter denselben anstellen, und, in so fern sie gemeinschaftliche Merkmale haben, aus mehreren Vorstellungen Begriffe bilden könnten, das heißt, das Mannigfaltige unter eine Einheit zu bringen im Stande wären.

Das Vermögen nun, aus den vorübergegangenen Anschauungen, ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, Vorstellungen zurückrufen zu können, nennen wir Erinnerungskraft.

Das Vermögen, die, nach den Vorstellungen, gebildeten Begriffe, aus der großen, in uns davon aufgesammelten, Masse hervorrufen und vergegenwärtigen zu können, nennen wir Gedächtniß.

Erinnerungskraft und Gedächtniß, nennen wir also die beiden Hülfskräfte, welche, als Ersatz, für unsere, durch die Zeit bedingte Anschauungen, dem intellectuellen Vermögen des Menschen, zugeordnet sind.

Außer den Anschauungen in der Zeit, die durch unser Erkenntnißvermögen bedingt sind, giebt es eine Anschauung im Raume, die eine äußere Anschauungsform ist. Diese gründet sich nämlich nicht auf das Folgen unserer Vorstellungen von den Dingen, sondern auf das Nebeneinanderseyn der Dinge an sich. Der einfache Gang der Erfahrung belehrt uns nämlich, daß wir, obgleich die äußerlichen Dinge nur nach einander angeschaut werden können, dennoch, soweit es die Begrenzung unserer Sinne erlaubt, von dem Zugleichseyn mehrerer Gegenstände vollkommene Ueberzeugung erhalten. Sodann finden wir, wenn wir eine gemachte Reihe sich folgender Wahr-

nehmungen, wieder zurückgehen, dieſelben Dinge wieder, die räumliche Entfernung mag noch ſo weit, die Trennung in der Zeitfolge noch ſo groß ſeyn, und wir ſchließen richtig daraus, daß die Dinge nicht mit unſern Anſchauungen davon entſtehen und vergehen, ſondern in räumlichen Verhältniſſen zu einander und neben einander da ſind; denn Anſchauungen im Raume ſind nichts anders, als die örtlichen Beziehungen der Körper auf einander. Auch dieſe äußere Anſchauungsform im Raume iſt bedingt, durch unſere eigene Körperlichkeit und Beſchränktheit, indem wir ſelbſt in dieſer räumlichen Beziehung zu Allem ſtehen, was uns materiell umgiebt, und unſere Anſchauungen ſelbſt davon abhängig werden. Um deswillen, da in Gottes höchſter Vollkommenheit dieſe räumliche Bedingtheit nicht geſucht werden kann, ſteht er über dem Raume, wie über der Zeit.

Da nun aber auch die Anſchauungen im Raume vorübergehend ſind; ſo muß (eben ſo, wie bei den Zeitanſchauungen, die bereits entſchwundene Folge der Vorſtellungen und Begriffe, durch Erinnerungskraft und Gedächtniß, erneuert werden kann) das nebeneinander im Raum Seyende in uns wieder vorgeſtellt werden können, wenn die äußere Welt nicht fragmentariſch, ſondern in ihrem innigſten Zuſammenhange, und als ein Ganzes, in der menſchlichen Seele ſich abſpiegeln ſoll, und es bedarf auch hier einer vermittelnden Kraft, welche nicht bloß die einzelne Vorſtellung, wie die Erinnerungskraft, noch den einzelnen Begriff, wie das Gedächtniß, zurückführt, ſondern einen ganzen Inbegriff von Vorſtellungen und Begriffen, zu einem vollſtändigen Gemälde, wie die äußere Welt es irgend einmal dem menſchlichen Geiſte vorübergeführt hat, wieder zuſammenzuſtellen vermag, und dieſes Vermögen iſt die Einbildungskraft.

Auf dieſe Art vollendet die Vernunft das große und wichtige Geſchäft, die äußere, ſinnliche Welt ſich, in einem wunderbaren Bilde, übergeben zu laſſen. Der menſchliche Geiſt be-

ginnt nun seine höhere Thätigkeit, — nachdem er Gottes Welt erschaut hat, — ein eigner Selbstschöpfer zu werden, und ein Universum hervorzurufen. Unendlichkeiten treten auf sein Wort hervor, in ihrer Unbegrenztheit erfaßt er die Worte Zeit und Raum, und in dieser geistigen Welt wagt er es, eine sinnliche Natur aufzubauen, die nicht aus Materie gebildet ist; ein.. Himmel und eine Erde, aus dem Nichts, in die schönsten, lebendigsten Gestalten zu rufen, die doch nicht körperlich sind; Töne, die kein Ohr gehört, Farben, die kein Auge gesehen, über die wundervolle Schöpfung hinzugießen, und sie in einem Augenblick wieder zu vernichten, weil es seinem schöpferischen Trieb gelüstet, aus dem freudigen Lichte in die Schauder der Nacht zu steigen, das Entzücken vom Throne zu stoßen, um das Entsetzen darauf zu pflanzen, und sich im Zerstören so allmächtig zu bewähren, als er sich im Erschaffen verherrlicht hat. — Dieses: Werde! und: Vergehe! spricht die Phantasie.

Phantasie und Einbildungskraft sind so verschieden, wie Dante's Hölle und die Nachzeichnung einer Landschaft, wie Dichten und Abschreiben. Man mag mit Recht die Einbildungskraft zu den untern Seelenvermögen rechnen, der Phantasie wird man einen höhern Platz einräumen müssen, wenn man sich bei der Beurtheilung der menschlichen Geisteskräfte nicht ganz vergreifen will. Schade! daß wir noch keinen eigenen Ausdruck für Phantasie haben. Da sie nicht empirisch aufstellt, was sie gesehen hat, wie die Einbildungskraft, sondern aus sich selbst gebiert, so würde sie, als rein productives Vermögen, schlechtweg Schöpfungskraft, oder umschreibend, wenigstens geistige Erzeugungskraft genannt werden können. Wohin ist sie aber zu ordnen, bei der Aufstellung der geistigen Kräfte? Es ist gewiß, daß sie in den Speculationen des Philosophen eben sowohl thätig ist, wie bei den Geburten des Dichters, und zu einem metaphysischen System eben so erforderlich bleibt, wie zu einer Epopee. Sollte es daher gar zu auffallend seyn, wenn wir sie, als

eine eigene Art der Vernunftthätigkeit, zu betrachten wagten? Hierzu scheint doch manches zu berechtigen. Wir haben angenommen, daß der Verstand die früheste Thätigkeit der Vernunft sei, und es ist das eigentliche Werk des Verstandes, in Vorstellungen und Begriffen, die äußere Welt innerlich aufzunehmen, mittelst Erinnerungskraft, Gedächtniß, Einbildungskraft. Sobald die höhern Functionen der Vernunft beginnen, tritt sie außer allem Verkehr mit der sinnlichen Natur. Sie würde aber ein leeres und armseliges Geschäft, ohne den Bilderreichthum zu treiben genöthigt seyn, welcher ihr durch den Verstand von Aussen nach Innen zugeführt worden ist, weil sie zu den Formen ihres Denkens immer noch eines Stoffes bedarf, er möge so verfeinert seyn, als er wolle; denn auch die abstracteste Sprache würde, ohne bildliche Darstellung, keine Verständlichung fähig seyn.

Sobald nun das große Weltgemälde von der Vernunft aufgenommen ist, wird sie unverzüglich ihr Würken und Schaffen nach dreien Richtungen beginnen, um mit voller und freier Selbstthätigkeit die Nachbildung einer eignen, innern Welt zu versuchen.

Diese drei Richtungen sind ihr in den drei Zwecken gegeben, in dem Streben nach dem Guten, nach dem Wahren, nach dem Schönen.

Das Streben nach dem Guten giebt der Vernunft die sittliche;

Das Streben nach Wahrheit die wissenschaftliche;

Das Streben nach dem Schönen die künstlerische Richtung.

Mehr als diese drei sind nicht denkbar; denn entweder das Wesen der Dinge, oder die Art und Weise, wie sie in die Erscheinung treten, (ihre Form), oder das Verhältniß und die Beziehung der Dinge zu einander, nach ihrer Bestimmung und ihren Zwecken, bilden die möglichen Gegenstände aller Vernunftthätigkeit. Nun ist aber das Streben, das Wesen der Dinge zu

erforſchen, das eigentlich wiſſenſchaftliche, der Zweck deſſelben bleibt: Wahrheit finden; das Intereſſe für die Form der Dinge, Streben nach dem Schönen; Schönheit alſo das vorgeſteckte Ziel; die Erforſchung der wechſelſeitigen Verhältniſſe der Dinge zu und auf einander, nach ihren Zwecken, wird das ganze Syſtem von Geſetzen ergeben, welche wir entweder Klugheitsregeln oder ſittliche Vorſchriften nennen. Sie beziehen ſich ſämmtlich auf Harmonie des Ganzen und gebiethen nicht bloß Nichtſtörung, ſondern Rückführung der naturgemäßen Verhältniſſe der Dinge zu einander ſogar da, wo eine Störung eingetreten iſt. Ihr Gegenſtand wird daher das Gute ſeyn. Das äußerlich Gute findet ſeinen Anhalt in den Klugheitsregeln, das innerlich, (moraliſch,) Gute findet ſeine Gewähr in Befolgung der Sittlichkeitsgeſetze *).

Wie nun die Vernunft ihr Streben nach Wahrheit in der Wiſſenſchaft, und die Erkenntniß des Guten in der Aufſtellung der Klugheits- und Sittlichkeitsgeſetze beurkundet, ſo bewährt ſie ihr Verlangen nach Schönheit in der Kunſt. Dieſer künſtleriſchen Richtung könnte ſie aber nicht folgen, wenn ſie nicht das Vermögen hätte, nach eigenen Entwürfen das Schöne darzuſtellen, und, was ſchön iſt, zu erkennen. Zu beiden gehört weſentlich Urtheilsvermögen und Phantaſie. Wäre hiernach nicht alſo würklich Phantaſie nur eine beſonders modificirte Thätigkeit der Vernunft? Oder wollte man etwa annehmen, daß das Gute Object des Willens, Wahrheit Object der Vernunft, das Schöne Object des Begehrungsvermögens ſei? — ſo ſteht dem entgegen,

*) Das Gute umfaßt eigentlich viel mehr, als der Verfaſſer hier angiebt; denn auch in der Wahrheit beruht das Gute, in dem Schönen ebenfalls. Allein beim Streben nach Wahrheit wird das Gute nur eintretende Folge und bloß mittelbarer Zweck. Die ſittliche Richtung beabſichtigt das Gute aber unmittelbar. So will der Verfaſſer auch nur verſtanden ſeyn.

Der Verf.

daß der Wille, durch alle Kräfte gehend, dem Begehrungsvermögen so wie der Vernunft erst die Befugniß, ihren Richtungen folgen zu dürfen, ertheilen muß, indessen aus sich selbst keinen Stoff für die zu fassenden Entschlüsse entnimmt, sondern ihm dieser immer erst zu geben ist, und das Begehrungsvermögen sich nach dem Schönen zwar sehnen, aber es nimmermehr schaffen kann, indem sowohl bei der Hervorbringung, als bei dem Genuß jedes Kunstwerks, durchaus keine leidenschaftliche, sondern jene sich selbst beherrschende Stimmung des Gemüths vorwaltend seyn muß, die nur durch Verbindung der Vernunft mit der Wärme des Gefühls erlangt wird. Wenn die äußere Welt sich innerlich durch große Massen von Anschauungen und Vorstellungen abgebildet hat, und in Begriffen geistig aus uns zurückstrahlt, so schlägt die Vernunft einen doppelten Weg ein, ihre Erkenntniß zu begründen, indem sie, zur Ausmittelung der Wahrheit und Feststellung ihrer Wissenschaft, entweder vom Einfachen zum Zusammengesetzten (synthetisch) fortschreitet, oder das Zusammengesetzte, zurückgehend in seine Elemente, wieder aufzulösen (analytisch) zu verfahren, bestrebt ist.

Das Combinationsvermögen wird sich da thätig zeigen, wo die Resultate auf dem Wege des zusammengesetzten Verfahrens zu erwarten stehen; im entgegengesetzten Fall aber, wenn die Analyse das Einfache, das Gedankenelement, genau aus dem Zusammengesetzten herauszuheben, also den einfachen Begriff aus irgend einer Gesammtheit zu trennen, und rein für sich, abgesondert hinzustellen und zu durchdringen versucht, der Scharfsinn seine Thätigkeit bekunden.

So werde ich, wenn ich von dem Begriffe Staat, auf den Begriff Bürger, und von dem Begriffe Bürger, auf den Begriff Mensch zurückgehe, ein analytisches Verfahren einschlagen, um den Grundsatz geltend zu machen, daß jede Regierung sich in ihrer Gesetzgebung vergreife, welche ihre Bürger nicht als Menschen, sondern als Sachen betrachtet, und jeder fühlt leicht, daß

bei dieſer Zergliederung der Scharfſinn eine größere Thätigkeit zeigen werde, wie das Combinationsvermögen, welches vorzüglich dann erſt ſeine Würkſamkeit beurkundet, wenn ich eben ſo wieder hinaufſteige, wie ich herabgeſtiegen bin, und von der Betrachtung des Menſchen zu ſeiner Beſtimmung übergehe, ſeine Verpflichtung für die Geſellſchaft, aus ſeiner anfänglichen Verbindung als Gatte und Vater, auf die bürgerliche ausdehne, um endlich auf das große Abſtractum, das wir Staat nennen, zu kommen, und auf dieſe ſynthetiſche Weiſe, die Pflichten des Bürgers zu conſtruiren. Hieraus iſt von ſelbſt zu entnehmen, daß das Combinationsvermögen eine Kraft der Seele iſt, vermöge welcher die Zuſammenſtellung mannigfacher Dinge und Begriffe unter einen und denſelben Geſichtspunkt möglich wird, und der Scharfſinn dagegen die geiſtige Fähigkeit ausmacht, welche das Mannigfaltige in einem gedachten Ganzen zu unterſcheiden, und deſſen Elemente von einander abzuſondern, oder die Verſchiedenheit mehrerer, unter einen Geſichtspunkt gebrachten, Gegenſtände aufzufinden verſteht. Haben das Combinationsvermögen, ſo wie der Scharfſinn ihr Geſchäft vollendet, ſo tritt das Schlußvermögen hinzu, um aus den Reſultaten jener beiden, die weitern Folgerungen zu ziehen. Das Schlußvermögen iſt nämlich diejenige Kraft der Seele, welche, vermöge Vermittelung eines, oder mehrerer anderer Begriffe oder Urtheile, die, durch unmittelbare Vergleichung zweier gedachten Gegenſtände, nicht ſogleich zu findende Wahrheit, über das Verhältniß derſelben zu einander zu ſuchen, beſtrebt iſt. Und durch alle dieſe Kräfte und zwiſchen ihnen, ſpielt der Witz, wie Amor unter den Göttern, ein muthwilliges, angenehmes Kind, in der Geſellſchaft der geiſtigen Vermögen, der, wie eine Blume, keine andere Abſicht hat, als zu gefallen, und von dem Jedermann rühmlich ſpricht, weil er ihn fürchtet und doch Niemand zu ſagen im Stande iſt, wozu er nütze, wenn er nicht vielleicht die Beſtimmung hat, das ſich gar nicht Berührende, Entgegengeſetzte, in logiſcher Feindſchaft

ſtehende zu befreunden, zu vereinigen oder einander zu nähern, um die ſteife Ordnung des Ideenganges der Vernunft in reizende Verwirrung zu bringen, an die Stelle abgewogener Urtheile, den bloßen Einfall zu ſtellen, und den Scherz und die Laune, wie ſchimmernde Schmetterlinge, durch die Blüthengänge auszuſenden, womit die Phantaſie ihre Zaubergärten ausſchmückt.

Der Witz ſelbſt iſt eine Blüthe, deren Loos es wurde, einen Augenblick herrlich zu duften und abzufallen, um immer wieder ein neues Leben anzufangen; und ich weiß nicht, aus welchem Grunde man ſich berechtigt glaubte, den Witz dem Scharfſinn entgegen zu ſtellen, um dieſem die Auffindung der Verſchiedenheiten, jenem aber die Ausmittelung der Aehnlichkeiten beizulegen. Wenn hierin zur Bezeichnung des Scharfſinns Wahres liegt, ſo würde doch der Witz unmöglich aus dieſer Begriffsbeſtimmung kenntlich gemacht werden, die eher für das Combinationsvermögen erſonnen zu ſeyn ſcheint. Der Scharfſinn wird auch ohne Mühe entdecken, daß die Verſchiedenheit zwiſchen ihm und dem Witze weſentlich darin liege, daß er nach beſtehenden feſten Reſultaten trachte, und der Witz ſich um bleibende Wahrheit wenig kümmere; doch ſchwerlich würde es der Witz für ſein Werk erkennen wollen, wenn man die gefundene Aehnlichkeit zwiſchen der Sonne und einem Glühwurm: daß beide leuchten, oder die Uebereinſtimmung zwiſchen ihm und dem Scharfſinn: daß beide höhere und niedere Grade haben können, für ſeine Ausſprüche ausgegeben gedächte.

Alle Geburten des Witzes ſind Eintagsgeſchöpfe — raſch wie dieſe, eben ſo ſchwärmend und planlos in ihrem frohen Minutenleben, und morgen vergeſſen. Alle Welt wird zugeben, daß ein vorherbedachter oder verſpäteter Witz eine Mißgeburt iſt. Sein Leben verdankt er daher bloß dem Zufalle, und ſeinen Werth einem ſchnellen Entſtehen und Vergehen. Er iſt wie ein glänzendes, aus ſtiller Luft aufſteigendes Meteor, das in dem Augenblicke, wo man es erſt recht zu beobachten beſtrebt iſt.

ſchon wieder zerplatzt. Man wird bemerken, daß der Witz um ſo ſchlagender iſt, je entfernter die Gegenſtände von einander liegen, die er in die Beziehung des Augenblicks bringt, je mehr er alſo ſeine Blitzesſchnelligkeit gezeigt hat. Ich ſage, in die Beziehung des Augenblicks, des ihm ſo eben gegebenen Moments — denn der Witz will nie eine abſolute, alſo eigentliche Wahrheit, ſondern etwas, das bloß den Schein der Wahrheit trägt, indem er das Zufällige und Unweſentliche mit etwas Weſentlichem in Vergleichung bringt. Da der Witz aber nicht belehren, noch weniger betrügen, ſondern bloß beluſtigen, und erheitern will, ſo trägt er ſeinen unſchuldigen Betrug ſelbſt zur Schau, und ſetzt ſein ganzes Verdienſt darin, die Vergleichungslinie ſo kenntlich gezogen zu haben, daß wir von einem Endpunkte zum andern, eben ſo raſch ſeiner unvermutheten Verbindung des an ſich Unähnlichen nachfliegen und die Täuſchung entdecken können, als wir derſelben Scheinwahrheit anzuerkennen genöthigt geweſen ſind. Darum lähmt jeder, an ſich unverwerfliche Witz, der uns zu irgend einem Nachſinnen nöthigt, das Vergnügen daran, und der heitere Genuß bei einem gelungenen Witz unterſcheidet ſich daher ſehr auffallend von der geiſtigen Behäglichkeit, wenn wir ein ſchweres Räthſel gelöſt haben.

Der Witz vertritt in der geiſtigen Welt, alle die lieblichen Verzierungen in der phyſiſchen Natur, womit die ſchaffende Kraft den Ernſt ihrer Bildungen mildern wollte. Der Geſang der Vögel, die liebliche Blumenwelt, die heitern, oft launigen Geſtalten des Thierreichs, beſonders der, zwiſchen dem Zierlichen und Komiſchen, in unzähligen Uebergängen, ſich bis zum Grotesken abſchattirende, phyſiognomiſche Ausdruck des menſchlichen Angeſichts, zeugen von derſelben Abſichtigung des Freundlichen, ja ich möchte ſagen, des Scherzhaften und Spielenden in dem Werkplane des Welterbauers, als der Witz von jener Heiligung des lachenden Frohſinns in dem innern Reiche der menſchlichen Natur, der von Anbeginn unſers Geſchlechts, ungleich geneigter

ar, dem Schöpfer entgegen zu gehen, als jene, nach der Finster-
ß gerichtete Zerknirschung, welche, indem sie sich unaufhörlich
dst anklagt, mit stillschweigenden Vorwürfen die unendliche
ebe lästert, weil diese sie Mensch werden ließ.

Mit solchen innern Kräften ausgerüstet, steht der Mensch
a! — doch muß ich über mich selbst lächeln, daß ich dem ein-
chen Menschengeiste, auf eine so höchst körperliche Weise, eine
Schaar von Untergeistern zu Gehülfen und Dienern gegeben
abe. Wille, Verstand, Vernunft, Begehrungsvermögen, inneres
Gefühl, Erinnerungskraft, Gedächtniß, Einbildungskraft, Phan-
asie, Schluß- und Combinationsvermögen, Scharfsinn, Witz, —
vieviel mag ich ausgelassen haben, um das untheilbare Geistige
n uns noch mehr zu zersplittern? — Was so viele Psychologen
ewagt haben, eine Gallerie unserer innern Vermögen aufzustel-
en, habe ich auch einmal, nach meinem eigenen System, versucht,
nd ich glaube soviel Rechtfertigungsgründe dafür zu haben, als
ene. Wenn ich aber erwäge, daß nun und nimmer, wir mögen
eginnen, was wir wollen, eine, jener genannten Seelenkräfte,
ür sich rein, und ohne Zutritt einer andern, thätig seyn kann,
nd jede derselben sich immer in dem Gefühl unsers Ich begeg-
et, so ist das Bestreben, unsern Geist nach einer Menge in
hm wohnender Kräfte zu zertheilen, wohl nichts anders, als ein,
aus der Behandlung der körperlichen Natur, geschöpftes Verfah-
en, wo wir immer zu sichten und zu trennen haben, um dem
Wesen der Materie, so weit uns die äußere Welt entschlossen ist,
näher zu treten. Aber, so gewiß das Wesen unsers Geistes eine
untheilbare Einheit ist, eben so gewiß ist jeder Versuch, die
menschlichen, intellectuellen und sittlichen, Kräfte auf irgend eine
systematische Weise zu theilen, in so fern ersprießlich, als wir
durchaus genöthigt sind, wenn wir von unserm Geiste etwas zu
sagen im Stande seyn sollen, die Aeußerungsarten desselben
aufzufassen, und ein und dasselbe, nur auf verschiedene Weise,
thätige Vermögen, nach der Beschaffenheit seiner jedesmaligen

Thätigkeit, als eben so viel einzelne Kräfte hinzustellen. Diese Fiction wird sogar unerlaßlich, wenn unser Geist, in seinen unendlichen Beschäftigungen, sich selbst betrachtet, und es liegt schon in der Natur aller räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, an welche dieser Geist gebunden ist, daß er, bei der Bedingtheit: nur immer wesentlich eine Hauptvorstellung im Bewußtseyn lebendig vergegenwärtigt tragen zu können, zu Classificationen — gleichsam logischen Absonderungsbehältern — seine Zuflucht nehme, um nicht durch die Masse der, von ihm aufgenommenen, äußern und innern Bilder verwirrt und erdrückt zu werden. Sobald der Geist diese Classification nicht mehr zu machen im Stande ist, sehen wir ihn mit Wahnsinn oder Raserei untergehen. In dieser geistigen Naturnothwendigkeit liegt ja auch die Leichtigkeit, womit ein Kind, oder der roheste Mensch Begriffe sammelt. Denn obgleich beide nicht darüber nachzudenken fähig sind, wie es der Verstand anfange, um einen Begriff zu bilden, so wissen sie doch den einen, noch nie gesehenen Baum oder Hund, als solchen zu bezeichnen, und je weiter die geistige Ausbildung des Menschen gedeiht, jemehr steigt sein Classificationsvermögen, durch Art, Gattung, Geschlecht, bis zu dem allerabstractesten Begriff, von Ding und Wesen hinauf.

Wer an dieser Abtheilung unserer geistigen Vermögen Anstoß findet, betrachte die gemachte Eintheilung bloß als eine, auf historischem Wege gefundene, oder naturgeschichtliche, Ausbeute des menschlichen Geistes.

Allerdings kann der menschliche Geist eigentlich nichts anders, als Vorstellungen aufnehmen, und da diese Vorstellungen ohne Ende sich vermehren, unerschöpfliche Verbindungen unter ihnen zu Stande bringen, mit welcher Combinationsverrichtung eigentlich alles Denken geschlossen ist; aber diese Vorstellungen sind verschiedener Natur, und die Verbindungsarten derselben so unbegrenzt, daß wir keinen bessern Beweis darüber führen können, als schlechtweg daran zu erinnern, was

von Menſchen ſchon alles geſchrieben und geſprochen worden iſt.

Doch welcher unendliche Fortſchritt, zwiſchen der rohen Begriffsfeſtſtellung des Karaiben, bis zur Darſtellung, auch des ſchlechteſten, philoſophiſchen Syſtems, das je ans Licht getreten iſt! Und welche Begriffs- und Ideenmaſſen mußten zuſammengeſtellt, aufgelöſt, wieder vereinigt, bezweifelt, bewieſen werden, ehe ſich eine Wiſſenſchaft erzeugen konnte! Endlich — worauf es hier ankommt — in wie mannigfaltiger Thätigkeit mußte die menſchliche Seele hier ſammeln, auffaſſen, dort urtheilen, ſchließen, prüfen, combiniren, zergliedern, ehe eine Metaphyſik möglich wurde! — und warum wollen wir Anſtand nehmen, dieſe mannigfaltige Thätigkeit, je nachdem ſie ſich äußert, vernünftig, verſtändig, witzig, ſcharfſinnig, ſchlußrecht u. ſ. w. zu nennen, und dem zu Folge nicht eine Vernunft, einen Verſtand, Witz, Scharfſinn u. ſ. w. anerkennen, die ſämmtlich nur Bezeichnungsarten einer und derſelben Kraft ſind, aber der Mittheilung, ja ſelbſt dem bedingten, menſchlichen Erkenntnißvermögen nothwendig werden, da die Sprache, auch für das Ueberſinnliche, des Bildes und der Perſonification nicht entbehren kann, obgleich ſie trachtet, die gröbern Stoffe in der Sinnenwelt zurück zu laſſen.

Alſo noch einmal — ſo phyſiſch und geiſtig ausgeſtattet ſteht der Menſch da! Ein Geſchöpf, das ſich für das erſte und edelſte auf unſerer Kugel betrachtet, und — wenn wir noch ſo beſcheiden ſeyn wollen — auch betrachten darf. In ihm ſtellen ſich die edelſten Anlagen dar, welche die Ausbildung eines wahrhaft göttlichen Geſchlechts beabſichtigen laſſen — aber Wehe! wenn dieſer geiſtige Reichthum zu unnatürlichen Zwecken verwandt, wenn der Menſch, der die Abſicht ſeines Schöpfers zu ahnen, reif geworden, als ein bloßes Mittel verbraucht werden ſoll, zu dem die Menſchennatur ſich nimmermehr hingeben darf. — Wehe dann jeder Sphäre, in welcher die empörte Kraft ſich herumwirbelt! Nur ein Zerſpringen wird dieſes ſchwindelnde Kreiſeln

endigen — aber freilich dann iſt die gehemmte Kraft auch wieder frei. Der Engel und der Teufel können in dem engen Raume des menſchlichen Herzens ein gewaltiges Turnier halten, aber es hat nicht an der Fehlerhaftigkeit des Kampfplatzes gelegen, wenn der Teufel ſiegt! — — —

Der Beſuch.

Hier endigte die Handſchrift, und ich hatte keinen Zweifel, daß der Verfaſſer auf und während ſeiner täglichen Wallfahrten daran gearbeitet haben müſſe, wie hätte er ſie mir auch ſonſt, faſt durch einen bloßen Zufall geleitet, mittheilen können? Aber eben ſo gewiß ſchien mir auch, daß die ganze Arbeit noch nicht, als vollendet, betrachtet werden konnte, und da mich das Fragment angeſprochen hatte, ſo kam ein gewiſſer Mißmuth über mich, der ſich gewöhnlich einſtellt, wenn wir auf dem Wege zur Befriedigung nicht völlig ans Ziel gelangen. Der Tag war über dem Leſen und Wiederleſen, an Aufſtellung und Beantwortung meiner eigenen Einwürfe, faſt dahingegangen, und ich ſehnte mich nach dem nächſten Morgen, nicht ohne eine gewiſſe Beſchämung, die mir nur zu deutlich ſagte, daß es mir für einen Einſiedler doch noch viel zu ſehr um Geſellſchaft zu thun ſei. Was ich mir auch dagegen zur Beſchwichtigung zu ſagen verſuchte, beſonders, daß ich den Nachbar um meiner Belehrung willen ſehen wolle, konnte dennoch das Grundgefühl in mir nicht unterdrücken, daß man viel höher über der Erde, als ich auf meiner Alpe ſtehen müſſe, um die Einſamkeit bleibend lieb zu behalten.

Der Morgen graute kaum, als ich mich auf den Weg zu meinem Gaſtfreunde machte. Allein bald theilte ſich der mir bezeichnete Pfad; ich ging fehl, und mußte endlich umkehren, da ich ſonſt ins Thal hinabgekommen wäre. Das mühſame Zurückſteigen,

und die indeſſen, mit aller Kraft, wirkſam werdende Sonne hatten mich beinahe erſchöpft, als ich bei einem Gehölz anlangte, deſſen ſchwarzer Schatten mir Erquickung verſprach. Zu meiner noch größern Freude rieſelte zwiſchen den, dicht an einander gedrängten, Tannen ein Gießbach dahin, und ich beſchloß ein wenig zu raſten, um meine Grotte, mit erneuter Kraft, wieder gewinnen zu können, denn ich fühlte mich zu ermüdet, um den zweiten Gang zu dem Eigenthümer der Handſchrift zu wagen. So eben hatte ich mich hinuntergebückt, um mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer zu ſchöpfen, als ich Fußtritte hörte; und als ich mich umwandte, wurde ich durch die Geſtalt meines neuen Bekannten angenehm überraſcht. Er ſchien mich nicht bemerkt zu haben, und wollte am Saum des Gebüſches vorübergehen, indem er aus einem Körbchen, das in ſeinem Arme hing, von Zeit zu Zeit Brombeeren nahm und aß, während er, nach den Zügen ſeines Geſichts zu ſchließen, doch an etwas ganz Anderes zu denken ſchien. Als ich ihn anrief, deutete mir ein freundliches Geſicht an, daß auch ihm dies zufällige Begegnen nicht unangenehm ſei; auch nahm er ohne Weiteres, neben mir Platz, und bald entſpann ſich zwiſchen uns ein lebhaftes Geſpräch.

Der Menſch in Geſellſchaft. Die Sprache. Kein Geſicht, doch manche Träumerei.

„Ich war auf dem Wege zu Dir", begann ich, „aber ich bin irre gegangen, und jetzt muß ich mir Glück dazu wünſchen, weil ich Dich ſonſt wahrſcheinlich nicht gefunden hätte."

Er. So kommen wir häufig durch Umwege, wenn nicht gar Irrwege zum Zweck. Faſt nirgends gelangen wir in grader Richtung ans Ziel.

Ich. Das lautet nicht eben tröſtlich, und muß uns entmuthigen, wenn wir auslaufen.

Er. Sobald wir es vorher wissen, wird es uns bloß bestimmen, mit unsern Kräften besser hauszuhalten, damit wir nicht vor der Zeit ermüden.

Ich. Bei dem kurzen Leben und unsern beschränkten Kräften wäre der gerade Lauf, wie in einer Rennbahn, wohl sehr wünschenswerth!

Er. Das scheint so — aber Du begreifst wohl, daß nicht alles so gehen darf, wie wir es angelegt haben, sondern so geschehen muß, wie Gott es will.

Ich. Nun — ?

Er. Ich will sagen, daß alle die Irr- und Nebenwege von der Vorsehung gezeichnete Richtungen, und wir nur gewohnt sind, Alles was uns aus dem sogenannten, geraden Wege liegt, für Nebendinge zu halten, obgleich sie sehr wesentlich seyn müssen, denn sonst würden sie nicht da seyn.

Ich. Ich erinnere mich etwas Aehnliches in Deiner Handschrift gelesen zu haben, wenn Du vom menschlichen Willen, und dessen Freiheit sprichst.

Er. Richtig. — Du hast also den Aufsatz gelesen?

Ich. Gewiß, und hatte den Vorsatz, ihn Dir zurück zu geben.

Er. So rasch? — Hat er Dir nicht zugesagt?

Ich. Mit welcher Theilnahme ich mich ihm hingegeben habe, magst Du daraus beurtheilen, daß ich ihn heut schon entbehren kann. Nur Eins muß ich bedauern.

Er. Was denn?

Ich. Daß er nicht beendigt ist.

Er. Ich habe nichts mehr hinzu zu fügen; ich halte den Aufsatz für geschlossen.

Ich. Der Meinung kann ich nicht seyn. Du hast zwar Deine Ideen angegeben, wie der Mensch nach und nach zu innerer und äußerer stets fortschreitender Bildung gelangt, auch angedeutet, wie Tugend und Laster in uns entwickelt werden, indessen hätte Dir nicht entgehen sollen, daß die Neigung zum

Unrechten in uns vorherrschend ist, welches eine große Mangelhaftigkeit in uns nicht bestritten werden kann.

Er. Was Du als mangelhaft betrachtest, hat einen doppelten Gesichtspunkt. Der eine ist die Beziehung des Bösen auf Dich selbst, und insofern es von Dir ausgeht; der andere ist die Beziehung der natürlichen Unvollkommenheit auf das Weltganze.

Ich. Was soll dieser Unterschied? — Böses ist Böses.

Er. Wir haben da in wenig Worten, Böses, Unvollkommenes, Unrechtes, als wäre es Eins und Dasselbe, ganz zusammengeworfen. Wenn wir uns verständigen wollen, müssen wir vorher wohl ein wenig sichten und trennen.

Ich. Nun gut! Verständige Dich denn also mit mir.

Er. Glaubst Du, daß ein Mensch, der ganz abgeschieden auf einer Insel des stillen Meeres lebte und leben müßte, ein Unrecht begehen könnte?

Ich. Im strengen Sinne — nein! denn das Unrechte ist eine Verletzung des Rechts. Dem Rechte steht die Verbindlichkeit gegenüber. Da er nun ganz allein ist — und mit Gott ein Rechtsverhältniß nicht einmal gedacht, mit den Thieren aber nicht eingegangen werden kann, weil jedes Rechtsverhältniß wechselseitige, vernunftmäßige Begründung desselben voraussetzt, so kann der ganz allein lebende Mensch eigentlich kein Unrecht begehen.

Er. Könnte er aber das Böse thun?

Ich. Das ließe sich eher denken. Er könnte dem Andenken seiner Aeltern fluchen, gegen die Thiere seiner Insel mancherlei Grausamkeit begehen, überhaupt noch viele Dinge sich zu Schulden kommen lassen, welche das Sittliche beleidigen.

Er. Hiernach würde Unrecht und Böses thun schon danach unterschieden werden können, daß das eine Verletzung der Gesellschaftsverhältnisse, das andere aber eine Beleidigung der Sittlichkeitsgesetze sei. — Wenn die Obrigkeit einen Verbrecher bestraft, thut sie Unrecht?

Ich. Gewiß nicht, sie befolgt bloß das Gesetz.

Er. Thut sie Böses?

Ich. Eben so wenig, weil es nothwendig bleibt, daß Vergehungen nicht ungeahndet hingehen dürfen.

Er. Ist die Strafe also etwas Gutes?

Ich. So würde ich nicht sagen. Sie ist ein nothwendiges Uebel.

Er. Also ein Uebel. Die Krankheit des Trunkenboldes ist doch wohl auch ein Uebel?

Ich. Gewiß.

Er. Eine unverschuldete Krankheit doch wohl auch?

Ich. Wie kannst Du noch fragen?

Er. Wir würden also das Uebel so bezeichnen dürfen, daß es die Folgen in sich fasse, welche aus Vergehen gegen bürgerliche oder sittliche Gesetze fließen.

Ich. So scheint mir's. Du mußt noch hinzusetzen: oder endlich auch unverschuldet sich, als uns nachtheilige Aeußerungen der Naturgesetze, in unserer Organisation darstellen.

Er. Diesen Zusatz hätte ich nun weggelassen, weil ich ein unverschuldetes Uebel lieber Unglück nennen möchte. Wenn eine Stadt durch Erdbeben versinkt, mein Schiff scheitert, ich ein Bein breche, werde ich diese Uebel Unglück nennen; nicht so das Nervenfieber des Schlemmers, das er sich selbst zuzog, oder die Einsperrung in ein Zuchthaus, zu dem der Dieb sich selbst den Weg bahnte. Selbst nachtheilige Folgen, die sich aus falschen Combinationen — aus Verstandesfehlern — bei sonst gut gemeinter Absicht, ergeben, sind wir nicht geneigt, ganz von der Rechnung des Irrenden zu schreiben, und reines Unglück zu nennen.

Ich. So hätten wir denn Unrecht, Böses, Uebel und Unglück von einander geschieden. Was nennst Du aber Unvollkommenheit?

Er. Das Unzureichende eines Gegenstandes für den, ihm bestimmten, Zweck. Diese Begriffsbestimmung wird im gewöhnlichen und moralischem Sinne ausreichen. Der Diebstahl ist

keine Unvollkommenheit, aber die moraliſche Bildung des Diebes, der beſtimmt iſt, ein ſittlicher Menſch zu ſeyn, iſt unvollkommen, ſeine Handlung böſe, in ſofern ſie unſittlich bleibt, unrecht, inſofern ſie das Eigenthum eines dritten geſetzwidrig beeinträchtigt, und die ihn ereilende Strafe das Uebel. Unvollkommen iſt der Wille, der über die Leidenſchaft zu ſiegen verpflichtet iſt, und ihm unterliegt, unvollkommen das Haus, das gegen Kälte, Wind und Regen nicht ſchützt. . . .

Ich. Genug! das iſt leicht zu begreifen, aber viel ſchwerer zu errathen, wohin Du mit dem Allen willſt. Erinnere Dich, wovon wir ausgingen. Ich behauptete, die Neigung zum Unrecht — zum Böſen, laß mich jetzt hinzufügen — ſei im Menſchen vorherrſchend. Damit wollte ich eigentlich ſagen,

> er ſei mit einer größern Anlage zum Laſter, als zur Tugend geboren — und die Behauptung derer, ſo da meinen, daß wir ſammt und ſonders eigentlich ſündhafter Natur ſind, mag ſo verwerflich eigentlich gar nicht ſeyn.

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ein bitteres Lächeln den Mund des Greiſes verzog; bald verkündete ſein ganzes Geſicht die große Mißbilligung meiner Anſicht, und ſein gänzliches Schweigen verrieth nur zu deutlich ſeine Neigung, das Geſpräch abzubrechen. Während er, wie gedankenlos, von Zeit zu Zeit mit ſeinem Staabe nichtsſagende Figuren in den Sand zog, zeigte mir doch ſein wiederhohltes Kopfſchütteln, daß ihn der Gegenſtand, welcher unſere Unterhaltung durchſchnitten hatte, noch immer beſchäftigte, und mit einer Art von Leidenſchaftlichkeit murmelte er endlich vor ſich hin: „Eine Gotteslästerung! Eine Gotteslästerung!“

Halb erſtaunt, halb empfindlich, erſuchte ich ihn um den Grund ſeines plötzlichen Verſtummens und der unverkennbaren Verſtimmung, die unſere wechſelſeitige Mittheilung zum Stocken gebracht hatte, und er ſagte, faſt ohne alle Betonung, ohne mich anzuſehen:

„Mein Gott ist ein vollkommner und liebevoller Gott — ich kann ihn nicht lästern hören. Wie kann Gott die Sünde mit dem Menschen zugleich werden lassen, oder was kann das neugeborne Kind dafür, daß es, wie Arme und Beine, auch die Sünde mit zur Welt bringt? Nein! Nein!“ setzte er lebhaft hinzu, „der Mensch ist ein reines unentweihtes Heiligthum, wenn er zum erstenmal an seiner Mutter Brust gelegt wird; so rein als Engel und Seraphen nur immer seyn können!“

Ich. Wie aber kommt der Mensch zur Sünde?

Er. Durch das gesellschaftliche Leben.

Ich. Das klingt höchst sonderbar!

Er. Und ist darum doch nicht minder und wahrhaftig also. Um Dir den Beweis dafür zu führen, suchte ich vorhin Dir die, im Leben und nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch so oft in einander verwirrten, Begriffe von Unrecht, Bösem oder Sünde, Uebel, Unvollkommenheit zuvörderst, wenn auch bloß für unsern Zweck, nothdürftig festzustellen.

Ich. Wie willst Du aber Deinen Satz daraus folgern?

Er. Gehe meinen Folgerungen ruhig nach, und Du wirst mir Recht geben. Der Mensch ist nicht unvollkommen, weil er mit allen den Anlagen geboren ist, die ihn für seine Bestimmung fähig machen. Das Gegentheil annehmen, heißt mit deutlichen Worten, eben soviel, als: Gott habe nicht gekonnt, was er gewollt. Aber der Mensch ist in seinen Anlagen begrenzt, weil seine Kräfte nicht weiter reichen sollten. Wenn wir vollkommener zu werden trachten, so können wir es nur immer innerhalb der menschlichen Natur, die als solche vollkommen, das heißt, ihren, von Gott gesetzten, Zwecken entsprechend ist.

Ich. Und woher kommt das Böse und die Sünde? — Von Gott einmal nicht, also . . . ?

Er. Also hat sie einen andern Ursprung, das ist richtig. Willst Du aber sagen: Also muß sie eine nothwendige Ausstattung der menschlichen Natur seyn — so hast

Du einmal alle logiſche Strenge in Deinem Schluſſe aufgegeben, ſodann aber auch nichts anders geſagt, als: Das Böſe kommt doch von Gott, weil er der Schöpfer des Menſchen iſt, und die moraliſche Natur ſich nicht anders darſtellen kann, als eben nach der ihr von Gott gegebenen Einrichtung.

Ich. Aus dieſem Trugſchluß würde man heilloſe Folgerungen ziehen müſſen.

Er. Er gehört ganz Dir, nicht mir. Das Böſe, ſage ich noch einmal, geht ganz aus dem Geſellſchaftsverhältniß des Menſchen hervor. Es kommt weder von Gott, noch iſt es mit dem Menſchen geboren, alſo keine Erbſündhaftigkeit.

Ich. So wäre es beſſer, der Menſch wäre nie in den Geſellſchaftsverein getreten.

Er. Mit Nichten. Dann wäre der Menſch nie Menſch geworden.

Ich. Alſo iſt der Menſch doch wenigſtens immer beſtimmt, ſündhaft zu werden, wenn er auch nicht ſündhaft geboren iſt.

Er. Dein Alſo ermangelt abermals der logiſchen Nothwendigkeit. Darf ich denn ſagen: Du gehſt in die Schlacht; alſo wirſt Du todt geſchoſſen!? ich darf doch wohl nur behaupten; alſo kannſt Du darin umkommen, weil das Leben jedes Kriegers während der Schlacht gefährdet iſt.

Ich. Wenn ich Dir auch einräume, worauf Du hinaus willſt: daß wir ſündigen können, aber nicht ſündigen müſſen, ſo wirſt Du dennoch nicht viel weiter kommen, denn ganz rein iſt noch Niemand befunden worden, auch nicht Einer.

Er. Greife nicht vor, wir werden dennoch zum Ziele gelangen. Nimm an: Ein Kind wird ausgeſetzt, durch Zufall erhalten und wächſt ohne menſchliche Geſellſchaft heran.....

Ich. Es giebt ſolche Beiſpiele. Dergleichen Menſchen ſind aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, wenn nicht völlige Thiere, doch wenig mehr.

Er. Die menſchliche Natur iſt alſo in ihnen nicht entwickelt,

keimen durch äußere Verhältniſſe unterdrückt, wie der Baum verkrüppeln muß, der mühſam durch einen Felſenſpalt aufſproßt. Wenn Du mir früher zugabſt, daß auch der gebildete Menſch, in dem Zuſtande gänzlicher Abgeſchiedenheit, kein Unrecht thun kann, ſo wirſt Du mir jetzt ebenfalls einräumen, daß der, thieriſch für ſich, ganz allein aufgewachſene Menſch eben ſo wenig das Böſe thun, wenn gleich Uebel in Menge anrichten kann.

Ich. Das muß ich einräumen, denn eben ſo wenig kann man es dem Wolfe anrechnen, der einen Knaben zerreißt. Ihm fehlt das Vermögen, die Sittlichkeit ſeiner Handlungen abzumeſſen, oder vielmehr von Sittlichkeit kann bei Allem, was er thut und treibt, gar nicht die Rede ſeyn.

Er. Laß uns die Vorausſetzung noch weiter führen. Es ſollen in einem unbewohnten Lande, oder auf einer öden Küſte mehrere Kinder beiderlei Geſchlechts ausgeſetzt, wunderbar erhalten werden, und ſich fortpflanzen.

Ich. Es iſt die Frage: ob ſie dem Antriebe der Natur, gleich den Thieren folgen, und ihre Kinder ernähren würden.

Er. Darüber bin ich nicht im Zweifel; denn eben ſowohl wie das Kind inſtinktmäßig ſaugt, wird die Mutter aus Naturtrieb ſäugen. Ueberhaupt können wir uns feſt auf die Natur in Allem verlaſſen, was die Bildung und Fortpflanzung der Geſchöpfe betrifft. —

Ich. Wenn ich dies auch zugebe, ſo ſehe ich in Deiner Kolonie doch nur eine Heerde Thiere, aber wilder vielleicht und grauſamer, weil es ſehr leidenſchaftliche und kluge Thiere ſind. Nach einigen Jahren, und ſo wie ihre phyſiſchen Kräfte ſich nur einigermaaßen entwickelt haben, werden ſie wahrſcheinlich einander ſammt und ſonders verwürgen.

Er. (mit ironiſchem Lächeln) Und dann wäre Dein Satz von der Erbſünde herrlich begründet! — Aber mögen dieſe Thiermenſchen ſo tief ſtehen, wie ſie wollen — ſo gut wie eine Geſellſchaft Wölfe oder Bären werden ſie doch immer beſtehen

können; das heißt: mancher wird im Kampf mit der Natur oder Seinesgleichen freilich umkommen; aber durch sich selbst wird das neue Völkchen nicht untergehen, denn der gegenseitige Reiz beider Geschlechter zu einander sichert schon vor völligem Aussterben.

Ich. Und Kinder und Kindeskinder werden in diesem fürchterlichen Zustande der Viehheit beharren .....

Er. Vielleicht lange; aber der Urenkel nicht mehr völlig so, wie sein Ahn; und wenn wir die Kolonie nach 500, vielleicht 1000 Jahren wieder zu besuchen kämen, würden wir erstaunen müssen, über die Fortschritte, die die Kolonisten, allen Thieren vorneilend, gemacht haben.

Ich. Was bürgt Dir dafür?

Er. Die menschliche Natur.

Ich. Aber die muß entwickelt werden.

Er. Sie entwickelt sich aus sich selbst, im Gesellschaftszustande, wo immer der Eine sich mit den Begriffen des Andern bereichert, und die Erfindung eines Einzigen zum Gemeingut Aller wird. Die schaffende Kraft, Gott! hat auf eine bewunderungswürdige Weise, bei dem Einen die Phantasie, bei dem Andern ruhige Betrachtung, bei diesem Erfindungsgabe, bei Jenem Auffassungs- und Beobachtungsvermögen vorherrschen lassen, und Keiner von Allen stellt sein Licht unter einen Scheffel. Was er erfindet, dient seinem Nachbar, wie dieser die eigene Erfindung wiederum Jenen benutzen läßt. Aber, weil die Natur nichts übereilt, so gehören gewiß Jahrtausende dazu, um aus der rohen Horde ein gebildetes Volk zu machen. Nur mit seltenen Ausnahmen sendet die Natur ein Genie in die Welt, dessen Geistesblitze über die Erde leuchten sollen; denn eine Fülle solcher Geister würde, durch die gewaltigen Aeußerungen ihrer Kraft, den Kulturgang eher verwirren, als befördern. Das Genie ist ja eben dadurch bezeichnet, daß es nicht von Andern entnimmt, sondern aus sich selbst schöpft — und wunderbar lehrt uns die Geschichte, daß gerade

dann ein so reich ausgestatteter Mann unter den Menschen auftrat, wenn es schien, als wenn der Fortgang der Bildung ins Stocken gerathen wollte.

Ich. Was würde denn nun aber ein solches Genie, unter der ersten Generation Deiner Thiermenschen-Kolonie, mit allen seinen Kräften vermocht haben?

Er. Vielleicht hätte es einen zweckdienlichen Griff an seiner Keule oder den ersten Entwurf zu einer Hütte aus Baumzweigen erfunden.

Ich. Das wäre nicht viel gewesen.

Er. Er hätte schon dadurch sich unsterblich gemacht. Erwäge nur, was es heiße, gar nichts vorgearbeitet finden, und Etwas aus dem Nichts hinstellen. Dasselbe Genie in die Zeiten Alexanders oder Leos 10ten versetzt, hätte vielleicht einen Dianentempel zu Ephesus, oder die Kuppel der St. Peterskirche erbaut. — Umstände und Schicksale können nun machen, daß eine rohe Horde schneller vorschreitet, wie eine andere, mit der sie in Berührung kommt, und diese letztere wird dann dadurch ebenfalls rascher fortgestoßen.

Ich. Aber ich sehe nicht ein, wie Deine Kolonisten durch das Band der Gesellschaft in wechselseitiger Kultur sich erheben können, da sie, außer einigen mimischen Zeichen, gar keine Mittel haben, sich mitzutheilen. Sie haben ja keine Sprache.

Er. Die findet sich von selbst.

Ich. Was sagst Du? Eine Sprache — Du verstehst mich doch recht — ich meine Sprache im engern Sinne, Wortsprache — soll sich von selbst finden?

Er. Nun allerdings! Woher sind die Sprachen denn entstanden? Unmittelbar erfunden kann doch Niemand eine Sprache, weil kein Mensch, ohne innerlich zu sprechen, denken kann, auch der ausgebildete Taubstumme nicht, der gleichsam die Sprache sieht, die wir hören. Das Denkvermögen — verstehe mich wohl, ich sage nicht das Anschauungsvermögen und die Vorstellungen —

reicht nicht weiter, wie die Sprache, und die Sprache begrenzt ſich nach dem Grade des ausgebildeten Denkvermögens. Jemand, der eine Sprache erfinden wollte, müßte ſchon irgend eine andere Sprache vollkommen beſitzen, und es iſt eben ſo widerſinnig, eine Sprache erfinden zu wollen, als unmöglich, eine erfundene Sprache in Gebrauch zu ſetzen.

Ich. Vollkommen richtig! Alſo kommt die Sprache durch unmittelbare Eingebung Gottes.

Er. Durch Eingebung Gottes gewiß, aber nicht durch unmittelbare. Ein Gott, der einen Menſchen, mit einem ſolchen Geiſte, werden laſſen kann, hat keiner Wunder von Nöthen, um dieſes Meiſterſtück ſeiner Schöpfung in den Beſitz einer Sprache zu ſetzen. In der menſchlichen Anlage zur Sprache liegt das große Wunder, und in der Welteinrichtung die Nothwendigkeit, daß die Sprachanlage ſich entwickeln muß.

Ich. So zeige mir dieſe Nothwendigkeit.

Er. Sie begründet ſich durch das Bedürfniß der Mittheilung, die im roheſten Menſchen ungleich größer ſeyn muß, wie bei dem klügſten Thiere, weil in jenem, auch auf der unterſten Stufe gedacht, eine Menge von Kräften und Thätigkeiten zu keimen und zu knospen trachtet, die bei den Thieren entweder gar nicht, oder in gleichbleibende Grenzen eingezwängt, vorgefunden wird. Nun iſt es ein Naturgeſetz, daß jede vorhandene Kraft auf den Moment ihrer Würkſamkeit ordentlich ſehnſüchtig harrt, wie das, zur Geburt reife Kind, aus dem Schooße der Mutter, befreit zu werden trachtet. Wollteſt Du annehmen, daß die Sprache eine unmittelbare Eingebung Gottes ſei, ſo läßt ſich die Mannigfaltigkeit der Sprache entweder gar nicht, oder nur durch ſtets wiederhohlte Wunder erklären, und ich kann Dir meinen großen Widerwillen gegen Alles, was Wunder genannt wird, nicht genug zu erkennen geben, weil Wunder, ohne Aufhebung der Naturgeſetze, nicht denkbar ſind, wenigſtens jede Thatſache, im Laufe der Naturgeſetze, kein Wunder mehr iſt.

die Aufhebung der Naturgesetze aber einen Widerruf Gottes, gegen den innern Zusammenhang seiner Schöpfung, begründet; ein solcher Widerruf die Unvollkommenheit der Natureinrichtung bezeugen müßte, und eine Unvollkommenheit in einem Werke Gottes zum Widerspruch wird. Ja, wolltest Du auch annehmen, daß in dem Laufe vieler Jahrtausende, die, einst allgemeine von Gott unmittelbar gegebene Wurzelsprache untergegangen, und die Töchtersprachen, nach und nach, den gemeinschaftlichen Charakter ihrer Abstammung, von einer und derselben Mutter, so verloheren hätten, daß wir gar keine, oder nur hie und da eine höchst erzwungene und sehr zufällige Aehnlichkeit, zwischen mehreren gebildeten Sprachen, jetzt noch aufzufinden, im Stande wären; so ist es doch ganz unmöglich, das Bellen der Feuerländer, das Schnalzen der Hottentotten und den wohllautenden Reichthum, so wie die hohe Bildung griechischer und italiänischer Gesänge, als Geschwister aus einem und demselben Blute zu betrachten, und es scheint die Frage eben nicht vorwitzig genannt werden zu dürfen: warum der halberfrorne Bewohner des südlichsten Amerika's, mit dem reichbeschenkten Sohne des alten Joniens verglichen, so stiefväterlich ausgestattet, und, wenn er der Betrachtung fähig wäre, an seine große Armseligkeit erinnert werden, und fühlen sollte, daß er das verstoßene Kind eines Gottes sei, der doch alle Wesen mit gleicher Liebe umfaßt? Ja, endlich die theilweise Unvollkommenheit auch der ersten und gebildetsten Sprachen der Erde, muß uns überzeugen, daß die menschliche Sprache nicht, als eine unmittelbare Gabe Gottes, sondern als ein Erzeugniß des, sich aus seiner eigenen Natur entwickelnden, menschlichen Geistes betrachtet werden müsse.

Ich. Ist die Sprache kein unmittelbares Werk Gottes, ist sie keine Erfindung des Menschen — woher entsteht sie denn?

Er. Auch sie ist ein Erzeugniß des Gesellschaftszustandes.

Ich. So ist die Gesellschaft an allem Guten und Bösen Schuld, das sich in uns darstellt.

Er. Unbedenklich; denn allein für ſich lebend, kann der Menſch keine Veranlaſſung haben — wenn er auch das Bedürfniß fühlte — ſich mitzutheilen. Nur für angenehme oder unangenehme Empfindungen würde er, gleich dem Thiere, Naturlaute ausſtoßen, die ihm, bei Schmerz und Freude, unwillkührlich entfahren. Allein es iſt nicht anzunehmen, daß der Menſch je auf eine längere Zeit beſchränkt geweſen wäre, bloß ſein eigner Geſellſchafter zu ſeyn.

Ich. Das bewähret der ſchöne Schöpfungsmythos von der Entſtehung des Weibes.

Er. So ſchön er iſt, räume ich ihm, über die Grenzen des Mythus hinaus, nichts ein.

Ich. Du zweifelſt alſo wiederum an eine unmittelbare Schöpfung des Menſchen?

Er. Wie er Dir in Deinem letzten Geſicht erſchienen iſt — ja! Denn die ſchöne Poeſie der Geneſis hat auch in Deinen Träumen ihre Gewalt über Dich ausgeübt. Dein Traum mag aber leicht eine Million Jahre ausfüllen, da du, ſehr richtig, darin die ganze Natur ſich allmählich entwickeln geſehen, und ſie, von dem Mooſe bis zur Eiche, von der Moluske bis zum Menſchen, in ihren Schöpfungen belauſcht haſt. Aber ſo wie nicht Ein Muſchelthier, Eine Lilie, Ein Löwe der erzeugenden Kraft der Natur entſprach, ſondern dieſe vielfach und allenthalben entſtehen mußten, wo der organiſche Stoff zu ihren Bildungen vorhanden war, ſo ging auch vielfach und überall der Menſch aus den Händen der Schöpfung hervor, als ſie ſich zu ſeiner Hervorbringung hinaufgearbeitet hatte. Wie hätte auch die unendliche Weisheit durch ein einziges Weſen ſeiner Gattung den Untergang deſſelben, der in dem Kampfe, welcher in dem Urzuſtande von allen Seiten ihm angeboten wurde, ſo leicht war, höchſt unſchöpferiſch daran wagen ſollen? Welche neue Zeiträume würden zu einer neuen Menſchenbildung erforderlich geweſen ſeyn, um ihn ſo leicht der Gefahr eines neuen Verderbens auszuſetzen!

Ich. Aber welche unbegreifliche Entwickelungsursachen — die, gleichsam aus den Elementen, einen Menschen entstehen lassen!

Er. Ist es Dir vielleicht erklärbar, wie ein modernder Leichnam in wenig Tagen von Würmern wimmelt, oder in Gegenden, wo nie Schlangen zu finden waren, das Gemüll einer Sägemühle deren unzählbare erblicken läßt?

Ich. Aber warum erzeugen nicht jetzt die Elemente noch immerfort Menschen in ausgestorbenen Einöden, sondern verschlingen sie blos? Warum muß jetzt kein Kind der Elemente entstehen, sondern jeder Sterbliche Vater und Mutter haben, und seinen Ursprung der Gesetze der Begattung verdanken?

Er. Darin gerade liegt die unergründliche, tiefe Weltschaffende Kraft, wie ein unendlicher Verstand, vor unserer Betrachtung ausgebreitet, daß ihre Hervorbringungen immer leichter werden, je höher sie den Organismus steigert. Nachdem durch eine vielfache Mischung der Elemente endlich die erste thierische Anlage, z. B., zu einem Rosse entstanden war, bildete sie Geschlechter und legte in sie die alleinige Bedingung einer unaufhörlichen Fortpflanzung, welche die höchste Lebenslust des neuen Geschöpfs werden, und die frühere, schwerfälligere Erzeugung, durch die Naturstoffe, erleichtern mußte. So stand unter den, aus allen Weltstoffen hervorgegangenen, Menschen, Mann und Weib da, und die Sehnsucht beider zu einander versinnbildet die Allmacht des höchsten Wesens, das in seiner eigenen, unbegränzten Liebe zur Schöpfung unendlicher Welten und unerschöpflichen Lebens eilte.

Ich. Schwärmst Du nicht, Du ruhiger Betrachter?

Er. Besser schwärmen, als taumeln! — Wer da, wo, nach muthmaßlicher Ausdehnung uns enthüllter Naturgesetze, das Unerklärliche in die Grenze des Begreiflichen zurückgeführt werden kann, gleich alle Erkenntnißbahnen verlassen sieht, um durch Wunder das Unbegreifliche noch unbegreiflicher zu machen, glaube in den Wundergläubigen Trunkne zu sehen, die nicht einmal

herum tappen, um weiter zu kommen, sondern dadurch sich aufrecht erhalten wollen, daß sie, Statt an eine Säule, sich an deren Schatten lehnen.

Ich. Wir kommen auf Dinge, die wir gar nicht zu erörtern haben.

Er. Wer kann sagen, wohin der Gang eines Gespräches führt. Einlenken können wir in jedem Augenblick. Führe mich wieder zurück.

Ich. Du wolltest durchführen, daß Unrecht, Böses, Bildung, Sprache, lauter Erzeugnisse des Gesellschaftsverbandes unter den Menschen sind, und da Du dabei stehen geblieben bist, daß wir nicht von Einem Menschen abstammen, so folgt von selbst, daß es keine allgemeine Ursprache geben könne.

Er. Vielleicht nur in sofern, als die Bildung der Erde theilweise sich in besondern Gegenden früher zur Hervorbringung der Urmenschen eignete, diese sich untereinander fortpflanzten, und zum Besitz der ersten Sprachelemente gelangten. Wir wollen einmal die, vielfach ausgesprochene, Behauptung als richtig annehmen, daß der Kaukasus diese frühesten Menschen in seinen schönen Thälern ernährt, und unser Geschlecht, von da aus, sich über die Erde verbreitet habe ...

Ich. Nach deiner eignen Annahme, daß mehrere Urmenschen zugleich, oder doch während eines Zeitraums entstanden sind, kann ich das schon nicht annehmen. Denn der Atlas z. B. ist vielleicht zu gleicher Zeit, oder bald nachher, mit dem Kaukasus aus dem, die Erde bedeckenden, Wasser hervorgetreten, und offenbar ist die Bildung der Neger so auffallend von der des Asiaten und Europäers geschieden, daß Kolonieen von diesen Erdtheilen, nach Tombuctu oder Aethiopien verpflanzt, nimmermehr, (vorausgesetzt, daß sie sich unvermischt erhielten) die platten Nasen, aufgeworfenen Lippen, das wolligte Haar und die Schleimhaut der Neger erhalten würden; und wenn die Sonne sie auch ein wenig braun brennen sollte, möchten sie doch nie, gleich dem Moh-

ren, eigentlich schwarz werden. Eben so bin ich überzeugt, daß Negervölker unter den Himmel von Peru versetzt, nimmermehr in die Kupferfarbe der Amerikaner übergehen würden. Und warum ist der eigentliche Neger, außer Afrika, in keinem sonstigen Tropenlande, das von der Sonne nicht minder, wie Guinea, heimgesucht wird, zu finden? — Dies scheint für Deine, freilich darum noch nicht entschiedene, Behauptung zu sprechen, daß die Haupteigenthümlichkeiten der vier oder fünf Hauptspielarten der, uns bekannt gewordenen, Völkerstämme nur aus einer ursprünglichen Eigenthümlichkeit klimatischer Verhältnisse derjenigen Gegenden, wo sie zuerst hervorgegangen, in so ganz verschiedenartigen Bildungen sich darstellen. Die Vermischung dieser Arten läßt freilich die, sonst unbegreifliche, Verschiedenheit immermehr verschwinden.

Ich. Ich bin hierin völlig Deiner Meinung. Doch laß uns einmal annehmen, die ganze Bevölkerung der Erde sei vom Kaukasus ausgegangen; so haben die schnell vermehrten Menschen gewiß sich früher schon getrennt, und sind nach den übrigen Himmelsstrichen ausgezogen, ehe ihre Bildung nur einigermaaßen im Besitz einer Sprache war, die sich mit irgend einer europäischen oder asiatischen messen könnte. Es ist an sich schon unmöglich, daß große Massen roher Menschen lange bei einander bleiben können, ohne sich zu befehden und zum Theil aufzureiben; denn der Mangel an Kultur erfordert jedesmal eine ausgedehntere Benutzung des Bodens, besonders bei Jäger- und Hirtenvölkern, und eine Strecke Landes, die ein großes Ackerbau treibendes Dorf zu ernähren im Stande ist, erhält kaum eine oder zwei Nomadenfamilien.

Ueberdies gilt das Recht des Stärkern in dem Kindheitsalter der Menschheit zu sehr als daß der Schwächere nicht fortwandern sollte, um seine Freiheit zu erhalten. Die noch nicht vollendete, sondern in den allgemeinsten Umrissen allererst bestehende, Sprache, wird daher bei den Auswandernden bald ganz verändert werden,

und ſo der Charakter der Urſprache vielleicht im Laufe der Zeit ganz verwiſcht.

Ich. Erſt erkläre mir das Entſtehen der Sprachen ſelbſt, dann will ich mir den Grund ihrer Verſchiedenheit allein hinzudenken.

Er. Schon früher ſagte ich Dir, daß der Menſch, außer dem Geſellſchaftsverhältniſſe, nie zum Beſitz einer Sprache gelangen würde, eben weil ihm das Bedürfniß, ſich mittheilen zu müſſen, ganz abgeht. Dies Bedürfniß iſt aber in dem nämlichen Augenblick erzeugt, wo er mit einem zweiten Weſen ſeiner Gattung in Berührung tritt. Jetzt iſt er genöthigt, dem Andern begreiflich zu machen, entweder, daß dieſer in ſeinen Beſitzſtand — und darauf beruht jetzt noch Alles — nicht eingreife, oder, daß der Andere aus ſeinem Beſitze ihm Etwas überlaſſe. Schon bei der einfachſten Geſellſchaft, zwiſchen Mann und Weib, wird es nicht anders ſeyn können, und dieſe Willensäußerungen werden, mit Zeichen begleitete, einfache Laute, bei Gegenſtänden des Gehörs vielleicht Nachbildungsklänge der Natur ſeyn. Die Gebehrdenſprache wird indeſſen noch immer den weſentlichſten Theil der Mittheilung ausmachen.

Ich. Das iſt vollkommen richtig. Ein jedes Kind ſucht auf ähnliche Weiſe ſeine Wünſche und ſeine Vorſtellungen verſtändlich zu machen.

Er. So wie aber der Geſellſchaftszuſtand zwiſchen Mann und Weib ſich durch Familie erweitert, oder durch andere Verhältniſſe, oder Zufall, ausgedehnt wird, tritt das Bedürfniß immer dringender hervor, das Zeichen der mitzutheilenden Vorſtellung, durch etwas Beſtimmtes und Feſtſtehendes, von allen ſonſtigen Mittheilungszeichen abzuſondern. — Wenn nun der mitzutheilende Begriff ſeinen Gegenſtand gegenwärtig hat, wird häufig das körperliche Zeichen, oder die Gebehrde, auslangen; ſobald aber der Gegenſtand des auszudrückenden Begriffs abweſend iſt, wird der Mittheiler genöthigt, und gewiſſermaßen eben ſo durch

Instinct geleitet, als durch Bedürfniß gequält seyn, durch einen Laut des Mundes dasjenige zu ergänzen, was seine Gebehrde nicht mehr erreichen kann.

Ist nun diese Mittheilung durch Laut und Gebehrde öfters wiederhohlt, so kann endlich die Gebehrde ganz wegfallen, und der Laut, für sich allein, wird hinreichen, die Verständigung über den mitzutheilenden Begriff zu bewürken. Dieser Laut wird daher zu einem Worte in der rohen Ursprache werden.

Ich. Das scheint unverwerflich, und die Entdecker fremder Welttheile haben es auf diese Weise mit glücklichem Erfolge versucht, sich mit wilden Völkern in Unterhaltung zu setzen.

Er. Der Fall ist nicht mehr ganz derselbe, erklärt aber so ziemlich, was ich sagte. — Je mehr die Gesellschaft sich vergrößert, je reicher sie an Begriffen durch die, sie umgebende, Natur wird — denn von sinnlichen Vorstellungen kann jetzt nur noch immer die Rede seyn — je mehr wird sie, wegen der Unzugänglichkeit der, ihr zu Gebote stehenden, Naturlaute in Verlegenheit gerathen. Das dringende Bedürfniß der Mittheilung zwingt sie, erfinderisch zu werden. Die Urlaute (Vokale) müssen, besonders bei Nachahmung dessen, was das Ohr in der Natur vernimmt, auf mannigfache Weise, beim Ausstoßen aus der Kehle, durch die menschlichen Sprachorgane, also durch Zähne, Zunge, Gaumen, Lippen, verändert und zusammengesetzt werden, und so bilden sich — freilich erst im Verlauf von Jahrtausenden — die articulirten Laute, die wir heut, als Sprache gebildeter Völker, bewundern.

Ich. Ich würde Dir, nach Deiner Erklärungsart für das Entstehen der menschlichen Wortsprache, ohne alles weitere Bedenken beipflichten, wenn die Sprache nichts anders wäre, als eine bloße Bezeichnung sinnlicher Begriffe. Sie ist aber mehr; sie ist das Gebäude einer hohen Philosophie; eine äußerliche Abbildung meiner innersten Gedanken nicht allein, sondern auch der wunderbare Typus der mannigfaltigsten Formen, in welchen ich

die Verbindung meiner Ideen, Vorstellungen, Begriffe und Combinationen des Gedachten hinstelle. Wie kommt dieser philosophische Geist in die, aus so rohen Elementen entstandenen, Sprachen?

Er. Durch nichts anders, als den, in philosophischer Richtung fortstrebenden Lauf des menschlichen Geistes — trotz der sich so häufig, in den niedrigsten Sphären der Vernunftthätigkeit, ergebenden Unbehülflichkeit, ja Unvernunft und thierisch scheinenden Beschränktheit. Da die Sprache an sich, nicht Wahrheit des Gedankens, sondern bloße Darstellung desselben beabsichtigt; so ist das Vermögen des Menschen, seinen innern Zustand durch die Sprache zu bezeichnen, durchaus nicht mit der Fähigkeit, das Wesen der gedachten Gegenstände richtig aufzufassen, zu verwechseln. Wie wollten wir es sonst erklären, in den gelungensten Darstellungen, schreiende Irrthümer zu finden; die Werke der scharfsinnigsten Philosophen sogar von Fehlschlüssen wimmeln zu sehen, wo die herrlichste Ordnung der Gedankenformen (des Ausdrucks) uns zur Bewunderung, und die kränkelnde Behandlung des Gedankenmaterials zum Unwillen hinreißt. — Die Anlage und Fähigkeit des Menschen zur Sprache, wird dir durch das, fast noch lallende, Kind recht anschaulich vorgeführt. Das Gesetz der Analogie leitet dies Kind, da, wo seine Spracherfahrung noch nicht ausreicht, die regelmäßige Form an die Stelle des abweichenden Sprachgebrauchs zu setzen. Der menschliche Geist kann, vermöge seines Organismus, nicht anders, als nach logischen Normen verfahren, und die vielen Ausnahmen, selbst in den gebildetsten Sprachen, sind gewiß nicht auf Rechnung unserer geistigen Anlagen zu setzen, sondern einem unzählbaren Heere von äußern Zufälligkeiten zuzuschreiben, die auf die Sprachbezeichnung gebieterisch einwürkten, ehe die Bildung der Sprache selbst auf den Punkt hinreichender Selbstständigkeit und Beherrschung ihres Stoffs, nach diesen geistigen Gesetzen, gelangt war.

Ich. Das scheint einleuchtend. Wenn ich nun erwäge, daß die Bildung der uns bekannt gewordenen Sprachen fast durch alle Grade geht, und die Kultur der Völker, mit dem Ausbildungsgrade ihrer Sprache, gleichen Schritt hält, alle noch rohen Sprachen einen großen Ueberfluß an solchen Naturlauten haben, die wir Vokale nennen, und zu deren Hervorbringung nur ein geringerer oder stärkerer Druck der Lunge gehört — daher auch von den Thieren ausgestoßen werden können — dagegen sehr arm an Consonanten, oder solchen Lauten sind, welche sich mit Hülfe der eigentlichen Sprachwerkzeuge, als Zähne, Zunge, Gaumen, Lippen bilden; so muß ich bei dem verschiedenartigsten Charakter der mannigfaltigen Sprachen um so mehr annehmen, daß sich mehrere Hauptsprachen neben einander gebildet haben. In dem Raum weniger Quadratmeilen hat man bei den wilden Völkerschaften Nordamerika's die verschiedenartigsten Sprachen gefunden. Man hat, bei einzelnen Horden, höchstens ein Paar Hundert Wörter sammeln können, und der Umfang ihrer Sprache stand mit den beschränkten Begriffen dieser armen Menschen im genauesten Verhältniß. Manche zählen nicht über hundert, ja sogar über zehn oder fünf, hinaus. Die größte Roheit zeigt sich auch bei solchen Völkern, die nicht einmal eine durchweg artikulirte Sprache besitzen, wie die Buschmans z. B., sondern Töne herausstoßen, die man, eben so wenig wie das Wiehern eines Pferdes, durch Buchstaben darzustellen im Stande seyn würde. Nehme ich dies Alles, und was Du mir vorhin gesagt hast, zusammen, so wüßte ich Deinen Behauptungen: daß die Sprache weder ursprünglich eine göttliche Inspiration, noch eine menschliche Erfindung seyn könne, sondern ein, aus der allmähligen Entwickelung der menschlichen Natur hervorgegangenes, Darstellungs- und Mittheilungsmittel seyn müsse, nichts Erhebliches entgegen zu stellen. Nicht einmal eine Sprache, wie sie der Otaheitier oder Nadowessier, noch weniger, wie sie der Hindus oder Europäer besitzt, würde von dem größesten Genie des wis-

ſenſchaftlichſten Jahrhunderts hervorgebracht, oder erfunden wer-
den können. Die Sprache des Hottentotten aber, als eine un-
mittelbare Einflüſterung Gottes zu betrachten, iſt ungereimt, und
wollte man noch ungereimter annehmen, daß eine ſo barbariſche
Sprache eine Verſtämmelung der, von Gott gegebenen, Urſprache
ſei; ſo enthält der Mythus über das Verhältniß der erſten Men-
ſchen im Paradieſe ſchon um deswillen einen Widerſpruch, weil
ihr Daſeyn, ohne Kenntniß des Guten und Böſen, alſo ohne alle
Ahnung der Sittlichkeitsgeſetze dargeſtellt wird, der Sündenfall
aber offenbar eine, ihnen ſchon eröffnete, ſittliche Welt voraus-
ſetzt, und eine ſittliche Welt nicht ohne ſittliche Ideen gedacht
werden kann; ſittliche Ideen ſetzen aber unſtreitig eine hohe Ab-
ſtraction der Sprache voraus, und der Unſchuldszuſtand der er-
ſten Aeltern kann dieſe Abſtraction, in ihrer Sprache, doch noch
nicht geſtattet haben, eben weil ſie noch keinen Begriff von Tu-
gend und Sünde hatten.

Er. Du biſt mir jetzt eine große Strecke Weges entgegen
gekommen! — Wenn alſo der Menſch von Anbeginn vielfach
aus den Händen der Natur hervorging, ſo iſt nichts begreiflicher,
als daß das Sprachvermögen in ihm, ſobald die Veranlaſſungen
zu deſſen Entwickelung eintraten, nach den mannichfaltigſten
Formen, wenn gleich nach einem und demſelben Geſetze, hervor-
treten mußte. Die Eigenthümlichkeit der ihn umgebenden Na-
tur, die Einwürkung des Klimas, zufällige Erfahrungen, gewalt-
ſamere oder gelindere Reibungen und Berührungen der, in ſei-
nen Lebenskreis tretenden Mitwelt, erzeugten in der, bloß ſinnli-
chen, Vorſtellungsſphäre der Menſchen — denn ſie hatten noch
keine andere — die verſchiedenartigſten Anſichten und Begriffe,
und der Sohn der großen Steppe lernte ganz andere Gegen-
ſtände kennen, als der Bewohner des Kaukaſusthäler. Pflanzen
und Thiere ſondern ſich in auffallender Verſchiedenheit ab, das
Gewitter im Gebürge und der verſengende Wind der brennenden
Wüſte ſtellen die Würkungen der Naturkraft in, jeder Gegend,

eigenthümlicher Schrecklichkeit dar, und der Fischer an der Meeresküste bedarf ganz anderer Erfindungen, um sich einen Nachen zu bauen, und die Schildkröte zu fangen, als der wandernde Hirt, um sich ein Hausthier zu zähmen, oder einen Tieger zu bändigen. Darum muß die Welt des Einen in dem Menschengemüthe sich ganz anders abspiegeln, als die Welt des Andern; darum muß sich auch von selbst eine Mannigfaltigkeit der Sprache vorfinden, wo Menschen und Menschen sich begegnen.

Ich. Es wird also eben soviele rohe Ursprachen geben müssen, als einzelne Familien oder Vereine vorhanden waren, aus denen die Elemente der Sprache sich entwickelten; allein es ist mir eben so einleuchtend, daß eine Menge dieser ganz rohen Ursprachen sich in einander verschmelzen mußten, je nachdem die verschiedenen Familien, feindlich oder gesellig, einander berührten, unterjochten, oder sich vermischten, und so entstand früher für größere Massen, endlich sogar für die Gesammtheit ganzer Länder, welche durch natürliche Grenzen, oder gleichartige Sitten und Lebensweise, verbunden waren, eine allgemeine, oder Volkssprache.

Er. Ich kann es mir nicht anders vorstellen. Aber selbst die, durch eine gemeinschaftliche Sprache zu einem Volke gebildete Menschenmasse, bleibt nicht in diesem Verein, weil das Grundgesetz der Natur stete Wandelbarkeit vorschreibt. Innerer Zwist, oder die Feindseligkeiten benachbarter Nationen, Naturbegebenheiten mancherlei Art, Seuchen, Hungersnoth, können und werden Trennungen und Auswanderungen bewürken, dergestalt, daß ein Theil eines solchen Volks die alte Heimath im Norden, mit einem neuen, südlicher gelegenen Vaterlande vertauscht, oder der Steppenbewohner in die Gebirge flieht, oder der Jäger des Binnenlandes die Ufer des Meeres kennen lernt. Alle diese Auswanderer werden freilich ihre alte Sprache in die neugewählte Heimath mitnehmen; aber diese Sprache wird sich nach und nach so verändern, daß sie, nach Verlauf von Jahrhunderten, den Zurückgebliebenen entweder kaum, oder nicht mehr verständlich seyn kann.

Der Südländer, der nach dem Norden hinaufzieht, und, wenn er früherhin kaum eine Schneeflocke geſehen hatte, den Polarwinter mit ſeiner grauſamen Härte, aber bei der ganzen Herrlichkeit einer, für die Phantaſie ſo gewaltigen Geſtalt, in den großartigſten Bildern anſtaunt, muß Eindrücken ſich hingeben, die dem Tropenbewohner nie werden. Die ganze Lebensart des Nordländers iſt abgehärteter, mühſamer, und, da er mit dem Tode tagtäglich um ſein Daſeyn ringen muß, der ganze Charakter kühner ausgebildet. Die Erfindungen, welche ihm ſeine Erhaltung ſichern, führen ihn faſt ſtündlich auf den Augenblick ſeiner Vernichtung; die Organe ſeines abgehärteten Körpers werden rauher — auch der Laut ſeiner Rede wird es, ſo wie ſeine ganze Begriffsbezeichnung durch Wörter. Der Nordländer dagegen, welcher in den Süden hinabzieht, findet ebenfalls eine neue Welt, die ihn nach und nach der alten Heimath entfremdet. Ein unendlicher Reichthum in dem Pflanzen- und Thierreiche dehnt eben ſo ſehr den Kreis ſeiner Begriffe aus, als die Milde und Lieblichkeit der Luft, und die Begünſtigung der Natur, ihm mühlos die Mittel zu ſeiner Erhaltung in die Hände ſchütten, die Organe biegſamer werden laſſen, das Gemüh fröhlicher umſchaffen. Der Ausdruck ſeiner innern Stimmung wird ſich auch in eine ſanftere Sprache ergießen, und unverſtanden ſchlägt endlich der harte Ton, aus den winterlichen Wäldern ſeines verlaſſenen Vaterlandes, an ſein verweichlichtes Ohr.

Ich. Die germaniſchen Völker in Italien, Gallien und Spanien haben ſich nach der großen Völkerwanderung ganz ſo umgewandelt, wie Du da eben ſchilderſt. Ich möchte aber wohl wiſſen, was aus der deutſchen Zunge dort geworden wäre, wenn römiſche Cultur in dieſen ſchönen Ländern die allgemeine Bildung nicht ſchon auf einen Grad erhoben hätte, worauf die Gothen, Vandalen, Burgunder und Longobarden noch nicht ſtanden, als ſie jene neuen Reiche gründeten.

Er. Wenn das ſüdliche Europa zur Zeit der Völkerwan-

derung von Kaffern bewohnt gewesen wäre, würde jetzt unstreitig Deutsch darin gesprochen werden. — Wird ein cultivirtes Volk Sieger und Beherrscher eines rohern, so muß der beschränktere Besiegte ohnfehlbar in den ausgedehnteren Ideenkreis des Siegers treten; denn aus der Art und Weise, wie die Sprache entsteht, und daß sie Sache und Erzeugniß eines ursprünglichen Bedürfnisses ist, folgt schon von selbst, daß der Besiegte für die vielen neuen Begriffe, die er durch den Sieger erhält, kein neues Wort schaffen, sondern das, in der Sprache des geistiger Gebildeten, bereits vorhandene unbedenklich annehmen wird. Er muß also nothwendigerweise eine Menge fremder Wörter für die neuaufgefaßten Begriffe in seine Sprache verpflanzen, und wird nach und nach, da der wesentlichere Theil des ganzen Gebiets seiner Vorstellungen aus der fremden Bildung herrühret, in der fremden Sprache, auch rücksichtlich der nicht ererbten Begriffe, sich immer mehr und mehr auszudrücken suchen, und seine eigene Mundart am Ende völlig verarmen lassen, weil aus begreiflichen Ursachen der Sieger, als Herr der Gesetzgebung, der Richterstühle, der Aemter und der Heeresstellen, seine Sprache zum unbeschränkten und alleinigen Ausdruck des öffentlichen Lebens macht. Die verdrängte Sprache des Besiegten wird sich vielleicht noch in einige Gebirgsthäler, oder schwer zugängliche Winkel des eroberten Landes retten, wenn sie nicht gänzlich ausstirbt.

Ich. So verlohr sich das Celtische fast ganz, als die Römer Herren von Gallien und Spanien wurden. Auch das Gälische in Schottland mag sich vielleicht so nur gerettet haben, als die Angeln und Sachsen England eroberten.

Er. Diese Germanen mögen wohl nicht gebildeter gewesen seyn, als die alten Britten, aber die deutsche Mundart hat sich mit der altbrittischen wohl um deswillen weniger vermischt, weil die Britten, einem großen Theile nach, vertilgt wurden. Ueberhaupt wird eine Vermischung beider Sprachen, der Sieger und der Besiegten, wohl dann eintreten, wann die Kultur beider con-

gefähr gleich iſt, und ſie ſich wechſelſeitige Begriffe, in nicht beſonders überwiegendem Verhältniſſe, zubringen. Die engliſche Sprache iſt davon ein ſprechender Beweis, denn die Normänner waren, trotz ihrer ſtrengen, aus dem Lehnsſyſtem hervorgehenden, man kann ſagen, grauſamen Regierung, nicht im Stande, die, aus einer verdorbenen lateiniſchen Mundart, in das Neugalliſche oder Franzöſiſche übergegangene Sprache, zur Nationalſprache der unterjochten Angelſachſen zu machen, welche bloß eine Menge Haupt- und Nebenwörter aufgenommen hat, im Weſentlichen aber, bei ihren Bindungen und Beugungen, überhaupt in ihrer ganzen Grammatik mehr germaniſch geblieben iſt.

Ich. Aus allem, was Du da geſagt haſt, folgt von ſelbſt, was ſich ereignen müſſe, falls ein weniger cultivirtes Volk der Unterjocher eines viel gebildetern iſt.

Er. Die Geſchichte hat es uns hinlänglich gelehrt.

Ich. Der Sieger wird genöthigt ſeyn, den Reichthum der Begriffe des Unterjochten in ſich aufzunehmen, und deſſen Wortbezeichnungen zu gebrauchen.

Er. Gewiß! Denn der Menſch muß — er kann nicht anders — neuen Ideen bei ſich Eingang geſtatten. Der rohere Sieger lernt eine Menge von Dingen kennen, die ihm fremd waren, und er muß ſich ſeinem gebildetern Sclaven innerlich unterwerfen, wenn er ihn äußerlich beherrſchen will. So ſiegte helleniſche Bildung über das, Griechenland in Ketten haltende, Rom; ſo übte Italien, im 5- Gten Jahrhundert, ſeine Geiſtesherrſchaft, über die, freilich ſehr bildſamen germaniſchen Ueberwinder aus, und die Sprache der neuen Herrſcher verſchmolz in die weichen, romaniſchen Laute, wie Attila wieder die gebildetere Gothenſprache zu ſeiner Hofſprache machte, als er am Don und der Donau unumſchränkter Gebiether wurde, weil die Hunnen den Gothen geiſtig ſehr untergeordnet waren.

Ich. Mir iſt in Allem, was wir über die Sprache jetzt abgehandelt haben, nichts widerſprechend, noch weniger unbegreif-

lich geblieben, und wir bedürfen der Sprachverwirrung bei dem Thurmbau zu Babel keinesweges, um die so außerordentliche Verschiedenheit der uns bekannten Zungen zu erklären. Man erwäge nur, wie die lateinische Sprache bei ihrem Absterben eine italiänische, spanische, portugiesische und französische Tochter zu hinterlassen, durch die Ereignisse der Völkerwandrung gezwungen ward; wie die germanische Zunge sich verzweigen mußte, um den Normännern, Dänen, Schweden, Holländern und Deutschen eine Sprache zu geben; ja, wenn ich bedenke, daß bei einem und demselben Volke, eine und dieselbe Sprache sich, aus fast unbegreiflichen Ursachen, in unzählige Mundarten (Dialekte) abschattirt, so, daß der Ausländer, nach dem bloßen Klange zu urtheilen, schwerlich die Mundart des Gascogners mit der, des Bretagners, und die Aussprache des Tyrolers mit der, des Westphälingers, als zu einer gemeinschaftlichen Volkssprache zu rechnen, geneigt seyn möchte, und, daß alle auswandernden Kolonieen sehr bald in ihren Dialekten ausarten; dann möchte ich als gewiß annehmen, die Sprache des Menschen sei, wie ein sehr zartes, leicht zu stimmendes und zu verstimmendes Instrument, das den geringsten äußern Eindrücken empfänglich bleibe, und immer den Ton angebe, der, wie bei einer Aeolsharfe, durch die Bewegung der, von tausend Ursachen, in Schwingung gesetzten Atmosphäre, hineingehaucht wird.

Er. Nur ein wesentlicher Zug fehlt in Deinem Bilde. Die Sprache steht in der Mitte zwischen dem innerlichen Empfindungs- und Anschauungsvermögen und den äußeren sinnlichen Eindrücken. Sie bildet nur ab, wie die äußere Welt sich in uns abstrahlt, und soll sie darstellen, was nicht von außen entnommen, sondern blos idealisirt ist, so muß sie, dessen ungeachtet, ihre Bezeichnungsweise aus der sinnlichen Natur entlehnen, bis sie zu einem Grade der Vollkommenheit gelangt, wo sie endlich, aber auch nicht in großen Massen, Wörter ganz eigends für übersinnliche Ideen aufstellt. Aus diesem Grunde

haben ſo viele Wörter eine eigentliche und figürliche Bedeutung. — Doch laß uns abbrechen; der ſchwüle Tag führt ein Gewitter herauf, und heftige Regengüſſe werden es begleiten.

Ich. Es thut mir leid, daß wir grade auf dem Punkte, wo Du mir den Hauptbeweis: Daß das Böſe ein Erzeugniß der Geſellſchaft ſei, zu geben genöthigt ſeyn würdeſt, aufhören müſſen.

Er. Ich will ihn Dir nicht ſchuldig bleiben. Die Gelegenheit dazu wird ſich leicht finden. Da der Weg zu Deiner Grotte viel weiter iſt, als zu meiner Hütte, ſo bleibe heut bei mir. Morgen geleite ich Dich nach Hauſe. — —

Sturm von Außen, Sturm von Innen. Sonnenſchein und Ruhe.

Ich nahm ſein Anerbieten an, und wir ſtanden auf. Die Wolken hatten ſich ſchon zu einem großen ſchwarzen Schleier zuſammengezogen, und der glühende Sonnenſtich wurde weniger empfindlich, als wir gingen.

„Ich bin nicht im Stande," ſagte mein Gaſtfreund, „während einer großen Naturſcene ein zuſammenhangendes Geſpräch zu führen. Eine einzelne Betrachtung höchſtens, wozu ich fähig bin! — Dann fühle ich recht, daß das Herz nicht altert.

Als er ſahe, daß ich ihn ein wenig betroffen anblickte, fuhr er lächelnd fort: „Du wirſt nicht etwa vermuthen, werther Nachbar, daß ſich einige Gran Gewitterfurcht in dieſe Empfindung miſchen, und das Philoſophieren bei mir erſchweren. Auch will ich nicht wünſchen, daß Du an dieſer Schwäche leideſt, denn ein Alpeneinſiedler mit Gewitterfurcht, wäre nicht viel beſſer, als ein Soldat, der keinen Pulverdampf ertragen kann." — Sein Lächeln ging in völliges Lachen über und ich lachte mit, indem ich in guter Laune hinzuſetzte, daß mir zwar noch manches, worüber ich mich ſelbſt betroffen, zu einem tüchtigen Ere-

mitten mangele, besonders seine Gesellschaft mich viel zu sehr angiehe — indessen hätte ich die gute Eigenschaft, bei Sturm und Donner nicht die Augen zu verschließen.

„Nun so freue dich auf die nächste Stunde!“ erwiederte er äußerst heiter. „Mir ist, als fühlte ich die größere Nähe des Herrn. Die Erhabenheit des Schauspiels nöthigt uns zu dem demüthigen Bekenntniß, daß alles Menschenwerk dagegen, wie ein Tropfen im Ocean, verschwindet; aber ich weiß dann um so lebendiger, daß wir in der Hand Gottes ruhen, und, mit einer ihm ergebenen Seele, wieder aber alle Naturkräfte erhaben sind. Daher wohl der — ich möchte sagen — süße Rausch, wenn wir, vom Gestade aus, die Gigantenkraft eines Sturms beobachten. Ja der Mensch muß bis zu der Stufe gelangen können, wo alle physische Furcht die Ohnmacht ihrer Gewalt, an unserm Herzen, erkennt, und auch auf dem, von Wind und Wellen umhergeschleuderten, Schiffe soll er ruhig in das tobende Element zu schauen, und wenigstens, dem innern Wogenschlage, zu gebieten, vermögen.

Die Wolkengebirge hingen sich an die Alpengebirge; Blitz auf Blitz zuckte durch unser geblendetes Auge, und der, noch entfernt rollende, Donner wurde von dumpfen Echos aus den Thälern nachgerufen. Unter und um uns drehten sich Wald und Gebüsch in wilder Angst, unter dem erzürnten Luftwirbel, fast kreisartig um ihre Stämme, oder bogen die Wipfel flehend zur Erde. Pfeifend peitschten, um die Gebirgskanten, ganze Schaaren von Blitzen die Spitzen der Felszacken vor uns, im Rücken, auf jeder Seite, und mühsam zogen wir die auseinandergerissenen Gewänder, bei jedem Schritte, wieder zusammen, um sie den sich jagenden Luftstößen abermals zu überlassen.

Unser Pfad führte dicht an einer fast senkrecht abgeschnittenen Felswand, auf deren Karte wir wandelten, vorbei — es war äußerst gefährlich, bei der Gewalt des Windes, gegen den wir uns kaum aufrecht zu erhalten wußten, diesen, schon an sich Schwin-

bei erregenden, Weg zu beschreiten. Uns blieb nichts übrig, als den Bergüberhang zu benutzen, der, in der Granitmauer gegenüber, uns wenigstens eine Zuflucht gegen die Regengüsse, die mit jedem Augenblick herabzuströmen drohten, zu versprechen schien. Wir drückten uns fest an die Wand, und in graublauem Dufte schwamm, voll großer Aussichten, die von Flammen durchzuckte Landschaft vor unsern Blicken. Die Donner rollten näher und hallten siebenfach wieder. Kein Augenblick unterbrach ihre brüllenden Stimmen, die, hier und dort und allenthalben, in dem Echoreichen Berggewinde, den Nachklang dieses furchtbaren Naturhymnus vervielfältigten. Wie mit Schwefel und Harz geschwängert, senkte sich, fast zu unsern Füßen, eine ungeheure Wolke nieder, als wollte sie das Verhängniß der Thalbewohner bestimmen, und hing, wie ein undurchdringlicher Vorhang, zwischen uns und der Welt. Wir waren in einer entsetzlichen Einsamkeit, auf den Raum weniger Schritte, von allen Gewitterelementen eingeschlossen, und selbst der heulende Sturm, als wenn er erbangte, mäßigte jetzt sein wildes Toben. Mir pochte das Herz in ungewöhnlichen Schlägen; aber mein Gefährte schaute ruhig, als könnte er über den nahen Ausbruch der Verwüstung gebiethen, in das Grauen hinaus, und sprach, mit wahrhafter Begeisterung, in welche die ursprüngliche, ruhige Beschauung allmählig überging: „Frei ist nur der Mensch, der den Tod nicht fürchtet! Das einzige Unterpfand der Tyrannei ist die thierische Lebenslust ihrer Sclaven. Aber das Leben ist nur ein köstliches Gefäß. Wozu dient es, wenn man nichts hineinzulegen hat? wenn man es nur mit bangem Athemholen und Todesfurcht zu füllen, im Stande ist?“

Diese Worte waren kaum beendigt, als wir im Rücken die Erschütterung des Berges fühlten; ich glaubte, der Boden bebe unter unsern Füßen. Die Schwefelwolke entlud sich — und ich erblaßte. Mein Gefährte faßte sanft meine Hand, um mich zu beruhigen, als das Feuermeer vor uns ein betäubendes Krachen

in die Himmel und in die Tiefen des Abgrundes ausſandte. Während ich erſtarrt, nicht einmal vermögend einen Laut der Angſt auszuſtoßen, unſere Vernichtung erwartete, ſank der Greis neben mir auf ſeine Knie, breitete die Arme aus, und ſprach mit thränenfeuchtem Auge: „Groß ſind die Werke des Herrn! und wer ihrer achtet, hat eitel Luſt daran! Du ſendeſt Deine Schrecken aus, um Deiner Barmherzigkeit den Weg zu bereiten, um hinter den Stürmen der Nacht die Herrlichkeit des Morgens heraufzuführen!“ — —

Das von Blitzen zerriſſene Gewölk vor uns ſtäubte auseinander, der Orkan verſtummte und reichlicher, warmer, erquickender Regen ergoß ſich über das Gebirge.

Während die Gegend ſich, nach und nach, aus der Dunkelheit des Ungewitters und der Regenſtröme wieder emporhob, ein matter Sonnenſchein den Luftſchleier mit blaſſem Golde durchwürkte, und einzelne Vögel aus ihren Schlupfwinkeln, hier- und dorthin, ihrem Beruf nachflogen, hatte ich ſtill und ſchweigend da geſtanden, in mir ſelbſt gedemüthigt, daß ich einer Beſtimmung mich hingegeben, der meine innern Kräfte nicht gewachſen waren. Mein Erbleichen, bei einem gewöhnlichen Ereigniß im Gebirge, meine Sehnſucht nach Mittheilung, vorzüglich aber die, jetzt klar gewordene, Ueberzeugung, daß es mit dem bloßem Entſchluſſe, ſich ſelbſt genügen zu wollen, nicht genug gethan ſei, wenn man nicht zugleich das Orakel in ſich trage, das auf alle Zweifelsfragen zu antworten vermöge, hatten mich vor mir ſelbſt ſo beſchämt, daß ich kaum noch ein Auge für die hohe Pracht der Natur hatte: als die Sonne, wie ein Engel der Gnade, neuverklärt, den hinwegeilenden dunkeln Wolken gegenüber trat, und eine zauberiſche Beleuchtung über Thal und Höhen hingoß.

Der Greis hatte mich durchſchaut und ſagte ſanft und gutmüthig: „Es iſt ſchwer, ſich vor dem Ungewöhnlichen nicht zu entſetzen, wenn es, unvermuthet in furchtbarer Geſtalt, vor uns

tritt. Gestatte dem Gemüthe nur einen Augenblick der Besinnung, und es wird, wenn es nicht an sich unmännlich ist, über die ängstlichschlagenden Pulse gebiethen können. Eine gewohnte Gefahr hört darum auf, eine zu seyn, weil wir endlich darin unserer selbst Herr werden."

„Ich machte eben Entdeckungen an mir," erwiederte ich ein wenig aufgerichtet, „die mir gerade keine große Meinung von mir selbst geben können."

„Sei Du beschaffen wie Du willst, Du kannst es jedesmal als ein Glück betrachten, wenn Du dich kennen lernst," entgegnete der Alte.

„Die Furcht ist ein natürliches Gefühl, und es ist bloße Willenskraft, die uns über sie hinwegführt. Eine erworbene Herrschaft, unsere Vorstellungen entweder zu zügeln, oder die drohende Gefahr, nicht nach dem Maaßstabe der Empfindung, sondern nach Ansicht der Vernunft zu betrachten, ist das, was wir Muth nennen. Die Anlage zu dieser Eigenschaft ist zwar mehr oder weniger groß, aber es ist höchst erfreulich, daß in der Geschichte große Männer auftraten, die eine sehr geringe Anlage angebornen Muthes, bis zu einer völligen Beherrschung jedes, ihnen entgegengesetzt gewesenen, furchtbaren Eindruckes, ausgebildet hatten. Eher darf der Mensch aber auch nicht von seiner Unabhängigkeit sprechen. Und was ist denn nun am Ende der Tod des wahrhaften Mannes, finde er ihn auf dem Krankenbette, im Schiffbruche, in der Schlacht, oder auf dem Schaffot! — es sind ja viel verehrungswürdige Männer zu allen Zeiten, wo selbstständige Tugend und Charakterstärke verhaßt waren, durch Henkershand erwürgt worden, ja es kann Krisen geben, wo der Galgen das irdische Leben ruhmvoll beschließt, — was ist, frage ich noch einmal, der Tod? — Nichts weiter, wie der bange Augenblick, in dem wir, vor Kurzem hier, vor der gewitterschwangern Wolke standen, um, nach dem rasch vorüberrollenden Schlage, in ein Elysium zu schauen. — Laß uns jetzt weiter gehen, da-

mit mir vor Abend meine Hütte erreichen. — — Wir gelangten durch manche Krümmung, nach mannigfaltigem Auf- und Absteigen, nicht ohne große Ermüdung, da der Pfad durch den Regen sehr schlüpfrig geworden war — es mochte ohngefähr eine Stunde vergangen seyn — in der Wohnung meines Gastfreundes an. Bald überzeugte ich mich, daß er alles, was die Natur ihm darbot, benutzt hatte, um seinen Aufenthalt mit Annehmlichkeiten zu versehen, die mir abgingen. Die Hütte lag über einem Gießbach, und hatte vor sich die Aussicht auf einige Thaldörfer; ein kleines Fichtengebüsch lag oberhalb derselben seitwärts, und der Wasser- und Holzbedarf des Klausners war also sicher gestellt. Ein unbedeutend Stückchen Gartenland, und ein noch kleinerer Hofraum waren eingehegt, und umfaßten zugleich die Wohnung, an deren Thür ein Hund lag, der dem Klausner mit ausgelassener Freude entgegensprang und liebkosend von ihm empfangen wurde. Auf dem Hofe, in den wir zuerst traten, sammelte sich einiges Geflügel, sehr zahm und vertraulich, um seinen Herrn, der aus seinem Korbe eine Hand voll Gerste herausgriff, und den Hausfreunden hinschüttete, und in dem Gärtchen bildeten einige Bäumchen eine Laube, worin der Bewohner, wie er mir sagte, auszuruhen oder zu lesen pflegte. Die kleinen Beete enthielten, zu meiner Verwunderung, keine Gemüse, sondern lauter Blumen, wie sie die bedeutende Berghöhe gestattete, vorzüglich Kornblumen und wilde Rosen, außerdem Salbei, Thymian und Roßmarin. Ich war genöthigt, mir selbst zu gestehen, daß dieser Mann seine Wohnung mit ungleich mehr Berechnung ausgestattet habe, als ich meine Felsgrotte. Endlich öffnete er die, in Gestalt eines Lusthauses erbaute Hütte, deren beide Fensterchen nach dem Thale hinausgelegen waren. In dem Hintergrunde sah man seine Lagerstätte; beim Eingange linker Hand, einen mit Schubladen und einem Schreibzeuge versehenen Tisch, nebst einem Binsenstuhl, und rechts einen kleinen Altar, über dem ein herrlicher Christuskopf, wahrscheinlich das Werk eines italiänischen Malers aufge-

ſtellt war. Dieſer wenige Hausrath war äußerſt reinlich gehalten, und erſt, als ich mich näher umgeſehen hatte, entdeckte ich in einem Winkel der Hütte einen Eckſchrank, deſſen oberer Theil etwa zwanzig Bänden zierlich eingebundener Bücher zum Gelaſſe diente, während der untere, verſchloſſene Theil den Speiſevorrath meines Wirths enthielt, wie ich bald hernach bemerkte. An der Wand hing eine Zither. Der durch die Klauſe verbreitete Wohlgeruch aber wurde von einigen Blumentöpfen, vor dem Fenſter, ausgeſtrömt, in denen Baſilikum und Reſeda in friſcher Blüthe ſtanden. Ich nahm keinen Anſtand, meinen Wirth mit der angenehmen Ueberraſchung, die durch die Einrichtung ſeines Hausweſens bei mir veranlaßt worden, bekannt zu machen, indem ich bemerkte, daß ich mir den Aufenthalt der Klausner viel ſtrenger und unbehaglicher vorgeſtellt, hier aber ſo Manches vorgefunden hätte, was das Leben Erfreuliches darbiethe; ja ſogar eine Art von Sinnenluſt ſei nicht ganz unberückſichtigt geblieben, wie der liebliche Geruch der duftenden Kräuter darthue. Auch die vielen Blumen in ſeinem kleinen Gartengehege ließen errathen, daß er ſelbſt die zarteren Freuden der Natur nicht verſchmähe, und in den ſchönen Formen der Blüthenwelt eine ſüße Beſchäftigung für ſeine Phantaſie ſuche. Endlich bewähre ſein Einſamkeitsgefährte, der treue Hund, wie ſehr er der Anhänglichkeit und Liebe irgend eines Geſchöpfs bedürftig ſei, denn einen Wächter ſeines kleinen Beſitzthums werde er wohl eben nicht gebrauchen. Er erwiederte mir auf dieſe Bemerkungen, mit einer leichten Rührung:

„So unwürdig es iſt, ſich zum Sclaven der Bedürfniſſe zu machen, eben ſo erlaubt und natürlich iſt es, die Gaben Gottes dankbar anzunehmen, und ich halte es für die Anzeichen eines beſchränkten und gefühlloſen Gemüths oder krankhafter Schwärmerei, die Anerbiethungen der, an Geſchenken aller Art ſo reichen, Natur mit roher, unerkenntlicher Empfindungsloſigkeit von ſich zu ſtoßen. Dieſe ſüßen Gerüche veredeln die, oft beängſtigende,

Luft dieſes beſchränkten Raums; jene Blumen draußen ſind meine ſchuldloſen Freundinnen, mit denen ich mich gern unterhalte, wenn ich ermüdet, oder zur ernſtern Beſchäftigung nicht aufgelegt bin, und wenn ich mir einen Davidiſchen Pſalm, nach ſelbſterfundener Melodie, mit dieſer Zither begleite, ſo verſtehe ich erſt recht die tiefen Geſänge des großen Dichters, der für jedes bedeutende Lebensereigniß ein hohes Lied aus der begeiſterten Bruſt ſtrömte. Jenes ſchöne Bild des Heilands aber ſchien oft lebendig zu werden, um ſeine göttlichen Bergpredigten vor dem verlaſſenen Einſiedler auf den Alpenhöhen noch einmal zu halten, wenn meine Zweifel ſich regten, und mein Glaube wanken und weichen wollte. Dann war mir's, als hörte ich von ſeinen ſanften Lippen den himmliſchen Troſt: Sehet die Lilien auf dem Felde an! ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in die Scheuren, und euer himmliſcher Vater kleidet ſie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, als ſie? — Schon früher habe ich Dir geſagt, daß mich nicht Menſchenhaß oder Furcht in die Einſamkeit zurückgetrieben, ſondern ein unvertilgbares Sehnen nach äußerer und innerer Freiheit; und die Berge dieſes Landes, die die Trophäen eines, früher ſo hochherzig geſinnten, freien Volkes ſind, zogen mich durch unerlöſchliche Erinnerungen an, auf ihrem Boden, dem klaſſiſchen Vaterlande geſetzlicher Unabhängigkeit, ein verborgenes, aber glückliches Leben zu führen. Nie bin ich mit den Menſchen außer Verbindung getreten. Meine Dienſte, ſo wie meine Belohnung dafür, kennſt Du, und wenn ich hinabſteige zu ihnen, öffnet ſich mir gaſtlich und wohlwollend jede Hütte. Komme ich dann heim, ſo würde mir bange werden, wenn nicht irgend ein lebendes Geſchöpf mein Brot und meinen Heerd mit mir theilte, und mein Hund bewacht zugleich mich, mein Häuschen und ſelbſt die Hühner im Hofe, gegen die Raubgier der Geier."

„Nur ein Selbſtſüchtiger mit ſeinem engen, todten Herzen iſt ſich ſelbſt genug, und der Heilige hört auf, ein Heiliger zu

ſeyn, ſobald er es kann. Es iſt ein Undankbarer, der ſein Leben, ſeine Kindheitspflege, ſeine Erziehung und alle ſeine Kenntniſſe nur der Menſchengeſellſchaft verdankt, und ſich hinaus begeben will, um ihr nichts wieder dafür erſtatten zu dürfen. Ein Schwärmer iſt noch bei weitem kein Heiliger, und ich möchte Sokrates Worte, die er dem berühmten Cyniker zuwandte: „Diogenes! dein Hochmuth kuckt durch die Löcher deines ſchmutzigen Mantels!“ auf jene ſtolzen Frömmler übertragen, die kanoniſirt zu werden hoffen, weil ſie ſich mit Unvernunft geißeln, mit Wolluſt hungern, mit Unreinlichkeit kleiden, und mit Verachtung der Werke Gottes beten.“

Während dieſer Schlußworte kam ich ein wenig von der glühenden Schaam zurück, womit der Alte durch die vorangehenden Aeußerungen mich übergoſſen hatte. Aber er ſah dabei ſo unbefangen und ehrlich aus, daß ich alle Beziehung auf mich, als ganz außer ſeiner Abſicht liegend, verwerfen mußte.

„Der Menſch,“ hob er noch einmal an, „gehört nun einmal der Geſellſchaft, und unſere Unterhaltung hat eine ſolche Wendung genommen, daß wir unſer Thema von heut vormittag, ganz ungeſucht, verfolgen können. Aber vorher, was uns beiden Noth thut!“

Hiermit öffnete er ſeinen Eckſchrank; wir hielten ein ſehr frugales Mahl — denn es war inzwiſchen ſchon Abend geworden — und löſchten unſern Durſt aus dem Gießbach vor der Hütte. Dann ſetzten wir uns auf eine Bank in der Laube und wechſelten unſere Gedanken, wie folgt.

Fortſetzung des Geſprächs Urſprung des Böſen.

Ich. Wir waren in unſerm Geſpräch heut früh zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Geſellſchaftszuſtand das Sprachvermögen im Menſchen entwickelt, und geiſtige Bildung und

Sprache gleichen Schritt gehen. Darüber aber, daß auch die Sünde im Menſchen ein Produkt des Geſellſchaftszuſtandes ſei, enthielt unſere Unterhaltung nur Andeutungen, und ich kann Deine Behauptung nur noch immer bloß, als einen ſich ſelbſt widerſprechenden Satz, gelten laſſen.

Er. Wenn Du in dem, was über die Entſtehung der Sprachen zwiſchen uns verhandelt worden, nichts Ungereimtes findeſt, ſo werden wir uns, rückſichtlich des Uebrigen, auch wohl einigen.

Ich. Laß ſehen!

Er. Laß uns raſch noch einmal zurückgehen, um deſto ſchneller wieder vorwärts zu ſchreiten!

Ich. Nun denn!

Er. Im Zuſtande des Alleinſeyns gelangt der Menſch, auch wenn er Ewigkeiten durchlebte, zu keiner Sprache.

Ich. Zugeſtanden!

Er. Alſo auch zu keiner geiſtigen Entwickelung.

Ich. Richtig; man kann eigentlich nur nach einem innerlichen Sprechen denken. Daher denn auch die Erſcheinung bei lebhaften Menſchen, daß ſie mit ſich ſelbſt reden, wenn ſie allein ſind, und alles laut ausſprechen, was in ihnen vorgeht.

Er. Iſt, ohne geiſtige Entwickelung, die Erkenntniß des moraliſch Guten und Böſen denkbar?

Ich. Nein!

Er. Alſo auch der Begriff von Tugend und Laſter nicht?

Ich Gewiß nicht!

Er. Kann man, ohne von Tugend und Laſter eine Vorſtellung zu haben, ſündigen?

Ich. Ich glaube nein. Man ſagt nicht, daß ein Habicht, der eine Taube zerreißt, ſündige.

Er. Wenn alſo der Menſch, kaum geboren, in eine Wildniß ausgeſetzt, durch Zufall erhalten, ein langes Alter erreichte,

ohne je einen andern Menſchen geſehen zu haben, und er ſtürbe, würde er ohne Sünde dahinſterben?

Ich. Unſtreitig.

Er. Wie kann er doch die Sünde mit ihm geboren iſt?

Ich. Die in ihm liegende Sündhaftigkeit, mit der er unſtreitig geboren iſt, war eben ſo wenig zur Entwickelung gelangt, wie ſein Geiſt.

Er. Es iſt unbegreiflich, zu welchen verzweifelnden Mitteln die Dialectik greift, wenn ſie einmal einen tollen Satz zu behaupten, unternommen hat.

Ich. Wie hab' ich Dir zu dieſer Bemerkung Veranlaſſung gegeben?

Er. Durch Deine unentwickelte Sündhaftigkeit. — Werde nicht ungehalten, aber in Deiner Vorſtellung liegt eine ſehr entwickelte Ungereimtheit; denn mit demſelben Rechte kann ich von einem naßkalten Novembertage ſagen, das ſchöne Wetter ſei an ihm unentwickelt geblieben; mit demſelben Rechte von einem Felſenboden, die in ihm liegende Fruchtbarkeit ſei unentwickelt geblieben.

Ich. Deine Beiſpiele wenigſtens helfen mir nicht auf den rechten Weg, wenn ich etwas Irriges geſagt habe.

Er. Wenn der naßkalte Novembertag ein ſchöner Tag wäre, ſo würden wir allerdings an ihm kein ſchlechtes Wetter haben, und wenn der Steinboden nicht unfruchtbar ſeyn müßte, ſo würde er allerdings fruchtbar ſeyn, und wenn Dein, in unentwickelter Sündhaftigkeit lebendiger, Naturmenſch die Sünde begehen könnte, ſo würde er ihrer allerdings fähig ſeyn — das iſt es ohngefähr, was Du behauptet haſt.

Ich. Eigentlich wollte ich ſagen: er würde ſeine Neigung zum Böſen und zur Sünde alſobald zeigen, als die Kenntniß von Tugend und Laſter vor ihm entſchloſſen wäre.

Er. Das iſt es eben, worauf es ankommt, und was Du zu erweiſen haſt. In Deinem Satze liegt aber das ganz vollſtändig, was Du von mir erwieſen verlangſt. Wenn der Menſch

nur durch den Geſellſchaftsverein ſeine Bildung und die Entwickelung ſeiner Begriffe, alſo auch der ſittlichen, erhält; ſo iſt einmal die Geſellſchaft auch Veranlaſſung, ich ſage nicht, Schuld, an ſeiner Tugendhaftigkeit und ſeiner Bösartigkeit.

Ich. Das iſt zwar richtig; aber wie könnte die Geſellſchaft eine Anlage in ihn hineinbringen, die er nicht ſchon mit in die Geſellſchaft brachte?

Er. Dieſe Frage gründet ſich auf eine Anſicht, die die Sünde immer als ein in uns ſchon Fertiges betrachtet, welches nur auf den Augenblick wartet, um ausfahren zu können, und dann, wie die Teufel bei den Exorciſten, allerlei Geſtalten annimmt, hier als Mord, dort als Wolluſt, einmal als Neid, dann wieder als Zwietracht. Verſetze Deinen Naturmenſchen plötzlich in einen Zuſtand der höchſten geiſtigen Kultur — meinetwegen ſoll ihn eine Fee unterrichtet haben — und ſo möge er in die Geſellſchaft treten. Ich behaupte: er kann möglicherweiſe auch hier noch rein und ohne Laſter bleiben.

Ich. Das glaube ich nicht.

Er. Es wird, ſelbſt wenn er kein Mann von ſtarkem Willen wäre, zuvörderſt darauf ankommen, welche Neigungen er hat.

Ich. Und wenn Du ſie kennſt, wodurch glaubſt Du ihn rein zu erhalten?

Er. Durch Befriedigung dieſer Neigungen.

Ich. Ja ſo! — dann freilich wird die Sünde nicht gut möglich und die Tugend ſehr leicht.

Er. Wenn nun aber alle dieſe Neigungen nicht ſträflich wären — —?

Ich. So mag er ſich dennoch ihnen nicht unbedingt hingeben, um ſich in der Selbſtüberwindung zu üben.

Er. Alſo würde man, ohne eigentlich zu ſündigen, noch lange kein tugendhafter Menſch ſeyn, wenn man ſich auch keiner Laſter zu Schulden kommen ließe.

Ich. Allerdings nicht. Denn ich kann ja, indem ich das Böse vermeide, das Gute unterlassen.

Er. Eine solche negative Tugend verdient freilich den Namen Tugend nicht mehr, und Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit, Gutmüthigkeit, sind bei einem großen Theile der Menschen eigentlich nichts anders, als diese negative Tugend. Man nennt mich ehrlich, wenn ich grade nicht stehle, rechtschaffen, wenn ich am Verfalltage richtig meinen Wechsel auslöse, und gutmüthig, wenn ich aus innerer Trägheit Alles gehen lasse, wie es will, und dabei Niemandem ein hartes Wort sage.

Ich. Grade in dieser Trägheit für das Gute liegt die Verderbtheit unserer Natur.

Er. So wären wir doch wenigstens dahin gekommen, das Böse in uns zu einer negativen Anlage zu machen.

Ich. O es giebt sehr positive Bösewichter, als da sind Mörder, Verläumder, Schmeichler....

Er. Aber sie sind nicht als solche geboren. Bist Du habsüchtig, und alle Welt läuft Dir mit ihren Gütern entgegen; ehrgeizig, und man baut Dir allenthalben Triumphbögen; wollüstig, und man führt Dir — wir wollen annehmen Du verehrtest den Islam — die schönsten Weiber in Deinen Harem, so möchte ich doch wissen, wie es möglich wäre, bei Befriedigung aller dieser Neigungen, lasterhaft zu seyn, indem alle diese Güter z. B. für einen Moslemin noch kein sündhaftes Streben voraussetzen. Nun aber kehre den Fall um. Du bist habsüchtig und darbst, da kannst Du ein Dieb werden; Du bist ehrgeizig und trägst weder einen Commandostaab, noch eine Krone, noch den Glanz vornehmer Geburt, oder den Ruhm eines ausgezeichneten Namens — da kannst Du leicht ein Bösewicht, ein Rebell und Aufwiegler werden; Du sollst endlich wollüstig seyn und das Gelübde der Enthaltsamkeit abgelegt haben, leicht wirst Du dann einen Eidbruch begehen können.

Ich. Das iſt natürlich, weil alle meine Neigungen in ihrem Streben nach Befriedigung geſtört werden.

Er. Mit einem Worte alſo: wir ſündigen nur dann, wenn die Richtung unſers Begehrungsvermögens ein äußeres, oder inneres Hinderniß auf dem Wege zu ſeinem Ziele findet.

Ich. Du haſt Recht.

Er. Biſt Du allein, ſo magſt Du alles beſitzen, was Deine Umgebung Dir darbeut, es wird von Habſucht, Diebſtahl, Raub *nicht die Rede ſeyn können; ſobald aber ein Zweiter ſich zu* Dir geſellt, kannſt Du, um eine Kokusnuß, die er, ſo eifrig wie Du, zu beſitzen trachtet, an ihm zum Mörder werden.

Ich. Wenn ich ein Kanibale bin, ja!

Er. O, Du kannſt auch getauft ſeyn und ein Chriſt heißen, und wir erleben dieſe ſchreckliche Verirrung der Habſucht. Wenige Groſchen haben ſchon den Raubmörder auf den Rabenſtein gebracht. Sobald das Begehrungsvermögen Herr über die Vernunft geworden iſt, kann ſich der Menſch mit dem Teufel ſelbſt in einen Wettſtreit einlaſſen. Die Sünde iſt nichts anders, als das Kind des, in ſeiner Richtung geſtörten, Begehrungsvermögens. Dieſe Störung tritt mit jedem Augenblick in dem Verbande der menſchlichen Geſellſchaft ein. Ich ſehe ein Roß auf der Weide, das mir ſehr zuſagt, aber ich darf es nicht beſteigen, weil es eines Andern Eigenthum iſt; ich darf die Angel nicht auswerfen, weil die Fiſcherei in dieſem Fluſſe verpachtet worden; mich hungert, aber ich darf den Apfel nicht brechen, der mich aus dem Garten meines Nachbarn anlacht. Ich kann keinen Schritt gehen, keinen Wunſch hegen, wo der Zwang der Geſellſchaft mir nicht Feſſeln anlegt.

Ich. Alſo iſt der Geſellſchaftszuſtand ein unnatürlicher?

Er. Ein ſehr natürlicher, da er nothwendig iſt, und es, ohne ihn, eigentlich keine Menſchen gäbe. Ohne dieſen Zwang würde das Begehrungsvermögen das einzig vorwaltende in uns ſeyn und es ſoll doch bloß unſere Entwickelung veranlaſſen.

Die Gesellschaft gerade nöthigt es, sich innerhalb gewisser enger Grenzen zu befriedigen, und sich endlich den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen. Erwäge einmal, wie die unendlich mannigfaltigen Richtungen des Verlangens, aller einzelnen Glieder der Gesellschaft, sich durchkreuzen müssen — welche Reibungen, Kämpfe da nothwendig entstehen, welche Leidenschaften in volle Blüthe schießen, welches Trübsal und Elend nur die Frucht seyn könne, die aus dieser Blüthe abfällt, und daß ein Krieg Aller gegen Alle das Ende dieser wilden Thätigkeit und des Menschengeschlechts selbst seyn möchte, wenn nicht, durch gesellschaftliche Einrichtungen, der grausamen Verwilderung ein Ziel gesetzt würde.

Ich. Daher werde ich so Unrecht nicht gehabt haben, wenn ich früherhin behauptete, daß der Mensch, durch seine eigene Natur, die Bedingung mitbringe, die ihn, in der Gesellschaft, zu allem Bösen hinreißt; ob ich nun diese Anlagen angeborne Sündhaftigkeit, Erbsünde, oder durch seine weitere Bildung veranlaßte Entwickelung zum Bösen nenne, mag wohl eigentlich gleich viel seyn.

Er. Bei weitem nicht. Denn das Begehrungsvermögen, welches das Unrecht und die Sünde veranlaßt, ist an sich selbst nicht böser Natur. Wie kann überhaupt etwas böse seyn, was nothwendig ist? Das Begehrungsvermögen ist ja der Veranlasser aller Thätigkeit in uns, ohne welchen keine Kunst, keine Wissenschaft, nichts Großes und Herrliches, die menschliche Gesellschaft selbst nicht hervorgegangen wäre. Denke Dir einen großen, bleibenden Verein von Millionen Menschen, in welchem auch gar keine Leidenschaft und Leidenschaftlichkeit herausträte: er würde, wie ein Entschlafner, nur noch athmen, oder, nein! — denn der Entschlafene kann wenigstens noch Träume oder Alpdrücken haben — wie ein vegetirendes Moos, Luft und Regen einsaugen und Würmer über sich hinkriechen lassen.

Ich. So würde die Gesellschaft die Leidenschaft nicht zu stören, noch weniger zu unterdrücken haben.

Er. Im Gegentheil — sie hat für ihr Bestehen nichts weiter zu thun, als die Leidenschaft, so weit diese thätig in sie hineinwürkt, zu zügeln. Die menschliche Natur hat schon dafür gesorgt, daß das Verlangen und Begehren nimmer erstirbt, es braucht nicht befördert zu werden. Aber das richtige Maaßhalten ist die große Kunst des Lebens. Ein Becher Wein, der den Genesenden mit Stärke durchdringt, wirft ihn von neuem aufs Krankenlager, wenn er ihm wiederhohlt gefüllt wird. Es würde schwer seyn, in einer Gesellschaft von lauter Enthusiasten auszukommen, aber daraus zu folgern, daß der Enthusiasmus überhaupt verdammlich, und kalte Nüchternheit die eigentliche Tugend und Lebensregel sei, wird sich bald als Fehlschluß erweisen, wenn, über den Alltagsschlendrian hinaus, das Kühne und Außerordentliche gethan werden soll. Dann fehlt es dieser herrlichen Nüchternheit gewöhnlich an aller Feurung, ihr Zähneklappen und den Frost aus den bebenden Gliedern zu vertreiben; aber freilich ist auch wahr, daß — in unsern Zeiten ist es freilich etwas anders geworden — auf zehn magere Thatenjahre, in der Regel, noch nicht einmal ein fettes folgt, und daher zehn Alltagsmänner gebraucht werden können, wo es an einem Enthusiasten genug ist. Auch liegt in dieser überwiegenden Majorität wohl der Grund, daß der letztere gewöhnlich abvotirt wird. Die kalte Besonnenheit halte übrigens aber gar nicht für einen Beweis mangelnder Leidenschaftlichkeit; diese schweigt nur, wo von Anderer Wohl und Wehe die Rede ist; kommt der eigene Vortheil zur Berathung, so lodert ihre Selbstsucht fast unverlöschlich auf, wie griechisches Feuer; die zähe Flamme brennt bis auf den Grund, wo sie gefangen hat.

Ich. Ach, leider! leider wahr! ich habe diese besonnenen Herren kennen gelernt, und gerade das nüchterne Angaffen der Flammen, die aus den Vulkanen aufloderten, die engbrüstige Behandlung der außerordentlichsten Zeitereignisse haben mich aus der Welt vertrieben.

Er. Aber wie groß muß die Anlage der menſchlichen Natur zum Guten ſeyn, da ſie doch nicht durch ſich ſelbſt untergeht, ſondern ſich immer wieder aus ſich ſelbſt rettet, wenn auch ein ſchimpfliches und beſchimpftes Geſchlecht ihr den geiſtigen Tod verkündet.

Ich. Das kommt von Gott.

Er. Wie alles Gute, aber Gott thut es doch durch die Menſchen. Der Staat, in den die Geſellſchaft endlich übergeht, iſt eigentlich das Inſtrument Gottes, daß unbewußt ſeinen Zwecken dienen muß. — —

Mir war bei dem letzten Theile dieſes Geſprächs, nicht über das, was geſagt worden — denn wie konnte ich dem Allen meine Zuſtimmung verſagen? — ſondern über das, was ich nach meinen Erfahrungen hinzuzudenken genöthigt war ganz wirr vor den Augen geworden, und die Luſt zur fernern Unterhaltung vergangen. Dieſe hatte zufällig eine Wendung genommen, der ich nicht folgen konnte, ohne mich innerlich zu verletzen. Daher erklärte ich meinem Wirthe, daß ich — wie auch würklich der Fall war — jetzt ſeinen aufgeſtellten Sätzen, nichts Weſentliches mehr entgegen zu ſtellen im Stande ſei, und ohne Weiteres einräumen wolle, daß die Sünde ein Product der Reibungen oder der Conflicte des Geſellſchaftslebens ſei, mithin die Menſchennatur an ſich rein in die Welt trete.

Der Alte ſchüttelte den Kopf und ſagte: „So ganz zu Ende wären wir wohl noch nicht, doch haben wir das Weſentlichſte berühret. Indeſſen ſehe ich, daß Dich jetzt andere Dinge lebhafter beſchäftigen, als die Erbſünde. Es iſt ſpät geworden. Laß uns ſchlafen gehen!“

Vorahnungen eines neuen Geſichts.

Mein Wirth theilte ſeine Lagerſtätte mit mir, und bald verkündete mir ſein tiefes Athmen, wie ruhig und ſüß er ſchlummere. Das Mondlicht fiel durch die kleinen Fenſter auf ſein wiebevolles Antlitz. Es hatte einen unbeſchreiblich ſchönen Ausdruck. Die Spuren eines edlen Lebens, und einer vollendeten Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, glänzten in jedem Zuge. Dieſer, in Allem, was ich an ihm und um ihn geſehen hatte, unverkennbare Einklang, führte mich auf den vollen Gegenſatz desſelben, auf mein eigenes Weſen, zurück. Mit einer tiefen Wehmuth erkannte ich, daß die ruhenden Stürme in mir, durch die mindeſte Veranlaſſung wieder geweckt werden könnten, und daß ich ſowohl das Vermögen verlohren hätte, mich unter den Menſchen frei und ſelbſtſtändig zu bewegen, als mir die Kraft ermangele, mich außer ihrem Treiben glücklich zu fühlen. Das Fremdartige in meiner neuen Lebensweiſe, die Eindrücke und Erſchütterungen des heutigen und geſtrigen Tages verſagten mir allen Schlummer, ſo oft ich auch die Augen ſchloß, um ihn für mich geneigt zu machen. Endlich verließ ich behutſam und leiſe die Lagerſtätte und die Hütte, der Hund im Hofe kam mir entgegen aber ſchlug nicht an, folgte auch nicht, als ich das Gehege überſtieg, und nun ging ich zwecklos dem Murmeln des Gießbachs nach. Die Nacht war ziemlich lau, oder ſchien es, bei meiner innern Gluth, doch zu ſeyn. Alles, was ein Menſch beginnt, der keinen beſtimmten Plan hat, that ich — bald ſetzte ich mich an dem Rande des Bachs nieder, bald ſtand ich wieder auf, hielt unſchlüſſig ſtill, ſetzte mich wieder, legte mich abermals und blickte ſtarr in den Himmel — dann wollte ich wieder in die Klauſe zurückkehren; als ich mit bitterm Unmuth endlich das Charakterloſe meiner Stimmung tadelte, und die Nacht im Freien zuzubringen beſchloß. Am feſteſten, gleichſam unbeweglich und unverrückbar, ſtand die, durch das Geſpräch aufgeregte Idee

Staat, vor meinem Geiſte, aber ich konnte zu keiner eigentlichen Betrachtung darüber gelangen. Wie das Chaos meines letzten Traums, gingen alle Elemente dieſes Staates in meinem erhitzten Gehirn durcheinander. Indem ich die unbedingte Nothwendigkeit deſſelben erkannte, fühlte ich mit Schauder, wie er, über jeden Einzelnen wegſchreitend, ſich geſtalte, und kalt, wie das Schickſal, in Geſetzen ſeine Lebensdauer zu erhalten ſuche, welche zwar ſeine Glieder zuſammen halten und verklammern, aber den Schmerz dieſer einzelnen Glieder, wodurch die Klammer geſchlagen wird, nicht beachten können und dürfen. Ein Paar Stunden mochte ich mich geiſtig und körperlich ſo hin und her geſchleudert haben, als ich mich, ſehr ermattet, in den Raſen legte.

Hatte ich es früher nicht beachtet, oder begann die Nachtmuſik erſt jetzt — ich hörte aus weiter Ferne Hirtenflöten. Die Unſchuld und Lieblichkeit der einfachen Melodieen, durch die ſtillen Berge verhallend, beſänftigten mein wildbewegtes Gemüth, das ſich endlich in Thränen erleichtern konnte. Bald fand ich auch die Ruhe, durch den Zauber einiger ſchlichten Schalmeyen. Keine Philoſophie hätte ſie mir jetzt geben können!

Zweites Geſicht *).

Das Feſt der Staatskünſtler.

Kaum war ich eingeſchlafen, ſo fühlte ich mich im Geiſte entrückt in ein fremdes, mir unbekanntes Land. Menſchen, Thiere, Bäume, alles war ungewöhnlich. Ich ſaß am Abhange eines Hügels, und konnte eine weite Ebene überblicken, die von Leuten jeden Alters und Geſchlechts wimmelte. Sie betrachteten, und beſprachen ſich über eine ungeheure, mitten unter ihnen aufgerichtete, Bildſäule, deren Haupt bis in die Wolken reichte; was ſie ſagten, konnte ich aber nicht verſtehen, denn ihre Sprache klang mir ganz fremd, auch redeten ſie alle durcheinander.

Indem ich, nachſinnend, was das Alles zu bedeuten habe, bald die wogende Menge, bald den furchtbaren Koloß anſtaunte, trat ein alter Mann auf mich zu, den ich, als er mir näher kam, für meinen Alpeneinſiedler erkannte und freudig bewillkommte. „Was magſt Du hier?“ rief ich ihn an. „Ich will dem großen Feſte der Staatskünſtler beiwohnen,“ antwortete er. „Sieh! jenes Gewühl von Männern iſt aus lauter Geſetzgebern und Staatsmännern zuſammengeſetzt, die mit ihren Weibern und Kindern hieher gekommen ſind, um ſich bei dem Bilde des Staats zu erluſtigen, denn dieſer ſoll die rieſenhafte Statue vorſtellen.“ „Wir werden aber ſehr müßige Zuſchauer bleiben,“

*) Das ganze Geſicht iſt für einen Traum ſehr ausführlich, und offenbar zu dem Traume noch Vieles hinzugeträumt. Wer aber kann mit einem Träumer über ſeinen Traum rechten?

Anmerkung des Setzers.

bemerkte ich, „da wir an ihrem Vergnügen nicht Theil nehmen können, ja, nicht einmal eine Frage an sie richten, oder ihre Antworten zu vernehmen, vermögen.“ „„Das soll sich alles finden. Sie müssen sich zu uns herablassen.““

Noch verstand ich nicht, was mein Freund sagen wollte, der, lange und forschend, in der großen Menge umhergesucht hatte und endlich ausrief: „Sieh! da ist sie!“

„Wer denn?“ fragte ich.

„Bemerke doch,“ entgegnete er, „jenes hervorragende, herrliche Weib, mit der Götterstirn und den ernsten und milden Zügen!“

„Wer ist es?“ fragte ich weiter.

„Die Geschichte!“ fuhr der Alte fort. „Sie ist die Königin des Festes, und ohne den mächtigen Zauberstaab in ihrer Hand, würde die ganze Feier langweilig zu Ende gehen; trotz aller Weisen und Menschenkenner, die sich dort versammelt haben. Komm, laß uns gehen, wir wollen uns unter sie mischen!

Ich folgte ihm, nachdem er meine Blödigkeit beschwichtigt hatte.

Als wir näher traten, unterschieden wir unabsehbare Tafeln, mit Pergamentrollen, Büchern und Aktenstößen bedeckt. Es waren, wie mir mein Führer erklärte, die Entwürfe, Gesetzbücher und Verordnungen, die dem Griffel und der Feder dieser Versammlung ihr Entstehen zu verdanken hatten. An andern wohlbesetzten Tischen, die mit köstlichen Speisen und Früchten beladen waren, und auf denen goldene Becher von duftenden Weinen schäumten, thaten sich Weiber und Kinder gütlich, und um sie her, in verschiedenen Gruppen, ergingen sich ernste Männer, in tiefen Gesprächen begriffen, bald ruhig, bald lebendiger ihre Gründe, wie es schien, gegen einander abwägend; noch andere aber, wie ihre erhitzten Gesichter und fechtenden Arme bekundeten, standen in dem Kampf ihrer Meinungen, nicht mehr weit von der Grenze, wo das Gewicht der Gründe unter dem Gekreisch

der Stimme, und dem Drohen der geballten Faust, versinkt. Ich wandte mich von diesen letztern mit Widerwillen ab, und konnte nicht satt werden, die Erhabene anzuschauen, die ruhig über alle hinblickte. Die Göttin schien erwartungsvoll die Zukunft zu erspähen. Ein goldener Wolkenschleier, der immer dichter wurde, jemehr er sich nach den Füßen der Unsterblichen hinabzog, umgoß sie bis an die Hüften, dergestalt, daß ihre Umrisse unvermerkt in Luft zu zerfließen schienen, und die Mythe, ihre Jugendgespielin, blickte aus diesem Aethergewande mit halbverhüllten Reizen, die Freundin mit Liebe umschließend, hervor. Beide, nicht von der Erde getragen, und doch nicht nach dem Himmel strebend, schwebten, in verständlicher Nähe, unter den Menschen umher.

Während ich noch, im Anschaun verlohren, dastand, löste sich von der Menge ein Mann ab und näherte sich der Muse, die ihm wohlwollend entgegensahe. Mein Führer erkannte, an dem schwarzen Feuerauge und der stolzen Stirn, den berühmten Verfasser, dem Clio die florentinische Geschichte eingeflüstert hatte. „Nicolaus Machiavelli," redete ihn der alte an, „Du Meister aller Staatskünstler, ich bitte Dich, wenn Du Zeit hast, so belehre uns über die Bedeutung dieses Kolosses!"

„Gern!" erwiederte er, „betrachte die Bildsäule einmal genauer. Alle Theile sind in dem schönsten Ebenmaaße, wie die Glieder des menschlichen Körpers, mit einander verbunden. Laß uns von oben anfangen.

Zuvörderst betrachte das edle Haupt; unter dessen Scheitel die Regierung, die Seele des ganzen Körpers, der Verstand desselben, wohnt. In den Augen hat die öffentliche Wachsamkeit ihren Sitz, die ruhig prüfende Gerechtigkeit in den Ohren. Auf der sinnenden Stirn wohnt die Staatsklugheit, und die Sprech- und Preßfreiheit schwebt zwischen den schönen Lippen."

„Also ist die Nase," fiel mein Alter ein, „ein bloßer Zierrath, und kein Organ für eine geistige Thätigkeit?"

„Still!“ entgegnete Nicolai, „die iſt das geheime politiſche Cabinet. Es hat zwei Thüren, wovon die eine die Kundſchafter ein, und die andere wieder herauslässt. Die feinſten Witterungen dringen durch dieſes Organ zum Regierungsſitz ins Gehirn.

Der Alte nickte beifällig und der Cicerone fuhr fort: „Sämmtliche Aemter wohnen im Halſe, weil nothwendig alle öffentlichen Einnahmen dieſen Weg gehen müſſen; die ſtarke Bruſt, unter deren Decke das Herz des Staats ſchlägt, iſt der Aufenthalt der Bürger; in den kräftigen Armen hat die Heeresmacht das Lager aufgeſchlagen, und die Füße, die den großen Rieſen tragen, ſind dem Landvolk und den Ackerbauern zum Aufenthalt angewieſen.“

„Und die Prieſterſchaft,“ ſagte mein Begleiter, „nimmt in dieſem geräumigen Gebäude kein Plätzchen ein?“

„Wohl!“ bejahte jener, „die hauſt ganz gemächlich in der Leber, damit ſie dem Magen die, zur Verdauung nöthige, Galle abſetzen kann. Sie thut aber leicht darin zu viel, wenn dieſer Magen ungehörige und verbothene Speiſen genoſſen hat, und dann geht die Galle weiter ins Blut über, und eine fürchterliche Gelbſucht macht den ganzen Staatskörper krank.“

„Das iſt erſtaunlich,“ murmelte ich, weil ich eben nichts anders zu ſagen wußte.

„Ueberhaupt,“ ſchloß Machiavell, „obgleich der Magen nicht denkt, wiſſen wir doch ſchon ſeit Menenius Agrippa — und das iſt ziemlich lange — daß er, als der allgemeine Schatz, wenn er nichts einnehmen kann, oder durch gewaltſames Erbrechen das Genoſſene wieder von ſich geben muß, eine allgemeine Kraftloſigkeit in den Gliedern, zur Folge hat. Die Arme werden muthlos, die Bruſt beengt, das Herz ſchlägt krampfhaft, die Füße ſchlottern, und der Hals trocknet aus. Ja man hat Beiſpiele, daß Gehirnentzündungen ſelbſt die Regierung genöthigt haben, die Reſidenz unter dem Scheitel, in ſo beunruhigenden Fällen, ganz zu verlaſſen.“

„Aber wo bleibt sie dann?“ fragte ich rasch einfallend.

„Sie zieht sich dann gewöhnlich nach ihrem Sommeraufenthalt zurück,“ sagte der Erklärer. „Im Herzen hat sie noch ein Lustschloß, wohin sie sich flüchtet, und in einer sehr gesunden Landluft die Krisis abwartet. Sie ist dort Brust und Füßen näher, befreundet sich alsdann gewöhnlich mit ihnen mehr, und kann mit eigenen Augen sehen, wenn die Sachen eine bessere Wendung nehmen; aber man hat fast noch kein Beispiel, daß sie, nach überstandener Gefahr, geblieben wäre.“

„Das ist über die Maaßen seltsam!“ rief ich aus, und mein Alter sah mich an, als hätte ich recht was Einfältiges gesagt. Das Gespräch stockte eine Weile.

„Macchiavell,“ hub der Eremit an, „wir sind hier, unter allen diesen berühmten Männern, nicht so recht zu Hause. Nimm dich eines Paars armer, verlassener Einsiedler von den Alpen an, die sich's zur höchsten Ehre schätzen, einmal in Eurer Nähe zu seyn.“

„Von ganzem Herzen,“ erwiederte der artige Erklärer mit vieler Gutmüthigkeit, die ich bei dem Verfasser des Principe nicht vermuthet hätte.

Mein Alter flüsterte mir ins Ohr: „Betrachte einmal das edle Gesicht dieses großen Staatsmannes, dessen ganzes Leben republikanischen Sinn athmete — kannst Du ihn für den verrufenen Lehrer der Despotie halten? — Sein Unglück, die ausgestandene Folter und seine Dürftigkeit zeugen wenigsten nicht, daß er den Mediceern immer, zu gefallen, gestrebt habe?“

„Aber des großen Friedrichs Kritik dieser Schrift“ — raunte ich ihm entgegen.

„„War durch französische Ansicht ursprünglich befangen. Ein solcher Republikaner, der einen Principe schreibt, zeigt in einem Werke dieser Art wohl mehr, wie es das Heer von größern und kleinern Tyrannen seines Zeitalters angefangen, um immer neue Ketten zu schmieden, als daß er ihnen Zange und Ham-

mer dazu in die Hände ſpielen wollen. Als das Werk einmal da war, dünkt mich, mußte Jedermann, auch die leiſeſten Schritte der Gewalthaber, zu erklären wiſſen. Die Myſterien der Deſpotie waren mit einmal profan geworden.*) Der Alte hätte, nach dem Feuer, worin er gerieth, zu urtheilen, gewiß noch weiter geſprochen, aber die Erſcheinung von einigen ehrwürdigen Greiſen, richtete unſere Aufmerkſamkeit auf dieſe. Sinnig und ernſt, in ihre Mäntel verhüllt, ſchwebten ſie, Schatten ähnlich, vor uns vorüber.

„Wer ſind dieſe?“ fragte ich Macchiavell.

Macch. Männer von großen Verdienſten, von denen ich eben nicht viel mehr weiß, als daß die Menſchheit ſie hoch zu

---

*) Der Alte von den Alpen ſcheint Recht zu haben. Denn die bitterſte Ironie iſt im Macchiavelli faſt durchgehends nicht zu verkennen. Man ſchlage beiſpielsweiſe nur das 18te Kapitel in ſeinem Principe auf, wo er anfängt:

„Jedermann weiß, wie lobenswerth es iſt, wenn ein Fürſt ſein „Wort hält, und rechtſchaffen lebt, nicht mit Liſt. Dennoch ſieht man „aus der Erfahrung unſerer Tage, daß diejenigen Fürſten, welche ſich „aus Treue und Glauben wenig gemacht haben, und mit Liſt die Gemüther der Menſchen zu bethören verſtanden, große Dinge ausgerichtet, und am Ende diejenigen, welche redlich handelten, überwunden „haben.“ — Leider zu wahr!

Wenn er hierauf unmittelbar fortfährt:

„Wiſſet alſo, daß es zwei Arten giebt, zu kämpfen; eine durch „die Geſetze, die andere durch Gewalt — das erſte iſt die Sitte der „Menſchen; das zweite die Weiſe der Thiere.“

ſo ſcheint die Folgerung hiernach, wen er zu den Thieren rechne, äußerſt leicht, und wer noch daran zweifeln kann, wie er es eigentlich gemeint habe, der wird durch die bald folgende Stelle:

„Weil es denn nothwendig iſt, daß der Fürſt ſich darauf verſtehe, die Beſtie zu ſpielen, ſo muß er beides davon nehmen, den „Fuchs und den Löwen.“

gewiß ins Klare geſetzt.

Das Buch wimmelt von einzelnen Zügen, die auf den Grund eines beſſern Herzens blicken laſſen.

Anmerk. des Setzers.

ungern verpflichtet iſt. — Der auf der rechten Seite iſt Minos, der Geſetzgeber der Kretenſer. Lykurg hat manches, ſogar vieles, von ihm entlehnt, das die Staatseinrichtungen des Spartaners verewigte. Nichts kann bezeichnender ſeyn, als die Majeſtät und Strenge auf dieſer königlichen Stirn, die einem unbändigen Volke Achtung für bürgerliche Ordnung und Gehorſam gegen die Geſetze gebot.

Ich. Und der diſſeits Gehende mit dem drohenden, faſt wildem Blicke, welcher ſo eben ſein finſteres Auge auf uns richtet? . . . ?

Macch. Sollteſt Du ihn nicht erkennen, ohne daß ich ihn nenne? Ihn, der auf den Vorwurf: Daß ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben worden, erwiederte: Die geringſten Verbrechen verdienen den Tod, und für die größern habe ich keine höhere Strafe!

Ich. Ach Drakon!

Der Einſiedler. Und deſſen unmenſchliche Geſetzgebung in ſich ſelbſt zerfiel, weil für Menſchen eine menſchliche nothwendig iſt.

Macch. Urtheilt nicht ſo raſch über ihn. Der Geſetzgeber muß den Menſchen nehmen, wie er iſt, nicht wie er ſeyn ſollte. Ein Solon hätte gar nicht auftreten können, wenn ein Drakon nicht vorangegangen wäre. Gewiß wußte dieſer, daß Athen einſt einen mildern Strafcodex verdienen würde. Er war der Geſetzgeber für ein eiſernes Geſchlecht.

Ich. Und wer iſt der, zwiſchen Beiden, Wandelnde?

Macch. Der Bändiger der Lokrier, Zaleukus.

Der Einſiedler. Der das Opfer ſeiner eigenen Geſetze wurde. Doch nicht auf eine ſo großherzige Weiſe, wie Charondas von Thurium, der aus Verſehen, aus bloßer Vergeſſenheit, eine ſeiner eigenen Anordnungen überſchritt, indem er in die Stadt zurückkehrend, bewaffnet in die Volksverſammlung trat und ſich dafür den Tod gab, wie es das Geſetz vorſchrieb.

Ich. Freilich ſtach Zaleukus ſich darum die Augen aus, weil er ſie nach dem Geſetze ſeinem Sohne hatte ausſtechen laſſen — hierin liegt wohl etwas ganz Anderes, als bloße Achtung fürs Geſetz zum Grunde.

Der Einſiedl. Etwas Ungereimtes. Denn hatte der dem Geſetz mit ſolcher Seelengröße genügt, ſo war es unvernünftig, ſich dafür zu ſtrafen.

Macch. Wenn er ſich nun dafür hätte ſtrafen wollen, daß er für den Ehebruch ein ſo hartes Geſetz gegeben hatte?

Der Einſiedl. So hätte er lieber die Abänderung ſo barbariſcher Feſtſetzungen bewürken ſollen. Aber dagegen war, nach ſeinen Geſetzen, faſt kein Mittel, da jeder, von dem ein neuer Geſetzesvorſchlag ausging, mit einem Strick um den Hals in die Verſammlung erſcheinen mußte, um ſich erdroſſeln zu laſſen, Falls ſein Vorſchlag nicht durchging *)

Macch. Wie aber — wenn er das wankelmüthige wilde Volk erſt zur Ehrfurcht vor dem Beſtehenden vorbilden, und allen Umtrieben vorbeugen wollte, wodurch die, von ihm als nothwendig erachtete, Geſetzgebung untergraben werden konnte? Zaleukus hatte eine erhabene Geſinnung und tiefes, religiöſes Gefühl.

Ich. (Dem Einſiedler ins Ohr) Hörſt Du wohl — er hat für alles Gehäſſige noch immer einen vertheidigenden Grund — der wahre Verfaſſer des Principe.

Der Einſiedler lächelte, und, als wenn Macchiavell mir ins Herz geſehen hätte, ſagte dieſer:

„Ein Mann wie Zaleukus hätte in einem despotiſchen Staate untergehen müſſen, weil ſein Rechtsgefühl größer war, wie die Furcht vor Schmerz und Unglück. Freilich ſtand das Geſetz bei ihm höher, als der Menſch, und darum halte ich Mi-

*) Anmerk. wird übrigens auch von Charondas erzählt, verträgt ſich aber nicht mit dem milden Geiſte ſeiner Anordnungen.

Der Setzer.

nas höher als Zaleukus, weil er den Menſchen auch glücklich, nicht blos gehorſam wiſſen wollte."

Der Einſiedler lächelte mich abermals an; ein ſanfter Verweis für mein vorſchnelles Urtheil lag in ſeinen Blicken.

„Ueberhaupt," fuhr Macchiavell fort, „müſſen wir ſehr vorſichtig ſeyn, wenn wir eine Geſetzgebung beurtheilen. Beſtimmungen, die uns ganz widerſinnig erſcheinen, würden im vortheilhafteſten Lichte zu unſerer Ueberzeugung ſprechen, wenn es uns noch möglich wäre, das ganze Leben eines völlig vorübergegangenen Volks in ſeine kleinſten, bürgerlichen und häuslichen, Beſtandtheile aufzulöſen."

Der Einſiedl. Aber mich dünkt, wir dürfen ſchlechtweg jede Geſetzgebung tadeln, die das Glück des Menſchen außer aller Berückſichtigung läßt, und nur für deſſen bloße Sicherheit — ein durchaus negatives Glück — zu ſorgen bemüht iſt.

Macch. Es gab ja Geſetzgeber, die eine Maſſe von Thieren erſt zu Menſchen heranbilden mußten. Deren nächſter Zweck durfte nur Sicherheit der Perſon und des Eigenthums ſeyn. Der rohe Menſch aber hat, wie das Thier, nur eine Kette, die ihn bändigt, oder Furcht vor dem phyſiſchen Uebel, vor der Strafe

Ich. Darum verträgt ſich das eben vorübergegangene Triumvirat ſo gut zuſammen. Der Grundſatz der Strenge iſt bei allen dreien vorherrſchend geweſen

Macch. Dennoch ragt Minos, obgleich der Urvater der Geſetzgeber, über die andern beiden hinaus. Die Creter waren noch nicht zu Volksverſammlungen vorgebildet, darum ſtellte er das Volk unter die Herrſchaft des Fürſten, aber den Fürſten unter den Zwang der Geſetze, damit er ohne Zwang das Gute thun konnte, und das Böſe unterlaſſen mußte.

Der Einſiedl. Und was nöthigte den Fürſten die Geſetze zu befolgen?

Macch. Die Mittel und Einrichtungen kennen wir nicht, aber ſie müſſen weiſe geweſen ſeyn, weil Lykurg nach Creta reiſte,

um ſie genau kennen zu lernen und nicht, ohne großen Nutzen für die Geſetzkunde, die Inſel wieder verließ.

In dieſem Augenblick ging ein Mann, mit verſchränkten Armen, in ſich gekehrt, den Blick auf den Boden geheftet, vorüber, und ohne unſere Frage abzuwarten, ſagte Macchiavell:

„Seht da, den Syrakuſaner Diokles, einen Verehrer Drakoniſcher Grundſätze, ohne die ſtrenge Tugend ſeines Vorbildes. Er war ohnſtreitig ein beſſerer Soldat, als Geſetzgeber. Der Tod der athenienſiſchen Feldherren Nicias und Demoſthenes laſtet auf ihm, und verdunkelt zugleich den glänzenden Befreiungskrieg der erſten Stadt Siciliens. Er hat ſeine Vergötterung auf Erden ſchon dahingenommen und hält ſich gewöhnlich in der Nachbarſchaft jener drei auf, ohne in ihren Bund aufgenommen zu ſeyn. Laßt ihn gehen!"

Noch drei gingen vorüber. Freundlichkeit war auf ihrem Geſichte gelagert. Das klare Auge ſchaute mild umher. Schon aus der Ferne her, flößten Gang und Geſtalt Vertrauen ein.

„Dachte ich doch!" rief Macchiavell aus, „Gleiches hält ſich immer zu Gleichem. Da kommen die Gegenfüßler von Jenen — Seht! der Mittelſte, mit dem ſilberweißen Bart, iſt der Vernichter der Drakoniſchen Geſetze, Solon, der unſterbliche Menſchenfreund, Attika's rettender Genius! Ihm zur Rechten geht Charondas der Geſetzgeber von Thurium, die linke Hand auf die Wunde legend, die ihm den freiwilligen Tod gab. Der Dritte, mit der ſchwarzbraunen Haut, die ſeine große Gutmüthigkeit, welche aus jedem Zuge ſpricht, nicht zu verhüllen im Stande iſt, heißt Sabako. Dieſer Aethiopier eroberte Aegypten, als es, unter der ſchwachen Regierung des wollüſtigen Bokchoris, von deſſen Lieblingen faſt erdrückt wurde. Sabako wollte es glücklich machen, und gab ihm ein Geſetzbuch, worin Soloniſche Milde athmete. Die Todesſtrafe fand nirgends mehr ſtatt. Aber die Prieſterſchaft, welche den Untergang ihrer gewaltigen Herrſchaft voraus berechnen konnte, wenn das, in abergläubiſcher Dumm-

heit gefreiete, Volk den Weg menſchlicher Bildung beträte, hetzte alle Ungeheuer des Fanatismus auf ihn los, und er hatte die Seelengröße, nach Aethiopien zurückzukehren, und einen Thron hinzugeben, um Aegypten nicht mit Menſchenblute zu benetzen*)

Ich. Sehr! Sie ſtehen ſtill, und betrachten mit prüfendem Auge den Koloß.

Der Einſiedl. In dem Gliederbau deſſelben mag wohl ein jeder von ihnen, auf eigene Weiſe, das Ideal der Schönheit ſuchen, welches ihm von dem organiſchen Ganzen eines Staates im Gemüthe vorſchwebt.

Macch. Freilich waren ſie in ihren Anſichten nicht ſo ähnlich, wie in ihrem Charakter. Sabako konnte bei dem ſklaviſchen Aegypter nur an eine Monarchie denken, wozu er die unumſchränkte Despotie zu veredlen ſuchte; aber auch für eine ſolche Monarchie war Aegypten noch nicht reif. — Solon hatte einen edlern Stoff zu bearbeiten und er gründete eine Demokratie, die er dadurch nicht zu einer Ariſtokratie ausarten ließ, daß auch die Aermſten in den Volksverſammlungen eine Stimme hatten, obgleich die reichen Bürger im Beſitz der Staatsämter waren; denn dieſe mußten ſich gefallen laſſen, daß, bei ihren Ausſprüchen, die letzte und höchſte Entſcheidung des Volks in Anſpruch genommen wurde.

Der Einſiedl. Wir haben geſehen, wie das athenienſiſche Volk dieſe Gewalt mißbrauchte. Da die vierte oder ärmſte Bürgerklaſſe zahlreicher war, als die drei übrigen, ſo konnte ſie durchſetzen, was ſie wollte, und wurde auch würklich der Despot der Regierung.

---

*) Marchiavell ſieht als echter Staatsmann über einige Gewaltſtreiche Sabakos hinweg. Wenn er nicht im Traume ſpräche, würde er in ihm den Uſurpator Aegyptens und den Mörder Nechao's — des Vaters Pſammetich's — nicht vergeſſen haben. Ob er den Lykophoris lebendig verbrennen laſſen, bleibt freilich zweifelhaft.

Anmerk. des Setzers.

Macch. Es war dabei in Anschlag gebracht, daß das gemeine Volk eigentlich wenig eigenen Willen hat, und nach dem Willen der Einsichtsvollern geleitet werden kann.

Der Einsiedl. Daher wurde es denn auch ein zweischneidiges Schwert, in den Händen der Demagogen.

Macch. Erst in den Zeiten, wo die Verfassung Solons — und welche Verfassung ist unerschütterlich? — durch die Talente glänzender Bösewichter schon untergraben war. Solon selbst aber legte dem Bestreben der Volksverführer Fesseln an. Areopagus wachte über die Handhabung der Gesetze, aber er würde die Volkswillkühr nicht gedämmt haben, da ein friedliches Tribunal nie den Entzweck verfolgt, auf die Leidenschaften des großen Haufens zu würken; doch die weise Gründung des Prytaneum rettete die Volksversammlung vor übereilten Entschlüssen. Dieser ehrwürdige Senat, der die Auswahl der edelsten Männer in sich schloß, die, nur durch die schwierigste Prüfung ihres sittlichen Verdienstes und ihrer Einsichten, vom Volke zu ihrer erhabenen Bestimmung zugelassen wurden, entschied zuerst über jede wichtige Frage des allgemeinen Staatsinteresses, und hatte ein solches Vertrauen für seine Aussprüche, daß das Volk seine Beschlüsse gern nach der Meinung der Prytanen abfaßte.

Der Einsiedl. Daher machte der Scythe Anacharsis wohl mit Recht, die witzige Bemerkung: daß in Athen die Weisen berathschlagt und die Narren entschieden hätten.

Macch. Die Geschichte sagt wenigstens nicht, daß der Glanz, die Macht und der Ruhm Athens übel dabei gefahren wären.

Ich. Mußten aber die Prytanen selbst nicht eine Macht erlangen, die den Grundsätzen der Demokratie entgegen war?

Macch. Sie wechselten in ihrer Thätigkeit, und diese periodische Unterbrechung sicherte die Republik, vor dem Uebergewicht dieses und jenes Einzelnen, in seinem Einflusse bei den gefaßten Entscheidungen. Die Anzahl der Mitglieder war auch

groß — denn jeder der vier Stämme wählte deren Hundert — als daß bei einer Versammlung solcher Männer die Suprematie Einzelner leicht zu besorgen gewesen wäre. — —

Ich. Jetzt gehen sie weiter. Charondas legt freundlich Solons Hand in die seinige, als wollte er ihm sagen, daß er recht aufrichtig in Allem mit ihm Eins wäre.

Macch. Ihn möchte ich auch fast den Mildesten von allen Dreien nennen. Er hatte den schönen Grundsatz, das sittliche Gefühl der Ehre, als die Triebfeder jeder Pflichterfüllung im bürgerlichen Leben zu erkennen.*) Auch die Liebe hatte bei ihm eine bedeutende Stimme. Liebe und Ehre also waren die Grundempfindungen, von denen er bei seiner Gesetzgebung geleitet wurde.

Alles überzeugt uns davon, was wir noch von Charondas wissen. Die Erziehung wurde auf Kosten des Staats ertheilt, und hing nicht von den Launen und Irrthümern der Aeltern ab. Die Grundsätze der Sittlichkeit konnten daher nicht künstlich erklärt werden und verschrobene Köpfe bilden. Auf die Liebe der Familienbande gründete er die Liebe für den Staat; daher verlohr der Bürger seine Stimme in der Volksversammlung, der seinen Kindern eine Stiefmutter gab.

Ich. Er glaubte also, daß derjenige, welcher fremder Hand das Wohl seines eigenen Bluts anvertraue, noch weniger dem Vaterlande mit ganzer Seele anhangen werde.

Macch. Er bedachte dabei wohl noch mehr. Er hielt den Verlust einer Mutter für unersetzlich, und daher für unrecht, daß eine Fremde alle deren Rechte erwerben sollte, deren ganzen Reichthum sorgsamer Zärtlichkeit sie nicht zu ersetzen im Stande war.

---

*) Auch Montesquieu ist derselben Meinung, wenn er die Tugend, als Triebfeder der Demokratien annimmt. Die, bloß conventionelle, Ehre macht er zum herrschenden Princip in der Monarchie. Espr. des Loix Liv. 3. Chap. 3—7.

Anmerk. des Setzers.

Ich. Und doch giebt es ſo rühmliche Ausnahmen.

Machiav. Jeder gute Geſetzgeber kennt nur die Regel; die Ausnahmen darf er nicht beachten, denn die Zeit ſchreibt ſie von ſelbſt in ſeinen Codex hinein. Es lag in der großen Sorgfalt des Charondas für die Jugend, auf deren gute Bildung er das Glück ſeines Staates berechnete, wenn er ſolche Geſetze gab. Darum ſorgte er auch ſo väterlich für die verwaiſten Kinder, indem er ihre körperliche Pflege den mütterlichen, und die Verwaltung ihres Vermögens den väterlichen Verwandten überließ. Dieſe waren, Falls Habſucht ſie verleiten ſollte, nicht im Stande, das Leben der Pflegebefohlnen zu gefährden, und jene hatten keinen Vortheil dabei.

Einſiedler. Wie zu bedauern, daß uns das ganze Geſetzbuch dieſes Weiſen nicht erhalten iſt!

Machiav. Keine naturempörende Strafen entehrten es, wer feig aus der Schlacht entfloh, wurde in Weiberkleidern auf dem Markte zur Schau geſtellt. — Nur die Verläumder ſcheinen den ganzen Haß ſeines edlen Gemüths auf ſich geladen zu haben. Er ließ ſie mit einem Kranze von Tamarisken — einem Symbol des Unglücks — durch die Gaſſen der Stadt führen.

Einſiedl. Wohl uns, daß dies Geſetz nicht allgemein geworden iſt! Dann müßten die Wälder ausgehauen und die Felder in Forſten verwandelt werden. — —

Ich wurde nicht ſatt zu hören und zu ſehen. Die Bekanntſchaft mit dieſen ehrwürdigen Männern des Alterthums erhielt mich in einer zauberiſchen Spannung, und dennoch ſollte meine Aufmerkſamkeit noch ſüßer gefeſſelt werden.

Zwei Männer in lebhafter Unterhaltung ſchritten geradenweges auf uns zu. Der eine, mit trotzig verwegenem Geſicht und ſchwarzen Locken, war eben ſo ungeſtüm, als der andere, von ſehr edler und ruhiger Haltung — ihm fehlte ein Auge — mit einer Faſſung, die das Gleichgewicht hoher Seelen zu erkennen giebt, die Ueberlegenheit beurkundete, welche er, in dem

geführten Geſpräch, bereits gewonnen hatte. Hinter ihnen erblickte man, gleichſam verſöhnend — ſo deuteten es Ausdruck des Geſichts und Gebehrde an — eine dritte Männergeſtalt, deren Bekleidung einen Prieſter verrathen hätte, wenn der ſichere, feſte Schritt, und das freie, rund umher ſchauende Auge nicht, das Gegentheil anzukündigen, fähig geweſen wären. Faſt gleichzeitig fragten wir beide nach den Namen dieſer auffallenden Erſcheinungen.

„Jene kriegeriſche Geſtalt," ſagte Machiavell, „iſt Romulus, der Einäugige Lykurg, und der, ihnen folgende Vermittler, Numa. Laßt uns ſehen, was ſie wollen! Was gilts? ſie können nicht einig werden, und ſuchen irgend einen Schiedsrichter höhern Geſchlechts, wahrſcheinlich das Orakel der Göttin ſelbſt. — Doch, wir werden es bald erfahren. Haltet Euch nur zu mir!"

Kaum hatte Machiavell dieſe Worte geſprochen, als alle drei ſchon dicht vor uns ſtanden: aber das Feuer des Geſprächs erlaubte ihnen nicht, uns zu bemerken.

„Glaubſt Du Lykurg," eiferte Romulus, „daß ich mich, mit jenem Geſindel, an dem Ufer der Tiber niederließ, um eine Verbrüderung mit ihnen zu ſchließen? mit dieſem Pöbel, der jede Herablaſſung zu ihm, mit meinem Morde vergolten haben würde, da er alles, was über ihm ſteht, ſo wie der Glanz der Majeſtät getrübt wird, mit dem tödtlichſten Haſſe verfolgt?"

„In dieſer wiedernatürlichen Ungleichheit gerade liegt die ganze Ausſaat dieſes Haſſes," erwiederte Lykurg. „Es iſt eine wunderbare Zumuthung an den Menſchen, der ſich, gleich jedem Andern, mit geſunden Gliedmaaßen und gleichen Geiſteskräften ausgerüſtet ſieht, wider alle Ordnung der Natur, nur um deswillen zurücktreten zu ſollen, weil irgend einem Geſetzgeber die Anſicht, oder der Einfall, oder das Gelüſt — wie ſoll ich ſagen? — in den Sinn ſtieg, beſondere Herrn über beſondere Sklaven hinzuſtellen. Die Natur ſpendet Allen Luft, Sonne und Früchte mit gleicher Milde, und die Gerechtigkeit der Götter hat Einen

wie den Andern zur Sterblichkeit verurtheilt, wenn er ſich die Unſterblichkeit nicht aus ſich ſelbſt erwirbt.

„Willſt Du etwa," fuhr ihm Romulus haſtig entgegen, „zu behaupten wagen, daß das rohe Volk die Kunſt zu herrſchen ſowohl verſtehe, wie ein weiſer König, oder eine Verſammlung gebildeter und daher einſichtsvoller, auserleſener Männer?"

„„Keineswegs. Doch was würdeſt Du von einem Volke ſagen, aus dem Jedermann, der nicht geiſteskrank iſt, im Nothfall Regent ſeyn könnte?""

„Ein ſolches Volk lebt nur in der phantaſtiſchen Republik eures Platon, der aus ſeiner tollen Schwärmerei ein wahres Kunſtſtück gemacht hat."

„„Ihr hatte ich gerade nicht im Sinne, wohl aber bin ich der Meinung, daß es der erſte Zweck des Geſetzgebers ſeyn müſſe, kein rohes Volk in ſeinem Staate zu haben.""

„Damit ein jeder von der Luſt zu herrſchen, gekützelt würde!..."

„„Als wenn das Herrſchen der Hauptzweck des Staats, und nicht bloßes Mittel zum Zweck wäre!""

„Was iſt denn Dein höchſter und letzter Zweck im Staate?"

„„Die Freiheit und der Gehorſam zu gleicher Zeit.""

„Ihr Griechen habt, von jeher, ein beſonderes Vergnügen in der Verbindung der widerſprechendſten Dinge gefunden. Bedarf der Knabe nicht eines Führers und Vormundes bei ſeiner Unerfahrenheit und Wildheit?"

In dieſem Augenblick trübte ſich die Luft, und in einer von Blitzen durchzuckten Wolke ſchwebte der ehrwürdige Schatten Moſeh's vorüber. Seine Geſetztafeln leuchteten in glühender Schrift zu uns herüber. Sein Haupt ſtrahlte in göttlicher Glorie. Ich war im Begriff, mich niederzuwerfen, aber Machiavell machte mir ein Zeichen, es zu unterlaſſen, und bemerkte, der verehrte Geſetzgeber kehre bloß vom heutigen Feſte nach Hauſe.

„Sieh, Likurg!" fuhr Romulus nach dieſer Unterbrechung

fort, „kein Gesetzgeber hatte mit einem so rohen und unbändigen Volke zu thun, als jener erhabene Greis, und keiner hielt es in so strengen Fesseln der Kindheit dahin. Wie sie essen, schlafen, sich beschlafen und waschen sollten, schrieb er ihnen vor — sie durften sein Antlitz nicht mehr unverhüllt sehen, und nur seine Senatoren, ich meine die Leviten, traten ihm näher, an deren Spitze sein Bruder Aaron stand."

Numa nahm jetzt das Wort und sprach: „Verzeihe Romulus, wenn ich, der ich vom Schicksal berufen war, Dein begonnenes Werk fortzusetzen, und daher den Staat, welchen Du gründetest, sehr genau kennen gelernt habe, Deine eigenen Gründe gegen Dich anwende. Es gab kein Volk, bei dem eine größere Gleichheit herrschte, als die Israeliten, und wie konnte es auch anders seyn? Da sie sammt und sonders einen und denselben Stammvater hatten, nähmlich Israel oder Jacob, den Sohn Isaaks. Diese stürmische und leidenschaftliche Nachkommenschaft, welche sich an die aegyptische Vielgötterei gewöhnt hatte, mußte zuvörderst zu dem Gotte Abrahams zurückgeführet werden, und es war gewiß höchst weise bedacht, daß das lebende Geschlecht, während seiner vierzigjährigen Kreuz- und Querzüge in der Wüste, unter dem Zwange eines kleinen Gehorsams — gegen den es sich oft genug auflehnte — dahinsterben, und gewissermaaßen auch ein neues Volk in den neuen, erst zu erobernden, Staat eingeführt werden sollte, damit der Götzendienst der Besiegten sich nicht noch zu dem aegyptischen gesellen konnte.

Moseh war bloß der Heerführer des unsichtbaren Königs, der zugleich der Gott dieses Volks, und allein, die rohe Menge im Zaum zu halten, geschickt war. Eine bloß menschliche Authorität hätte die Unbändigen nicht zu zügeln vermocht, die sich sogar gegen den allmächtigen Beherrscher aufzulehnen, verwegen genug waren. Von diesem Gedanken bin auch ich ausgegangen, als Du mir ein zügelloses, an Gewaltthätigkeit und Raub gewöhntes, von innerem Haß gespaltenes, nur Krieg und Blut liebendes,

Volk zur Uebung meines Herrſchertalents hinterließeſt. Ich gab ihm eine Religion, und der Deus optimus maximus, jenes höchſte Weſen, das wir nur verehren, aber nicht zu erkennen und zu faſſen vermögen, und deſſen Anbetung auf dem Kapitol ich anordnete, war gewiß kein anderer, als der Gott des Moſeh. *)

Romulus. Wer weiß, was ich gethan hätte, wäre eine Nymphe Egeria auch mir ſo zur Hand gegangen, wie Dir. Deſſen ungeachtet hatten unſere Nachkommen unter den erſten Cäſarn 30,000 Götzen allein im Pantheon aufgeſtellt.

Numa. Ich habe nur mich, nicht meine Nachwelt zu vertreten, und fühlte zu lebendig, daß Du die religiöſe Bildung Deiner Stadt nur zu ſehr außer aller Berathung gelaſſen hatteſt. Freilich bedarf der Menſch, beſonders die zu ſinnliche Menge, eines Symbols, und keines ſchien mir würdiger, einfacher und reiner, als der uralte Kultus des ewigen Feuers, weshalb ich die Anbetung der Veſta zweckmäßig fand.

Um den ungerechten Kriegen Einhalt zu thun, ſchuf ich das Friedenswächteramt der Fecialen, und ließ den Tempel des Janus ſchließen.

Romulus. Wie würde der unſterbliche Ruhm meiner Stadt zuſammengeſchrumpft ſeyn, wenn mir ähnlichere Nachfolger, ihn nicht bald wieder geöffnet hätten.

Lykurg. Es war in einem Staate, der unter ſolchen Verhältniſſen gegründet war, wie der Deine, viel ſchwerer, ihn zu ſchließen, als zu öffnen, und ich finde Numa's Friedensregiment rühmlicher, als Deinen Sabinerinnenraub.

Romulus. Er war nothwendig, darum war er gut.

Numa. Aber er zerrüttete zu früh das Innere unſerer jungen Kolonie, durch die Einverleibung der Sabiner mit den Römern, deren gegenſeitiger Haß nur, durch die Zeit, langſam

*) Man muß erwägen, daß hier ein Heide ſpricht.

Anmerk. des Setzers.

sich abkühlen konnte. Unter den Römern selbst war der Samen der Erbitterung, zwischen den Patriziern und Plebejern, schon früh aufgegangen.

Romulus. Durch kriegerische Thätigkeit, durch Unternehmungen nach Außen hin unterdrückte ich diese Erbitterung; die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte die gespaltenen Herzen wieder.

Numa. Auch wurde der Janustempel, mit vollem Rechte, würklich nur noch zweimal, seit meiner Regierung bis zum Ende der Republik, geschlossen. Das erstemal unter dem Konsulat des Manlius nach dem ersten punischen Kriege; und August selbst schloß ihn nach der Schlacht bei Actium zum zweitenmal. Man muß erschrecken, wenn man erwägt, daß Rom, in siebenhundert Jahren, nur zweimal Frieden hatte.

Romulus. Ich muß über mich selbst erschrecken, Numa, daß ich die Geduld habe, Dich anzuhören! Nöthigte mich nicht meine Lage, mir jede Spanne Land erst zu erobern?

Numa. Der Geist der Gewaltthätigkeit baute die ersten Hütten Deiner Stadt, und verschlang nach Dir das Eigenthum der Welt, um Nero's goldnen Pallast hinzuzaubern. Aber die rächende Gottheit strafte die stolze Räuberin durch das Schwert der Gothen und Vandalen und jetzt taugt die verödete Welteroberin bloß noch dazu, den obersten Bischofssitz eines Mönchs auf seinen Ruinen zu tragen *). Alles was ich that, konnte die, von Dir zusammengetriebenen, feindselig gegeneinander stoßenden, Elemente nur im Zaume halten, nicht versöhnen, und Deine Patricier und Plebejer füllten die Gassen ihrer Vaterstadt mit Blut.

Romulus. Weil kein König sie mehr zügeln konnte.

Numa. Das Volk konnte den Namen König nicht mehr

*) Solche Ansichten sind bloß im Traum verzeihlich.
Anmerk. des Setzers.

nennen hörst — ſchließe daraus auf die Verdienſte dieſer Regenten. Doch ich ſehe, wir werden uns ſchwerlich einigen. Laß uns abbrechen.

Hiermit entfernte ſich der ehrwürdige Numa, zu unſerm größten Bedauern, und Romulus und Lykurg ſetzten das Geſpräch allein weiter fort.

Numa hat darin Recht, Romulus, „ſagte Lykurg,“ daß es Deinem Staate an aller Grundlage der Gerechtigkeit fehlte; daß die Geſetze ſelbſt, die Du gabſt, mehr zur Ausbildung der Barbarei, als zur Beförderung des allgemeinen Wohls dienten; daß die Fortführung der Königsreihe, die zum Glück, mit dem ſiebenten ſchon abriß, Rom, ehe es nur eine Ahnung von Sittenverfeinerung, Kunſt, Wiſſenſchaft und eigentlicher Staatsbildung hatte, wider alle ſonſtige Erfahrung, zum Sitz der ſcheußlichſten Laſter gemacht haben würde. Der Staat, ſo jung, ſo roh, ſo unvollkommen er war, ſchien ein, in Laſtern erſtarkter Jüngling zu ſeyn. Die Republik gab dem gereiften Manne, trotz den Fehlern ſeiner frühern Erziehung, denen nicht mehr abzuhelfen war, den Ruhm der Größe und Heldentugenden, aber die Cäſarn ſtürzten den ablebenden Greis in den Abgrund. Hätte die Republik den Unterſchied, den Du nun einmal zum allgemeinen Verderben geſchaffen hatteſt — den unglückſeeligen Unterſchied zwiſchen Adel und Plebejern, der zu gar nichts taugte, aber, wo er einmal beſteht, nur mit höchſter Gefahr, ja ſogar nicht ohne Ungerechtigkeit wieder aufgehoben werden darf — um, gehen können, dann wäre Rom die ewige Roma geworden, wie ſie ſtolz ſich ſelbſt nannte.

Romulus. Das erkläre mir! Ich will mich mäßigen und geduldig zuhören. Doch nein! Du biſt ſo wenig geneigt, wie Numa, das Gute in meiner Staatsverfaſſung herauszufinden. Ich will Dich zwingen, es anzuerkennen. — Mit dem Auswurf der Latiner zog ich den Grundriß meiner Stadt. Nur wenige meiner Gefährten ſtanden mir, im Adel der Geſinnung

und in der Fähigkeit, meinen Entwürfen zu folgen, nahe genug, um ihre Auszeichnung, in meinen eigenen Augen, zu einer Handlung der Gerechtigkeit zu machen. Geburt, Verdienst, oder auch nur Besitz zeigten mir zur Genüge, wen ich zu erheben hatte; diese Rücksichten ließen meinen Adel entstehen, und das übrige Volk ließ ich seyn, was es war: Plebejer! So wie ich selbst mich als den Herrn Aller zeigte, und die Zeichen meiner Herrschaft durch die Lictoren vor mir hertragen ließ, so schied ich die Patricier von dem gemeinen Volk; in ihre Hände legte ich die öffentlichen Aemter. Ihrer waren zu wenige, als daß irgend ein aufbrausender Unwille der Plebejer sie nicht den größesten Gefahren ausgesetzt hätte, und ich ersann ein treffliches Versöhnungsmittel in dem Patronat.

Lykurg. Echt staatskünstlerisch! Nur hobst Du ein wohlthätiges Gesetz durch ein drückendes Gegengesetz wieder auf.

Romulus. Wie das?

Lykurg. Nach Deinem Patronat waren die Patricier die Vormünder der Plebejer. Diese wurden von Jenen über ihre Gerechtsame belehrt, vor Gericht vertheidigt, überhaupt in jedem Falle, der Schutz und Fürsprache verlangte, vertreten.

Romulus. Richtig!

Lykurg. Für diese nichtskostenden Dienstleistungen mußte der Klient viel kostspieligere Verpflichtungen übernehmen. Im Fall der Armuth half er die Töchter seines Patrons ausstatten, er war verpflichtet, ihn und seine Söhne aus der Gefangenschaft loszukaufen: ja er mußte alle Kräfte aufbiethen, dem Patron die obrigkeitlichen Würden zu verschaffen.

Romulus. Und das mit Recht!

Lykurg. Der undankbare Klient, der seinen Patron anklagte — und wie leicht ist dann die Beschuldigung der Undankbarkeit begründet, da Natur und Recht den bedrückten Plebejer zu diesem Schritte zwingen konnten, — wurde den Göttern des Todtenreichs geweiht, das heißt, sein Leben war der Hand eines

Jeden verfallen. Wo iſt in dieſem Patronat ein Verhältniß in den Verbindlichkeiten beider Theile zu finden?

Romulus. Daß Du das Patronat nicht leiden magſt, begreife ich wohl, da es die ſolzen Völker demüthigte, welche doch glücklich genug waren, in einzelnen römiſchen Familien noch ihre Patrone zu finden. Warum doch ſelbſt Deine unüberwindlichen Lacedämonier die Klienten der Klaudier.

Lykurg. Dein Spott hat keinen Stachel. Wäre Sparta ſtreng innerhalb der Grenzen meiner Verfaſſung geblieben, ſo hätten die Fluthen des Eurotas jede römiſche Legion verſchlungen, die ſich über den Iſthmus gewagt hätte.

Romulus. Eben ſo wenig bin ich an Roms Falle Schuld.

Lykurg. Setze hinzu: eben ſo wenig an ſeiner Größe. Dein angeordneter Senat war ein leidendes Werkzeug Deiner Macht, welche die Beile Deiner Liktoren, noch mehr Deine dreihundert Celeres ſicherten, jene, Deines Despotie zum Schilde dienende, Leibwache, aus der der Ritterſtand hervorging, um ſich als eine dritte Kaſte noch zwiſchen die Patricier und Plebejer zu ſtellen. Du ſelbſt aber haſt die unterdrückte Herrſucht dieſer begünſtigten Patricier hinlänglich kennen gelernt, als ſie Dich, wider Deinen Willen, bei Gelegenheit eines Gewitters, zu früh unter die Götter verſetzten.

Romulus. Haſt Du Dein ausgeſchlagenes Auge durch Dein Gleichheitsgeſetz retten können?

Lykurg. Miß Dein Mißgeſchick nicht mit dem meinigen. Ein Staatsſtreich endete Deine willkührliche Herrſchaft, und der Fauſtſchlag eines unſinnigen Tölpels, eine bloße Privathandlung, beſchimpfte mein Geſicht. Meine Geſetzgebung war ein Ganzes; Deine Beſtimmungen verdienen bloß den Namen von Anordnungen, da ſie höchſt unvollſtändig und in ſich zweckwidrig waren. Wodurch haſt Du die Rechte der Familie geſichert? — Etwa dadurch, daß der Mann die Frau verſtoßen, oder, wenn ſie Wein getrunken, und ſich einen Nachſchlüſſel gemacht hatte,

erworben durfte? Athmen nicht Deine Gesetze bei der Bestimmung der väterlichen Gewalt, die in den gemeinsten Fällen über Leben und Tod entschied, die den Sohn, welchen fremdes Mitleid immer wieder frei gab, dreimal zu verkaufen berechtigt war, eine unmenschliche Barbarei? und Du konntest hoffen, aus solchen Sklaven Bürger zu ziehen?

„Nun denn," rief Romulus, von Zorn glühend, aus, „was hast Du gethan und geschaffen, das so unendlich über meine An- und Einsicht, emporragte? Hat die von Dir eingeführte Gemeinschaft der Weiber — die auch Numa zu gestatten, thörigt genug war — hat etwa der Wettkampf der jungen nakten Mädchen vor dem versammelten Volke, Schaam und Zucht und Festigkeit der Familienbande bei Dir bezweckt? Wahrlich Du hast nichts Sonderliches ausgedacht! Und wenn der römische Vater sein neugebornes Kind tödten lassen durfte, so sehe ich wahrlich nicht, daß euer Gesetz, welches schwächliche und verkrüppelte Kinder in eine Höhle des Berges Taygetus auszusetzen befahl, dem Rufe der Natur, in dem Herzen der Mütter, nachgegeben hätte. Endlich weiß ich nicht, was ich zu den, in Deinem Erziehungsentwurf gestatteten Diebstählen Deiner Heldenknaben sagen, noch weniger, wie ich die unmenschliche Helotenjagd vertheidigen soll; denn Deine Kryptia ist eine so verruchte Sitte, dergleichen bei keinem andern Volke des Erdbodens gesehen worden!"

Lächelnd und ohne Empfindlichkeit erwiederte Lykurg: „Es ist mir nicht unangenehm, daß Du grade die Gegenstände berührest, die mir von der Nachwelt, mit Unrecht, zum Vorwurfe gemacht worden sind. Wer hat Dich so übel berichtet, daß ich eine Gemeinschaft der Weiber gestattet? — wovon ich auch Numa freisprechen muß — nur einen, auf freiwilligen Entschluß sämmtlicher Theilnehmer beschlossenen, Austausch gestattete ich. Da sämmtliche Kinder nach dem siebenten Jahre das väterliche Haus verließen, und, im eigentlichsten Sinne, Kinder des Staats wurden, so konnte aus dieser Freiheit kein Unheil erwachsen, die noth-

wendig in jedem anders eingerichteten Staate verderblich ſeyn müßte, da die Familienbande dadurch erſchlaffen und die Ungewißheit der Vaterſchaft die größten Unordnungen zur Folge hat. — Die Wettkämpfe der nakten Mädchen vor den Augen der Ephoren und des verſammelten Volks haben keine unſittliche Angriffe geſtattet, ſondern die männliche Jugend gereizt, in den Eheſtand zu treten. Die verheirathete Spartanerinn erſchien nie anders, als in der züchtigſten Kleidung — und die Quelle ſo vieles Elends, jene blindwüthende Eiferſucht blieb in Lacedämon eine verächtliche Leidenſchaft. Wenn das neugeborene Kind ſchwächlich und verkrüppelt zur Welt kam, ſo hatte die ſpartaniſche Mutter, die, von dem Augenblick ihrer Schwangerſchaft, unter die Obhut und Fürſorge des Staats trat, mit wenigen Ausnahmen, gewiß Schuld daran. Es war ein ſtarker Bewegungsgrund für ſie, nichts zu thun, das ihrer Leibesfrucht in der Höhle des Taygetus dem Tode entgegen führen konnte, und in einer Republik, wie Sparta, hätte jeder Schwächling und Krüppel ein ſo verächtliches und elendes Daſeyn hingeſchleppt, daß der Tod ſolchen neugebornen, bewußtloſen Kindes, als eine Wohlthat zu betrachten war. Doch, Dank den Göttern! dies harte Geſetz fand, bei ſo geſunden Müttern, eine höchſt ſeltene Anwendung. — Was Du mir bei der Erziehung der Knaben vorwirfſt, iſt kaum noch der Vertheidigung werth, da der junge Dieb, wenn er ſich ertappen ließ, hart beſtraft wurde."

„Nicht," unterbrach ihn Romulus, „weil er geſtohlen hatte, ſondern weil er nicht geſchickt genug geſtohlen hatte; das macht den großen Unterſchied. Sein Vergehen beſchimpfte ihn nicht."

„Wenn ich," verſetzte Lykurg, „den Knaben, aus Erziehungsgrundſätzen, die Verachtung des Diebes nicht fühlen ließ; ſo wäre dies Verbrechen darum doch nie in den Sinn eines Bürgers von Sparta gekommen, den ich dadurch zur Wachſamkeit für ſein Eigenthum, gegen die vielfache Liſt der Knaben, ermuntern, ſo wie dieſe ſelbſt zu jener Verſchlagenheit vorbilden wollte, die

der Tapferkeit im Felde, in so mancherlei gefährlichen Lagen, sehr hülfreich zur Seite steht. Wenn Du mir endlich die Heloten-jagd zurechnen willst, so danke ich aufrichtig dem Plutarch, daß er meine Vertheidigung gegen diesen schändlichen Gebrauch übernommen hat. Diese Abkömmlinge des, von dem Herakliden Agis unterjochten, Helos, das seiner Herrsucht sich entgegen zu stellen gewagt hatte, seufzten schon lange vor mir, in einer bedauernswürdigen Sklaverei, und ich suchte das Schicksal dieser Heloten nach Möglichkeit zu mildern. Da Sparta ein kriegerischer Staat seyn mußte, wenn er nicht die Beute jedes Nachbarn werden sollte, weil er ganz getrennt für sich bestand, und sein kleines Gebiet nicht erweitern durfte, so konnten seine Bürger nur das Kriegeshandwerk üben, und diese waren das Bollwerk der Stadt, die ich mit keiner Mauer zu umziehen nöthig fand. Den Heloten übertrug ich daher den Landbau und die Ausübung der Gewerke; der von ihnen zu entrichtende Tribut durfte nicht erhöht werden, und ihre Arbeiten erhielten sie bezahlt. Sie wurden dadurch in einen Rechtszustand versetzt, der sie so wohlhabend machte, daß sie sogar einen Mittelstand, zwischen den Bürgern und eigentlichen Sklaven, bilden konnten. Erst späterhin wieder wurde ihr Zustand von Neuem verschlimmert, ja endlich unerträglich, wie ich mit Schmerz und Unwillen erfahren habe.

Romulus. Du siehst also, daß Dein Gleichheitsgesetz die Menschenrechte nicht sicher zu stellen vermocht hat.

Lykurg. Ich konnte nicht alles vernichten, was ich vorfand. Der Staat, in dem ich auferzogen war, schon, Du aber schufst den Deinigen erst — und obgleich Du den Umständen nachgeben mußtest, hättest Du doch, mit einer viel ungebundenern Hand, mehr Deinem gesammten Volke, als Deinen Begünstigten, ein wohlthätiger Gesetzgeber seyn können.

Romulus. Es ist viel schwerer, wo nichts ist, etwas hinstellen, als das Vorhandene besser zu ordnen.

Lykurg. Ich spreche nicht von dem, was schwerer,

ſondern von dem, was beſteht. — Der Thron in Sparta blieb zwar bei den beiden Zweigen des Herakliden, aber die Könige konnten ihre Gewalt nicht mehr mißbrauchen; nur als Feldherrn erhielten ſie die höchſte nöthige Gewalt; in Sparta ſelbſt ſtanden ſie nur an der Spitze der Magiſtraturen, als erſte Bürger des Staats; und ihr Anſehen konnte nicht leicht gefährlich werden, da einer der Nebenbuhler des andern war. Waren ſie im Felde, ſo erſetzten andere Staatsbeamten ihre Stelle, die Ephoren hießen, und deren Macht nach mir ſehr, vielleicht zu ſehr, vergrößert wurde, als die Könige gemeinſchaftliche Sache zu machen anfingen. Denn dieſe Ephoren zogen die Könige ſelbſt vor ihr Tribunal und beſtraften ſie.“ *)

„Das Volk übte eigentlich die höchſte Gewalt aus. In ſeinen Verſammlungen, die keinen Unterſchied der Stände geſtatteten, wählte es ſeine Magiſtratsmitglieder, beſchloß über Krieg und Frieden — und nicht der Mann von vornehmer Geburt, ſondern der Einſichtsvolle und Rechtſchaffenſte wurde zu den Staatsämtern gewählt.“

„Ein Senat, von dreißig Mitgliedern, die beiden Könige, welche den Vorſitz führten, mitgerechnet, wachte über die Geſetze, damit weder die Anarchie des Volks, noch die Herrſchſucht der Könige die Republik in Gefahr bringen konnten, und neigte ſich zu dem ſchwächern Theile hinüber, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Seine Weisheit und die Ehrfurcht, die er einflößte, machten das einzige, aber volle, Gewicht ſeiner Gewalt aus.“

„Wehe dem Lande,“ rief Romulus aus, „das von dem Verſtande des dummen Volks die Entſchlüſſe erwartet, die ſeine

*) Agis der IIte wurde, freilich nicht aus den edelſten Beweggründen — er hatte Lykurgus Stiftungen zurückführen wollen — zum Tode verurtheilt, und im Gefängniſſe erdroſſelt.

Agis der Ite kam mit einem Verweiſe davon, weil er mit ſeiner Gemalin zu Hauſe zu Mittag gegeſſen hatte. Pauſanias mußte verhungern. Anmerk. des Setzers.

Wohlfahrt begründen sollen! Ich darf nur an meine Gesellschaft denken, die ich an der Aber um mich versammelt sahe, als ich noch nicht einmal wußte, welchen Namen ich meiner Stadt geben sollte, um ein wahres Grauen zu empfinden."

„Das Volk darf durchaus nicht dumm seyn," versetzte Lykurg kaltblütig, „darum ließ ich es vom Staate erziehen."

„Aber die gemeine, nichtswürdige Gesinnung des großen Haufens...!" schrie Romulus, mit einem Ausdruck des höchsten Widerwillens.

„„Eine schlechte Gesinnung ist nicht möglich, wo es weder Geringe noch Vornehme, weder Arme noch Reiche giebt; wo die Schwelgerei nicht lasterhaft, die Auszeichnung der Geburt nicht aufgeblasen macht und Erbitterung erzeugt. Es war kühn von mir — aber es durchgesetzt zu haben, mein Stolz — daß ich die Besitzthümer aller Bürger zusammenwarf und die, in 30,000 Antheile gleicher Größe, vermessenen Ländereien, unveräußerlich, an eben so viele Bürger gab. Der gewaltige Unterschied, jedes Uebergewicht, vom Reichthum ausgehend, war vernichtet. Gleiche Erziehung, eingeflößte Vaterlandsliebe, einfache Sitten, körperliche Abhärtung und der edle Stolz des Ehrgefühls machten jeden Bürger Lacedämons zu einem Manne, dessen Stimme in den Volksversammlungen etwas werth war, und dieser kühne Schritt hat Sparta's Glück begründet, und mir selbst nur ein Auge gekostet, als ein junger Schlemmer sich fortan in seiner üppigen Lebensweise gehindert sahe.""

„„Hätte Solon es wagen dürfen, dasselbe zu thun, hätte er seine vierte, von allem Vermögen entblößte, Zunft nicht so zurücksetzen und von allen Aemtern ausschließen müssen, so, daß sie jetzt nichts weiter, als ihre Armuth, ihre forterbende Unwissenheit und ihre, jedem Aufwiegler, in den Volksversammlungen verkäufliche, Stimmen behielt, wir würden wahrlich nicht von ewigen Umtrieben, von dreißig Tyrannen, in der reinsten aller Democratieen, und von jenen, zum Spott der Tugend und

Größe erfundenen, Oſtracismus gehört haben, der die verdienteſten Männer ins Elend zu verbannen genöthigt war, weil ſo leicht jeder große Mann, durch die Beweglichkeit der Volksgunſt, zum unumſchränkten Despoten werden konnte. Jedes Blatt der Annalen Athens bekundet entweder die Allgewalt ſeiner berühmten Männer, oder den himmelſchreyendſten Undank für ihre großen Verdienſte um das Vaterland.

Romulus. Jetzt haſt Du mir die Waffen in die Hände gegeben. Die Demokratie und die Despotie wälzen ſich alſo, in anarchiſchen Gladiatorkämpfen, immer am Boden über und durcheinander. Eiſerne Geſetze daher, eiſerner Gehorſam und ein Fürſt, der die erſtern giebt, und den andern entgegennimmt, erhalten allein die Ordnung.

Lykurg. Welche Folgerungen, die nur Dein gewaltthätiger Geiſt zu machen im Stande iſt! Die Armuth, nur die Armuth Deiner Plebejer, die ſchändlichſte, ungerechteſte Habſucht Deiner Patrizier, führten das berüchtigte Ackergeſetz *), den Kampf der beiden Gracchen mit dem Senat, das Ende der Republik und die ſchwärzeſte Reihe von Despoten herbei, unter deren Laſtern und Verbrechen, das, in Unrecht und Raub gebohrne, Rom endlich einen ſchmählichen Tod fand.

Romulus ſchäumte vor Wuth. Seine unbändige Hitze hatte, ſchon während des Geſpräches, eine Menge von Zuhörern

*) Das berühmte Licinische Geſetz 365 v. Chr. gegeben — nach dem Volkstribun Cajus Licinius alſo genannt — verſtattete nur den Beſitz von 500 Jugeren (Morgen) Ackerland. Zwei hundert und zwei und dreißig Jahre nachher ſuchte Tiberius Gracchus, unter einigen mildernden Bedingungen, zum Vortheil der verarmenden Plebejer, die Anwendung jenes Geſetzes durchzuſetzen, ward aber 133 v. Chr. ermordet. Appian. (de bello civili I. 7) wie mir unſer gelehrter Rathsſyndikus geſagt hat, giebt von den Ränken und Schlichen der Patrizier, wie ſie nach und nach zu dem Beſitz faſt ſämmtlicher Ländereien gelangten, ſehr ausführlichen Bericht.

Anmerk. des Setzers.

um uns versammelt, die wir, durch Theilnahme an dem Gegenstande des Gespräches gefesselt, Anfangs nicht beachteten, die aber jetzt lauter, für oder wider Romulus und Lykurg, sich zu äußern anfingen.

Unter denen, die auf Romulus Seite übertraten, stand ein hagerer schöngebauter Mann in morgenländischer Tracht, mit dunkeln schwärmerischen Augen, sanftgeschweiften Lippen und sehr stolzen Zügen. Er war mit einem Säbel umgürtet, der, nach dem abgegriffenen Gefäß zu schließen, viel gebraucht worden war. Eine Schaar reizender Jungfrauen und wunderschöner Knaben bildete sein Gefolge. Macchiavell sagte uns, es sei Muhamed. Noch ein anderer, von cynischem Ansehen und vernachläßigter Kleidung, stellte sich zu Romulus, und wir erfuhren, es sei Thomas Hobbes. Ein Dritter gesellte sich zu diesen, mit einem offenen und ehrlichen Gesicht, aber es schien, in einem innern Zweifel, ob er nicht auf Lykurgs Seite hätte treten sollen. Der Eremit raunte mir zu, er habe so eben von Macchiavell erfahren, daß wir Hugo Grotius in ihm vor uns sähen.

Andere, und zwar die Mehrzahl, nahmen die Parthei Lykurgs. Während alle durcheinander sprachen, ohne daß einer besonders das Wort gewinnen konnte, benuzte Macchiavell den günstigen Augenblick, uns mit ihnen bekannt zu machen.

„Jener unsterbliche Mann, dem die stammelnde Zunge die Rede so sehr erschwert, ist der geistreiche Montesquieu; der heitere Weltmann ihm zur Seite, dem das Genie auf der Stirn ausgedrückt ist, der an Gedanken so fruchtbare Johann Locke. — Sieh! eben wendet sich einer der reinsten Republikaner neuerer Zeit nach ihm hin, um das Wort an ihn zu richten."

„Wen meinst Du?" fragte ich, „jenen Patriarchen, in der Kleidung eines schlichten Landmanns?"

„Ja wohl," erwiederte Macchiavell, „den schlichten Greis mit den glattgekämmten Haaren — es ist Benjamin Franklin, der einzige, zu dem sein reizbarer und grämlicher Nachbar noch eini-

ges Vertrauen fassen kann. Erkennst du in ihm wohl unsern Jean Jacques?"

„Rousseau!" rief ich so lebhaft aus, daß er es hören konnte, und in demselben Augenblick kehrte er uns den Rücken zu.

„Jenen Schwarzkopf mit dem dicken, wilden Haar," fuhr Macchiavell fort, „der sich durch den Fluß seiner Rede so auszeichnet — er hat ein sehr zurückstoßendes Gesicht — wird ein jeder für den berühmten und berüchtigten Revolutionsmann Mirabeau erkennen. Lassen ihn die übrigen erst ganz zu Worte kommen, so ist er noch der Einzige, der den Starrsinn der Gegner überwältigt; und wenn es ihm gefiele, könnte er ebensowohl manchen Anhänger Lykurgs zu Romulus hinüberziehen; denn er ist ein gewaltiger Redner, und, obgleich ein eifriger Herold der Freiheit, die einzige Stütze der königlichen Gewalt gewesen, so lange diese ihn durch goldene Netze zu verstricken wußte. Dicht neben ihm siehst Du den Physiokraten Franz Quesnay, dessen System ohne Genuß der vollsten bürgerlichen Freiheit nicht bestehen kann, und von Mirabeau sehr in Schutz genommen wurde.

„Doch jener sinnende, gar nicht sprechende, aber sehr gelehrt scheinende Mann, hinter dem Kahlkopf mit dem etwas hochmüthigen und selbstgefälligen Gesicht?" fragte ich, da beide mir auffielen."

„Ist Samuel Pufendorf," erwiederte Macchiavell. „Ein verdienstvoller Alter, dem alles, was er schrieb, aus dem redlichsten Herzen floß. Aber er hatte die Idee gefaßt, daß das Recht der Gesellschaft aus der äußern Sittlichkeit freier Handlungen zu entwickeln sei; und da führte er uns mit einmal, aus allem Rechtsgebiete, in eine Gesellschaft wohl gezogener Leute, die eigentlich durch nichts anders gegen einander verpflichtet sind, als durch die Wohlanständigkeit. Darum steht er so unschlüssig da, indem er weder zu Romulus noch Lykurg übergehen mag. — Den Hochmüthigen — wie Du ihn nennst — vor ihm, solltest

Du doch schon an der spitzen Nase, oder vielmehr der Warze darauf erkennen; ein Geist, den wir bald klein, bald groß, einmal als den würdigsten Republikaner, dann wieder als den muthlosesten Schmeichler der Tyrannei kennen gelernt haben. Er scheint zu erwarten, daß jede Parthei sich auch heut um ihn bewerbe. Es ist kein anderer, als Cicero. Algernon Sydney betrachtet ihn so eben mit einer Verwunderung, die großem Unwillen andeutet, denn dieser strenge Republikaner ist unbestechlich in seinen politischen Grundsätzen, die er mit dem Leben büßte. —

„Mich wundert aber," sagte Macchiavell nach einer Pause, „daß Du den göttlichen Platon völlig unbemerkt lässest, der dort, fern von diesem Gewühl, so ganz allein steht, und den Blick zum Himmel richtet. „Der göttliche Platon!" rief ich, von Ehrfurcht durchdrungen, nach, und sah den schönsten Greis, den je mein Auge erblickt hatte, wie in einer geistigen Entzückung verklärt.

In diesem Augenblick bat ihn Lykurg, ein wenig näher zu treten, um Schiedsrichter zu werden. „Du sollst uns sagen, was der Staat ist, Platon!" redete ihn Lykurg an.

„Was er bei Euch ist, weiß ich nicht; ich habe nur darüber nachgedacht, was er seyn sollte," erwiederte er.

Lykurg. Laß hören! — Was soll der Staat seyn?

Platon. Die Verbindung einer großen Gesellschaft, unter einer öffentlichen und allgemeinen Herrschaft des Sittengesetzes.*)

Romulus. Ha! Ha! Da wäre ich mit meinen Abentheuern schön gefahren!

Hobbes. Das heißt: aus Schlamm Gold machen wollen!

Pufendorf. Ich bin dennoch Platons Meinung. Gerade weil die menschliche Natur verderbt ist, kann sie nur im Gesellschaftszustande durch Beobachtung — wenn auch bloß des äußern

*) Plat. Politicus und de Republ. II und IV.

Aus den Bemerk. des Hrn. Syndik.

Sittengeſetzes beſtehen. Sie muß ſich einem Zwange unterwerfen, den ihr die Vernunft auferlegt*)

Hobbes. Wenn ſie das könnte, wäre die menſchliche Natur nicht ſo ſchlecht, wie ſie würklich iſt. Nein! ſie muß durch äußere Gewalt gebändigt werden. Die thieriſche Begierde herrſcht im Menſchen vor, und darum ſucht er alles an ſich zu reißen, was die Erde an Gütern darbietet, denn omnibus inest voluntas laedendi.**) So lange der Rechtszuſtand nicht durch phyſiſche Gewalt erzwungen werden kann, greift Jedermann in das Eigenthum des Andern ein. Die Geſellſchaft kommt nicht eher zur Ruhe, bis ſie gehorchen muß, und ſie muß nicht eher gehorchen, als bis ſie einen unbeſchränkten Monarchen an ihre Spitze geſtellt ſieht.

Muhamed. Und dieſer gelangt dadurch am leichteſten zur höchſten Gewalt, wenn er ſich höher zu ſtellen weiß, wie alle übrigen Sterblichen; wenn er etwas Göttliches in ſich zu tragen glauben läßt, und wäre er auch nur als der Abgeſandte, oder der Prophet Gottes zu betrachten. Dieſe Grundlage rechtfertigt jede

---

*) Pufend. de jure nat. et gent. Lib. II. Cap. III. §. 15. Inde fundamentalis lex naturae isthaec erit, cuilibet homini, quantum in se, colendam et conservandam esse pacificam adversus alios socialitatem, indoli et scopo generis humani in universum congruentem.

Der Setzer, nach den Anmerk. d. H. Syndik.

**) Unſer Stadtſyndikus hat mir würklich dieſe Worte vorgelegt. Sie lauten:

Voluntas laedendi omnibus quidem inest in statu naturae. Hobbes de cive. Cap. I. 4. und der finſtere Philoſoph meint, es bleibe auch dabei im bürgerlichen Leben, denn, ſagt er Cap. I. 2.

Qui dormitum eunt, fores claudunt; qui iter facit, cum telo est, quia metuunt latrones. Civitates fines suos praesidiis, urbes moenibus, tueri solent, metu vicinarum civitatum.

Im ſechſten Kapitel lehrt Hobbes die unbegränzte Deſpotie, als bloße Folgerungen aus obigem einfachen Satze.

Anmerk. des Setzers.

Gewaltthätigkeit, als nach dem Willen Gottes vollzogen, schon von selbst, und unterdrückt jede Grübelei über die Handlungsweise des Herrschers.

Grotius. Bis die Vertrauten, oder die nächste Umgebung, zuviel Menschliches in dem Göttersohne entdecken, und ihn durch einen Gran Gift, wie dich Muhamed, oder durch einige Dolche, wie den Romulus, bei Zeiten in den Himmel zurückversetzen. — Der Grund aller Staatsverfassungen ist kein anderer, als der geschichtliche Vorgang. Der Besitz der Gewalt ist ihr Rechtstitel, der aufrecht erhalten werden muß, wenn die Staatsgesellschaft nicht ewig hin erschüttert werden soll. Ist der Machthaber einmal da, so würden ihn nur solche Handlungen der Herrschaft berauben, welche eine unmittelbare Auflösung der Staatsgesellschaft zur Folge haben. *)

Cicero. Nichts anders sei die höchste Gewalt, wie das Gesetz! Ein allgemeiner Ausspruch für das Recht und die Verpflichtung Aller. **)

Hobbes. Was das todte Gesetz sei, wenn der Wille der Lebendigen es nicht beseelt, haben wir an den Senatus Consulten, Edicten und Plebisciten Deiner, verworren zusammengesetzten, Republik, in den Verwüstungen des Marius, der Tyrannei des Sulla, und an den Proscriptionslisten der Triumvirate wohl gesehen. Sobald euer Senat nichtswürdig wurde, war Rom durch die herrlichsten Gesetze nicht mehr zu retten, Falls sie auch noch wörtlich hätten abgefaßt werden können; und wer weiß, ob

*) Siehe Hugo Grotius de jure belli ac pacis Lib. I. Cap. IV. 9. Ein mir an die Hand gegebenes Citat, wie alle folgende.
Der Setzer.

**) Ergo est lex, justorum injustorumque distinctio, ad illam antiquissimam, et rerum omnium principem expressa naturam, ad quam leges hominum diriguntur, quae supplicio improbos afficiunt, defendunt, ac tuentur bonos. Cicer. de leg. II. v.
Der Setzer.

die Reihe eines Ungeheuers von Cäsaren und Augusten dieſen Abſchaum aller Böſewichter ausgemacht hätte, wenn der, in ſeiner Form immer noch ſichtbarliche, in ſeinem Weſen ſo erbärmliche, Senat die Verachtung in den Herzen der Kaiſer nicht genährt, und die Sucht zur Alleinherrſchaft noch mehr gereizt hätte.

Romulus. Bis endlich der Sclav ſeines Weibes aller Welt verkünden ließ: lex est voluntas imperatoris! O herrlicher Juſtinian! *)

Montesquieu. Indeſſen iſt die Welt bei dieſer Definition nicht ſtehengeblieben. Sie hat gründlichere gefunden, und die Richtigkeit jenes Dikels hat ſich nicht beſſer ergeben, als an dem Tage, wo Odoaker, dem geheimen Kabinet des Romulus Auguſtulus die Thür aushob.

Muhamed. Dein Geiſt der Geſetze iſt auch, wie die neueſte Zeit gelehrt hat, kein Orakel mehr.

Montesq. Ich zweifle, ob Du, als echter Orientale, dieſen Geiſt erfaßt haſt; aber die Abendländer, die für den Despotismus nicht geboren ſind, muß ich bedauern, wenn ihre Regierungen von dieſem Geiſte verlaſſen werden.**) Iſt denn ein Geſetz etwas Anders, als die Beſtimmung der Verhältniſſe, die, aus der Natur der Dinge ſelbſt, als nothwendig ſich ergeben? Und hat nicht ſelbſt die Gottheit ihre Geſetze. Wären es auch keine andern, als die unumgängliche Nothwendigkeit, in Allem vollkommen ſeyn zu müſſen. Seid überzeugt, dem falſchen, untergelegten Geiſte wird es nicht gut gehen, obgleich er der böſeſte

*) Corp. jur. Instit. Lib. I. Tit. II. §. 6. heißt es freilich: Sed et quod Principi placuit, legis habet vigorem. und in den Dig. Lib. I. Tit. IV. §. 1. Quodcunque igitur Imperator per epistolam et subscriptionem statuit, vel cognoscens decrevit, vel de plano interlocutus est, vel edicto praecepit: legem esse constat.
Der Setzer.

**) De l'esprit des loix Liv. XI. Chap. I.
Der Setzer.

Teufel ist, der von den staatswissenschaftlichen Exorcisten auszutreiben bleibt.

Rousseau. Es ist grausam und zerreißt mir die Seele, wenn ich erwäge, daß die verfinsterte Vernunft die angeborne Gleichheit aller Menschen verkennt! Aus diesem Princip der Gleichheit allein geht ja der gesellschaftliche Vertrag hervor *) Nur ein Caligula konnte seine Gewissensbisse durch den Gedanken beschwichtigen, daß die Könige Götter, oder die Völker Thiere wären. **)

Hobbes. Du selbst bist ja der Meinung irgendwo, daß die Gesellschaft das Unglück der Menschheit sei. Warum sind die Menschen so böse?

Rouss. Leider habe ich es, nach meinen Erfahrungen, behaupten müssen und daher die Einsamkeit gewählt.

Ich hätte den guten Jean Jacques umarmen mögen, der die nämliche Empfindung mit mir theilte. Er fuhr fort:

„Findest Du es etwa gerecht, und was gleichviel ist, vernünftig, daß man einen ganzen Wald von Bäumen biege, verstümmele, oder gar fälle, damit ein Einziger, aus ihrer Mitte ungehindert recht üppig und gedeihlich in die Höhe wachse?

Muhamed. Die Bäume des Waldes sind zum Verbrennen bestimmt.

Rousseau verließ plötzlich im höchsten Unwillen die Gesellschaft. Einige lachten, andere murrten.

Locke (heiter, mit gutmüthiger Ironie.) Diese Behauptung schmeckt zu sehr nach dem Fatum deines Islam. Laß uns die

---

*) Du Contr. Soc. Chap. IV.

Puisqu' aucun homme n'a une autorité naturelle sur son semblable, et puisque la force ne produit aucun droit, restent donc les conventions pour base de toute autorité legitime parmi les hommes.

Der Setzer.

**) Du Contr. Soc. Chaptr. II.

Der Setzer.

Grundlage der Geſellſchaft freundlicher hinſtellen. Die ſinnlichen Empfindungen ſind die Quelle aller unſerer Erkenntniſſe; *) ſie geben auch vorzüglich den Grund unſerer Handlungsweiſe, die das Glück herbeizuführen, den Schmerz zu entfernen ſucht. **) Das geiſtige Vergnügen hat denſelben Urſprung, und die geſellſchaftliche Verbindung als Staat gedacht, kann, von der Natur des Menſchen aus beurtheilt, keinen andern Zweck haben, als durch gegenſeitige Einwürkung die allgemeine Wohlfahrt zu ſichern und zu befördern. ***) Dies wird aber unmöglich, wenn der Wille eines Einzigen unbedingt zum Geſetz aller Uebrigen wird; einmal, weil es zu den ſchmerzlichſten Empfindungen gehört, unfrei zu ſeyn, und, über die eigene Selbſtbeſchränkung hinaus, den Willen aufzugeben; und ſodann, wenn ich, im Vertrauen zu der Willensrechtlichkeit des unbeſchränkten Einzigen, auch mein Glück in deſſen Hände gebe, ſeine Anſichten von Wohl und Wehe, für mich und jeden Dritten, ganz umgekehrte Erfolge haben können, und wie zur Pein wird, was mir heilſam werden ſollte.

Quesnay. So ſehr ich mich mit Dir für die Freiheit erkläre, Freund Locke, ſo wünſche ich ſie doch aus einem ganz andern Grunde. Gäbe die innere menſchliche Natur allein den Maaßſtab zur Organiſation der Staaten, ſo müßten alle Völker gleiche Staatseinrichtungen haben, um glücklich zu ſeyn. Ich behaupte aber gegen Euch alle, daß eine Verfaſſung, die das Glück des einen Volks begründet, das andere vielleicht in einen Abgrund von Elend ſtürzen würde.

Cicero. Sich gegen Alle erklären, heißt ziemlich kühn

*) Locke Verſuch über den menſchlichen Verſtand. Buch II. Cap. I. §. 3. Der Setzer.

**) ibid. B. II. Cap. 7. §§. 1—5. Der Setzer.

***) ibid. Cap. XXI. §§. 41. 51 seq. Der Setzer.

sprechen! Wie wolltest Du Dich wohl mit Deinem, den Widerspruch an der Stirn tragenden, Satze noch mit Ehren zurückziehen können?

Quesnay. Ohne alle Redekünste, Cicero, auf folgende Weise. Jedes Volk hat seinen bestimmten Boden, der von Flüssen, Küsten, Bergen u. s. w. durchschnitten oder begränzt ist. Dieser Boden ist der Ernährer dieses Volks, und die Eigenthümlichkeiten desselben bedingen die Verfassung, welche, als obersten Grundsatz, die einfache Regel aufstellt, daß der Boden, von den Staatsbürgern, ohne alle Beschränkung benutzt, und der Gewinn ohne alle störende Verhinderung abgesetzt werden dürfe. Alle Staatsabgaben können daher auch nur vom Grundbesitzer erhoben werden. *)

Cicero. Wir haben doch auch Männer gehabt, wie einen Varro, einen Virgil, einen Portius Cato, Columella und viele andere, die recht wohl wußten, was man mit dem Acker zu machen habe, um reich zu werden; aber es ist nie einer römischen Seele eingefallen, darauf ein Staatssystem zu gründen. — Und was soll aus den übrigen Einwohnern werden, die keine Bauern sind?

Quesnay. Was die Venetianer, die sammt und sonders Kaufleute waren, mit ihren Handwerkern, Künstlern und Gelehrten machten. Weil sie nützlich und nothwendig waren, fanden sie durch die eigentlich geltende Klasse ihr Brot. — Die Staaten mögen sich nur nicht soviel um die Industrie ihrer Bürger bekümmern. Die Industrie hebt sich von selbst, wenn sie nur nicht gestört wird; denn das Verlangen der Menschen nach Erwerb und Reichthum ist zu groß, um hierin noch einer Vormundschaft zu bedürfen.

*) Physiocratie, ou du Gouvernement le plus avantageux au Genre-Humain. Dies 1768 erschienene Werk Quesnay's stellte den Verfasser an die Spitze der Oeconomisten.

Der Setzer.

Franklin. Mit wahrer Andacht habe ich alle Eure verſchiedenen Meinungen angehört, und mich im Stillen verwundert, daß auch nicht ein Einziger von Euch um einen Grund für ſein, von den übrigen abweichendes, Syſtem verlegen geweſen iſt. Aber eben weil ihr alle Recht habt, kann jeder doch offenbar nur für einen beſtimmten Geſichtspunkt Recht haben; und da das Leben der Geſellſchaft nicht eine Seite, ſondern unendlich viele darbietet, ſo würden alle Eure Grundſätze zugleich eine günſtige Anwendung finden können, ſobald dieſe Anwendung nicht unbedingt verlangt wird; denn dies würde nur durch Annahme eines einzigen, unter Ausſchließung aller übrigen, möglich ſeyn.

Grotius. Ein politiſcher Eklektiker!

Lykurg. Ein unverdächtiger Republikaner, der in Sparta unter den Ephoren geglänzt haben würde.

Romulus. Du vergrößerſt Deine Parthei durch Beſtechung, Lykurg!

Locke. Daß dieſer unbeſtechlich war, hat er in England bewieſen.

Franklin. Mich dünkt, meine Freunde, daß die tiefſten Abſtractionen leicht die verderblichſten Anwendungen finden können, weil der Staat ein Reales iſt, das aus Millionen Realtheilchen zuſammengeſetzt werden muß. Der Menſch und der Boden, worauf er lebt, das Weltliche und das Ewige, Sittliches und Materielles, Alles und Jedes giebt dem Geſetzgeber den Rath, die größten Rückſichten zu nehmen, und — Ihr Herrn Philoſophen mögt es nur nicht übel nehmen — wenn Ihr gute und herrliche Ideen habt, ſo möchte ich ſie doch nicht von Euch ſelbſt im Staate ausgeführt ſehen, denn dazu taugt, nach aller Erfahrung der geſunde praktiſche Verſtand am allerbeßten, weil er auch die Nebendinge beachtet, über die ihr großen Geiſter eher fallen, als ſie zu bemerken Geſchick finden könnt.

Muhamed. Der Mann hat nie eine Begeiſterung gehabt. Es fehlt ihm an aller Phantaſie.

Mirabeau. Brüste Dich nicht, Abul Casem, mit Deinen Extasen. Schwärmen heißt nicht begeistert seyn; Rasen ist nicht Phantasieren. Es giebt weder Legionen von Phidiassen, Dürern, Shakespearen, noch von Staatskünstlern, und die größten Geister, die einen Staat zu begründen verstehen würden, sinken unbemerkt ins Grab, weil sie eine ereignißleere Zeit in ihr Jahrhundert warf, wo sie, wie ausgesetzte Kinder, in dem Findelhause irgend einer Kanzlei oder Geheimschreiberstube, mit mühsamem Nichtsthun aufgepäppelt, und, wenn sie dennoch mitunter Blitze ihrer edlen Abkunft schleudern, oder den kräftigen Laut einer starken Brust hören lassen, sogleich verschnitten werden, um, als bleibende Discantisten, Männerrollen ohne Mannheit zu spielen, und, vor allen Dingen, kräftige Gedanken zu erzeugen, unfähig gemacht sind.

Muhamed. Der spricht, als sei er im Harem groß geworden, oder viel unter den Händen der Gerichtsdiener gewesen.

Mirabeau. Das Genie allein gründet Staaten und revolutionirt sie, wenn es die Constellation der Dinge gestattet. Die Natur wählt sich die Männer aus für ihre Zwecke; wo sie eine Republik will, schafft sie einen Brutus; wo ihr die Despotie zweckmäßig scheint, wirft sie einen Sulla unter den niederträchtigen Haufen, und will sie aus Erz edles Metall bilden, so trägt sie einen Czaar Peter auf, mit dem chemischen Prozeß den Anfang zu machen.

Alle Formen helfen den Staaten nichts. Die großen Männer umgehen sie entweder, oder werfen sie über den Haufen. Die Form ist nichts, als die Schaale, aus der die erhabenen Talente den Kern ziehen, und das leere Gehäuse, zur Täuschung der ganzen Welt, wieder zusammenkleben. Wäre doch Dein Perikles hier, ehrwürdiger Platon, oder Dein Agesilaus, erhabener Lykurg, oder Dein Cromwell, grämlicher Hobbes, um mir Recht zu geben

Hobbes. Oder Dein 16ter Ludwig, um Deine Prävarication zwischen ihm und der Nation zu rühmen!

Mirabeau. Was Dich aus Engbrüſtigkeit geſchändet hätte, macht meiner Hochſinnigkeit Ehre. Du haſt der Despotie das Wort geſprochen, ich habe einen gutmüthigen Tyrannen aufrecht erhalten, und hätte mich meine letzte Stunde nicht zu früh ereilt, ſo wäre Frankreich frei geworden, und ein unglücklicher König nie unter der Guillotine gefallen.

Romulus. Welch ein kecker, verwegener Geſelle!

Lykurg. Laßt ihn! es iſt ſeine Art ſo.

Mirabeau wollte antworten, allein ein hagerer Mann, mit einem unendlich durchdringenden Blicke, trat in die Verſammlung, und unterbrach durch ſeine Einmiſchung ein Geſpräch, das auf den Punkt war, die Leidenſchaften gegenſeitig aufzuregen.

Lykurg machte den Fremden mit dem Gegenſtande, warum es ſich handelte, bekannt, und als er ihn in der Anrede Ariſtoteles nannte, war ich im Voraus gewiß, daß er die Partheien zu vereinigen im Stande ſeyn würde.

Platon hatte in der ganzen Zeit kein Wort geſprochen, und Ariſtoteles ſagte: „Platon! Die Menſchen werden keiner Verfaſſungen mehr bedürfen, wenn ſie allgemein und nur unter der Herrſchaft des Sittengeſetzes ſtehen.

Platon. Willſt Du dieſen höchſten Entzweck des Staates nicht gelten laſſen; ſo wirſt Du nach einem Unvollkommenen ſtreben. Die Vernunft verwirft aber jedes Streben, das ſich ein Unvollkommenes zum Ziel geſetzt hat *).

„Ganz gewiß!“ fiel Ariſtoteles ein.

„Nun denn!“ fuhr Platon fort, „wenn das Geſetz, wie die menſchliche Willkühr, ſobald ſie das Sittliche nicht beachten, beide gleich tyranniſch ſeyn können, ſo iſt es gleichviel, auf weſſen Befehl ich das Ungerechte thue, und die bürgerliche Freiheit, die nichts anders, als ungehinderte Thätigkeit, nach den Aus-

*) Plat. de leg. I und VII.

Der Setzer.

ſprüchen der Vernunft ſeyn dürfte, kann eben ſowohl durch ſchlechte Geſetze, als durch bösartige Tyrannen zu Grunde gerichtet werden *).

Ariſtoteles. Ein ſchlechtes Geſetz ſetzt mich zwar in den Stand, meine Handlungsweiſe nach einer allgemeinen Vorſchrift einzurichten, und bringt eine Beſtimmtheit in meine Thätigkeit, die bei der ſtets wandelbaren Willkühr des Tyrannen unmöglich iſt; allein ich will, um Deine Folgerungen zu hören, einmal das von Dir Behauptete zugeben.

Platon. Räumſt Du mir ein, daß jeder Einzelne das Sittlichkeitsgeſetz, oder, um die Klugheitsregeln nicht auszuſchlieſſen, die Vorſchriften der Vernunft zu befolgen habe? **)

Ariſtot. Unbedenklich!

Platon. Kannſt Du mir, wenn viele Tauſende zuſammentreten, und eine Geſellſchaft bilden, einen andern Grundſatz, als Vorſchrift für die Handlungsweiſe ſo vieler Tauſende, angeben?

Ariſtot. Unmöglich; das Bedürfniß, nur den Ausſprüchen der Vernunft zu folgen, iſt um ſo dringender, da jede Abweichung hiervon verderblicher in ihren Folgen ſeyn muß.

Platon. Ganz richtig; denn die unvernünftige Handlungsweiſe des Einen kann ja ſogar den Andern nöthigen, das Vernünftige zu unterlaſſen, weil der Zuſtand der Geſellſchaft ohne wechſelſeitige Einwürkung nicht denkbar iſt.

Ariſtot. Ganz vortrefflich! — und nun der Schluß —?

Platon. Das Leben eines Staats beſteht aus den Handlungen ſeiner Mitglieder. Dieſe Handlungen ſind entweder vor-

---

*) Videat: Platons Politicus, imgleichen de legibus IV. Ariſtoteles ſelbſt ſagt Politic. Lib. IV. cap. 1.: Sunt enim leges omnes ad rempublicam accommodandae, non autem respublica ad legem. Der Setzer.

**) Pl. de legibus V und IX. de Republ. IV. Der Setzer.

ſchreibende, Seitens der Regierung, oder befolgende, Seitens der Bürger. Iſt das Geſetz nicht vernunftgemäß, kein Sittlichkeitsgeſetz, ſo müſſen alle, die das Geſetz befolgen, gegen die Vorſchriften ihrer menſchlichen Natur, zu deren Veredlung ſie zuſammengetreten ſind, Gehorſam leiſten, alſo den urſprünglichen Staatszweck aufgeben; oder, wenn ſie nicht Gehorſam leiſten, die Bedingung, unter dem der Staat nur beſtehen kann, nämlich nach den beſtehenden Geſetzen zu leben, gänzlich fallen laſſen. Hiernach iſt es ausgemacht, daß das Sittengeſetz allein der Herrſcher im Staate ſeyn darf und kann, und jeder andere Grundſatz den Staat eigentlich unmöglich macht *).

Ariſtot. Nimm nun einmal an, Platon, die Regierung befehle das Sittliche und Vernünftige, aber es werde nicht ausgeführt, weil bei dieſem oder jenem Bürger ein Reiz vorwalte, anders zu handeln.

Platon. Nur der durch Leidenſchaft beherrſchte wird die Stimme der Vernunft überhören.

Ariſtot. Sehr wahr! Indeſſen kann der Fall doch eintreten.

Platon. Oft ſogar.

Ariſtot. Alſo kann der Menſch, wie von der Vernunft, auch von Leidenſchaften bei ſeinen Handlungen beſtimmt werden.

Platon. Gewiß!

Ariſtot. Der Geſetzgeber hätte alſo zu gebiethen, daß Jedermann den Ausſprüchen der Vernunft Folge leiſten, und zu verbiethen, daß Jemand der Stimme der Leidenſchaft gehorchen ſolle?

Platon. Ohnfehlbar!

Ariſtot. Die Herrſchaft des Sittengeſetzes würde alſo jede Leidenſchaft als eine Empörerin im Staate zu verurtheilen ha-

*) Plat. Politicus.

den. Nun aber wird ein großer Theil unſerer Handlungen aus leidenſchaftlichem oder laſterhaftem Grunde begangen, und wie wir die Menſchen kennen gelernt haben, iſt die abſolute Durchführung einer Obergewalt des Sittengeſetzes nicht möglich; denn ſollte jede Abweichung von dieſer Vorſchrift ein Vergehen gegen den Staat ſeyn, ſo müßte die größere Hälfte der Bürger aus Verbrechern, und die mindere aus Richtern beſtehen, ja, Niemand würde mit irgend einer Anklage verſchont bleiben. Der Auffahrende, der Neidiſche, der Unmännliche beleidigen ſammt und ſonders das Sittengeſetz, aber dennoch darf der Staat von Vergehungen dieſer Art, keine Kenntniß nehmen.

Platon. Alſo willſt Du das Böſe dulden, der von der beſten Republik ſeine Ideen mit ſo vielem Beifall der Welt mitgetheilt hat?

Ariſtot. Der Geſetzgeber muß jedes Böſe dulden, ſo lange es nicht unmittelbar nachtheilig in die Geſellſchaft hineintritt, weil es ihm an jeder Gewalt über das Innere des Menſchen fehlt. Es iſt daher nicht das Sittengeſetz, ſondern das Geſetz der Klugheit, (das ſo wenig vernunftwidrig iſt, als Jenes,) welches den Geſetzgeber beſtimmen muß, wenn ſein Staatsentwurf für ein Volk wie es iſt, nicht, wie es ſeyn könnte, erſprießlich bleiben ſoll. Beobachtung und Erfahrung, die Bildungszuſtände der Menſchen, und beſonders Belehrung durch andere Geſetzgebungen, mit ihren Fehlern und Vollkommenheiten, werden denſelben Geſetzgeber zwingen in Attika ganz andere Geſichtspunkte zu nehmen, wie in Suſa *).

*) Des Träumers Reminiscenzen, die er den Ariſtoteles in dieſem Geſpräch ſagen hört, ſcheinen ganz richtig zu ſeyn. Denn in allen acht Büchern ſeiner Politik geht Ariſtoteles von dem Grundſatze aus, daß die Beherrſchung, Benutzung und Bearbeitung des vorliegenden, alſo gegebenen, Stoffs, bei der Staatsverwaltung, die Hauptſache bleibe, alſo die Klugheitsregeln geltend ſeyn müſſen; obgleich in dem erſten Kapitel des 7ten Buchs die innere Glückſee-

Platon. Nimmſt Du eine Verbildung zu einem Staate für einen Staat ſelber, dann haſt Du Recht.

Ariſtot. In Deinem Sinne ſind alle Staaten bis jetzt noch nicht mehr als Verbildungen geweſen. Dein Staat iſt nur für eine Geſellſchaft von Göttern.

Eine ehrerbietige, tiefe Stille hatte während dieſer Unterredung geherrſcht; jetzt aber erhoben ſich die Stimmen wieder und theilten ſich, wie vorhin, zwiſchen Numa und Lykurg, ſo jetzt, zwiſchen Platon und Ariſtoteles.

Die Streitfrage war verdoppelt worden. Ob die unumſchränkte Macht, oder das Geſetz der bürgerlichen Freiheit, ob die Sittlichkeit, oder die Klugheit das Staatenwohl begründe? wurde vielfach beſprochen; doch kamen faſt alle darin überein, daß die Klugheit lediglich darin beſtehe, den Umſtänden gemäß zu handeln, nach Anleitung der Vernunft, jedoch ohne alle unmittelbare Beziehung auf das Sittengeſetz ſelbſt.

---

tigkeit und die Tugend für die edelſten Güter erachtet werden, welches mit ſeinem allgemeinen Grundſatze auch gar nicht im Widerſpruch ſteht. Auch in dieſem 7ten Buche ſpricht er, ſich ſelbſt treu bleibend, die feſtgehaltene Anſicht Kapit. II. folgendermaaßen aus:

Studiosi autem legum positoris est considerare urbem, ac naturam hominum, et omnem aliam communionem vitae laudabilis, quo participent, quantum fieri potest, felicitatem. Differentia tamen erit in quibusdam constituendis et hoc pertinet ad eandem disciplinam, quae est de legibus ponendis, videre, si qui sunt finitimi populi, qualia ad quales exercenda sint, quemadmodum cum singulis conversandum.

und im 4ten Kapitel ibid. ſagt er:

ut enim caeteris artificibus, puta textori et naviculario materiam subesse oportet aptam ad opificium: nam quanto melior haec existit, tanto id quod fit ex arte, erit praeclarius. sic et gubernatori reipublicae et legum positori oportet propriam subesse materiam apte se habentem.

Der Setzer
nach Anleitung des Hrn. Syndikus.

„Wie laſſen wir uns doch verleiten", rief Mirabeau endlich aus, als die Sprecher lebhafter wurden, „die Klugheitslehre, als ein Weſen höherer Art bei der Staatseinrichtung zu betrachten, die bei jedem Geſetzgeber bloß vorausbedungen iſt, und nur bei der Art, wie? nie aber bei dem Zwecke, wozu? in Anſchlag kommen darf; ſonſt laſſen ſich durch dieſe Klugheit die Baſtille, das Fegefeuer und die Inquiſition am Ende als vortrefflich erweiſen! Auf den Rechtsgrund kommt es an. Jeder von Euch hat einen andern in ſeiner Taſche — mein Rechtsgrund iſt der wunderbarſte von allen. Wir alle wollen und wünſchen zu herrſchen, und damit wir nicht ſammt uns erwürgen, verpflichten wir uns, ein jeder zu ſeiner eigenen Rettung, einander niederzuhalten, damit niemand höher fliege, und darum bin ich für die Freiheit und Gleichheit, obgleich ich ein König ſeyn möchte. In dieſem wechſelſeitigen Neide und Mißtrauen haben alle Republiken, und in dem günſtigen Zufalle, daß Einer mit Entſchloſſenheit aus dem Gleichheitszwange entwiſchte und frei aufſtiegen konnte, alle Selbſtherrſcherreiche ihren Urſprung. Verwegenheit gilt oft mehr als Klugheit, um eine Rolle zu ſpielen, aber Klugheit ohne Verwegenheit bleibt immer ſubaltern. Kürzlich haben Neapel und Piemont uns belehrt, daß die Klugen zu Narren werden, wenn ſie mit der Spiritusflamme ihrer Begeiſterung das faule Holz — ich meine das gehaltloſe Volk — in Feuer ſetzen wollen."

„O ſtille doch! Stille!" ermahnte Cicero — als wenn er den Antonius oder Octavius noch in der Nähe wüßte — den wilden Redner. Dieſer aber ließ ſich in dem Fluß ſeines Vortrags nicht ſtören, und ſprach noch lauter:

„Und Spanien hat viel zu viel Jahrhunderte hindurch Scheiterhaufen brennen ſehen, um ſich an einem andern Feuer gern zu erwärmen. Es hat die Minen von Potoſi geleert, um immerfort Zwiebelſuppen zu eſſen, und von andern Völkern ſeine eigenen Brillanten, um ſchweres Geld, wieder einzukaufen. Wer

ſich darüber geärgert, mußte es ſchwer büßen. — — Seht! — Seht doch dort! — Seht ihr nichts?“

In dieſem Augenblick ſchritt Riego's blaſſer Schatten vorüber. — Alle entſetzten ſich.

„Ein warnendes Beiſpiel für jeden, der die Geſinnung des Pöbels in Anſchlag bringt! Dieſer iſt nichts, als wozu ihn der Augenblick macht. Jener unglückliche Märtyrer hat nie glauben wollen, daß der raſende Haufe, welcher heut ſeinen Wagen zieht, und ihm die Marterkammern des heiligen Officiums ſchleifen hilft, morgen, auf dem Gange zur Gerichtsſtätte, den Tagshelden von geſtern gern mit Koth bewürfe, und nächſt einem Stiergefechte kein unterhaltenderes Schauſpiel kennt, als einen ausgezeichneten Mann gedemüthigt, und einen Ketzer verbrennen zu ſehen!“

Der trauernde Schatten war in Luft zerfloſſen; die meiſten blieben, oder ſchienen wenigſtens, durch dieſe Geiſtererſcheinung gerührt. Nur Romulus konnte ein triumphirendes Lächeln nicht unterdrücken.

Mir war ein ſonderbares Grauen angekommen, und ich hatte zuviel durcheinander gehört, um meinen Kopf nicht überladen zu fühlen, ſo ſehr alles, was ich in dieſer wunderbaren Geſellſchaft ſah und hörte, meine lebhafteſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Indem ich den Einſiedler am Aermel zupfte, ſagte ich leiſe zu ihm: O, wären wir doch wieder daheim, auf unſern Bergen! Aber ich weiß gar nicht, wie wir den Weg zurück finden wollen.“

„Das koſtet nur einen Augenblick!“ verſetzte er, und zugleich ſahen wir Lykurg — ein leiſer Anflug gekränkten Gefühls lag auf ſeinem Geſichte — auf Romulus zugehen.

„Romulus!“ ſprach er, „die geſpenſtiſche Erſcheinung, die, ſo unwillkommen, unſere heitere Stimmung zu trüben kam, ſcheint für Dich eine Thatſache von höchſter Wichtigkeit zu ſeyn. Man wäre leicht zu glauben verſucht, daß die Völker im blin-

den Gehorsam ungleich sicherer einherzuschreiten verstehen, als in dem erhabenen Gefühle der Freiheit. Doch bedenke, daß, mit dem Ausgange eines großen geschichtlichen Ereignisses, weder ein Grundsatz, gegen den es spricht, schon umgestoßen, noch die Aufgabe für den besten Staat schon gelöst ist. Das Ende eines Staatenlebens berechtigt vorzüglich erst die Weisheit seiner Verfassung zu würdigen."

Nach diesen Worten wendete er sich unvermuthet, und zu unser Aller Erstaunen, an die Muse, die mit bewölktem Antlitz ihre Jahrbücher fortsetzte, und rief sie mit flehender Stimme an:

O Göttin, die du unermüdet deine Annalen zur Belehrung und Veredlung der Menschen fortführst, weil Du dies wunderbare Geschlecht liebst, erhöre die Bitte eines Mannes, der unbekümmert um sein eignes Glück, nur die Wohlfahrt seiner Mitbürger zu sichern bedacht war. — Hier ist ein König — (er zeigte auf Romulus) — dessen Nachkommen den Ruhm der, von ihm gegründeten, Stadt durch die Welt verbreiteten, ohne die Menschheit glücklich zu machen, weil sie bloß bezwungen, oder abhängig seyn sollte. Diese schöne Bildsäule wird uns große Wahrheiten verkünden, wenn Du, sie zu beleben, geneigt seyn willst.

„Wie soll ich sie beleben?" fragte Clio.

„Als Bild eines Staats," erwiederte Lykurg, „wo die Verschiedenheit aller Stände und Gewalten, durch die Gleichheit vor dem Gesetze wieder ausgeglichen, die Regierung verehrt, der Bürger geachtet, die Vaterlandsliebe genährt, und jeder Einzelne fähig gemacht wird, sich für Alle zu opfern. Mit einem Wort: Belebe sie zu einem Staate der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Ruhms!"

Die Göttin berührte den Koloß, und siehe! — Leben durchdrang ihn. Schrecken ergriff mich, als er so kräftig neben uns hinschritt, die wir, gleich kriechendem Gewürm, seine Knöchel

nicht zu erreichten vermochten. Die Sohle ſeines Fußes konnte uns zerdrücken und bedecken. Sein Haupt ruhte göttergleich auf dem ſtarken Nacken, die gewölbte Bruſt hob ſich unter den lebendigen Schlägen des Herzens, die nervigen Arme führten gewaltige Streiche durch die pfeifende Luft, und die Schenkel trugen das ungeheure Bild mit einer Leichtigkeit, als wenn es mit Flaum gefüllt geweſen wäre.

„Halt ein, Erhabene!“ rief Lykurg, „und laß dieſen harmoniſchen Organenbau in einen Staat Domitians oder Tarquins übergehen!“

Clio befahl, und der Tod kehrte in das Wunderbild zurück, und ſie berührte es abermals, und die Pulſe ſchlugen von Neuem; aber die Geſtalt veränderte ſich, wie durch eine Verzauberung. Das Haupt unendlich ſchwer, mit eiſernem Helme bedeckt, war von einem Feuerſcheine umgeben, der aus den, Furcht und Drohung flammenden, Augen ſprühte und ſank auf den ſchwachen Nacken hinab. Die Bruſt flog auf und nieder in Beängſtigungen zuckender Krämpfe, denn die erzbeſchienten Arme legten ſich kreuzweis über ſie, indem die eine Fauſt in die Kehle, die andere nach dem Herzen griff, und die Muskeln der Schenkel trockneten ein, und die ſchwachen Kniee bogen ſich unter der unerträglichen Laſt.

„Jetzt Romulus! ſiehe das Verhängniß Deiner ſtolzen Stadt!“ rief die Muſe mit gerötheter Wange und finſterm Auge. „Und Du, unbeholfenes Ungeheuer, beginne Deinen Leichenſchritt!“

Und der Koloß regte ſich, und ſchleppte mühſam die entkräfteten Füße zu einem taumelnden Gange vorwärts; bald vermochte er den zurückbleibenden Schenkel nicht mehr nachzuziehen — das Gleichgewicht verließ ihn — er wankte — raffte ſich noch einmal auf — wankte wieder — ein Stöhnen, wie das Röcheln eines Sterbenden, drang aus der zuſammengeſchnürten Kehle — der tief Erkrankte ſchlotterte — ſank — ein allge-

meiner Schrei des Entsetzens durchdrang die Luft — er stürzte auf uns zu — Todesgrausen erfaßte mich, denn wir alle sollten unter seinem Falle zerschmettert werden. — „Höllische Tyrannei," so sollst Du mich dennoch erdrücken!" schrie ich wild und verzweifelnd, fühlte mich an der Brust ergriffen, fuhr in die Höhe — und erwachte. Mein Einsiedler, der mich aufgerüttelt hatte, wischte den kalten Schweiß von meiner Stirn. —

Versuchung zur Schriftstellerei.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als der Eremit mich im tiefsten Schlafe endlich an der Quelle wiederfand. Bei seinem Erwachen hatte er sich meine Entfernung nicht erklären können und mich gesucht, nicht ohne Besorgniß, daß meine Phantasie mir irgend einen bösen Streich gespielt haben möchte; und er gestand, daß er wirklich an eine geistige Krankheit in meinem Gemüthe zu glauben genöthigt gewesen wäre, als er mich, wie einen Fieberphantasten hin- und herfliegen sehen und zuletzt den Ausruf meines Entsetzens gehört, weshalb er denn auch nichts eiliger thun können, als mich zu rütteln und zu erwecken.

Ich hatte zwar das Nachgefühl ängstigender Träume, aber auch bald das erheiternde Bewußtwerden, daß das Unglück, was mir drohte, bloß eine Schöpfung des eigenen Gehirns gewesen war, und der Gegensatz der schönen Wirklichkeit mit den Bildern meines Traums stimmte mich sogar zu einer Fröhlichkeit, die durch den herrlichen Morgen und die Herzensgüte meines Gastfreundes ihre volle Rechtfertigung fand.

„Wir haben die wunderbarsten Abentheuer zusammen erlebt," sagte ich, als ich wieder völlig zu mir selbst gekommen war, „so kurz unsere Bekanntschaft auch immer gewesen ist. Wie gefiel Dir Numa? Was sagst Du von dem wilden Romulus und zu dem Geisterbanner Mirabeau? Hättest Du Dir Mu-

hamed ſo gedacht? Und fühlſt Du Dich dem gefälligen Machiavell nicht unendlich verpflichtet?“

„Was zitest?“ erwiederte der Eremit, „Du haſt wieder Verzückungen gehabt! — Bald werde ich Dir kühlende Tränke und Beruhigungsmittel geben müſſen, denn Dein Blut iſt in großer Unordnung. Du wirſt, wenn Deine Phantaſie nicht durch ein thätiges Leben in die Sphäre der ruhigen Wirklichkeit zurückgezogen wird, am Ende noch ein Geiſterſeher.“

„Das bin ich ſchon“, verſetzte ich, „denn ich habe einen todten Rieſen anfleben ſehen, gegen den der große Chriſtoph, in der Kirche nôtre Dame, ein bloßes Wickelkind iſt.“

„Es gelingt Dir doch wahrlich,“ unterbrach mich der Eremit, „mich neugierig zu machen. Was iſt uns denn in Deinem Geſicht begegnet?“

Ich erklärte mich zur Darſtellung meiner Viſionen bereitwillig, bedung mir aber viel Zeit dazu, und da der Alte äußerte, daß er mich zuvörderſt nach Hauſe bringen, und dann ins Dorf hinabſteigen wolle, um einen Kranken zu beſuchen, verſprach ich den Weg durch Erzählung aller erlebten Wunder zu verkürzen. Es war keine kleine Aufgabe, Alles in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit ſo eigenthümlich wieder zu geben, wie es vor meinem Geiſte vorüber gegangen war. Indeſſen gingen wir, und der Verſuch gelang. — —

Als der Einſiedler Abſchied von mir nahm, um ins Thal hinabzuſteigen, ſagte er: „Verſuche einmal, die Bilder Deiner Phantaſie — denn ſie ſind wunderbar genug — zu einer geſchmackvollen Gallerie, nach dem Geſetz der Ordnung und Zweckmäßigkeit neben einander aufzuſtellen; denn dies Geſetz iſt kein anderes, als die ſüße Gewalt, die uns, wenn wir fühlen, auch zu denken nöthigt und, was wir denken uns, als tief gefühlt zugleich, in um ſo ſüßerer Ueberzeugung, als Wahrheit aufdringt.“

„So will ich einmal verſuchen, die Idee des Staates ſelbſt aus mir zu entwickeln,“ entgegnete ich, „und dabei thun, als

hätte es doch keinen großen Mann gegeben, der ſich dieſe ſchwere Aufgabe gewählt und mir zum Führer dienen könnte. — Die Arbeit möge nun ſo gut, oder ſo dürftig ausfallen, wie ſie wolle."

„Thue das!" ſchloß der Einſiedler. „Es iſt das einzige Mittel mit uns ſelbſt zur Klarheit zu gelangen, und Nachbeterei zu vermeiden, die doch, mehr oder minder, den Character faſt jeden Jahrhunderts ausmacht. Du wirſt genugſam erfahren haben, daß, ſchon als feſtſtehend betrachtete, Wahrheiten durch eine neue Idee dieſes oder jenes glänzenden Kopfs — wenn das erſte Neuigwerden vorüber iſt, und die Polemik einige Zeit ihre Schuldigkeit gethan hat — aufgegeben werden, und nur dann wieder in ihre Rechte treten, wenn ein ſpäteres Genie, oder noch beſſer, die geſchichtliche Belehrung, durch faktiſche Evidenz, als die, unſerer Natur, angemeſſenſte, ſich ihrer unzweideutig annehmen. Dieſe Beſchäftigung wird Deine Einſamkeit verſüßen. Und nun lebe wohl indeſſen!"

Er ging, und ich ſetzte mich an meinen ſteinernen Tiſch, zog meinen Traum zu Rathe, und ſchrieb folgenden Verſuch nieder.

Der Staat.

1) Einleitung.

Jeder Staat iſt ein geſchichtliches Erzeugniß; in ſeiner Grundlage daher immer ſchon ein Gegebenes, alſo faktiſch Bedingtes. Der Willkühr, wie der Freiheit ſind mithin von Anbeginn ihre Schranken geſetzt, und wo ſich ein Staat bildet, kann der von Natur dargebothene Stoff nur allein benutzt, nun und nimmer ein Anderer untergeſtellt, am wenigſten geſchaffen werden.

So wie Vieles und Gutes lange vorher gewußt wurde, ehe die Bildung bis zum Beſitz einer Wiſſenſchaft vorgedrungen war, ſo beſtanden, lange Jahrhunderte hindurch, ſchon Staats-

geſellſchaften, ehe der letzte Zweck derſelben, in der Idee eines philoſophiſchen Staatsmannes, klar und unumſtößlich daſtand.

Die abſtrakte Idee des Staates geht aus dem rohen Inhalte der Zeit, aus den feindſeligen Reibungen der Nationen, aus den langen Erfahrungen ganzer Geſchlechter, aus den Belehrungen vieler Jahrhunderte erſt hervor, und wer den Satz aufſtellen will: Bei dem Begriff von einer Staatenbildung ſei ein Geſammtwille Aller, oder eine wechſelſeitige Uebereinkunft, ein geſellſchaftlicher Vertrag, unerläßliche Vorausſetzung und Grundbedingung, hat weder die Geſchichte befragt, noch ſo recht eigentlich darüber nachgedacht: ob auf dieſem Wege je ein erſter Staatsverein zu Stande gekommen wäre. — Wer auf der andern Seite in Behauptung ſtellt, daß auf die Art und Weiſe, wie die Staaten entſtanden, allein Rückſicht genommen, und nur, wie das Beſtehende fortgeführt werden möge, in Berathung zu nehmen ſei, ohne daß die Vernunft über das Ziel, worauf jeder Staat hinzuſteuern habe, befragt werden dürfe — wer alſo nur eine hiſtoriſche, keine philoſophiſche Anſicht geſtatten will, wer nur das, was war in Schutz nimmt, indem er das, was ſeyn ſollte, für unfruchtbaren Zeitvertreib der ſpeculirenden Vernunft erklärt — hat ohngefähr nichts Beſſeres geſagt, als daß die Meßkunde, oder die Mathematik eine eitle, werthloſe Wiſſenſchaft ſei, weil man längſt, ſchon vor dem Archimedes und Euklides, nach Spannen und Schritten, Größen und Entfernungen abzuſchätzen verſtanden habe. So gewiß aber die Mathematik erſt wiſſenſchaftlich gefunden werden mußte, obgleich alle ihre Wahrheiten die Geſetze des Himmels, von Anfang an, ſelbſt geweſen ſind, eben ſo gewiß lagen alle Elemente zu dem Begriffe des beſten Staates ſchon in jeder der älteſten Despotieen Aſiens; nicht, als hätten jene Regierungen Beiſpiele vortrefflicher Verfaſſungen geliefert, ſondern vielmehr, daß ſie Beweis gegeben, zu welchem ſchauderhaften Ziele die Menſchheit hingeführet wird,

wenn die Idee eines vollkommenen Staates aufgegeben werden muß.

Es ist überhaupt eine arge Verwechslung von Form und Stoff, von Mittel und Zweck, wenn die Entstehungsart der Staaten mit der moralischen Nothwendigkeit, wie sie nur bestehen dürfen, wenn die Weise, wie sie regiert werden, mit der Hauptfrage: wozu sie regiert werden? zusammengeworfen wird.

Vielleicht ist es als ein gültiger Satz zu betrachten:

daß die Menschheit bestimmt war, unter despotischen Formen in Staaten überzugehen, um in bürgerlicher Freiheit das Ziel irdischen Glücks zu erreichen.

Die Erfahrungen können nur auf diese Art mit den Aussprüchen der Vernunft ausgesöhnt, nur so die niederschlagenden Ereignisse aller Zeiten mit dem Glauben an eine höhere Weltregierung in Einklang gebracht werden. Gebt diesen Glauben nicht auf, er ist die Brücke zwischen Staat und Kirche, zwischen Politik und Religion.

2) Entstehung der Staaten.

Ganz gewiß war in der Urzeit aus dem bloßen Familienhaupte, bei der Verschmelzung mehrerer Familien, ein kleiner König geworden. Vielleicht behielt, wenn der Vater gestorben war, der älteste Sohn ein Uebergewicht von Ansehn und Gewalt über seine Brüder und deren Familien, und alle Nebenzweige eines Stammes gehorchten also diesem Führer. Dies Verhältniß ist so einfach und natürlich, daß wir es durch alle Grade des gesellschaftlichen Lebens durchschimmern sehen, auch da, wo der erkünstelteste Grad der Politur nichts mehr bewahrt hat, was an jene natürlichen Verhältnisse erinnern könnte.

Hier sehen wir also in der Herrschaft des Familienvaters einen andern Grund, als den der Liebe und der Sorgfalt. Das Vertrauen zu größerer Erfahrung und Einsicht tritt noch

hinzu, wenn der älteste Sohn nach des Vaters Tode der Führer der ganzen Familie wird. Begegnet der Stamm einem andern Stamme, so können leicht Reibungen entstehen, die damit endigen, daß der Stärkere den Schwächern überwältigt und mit seiner Familie vereinigt. Das ursprünglich einfache Familienverhältniß ist jetzt aufgehoben; der Zustand erzwungenen Gehorsams tritt ein.

Der Standpunkt des Oberhaupts ist nun mit einmal schwieriger geworden. Alle Glieder der alten Familie folgen ihm aus innerm Gehorsam; aus Gewohnheit nicht minder. Die einverleibte, fremde Familie gehorcht, in dem Schmerze verlorner Unabhängigkeit, nur mit innerm Widerstreben, so lange sie muß. Das Oberhaupt hat für dieses Müssen kein anderes Mittel, als äußere Gewalt, und in der ganzen Horde treten zwei Klassen hervor: die der Begünstigten vom alten Stamme, und die der Niedergedrückten, vom einverleibten.

Der Zustand dieser letztern kann nun dadurch erträglicher werden, daß die, auf diese Weise gebildete, Horde, wiederum eine andere überwindet; und alsdann steht die überwundene Horde zum Oberhaupte in derselben Stellung, wie der überwundene Stamm zur ursprünglichen Familie des Oberhauptes stand, also in dem Zustande drückender Dienstbarkeit. Da der einverleibte Stamm jetzt aber Theil an dem Siege über die fremde Horde genommen hat, tritt er dem Oberhaupte ohnfehlbar näher, wie die zuletzt überwundene Horde, und wird Vorzüge genießen, weil er gebraucht werden muß, die besiegte Horde im Gehorsam zu erhalten; die ursprüngliche Familie des Oberhaupts wird aber vorzüglich begünstigt bleiben.

Was von dem ältesten Sohne der Familie galt, wird jetzt unstreitig auch bei dem ältesten Sohne des Oberhaupts der ganzen Horde eintreten. Er wird die Herrschaft seines Vaters fortsetzen. Es ist aber nicht mehr das ursprüngliche Vertrauen, sondern der Besitz der Macht, welcher ihm die Herrschaft zu-

ſichert; denn aus der bloßen Familie iſt eine Horde geworden, und die Zeit bringt, in der vervielfältigten Seitenfortpflanzung, die Abkömmlinge eines Stammvaters, durch immer entferntere Verwandſchaftsgrade, ſo weit auseinander, daß die locker gewordenen Familienbande zerreißen, und das Oberhaupt rückſichtlos ſich für den Herrn Aller zu betrachten geneigt wird.

Durch den Zuſammentritt vieler Horden — oder vielmehr durch die Verſchmelzung derſelben, da ſie wohl größtentheils nur zwangsweiſe erfolgt — gehen endlich nach langer Zeit ganze Völker hervor, und aus Familienoberhäuptern und Hordenführern werden gewaltige Könige.

Die mächtigſten Reiche des Alterthums haben ſchwerlich einen andern Weg ihrer Bildung genommen. Die Gewalt und die Zeit haben die Throne geſtiftet. Aſien, das Gebiet der erſten großen Staaten, die uns die Geſchichte kennen gelehrt hat, weiſt uns nur unumſchränkte Fürſten nach, und von Geſellſchaftsverträgen iſt wohl nirgend die Rede geweſen, ſondern der, von dem Familienvater verlangte Gehorſam ſeiner Kinder und Kindeskinder, gelangte, durch geſchichtliche Begünſtigungen, nach und nach zu dem Charakter unbedingter Unterwürfigkeit, wenn der Machthaber befahl.

Unſtreitig haben ſich auch Familien freiwillig vereinigt, unſtreitig einzelne Horden, bei gemeinſchaftlicher Gefahr, oder zu gemeinſchaftlichen Zwecken Bündniſſe geſchloſſen, und hier läßt ſich der Vertrag, als Grundlage der Vereinigung nicht wegläugnen; aber die Theorie derjenigen, die die allſeitige Uebereinkunft als unerläßliche Vorausſetzung betrachten, gewinnt dabei nichts, weil die Bündniſſe einmal ſchwerlich durch allgemeine Stimmenſammlung, ſondern bloß nach dem Gutbefinden der beiderſeitigen Oberhäupter, höchſtens unter Zuziehung und Mitberathung der Aelteſten und Angeſehenſten, geſchloſſen wurden, und ſodann auch bei ſolchen Vereinigungen das, durch mancherlei Glücksbegünſtigungen erlangte, Uebergewicht eines Einzelnen

im Lauf der Zeit jede Mitregentſchaft erdrückte, wenn auch, durch eine Uebereinkunft, früher Mehrere an der Herrſchaft Theil zu nehmen, berechtigt geweſen ſeyn mochten. Betrachten wir demnach den Charakter der Herrſchaft nach dem Entſtehen der Staaten, ſo ergiebt ſich als geſchichtlich nothwendig, folglich als natürlich, die despotiſche Regierungsform.

Auch in despotiſchen Staaten ſind Geſetze die Richtſchnur des Volks; aber ſie haben den böſen Charakter, daß ſie nichts anders, als der Ausdruck des Willens eines Einzigen ſind, daß ſie mehr das Intereſſe des Unumſchränkten, als das Bedürfniß der Nation berückſichtigen, mehr ein Ausſpruch der Willkühr, als die ſtellvertretende Aeußerung des allgemeinen Verlangens, mehr die Geſchöpfe der Laune und Leidenſchaft, als der Ueberlegung und der Sorgfalt für das Beſte Aller ſeyn müſſen. Daher werden ſie gegeben und aufgehoben, nicht nach dem Bedürfniß der Zeit, ſondern nach der wandelbaren Berechnung der Selbſtſucht für den Augenblick.

Die despotiſche Regierungsform iſt nur natürlich in dem Kindheitsalter der Nationen, wo der Menſch (wie der Knabe, unter der Leitung des Zuchtmeiſters, willenlos gehorchen muß) unſelbſtſtändig, ſeine Kraft nur nach fremder Vorſchrift zu verwenden verſteht. So wie der menſchliche Geiſt aber zum Bewußtſeyn ſeiner Freiheit und Würde gelangt, ſieht er ein, daß die Vorſehung in ihrer Leitung unſers Geſchlechts Despotieen werden laſſen mußte, um aus ihnen die edleren Staatsvereine zu entwickeln.

Der Menſch muß offenbar in den Geſellſchaftszuſtand treten, damit er ſich entwickele. Der Begriff eines Staates, wo die höchſte bürgerliche Freiheit, unter dem ſtrengſten Gehorſam des Geſetzes, der Zweck ſeiner Begründung werden ſoll, iſt einer der höchſten und letzten in dem Leben aller Völker, und kann unmöglich dann ſchon hervor gehen, wann die Geſellſchaft eben zuſammengetreten iſt, um ſich eine menſchliche Bildung erſt zu

erwerben. Da ferner der Schmerz und das Unglück die Leiter und Dränger zu unſern edelſten Kraftäußerungen ſind, ſo müſſen die Despotieen erſt ihre Plagen über die Menſchheit ausgießen, damit ſie, in der Anſtrengung, ihre Leiden von ſich zu entfernen, ihre Kräfte kennen lerne, und den Gedanken in ſich aufleben und Klarheit gewinnen laſſe, daß, wie der zum Mann gereifte Knabe, auch die Völker ein Bildungsalter erreichen, wo ſie, emancipirt zu werden, verlangen dürfen, um der Freiheit zu genießen. Denn die Macht an und für ſich kann nie ein Rechtstitel für die Herrſchaft ſeyn. Um ein ſolcher zu werden, iſt der Beweis zu führen, daß ſie nicht durch eine einſeitige willkührliche Handlung erlangt ſei. Dieſer Beweis ſetzt nothwendig voraus, daß der Gehorchende urſprünglich in dem Zuſtande der Freiheit und Unabhängigkeit dem Befehlenden die Herrſchaft übertragen oder verweigern konnte, aber dennoch zugeſtanden hatte. In dieſem Falle würde ein Vertrag anzunehmen ſeyn, deſſen factiſcher Exiſtenz — wenige Fälle ausgenommen — alle hiſtoriſche Wahrheit widerſpricht. Die Herrſchaft hat ſich daher auf einen — meinetwegen — tauſendjährigen Beſitz geſtützt; allein — wäre es auch — ein ewiger Beſitz ſolcher Herrſchaft hat keinen andern Grund für ſich, als einen äußern, nämlich die Macht, und die Herrſchaft thut wohl, ſolchen unzweideutig auszuſprechen, da der innere, aus der Natur der Menſchheit nur zu entnehmende, Rechtsgrund keine Befugniß geſtatten kann, die ich, mein Vater, und alle meine Urväter nie zugeſtanden haben, ſondern bloß leidend ertragen mußten.

Dieſe unbedingte Herrſchaft iſt ſo lange ganz naturgemäß, als die Menſchheit weder die Sehnſucht noch die Nothwendigkeit geſetzlicher Herrſchaft fühlt und begreift — denn ſonſt würde die unbeſchränkte Macht in allen frühern großen Staaten nicht ſo allgemein geweſen ſeyn; — allein ſie wird von dem Zeitpunkt an naturwidrig und unerträglich, wo das Gefühl der Freiheit und des Rechts, durch geiſtige Bildung entwickelt, zum erſten

Bedürfniß des verderbten Menschen geworden iſt. Der Socialcontract begründet nicht den Beginn der Staaten, aber ſie ſollen zu ihm ſich emporarbeiten und durch ihn ſich vollenden.

Die Sehnſucht frei zu ſeyn — d. h. nach dem Geſetze frei zu ſeyn — iſt ein ſicheres Zeichen, daß die Reife einer Nation begonnen hat; das Vermögen aber, von der Freiheit einen würdigen Gebrauch zu machen, die letzte Staffel aller Volksbildung.

Man ſagt: das Freiheitsgefühl ſei dem Menſchen natürlich. Wenn ich die Behauptung dagegen aufſtelle: Der Freiheitsſinn ſei erſt eine Blüthe der höchſten Kultur, ſo will ich dabei nur bemerken, daß ich unter Freiheit des bürgerlichen Lebens, oder einer ſolchen Freiheit, wie ſie der Menſch im Staate ſuchen ſoll, etwas ganz anderes verſtehe, als jenes Vergnügen, das aus der ungeſtörten Richtung unſers Verlangens — ich ſage nicht, Willens — erwächſt.

Nicht dem Menſchen allein, auch den Thieren iſt die äußere Ungebundenheit ein natürliches Bedürfniß. Das eingeſperrte Wild, der an der Kette winſelnde Hund ſuchen dieſe phyſiſche Freiheit, wovon hier aber nicht die Rede ſeyn kann. Wenn der Kriegsgefangene entflieht, um ſeine heimiſchen Berge wieder zu gewinnen, wenn der Naturmenſch, aus der cultivirten Geſellſchaft europäiſcher Städte, ſich wieder nach dem Niagara und den dicken Wäldern Kanada's zurückſehnt, um, ohne den Zwang der Sitte und der Geſetze, ungehindert im Vaterlande ſeiner Jagd nachzugehen; ſo iſt dieſes, ſogenannte, natürliche Freiheitsgefühl, bei näherer Prüfung, nichts anders, als der Ausdruck der Gewohnheit, welche die individuelle Geſtaltung des Lebens aller Geſchöpfe zu beſtimmten, liebgewonnenen Formen hinzieht: denn eben dieſe Gewohnheit bewirkt auch, daß der Vogel den, ihm geöffneten, Käfigt nicht verläßt, der, vierzig Jahre hindurch eingeſperrt geweſene, Gefangene ſich in den Zwinger der Baſtille wieder zurück wünſcht, und der europäiſch gebildete Hurone in den Wildniſſen, wo er geboren wurde, verzweifeln müßte.

Diese Gewohnheit macht alle bewegenden Rücksichten, die der Fürst und der Hofmann, der Soldat und jeder Staatsbürger überhaupt, mehr oder weniger zu nehmen haben, erträglich; die bürgerliche Freiheit sucht auch in der Vermeidung dieser Rücksichten ihren Genuß nicht. Wir sehen bei allen rohen Völkern und ungebildeten Menschen, daß sie am willigsten die Tyrannei ertragen, weil sie, bei einem mäßigen Grade äußerer Ungebundenheit, völlig zufrieden gestellt sind, und sich um die Verletzung der eigentlichen bürgerlichen Freiheit wenig kümmern, wenn die despotische Willkühr sie nur nicht persönlich berührt.

Worauf gründet sich denn nun die bürgerliche Freiheit? — und was ist sie? — Sie ist ein Produkt unserer sittlichen Natur. So wie der Mensch durch die erlangte Bildung seine moralischen Kräfte näher kennen lernt, wird er zugleich mit einer Gesetzgebung vertraut, die aus seinem eignen Innern hervorgeht. Es sind die Aussprüche der Vernunft. Die Gleichartigkeit seines Wesens, mit dem Wesen aller übrigen Menschen, berechtigt ihn zu dem Schlusse: daß diese Vernunftgesetze eine Allgemeingültigkeit erlangen müssen, und Jedermann in der Staatsgesellschaft verpflichtet sei, seine Handlungsweise danach zu bestimmen. Wechselseitige Einwürkung ist nothwendige Bedingung des gesellschaftlichen, also auch des Staatslebens. Die Vernunft befiehlt, daß der Grundsatz gegenseitiger Thätigkeit für das allgemeine Wohl, also die Thätigkeit Aller, für das Wohl Aller, höchstens Gesetz werde. Dieses Gesetz schließt nothwendig in sich, daß ich mich jeder, im Zustande des Alleinlebens, mir zustehenden Befugniß entäußere, die zum Nachtheil der Gesellschaft gereicht, in die ich getreten bin, und daß ein Jeder dieser Gesellschaft es eben so mache. In der Verpflichtung zu dieser Entäußerung liegt der bürgerliche Gehorsam, den der Staatsbürger den allgemeinen Wohlfarthsgesetzen leisten muß, und in der Befugniß, Alles thun zu dürfen, das nicht nachtheilig auf die Gesellschaft einwürkt, so wie in dem negativen Rechte, zu

keiner äußern Handlung gezwungen werden zu können, die der Vorschrift der Vernunft, also auch dem Wohl des Ganzen entgegenwürkt, besteht die bürgerliche Freiheit.

Wenn nun gleich die bürgerliche Freiheit ein Erzeugniß des Sittengesetzes ist, so umfaßt sie darum noch nicht die sittliche Freiheit. Hierunter verstehe ich eine solche, wo ich keinen andern Gesetzgeber und Richter habe, wie mich selbst. Die Welt in meinem Busen liegt ganz außer dem Bereich des Staates, und meine Ansichten von Gott und Ewigkeit, überhaupt das ganze Gebiet meiner religiösen Ueberzeugungen, können von keiner äußern Macht vor Gericht gestellt werden. So oft diese Wahrheit verkannt worden ist, und noch verkannt werden wird, hat der Staat, der sich in seiner Machtvollkommenheit auf eine so ungerechte Weise zu vergreifen wagt, die Vernunft empört und die bürgerliche Freiheit angetastet.

Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß der Sinn für wahre Freiheit bei rohen Völkern unmöglich ist, weil sie eine völlige Entwickelung der Vernunftgesetze bedingt; folgt ferner eben so ungezwungen daß, in der Kindheit des Menschengeschlechts, Staaten in despotischen Formen entstehen, aber aufhören müssen Despotieen zu seyn, wenn der Geist der Völker aus dem Knabenalter zur männlichen Reife gelangt. Ob Jahrhunderte, oder Jahrzehnte die Wahrheit dieser Behauptung durch Gewalt oder Afterlehre unterdrückt werde, verändert den Glauben der Menschen an sie nicht, weil sie durch die menschliche Natur selbst erwiesen ist; denn das unerträglichste von allen Uebeln ist die Ueberzeugung, daß Sollen und Müssen, Vernunft und Handeln, in unauflöslichem Widerspruche stehen, und der schmerzlichste Zustand der Vernunft ist immer da vorhanden gewesen, wo sie, eine vorherrschende Folgerechtlosigkeit als schlußrichtig anzuerkennen, genöthigt werden sollte.

Wer kann sich den Fall nicht als möglich denken, daß ein hochgesinnter Despot von dem herrlichen Gedanken ausgehe: er

wolle bloß darum allein herrschen, und seinen Willen an die Stelle der Gesetze stellen, weil er, die Menschen glücklich zu machen, Kraft und Einsicht besitze, und, aus Liebe zu ihnen, eine Freiheit walten zu lassen, im Stande sei, die er keiner dritten Authorität und einem todten Gesetzte anzuvertrauen Beruf fühle, indem der kalte Buchstabe hart und rücksichtlos ins Leben schneide, das von der bloßen Formel des Gesetzbuchs selten begriffen, und noch weniger billig beurtheilt und gerichtet werde. Würklich haben einige Kalifen und griechische Tyrannen*) etwas dem Aehnliches in ihren Ansichten und Regierungsgrundsätzen gezeigt, aber allenthalben hat sich geschichtlich bewährt, daß die persönliche Güte der Despoten, für das Grauen vor der gesetzlosen Willkühr, nicht zu entschädigen vermöge; denn selbst das aufgedrungene Gute wird zu einem Uebel, weil die Selbstbestimmungsfähigkeit des gereiften Menschen sich ihres Rechts, nach eignen Entschlüssen zu handeln, weder entäußern mag, noch entäußern darf. — —

Die Bevölkerung der Erde ist zum Theil der Erfolg despotischen Drucks. Wenn die Zwangherrschaft der unumschränkten Fürsten zu groß wurde, veranlaßte sie Auswanderungen und Ansiedlungen in solchen Ländern, die dem Bereich des Zwingherrn entzogen waren. Wir finden zwar auch das physische Bedürfniß als Veranlassung neu entstandener Kolonieen; aber in der Regel ist es die Unzufriedenheit mit den Regierungsverhältnissen des Mutterlandes, welche ein neues Vaterland aufsucht, und junge Republiken in der Reihe der Staatsgesellschaften hervorruft.

---

3) Form der Staatsverfassung.

Es giebt also nur zwei Hauptformen in den Staatsverfassungen. Die eine ist die Herrschaft der Willkühr, die andere die Herrschaft

*) Z. B. Harun Al-Rachid — Polykrates von Samos.
Der Setzer.

des Geſetzes. Beide gründen ſich auf das Bedürfniß der menſchlichen Natur, und ſind eigentlich bloß als natürliche Folgen ihrer Bildungsſtufen zu betrachten. Da aber der rohe Menſch nicht unmittelbar ein ausgebildeter Mann wird, ſondern, zwiſchen dem Anfange ſeiner Veredlung und der völligen Entwickelung ſeiner innern Kräfte, eine große Reihe von Uebergangspunkten und Zwiſchenſtufen bemerkbar iſt, auch dieſe Grade in der Maſſe der einzelnen Nationen ebenfalls hervortreten, ſo folgt von ſelbſt, daß die Grenzen herrſchender Willkühr in dem Maaße immer enger zuſammengezogen werden, als die wahre geiſtige — hier iſt nicht von bloß äußerlicher Politur die Rede — Ausbildung einer Nation vorſchreitet. Jene beiden Formen werden ſich daher ſelten in voller Reinheit darſtellen; die Erſtere dennoch eher, weil die Unkultur uns geſchichtlich oft begegnet und alle Herrſchaft mit ihr beginnt, die Letztere aber darum ſelten, weil noch keine Nation in Maſſe einer vollkommen geiſtigen Entwickelung theilhaftig geworden iſt.

Bei dieſer einfachen aber naturgemäßen Eintheilungsweiſe kommt es nicht weiter auf die Modificationen dieſer Staatsformen an; denn der Grundcharakter einer Despotie wird dadurch wenig verändert, ob ein Sultan oder die Nobili, oder ein Günſtling des Volks ihre Willkühr ausüben, oder ob das Geſetz in einer conſtitutionellen Monarchie, in einer Demokratie oder Eidgenoſſenſchaft die bürgerliche Freiheit Aller ſichert; denn es giebt auch Scheinformen in den Verfaſſungen, und grade die Republiken ſind dem Unglück, über den Beſitz ihrer Freiheit getäuſcht zu werden, am leichteſten ausgeſetzt. Als Athen ſich in dem höchſten Glanze ſeiner demokratiſchen Größe ſonnte, ging es eigentlich doch nur in den Ketten des Perikles einher; Lyſander that, trotz der Strenge ſpartaniſcher Grundſätze, was ihm beliebte, und untergrub die Einrichtungen Lykurgs; Rom, das den Namen König verabſcheute, beugte ſich vor der blutigen Alleinherrſchaft Sullas; vor Cromwells unumſchränkter Gewalt verſtummte

des Parlament, und Robespierre war so gewiß einige Zeit Souverain von Frankreich, als es Ludwig der 14te nur je gewesen ist.

Alle diese ausgezeichneten Köpfe hüllten ihre Willkühr in gewisse Formen, unter denen die große Masse die Aeußerungen der Volksherrschaft zu sehen gewohnt war, und ihre größte Geschicklichkeit bestand darin, diesen Formen ein Leben einzuhauchen, das nur von ihnen allein ausging. — —

So wie nun in allen Verfassungen, die durch organische Gesetze bewegt werden, die Einmischung despotischer Beiwürkung nicht vermieden werden kann, und, wenn sie verhütet werden soll, der Ostracismus nicht allein entschuldigt, sondern sogar natürlich wird, weil nur zu oft große Männer in einer Republik entweder herrschen oder fallen müssen; so tritt auch periodisch in despotischen Staaten eine Herrschaft der Vernunft ein, jedoch nicht aus moralischer, sondern bloß äußerlicher Nothwendigkeit. Diese äußere Nothwendigkeit ist die, durch Selbsterhaltungstrieb erzwungene, Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Um diese zu gewinnen, ist der Despot freigebig, herablassend und Freund des gemeinen Volks, wie die Geißel jedes, durch ein geistiges oder physisches Vermögen, ausgezeichneten Mannes, den er vielleicht mit äußerer Ehre überhäufen, aber nie lieben wird. Dieser öffentlichen Meinung willen ist der Despot gerecht, Beschützer der Kunst, Verehrer der Wissenschaft und Oktavius Augustus hat allen Tyrannen das Muster gegeben, wie sie, von Verbrechen und Lastern strotzend, dennoch den erhabenen Titel eines Vaters des Vaterlandes erwerben können. Seine blutgierigen Nachfolger, aus dem Geschlecht der Cäsarn, gingen unter, weil sie diese öffentliche Meinung, da ihr Despotismus den Charakter eines völligen Wahnsinns annahm, nicht mehr für sich zu erhalten nöthig fanden, und des Abscheus der Römer gegen ihre unmenschlichen Peiniger gewiß, fanden sich in der nächsten und vertrautesten

Umgebung der, von knechtischer Abgötterei berauschten, Prasser die Mörder ihrer Schandthaten *).

Die öffentliche Meinung wird allenthalben ein großes Gewicht im Staate erlangen, wenn nicht ein bestimmtes Gesetz, sondern ein Analogon desselben, zur Richtschnur für bedeutende Ereignisse, gesucht werden soll. Wird ein bestimmtes Gesetz in Anwendung gebracht, so liegt die Gewährleistung, für die Billigung des Verfahrens, schon in der Brust eines jeden Bürgers, und der härteste Republikaner, der seine blutige Strenge mit irgend einem unzweideutigen Paragraphen der Constitution zu belegen im Stande ist, geht freigesprochen vom Gerichtssaal nach Hause. Das Volk, welches, bei der rücksichtslosen Ausübung der gesetzlichen Vorschrift, Anfangs über die Beleidigung der menschlichen Natur in Verwünschungen ausbrach, zeigt sich nichts desto weniger geneigt, den Vollzieher unter seine großen Männer zu stellen, sobald die erste Aufwallung des empörten Menschen in die ruhige Erwägung des Bürgers: daß gesetzlicher Gehorsam die Krone des Republikaners sei, übergegangen ist.

Die Achtung des englischen Volks für die Gesetze gründet sich auf dieses buchstäbliche Befolgen solcher Anordnungen, die nicht selten den gesunden Menschenverstand beleidigen, da ihnen eine Zeit zum Grunde liegt, der die jetzigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens fast völlig entwachsen sind; doch, trotz des vorherrschenden allgemeinen Freiheitsgefühls, sind zur Handhabung der, nicht selten, übertrieben streng gefaßten Gesetze verhältnißmäßig nur wenige Beamte erforderlich, aber es kostet auch unglaubliche Anstrengungen, irgend ein Landesgesetz, selbst wenn

*) Tiberius wurde von seinem Günstlinge, Macro, Befehlshaber der Leibwache, mit Betten erstickt; Caligula von dem Tribun seiner Leibwache Cassius Chärea niedergehauen; Claudius von seiner Gemalin Agrippina vergiftet; Nero, der letzte aus dem Hause der Cäsarn, stieß sich in der höchsten Verzweiflung selbst einen Dolch durch den Hals. Anmerk. des Setzers.

die Vernunft deſſen Aufhebung gut heißt, aus dem Codex der Verfaſſung zu verdrängen, und obgleich kein einſichtsvoller Mann in ganz England das Mißverhältniß, ja man darf ſagen, die Ungerechtigkeit, in dem beſtehenden Geſetz der Nationalrepräſentation in Abrede ſtellen wird, iſt es dennoch bis jetzt ohne allen Erfolg geweſen, was man zur Begründung eines billigern Verhältniſſes rückſichtlich der, von den Ortſchaften zu wählenden, Parlamentsmitglieder verſucht hat.

Die öffentliche Meinung hat jedoch eine gewaltige Kraft, wenn irgend ein Akt der Regierung, nicht unter dem ausdrücklichen Buchſtaben des Geſetzes, ſondern entweder in dem Sinne des Geſetzes, (analog), oder gar mit Umgehung deſſelben, in Ausführung gebracht werden ſoll, weil in dieſem Falle jeder Staatseinwohner ſich ſtillſchweigend zum Richter aufwirft, und den gegebnen Fall mit aburtheilt. Trifft die Regierung die Anſicht der Mehrzahl des Volks, ſo zeigt ſich die Huldigung deſſelben für die rechtliche Verfahrungsweiſe in der freudigſten Theilnahme und in der thätigſten Mitwürkung zur Erleichterung der Ausführung; ſteht aber das Verfahren der Regierung den allgemeinen Volkswünſchen entgegen, ſo zeigt ſich in despotiſchen Staaten die Mißbilligung der Unterthanen in einer dumpfen Stille, die ſo leicht mit dem Ausdruck willigen Gehorſams verwechſelt werden kann, und wird der Mißmuth durch eine Reihe widerwärtiger Gewalthandlungen erhalten und geſteigert, ſo wagt die öffentliche Meinung hie und da einen lauten Ruf der Unzufriedenheit, aber die Maſſe gährt noch nicht, weil kein Volk, ſelbſt kein ſehr gedrücktes, eher aufſteht, bis es zur Empörung hingefoltert iſt, und die despotiſche Regierung kann ſich noch einmal retten, wenn ſie ihre Grundſätze verläßt. Verachtet ſie aber auch dieſe Inzichten, glaubt ſie, daß das Blut von einigen hundert Köpfen die, unter der Aſche zum Auflodern glühenden, Funken zu löſchen hinreicht, ſo ſchlägt, wie die Erfahrung gelehret hat, die Flamme an unvermutheten Stellen wieder auf, wird halb unterdrückt, verſucht von Neuem zu zün-

den und ist abermals, sich auf ihren Heerd zurückzuziehen, genöthigt, bis sie ihren Brennstoff überwältigt, den Brand über das Reich verbreitet, der despotischen Dynastie ein Ende macht, und über dem eingeäscherten Hause derselben einen Freiheitsbaum hinpflanzt, oder den Thron eines neuen Tyrannen errichtet.

Die Erscheinungen der Mißbilligung in einem freien Staate sind ganz anderer Natur. Ohne Rückhalt bilden sich Partheien für oder wider den Regierungsbeschluß; man spricht und schreibt unumwunden, was man denkt und meint, und in dem Verhältniß der Stärke beider Partheien gegen einander findet die Verwaltung ihre Richtschnur, entweder, während beide Theile mit einander die strittige Frage behandeln, ungehindert das Beschlossene auszuführen, oder, wenn die Mehrheit der Stimmen gegen das Verfahren der Regierung zu groß ist, bei Zeiten einzulenken, um der Volksmeinung zu schonen. Gewöhnlich aber macht ein solcher Fall auf eine Lücke in der Verfassung aufmerksam und veranlaßt ein ergänzendes Gesetz. In allen gut organisirten Staaten sind Tumulte in der Regel nichts anders als vorübergehende Aufwallungen, und Volksaufstände, die in Despotieen leicht mit einem Dynastieenwechsel oder einer Staatsumwälzung schließen, gehen in freien Staaten entweder ohne Folgen vorüber, da die Ehrfurcht für das Gesetz nur augenblickliche Unordnungen möglich macht, oder endigen wohl gar mit einer vollendetern Ausbildung der Verfassung. Der erste Blick in die Geschichte bewährt das Gesagte.

---

4) Gesetzgebung.

Die Gesetzgebung ist der Maaßstaab, wonach die Weisheit einer Regierung und der Geist ihrer Bürger beurtheilt werden muß. Alle rohen Völker haben nicht sowohl Achtung für die Gesetze, als Furcht vor der, durch sie angeordneten, Strafe, und, beiläufig

gesagt, aus dem nämlichen Grunde ist der Reichthum positiver Dogmen entstanden, weil der ungebildete Haufe den Urgrund seiner religiösen Gesinnungen weniger in einer innern Nothwendigkeit, als in einem äußern Zwange zu suchen im Stande ist, welcher nach seiner Gewinn- oder Schadenberechnung, nicht nach sittlicher Würdigung, Gutes zu thun und Böses zu lassen, befiehlt. Ohne Himmel und Hölle ist der gedankenlosen Masse Gottesfrucht und Glaube ein Fruchtbaum mit tauben Blüthen.

Es ist eine schöne Erfahrung, das Gerechtigkeitsgefühl eines Volks auflodern zu sehen, wenn zum Nachtheil irgend eines Bürgers ein Gesetz beleidigt wird. Ein solches Volk steht schon in hoher sittlicher Vollkommenheit da, und hat die schwere Vereinigung der Grundbegriffe aller gebildeten Staaten: Gehorsam gegen das Gesetz und Genuß der bürgerlichen Freiheit in sich bereits zu vollziehen gewußt.

Keine Gesetzgebung ist eine absolute, also unabänderlich und für alle Zeit berechnet. Der Grund liegt klar am Tage; denn alle Rechtsverhältnisse setzen nicht allein irgend eine Befugniß, sondern auch einen Gegenstand voraus, wovon diese Befugniß ausgeübt wird. Das Grundgesetz der Natur ist ein ewiges Werden und Vergehen; die Gegenstände, an denen wir unsere Rechte geltend machen, stehen unter dieser Wandelbarkeit, und es kann leicht kommen, daß wir von gewissen Befugnissen gar keinen Gebrauch mehr zu machen im Stande sind, weil das Object, woran wir sie üben dürfen, entweder gar nicht mehr, oder doch so verändert nur noch vorhanden ist, daß die Rechtseinwürkung auf dasselbe dem Grunde der Erwerbung (dem Rechtstitel) nicht mehr entspricht.

Es ist eine unglaubliche Verblendung der neuern Zeit, in der erzwungenen Herstellung des Alten und Verfallenen, die zu Grabe gegangene Zeit wieder herauf beschwören zu wollen; als wenn die Sitte, die äußere Gestaltung des Lebens, etwas anders wäre, als der Ausdruck eines bestimmten Zeitgeistes. Mit dem

Rock, den wir von dem Schnitt eines hinabgesunkenen Jahrhunderts etborgen, können wir den Mann, der ihn trug, nicht wieder zurückrufen, und es wird sich bald ergeben, daß das veraltete Wamms bald zu eng, bald zu weit ist. Wer zuerst den Versuch beabsichtigte, die Zeit zurück zu rollen, hätte eben sowohl den Einfall haben können, daß es nur von ihm abhange, morgen oder übermorgen schön Wetter zu machen, und den menschlichen Geist wie ein Segel aufzuspannen, das man nur nach Belieben stellen dürfe, um mit achtel, halbem oder vollem Winde ganz bequem zu fahren.

Die Gesetzgebung ist entweder eine organisirende: das heißt eine solche, welche einen gesammten Staat, nach allen seinen einzelnen Theilen, erst bildet, und als solche kann sie nur das Material benutzen, das die Zeit mit allen Verhältnissen ihr eben giebt; oder eine ergänzende, welche das System der Verfassung, nach dem Bedürfnisse der Folge eintretender Ereignisse zu vollenden, oder vielmehr bloß zu vervollkommnen, bedacht ist, weil es unsinnig wäre, eine Gesetzgebung als geschlossen zu betrachten. Der Gesetzgeber hat nun nach Vorstehendem nur eine doppelte Rücksicht zu nehmen:

einmal, die Gesammtheit der Staatseinwohner selbst im Betreff aller ihrer gesellschaftlichen Interessen,

sodann den Begriff aller Gegenstände, die den Zweck und das Ziel dieser staatsbürgerlichen Interessen ausmachen, oder mit einem Worte:

Personen und Sachen sind die einzigen Gesichtspunkte, deren Verhältnisse für und zu einander durch organische Gesetze festzustellen sind.

Organische Gesetze unterscheiden sich aber wesentlich von bloßen Regierungsbefehlen oder Erlassen. Organische Gesetze sind solche Normen, worin die gegebenen Vorschriften die vollständigste Beziehung auf alle einzelnen Elemente der Verfassung beurkun-

den, wenigstens nicht ohne hinlängliche Berücksichtigung derselben erlassen sind, und können daher auch nur in einem Staate gefaßt seyn, welcher selbst organisch gegründet ist, das heißt, in einem solchen, wo die Person eines jeden Einwohners niemals als Sache gemißbraucht werden darf, also nur in einem freien Staate, und in einem solchen unterscheidet sich die Person von der Sache wesentlich dadurch, daß jeder Mensch Zweck, und jede Sache Mittel bei Beabsichtigung der allgemeinen Wohlfahrt wird. Daß es in einem freien Staate, diesem edlern Sinne nach, weder Heloten, Leibeigene, noch Sklaven geben dürfe, versteht sich von selbst, und Sparta wie Rom bewähren zur Genüge, daß es im Alterthum noch keinen Staat gab, der sich, vor dem Richterstuhl der Vernunft und der Sittlichkeit, hätte frei nennen können. Die Folgerechtheit der römischen Gesetze, die auch zur Zeit der Republik Sklaven nur als Sache betrachtete, ist bewundernswürdig, aber scheußlich.

In einem despotischen Staate ist kein organisches Gesetz zu finden, denn ein Befehl, der das Gesetz zum „bloßen Willen des Herrschers" macht, verdient diese edle Bezeichnung nicht. In einem despotischen Staate giebt es auch keine Gesetzgebung — denn unter einer solchen Authorität ist wohl nur die, das Gemeinwohl bedenkende, alle Verhältnisse philosophisch abwägende Weisheit einer besondern Staatsgewalt zu verstehen — sondern nur eine besondere Kanzlei, welche die, das eigne Wohl und der selbstsüchtigen Vortheil bedenkende Ansicht und Willkühr, oder auch wohl nur den bloßen Einfall, oder die, durch Zorn oder Furcht veranlaßte, Eingebung der Leidenschaft des Herrschers in Mandatenform zu fassen, eingeübt ist.

A. Perſonen.

Die Rechte der Perſon werden in jedem Staate, der Geburt nach, ganz gleich geſtellt ſeyn, der ſich in einer Zeit bildet, wo die angebornen Rechte des Menſchen durch eine gereifte Vernunft bereits entwickelt und gewürdigt worden ſind. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten geben den Beleg hierzu. Sie würden nie ihre Unabhängigkeit errungen haben, und eine ſelbſtſtändige Republik geworden ſeyn, wenn der Zwieſpalt der Intereſſen ſich zwiſchen den Enthuſiasmus des Bürgers und die Rangordnung der Kaſten geſtellt hätte. Die allmählige Ausdehnung dieſes ungeheuern Staates hat ihm auch, leider! Sklaven zugeführt, aber der fremdartige Stoff, den unvermeidliche Verhältniſſe, da nichts auf Erden vollkommen ſeyn kann, in den reinen Fluß dieſes edlen Staatengusſes geworfen haben, wird hoffentlich mit der Zeit ausgähren, damit wir endlich einmal einen wahren Freiſtaat kennen lernen.

Wenn aber auch, der Geburt nach, alle Bürger eines ſolchen Staates gleiche Rechte genießen, ſo kann ſich eine ſolche Gleichheit dennoch nicht in Hinſicht der Berechtigungen der Bürger erhalten, da das Glück und Geſchick jedes Einzelnen ſeinen eigenthümlichen Charakter annimmt. Nun gehört offenbar zu den weſentlichſten Bedingungen der bürgerlichen Freiheit die Ausübung der Befugniß von den, durch die Natur erhaltenen Kräften ungeſtörten Gebrauch zu machen, und die Gunſtbezeigungen des Glücks beſtens auf geſetzliche Weiſe zu benutzen. Schon hierdurch entſteht eine, aus ſich ſelbſt bedingte, Ungleichheit rückſichtlich des Eigenthums und des Vermögens, oder ein Hervorragen des Einen über den Andern, mittelſt natürlicher und ausgebildeter, geiſtiger Kräfte. Das Intereſſe eines Fabrikherrn, der vierhundert Arbeiter beſchäftigt und ernährt, muß, nach äußerlichen Bedingungen berechnet — die innerlichen können nie feſtgeſtellt werden — für die Wohlfahrt des Staats muth-

mäßigerweise durchaus größer seyn, als eines seiner Arbeiter, der nichts als seine Kunstfertigkeit und einen Wanderstaab besitzt, mit denen er sein Vaterland verläßt, und es anderswo ersetzt findet. Der Pflanzer, welcher eine ganze Landschaft sein Eigenthum nennen darf, hat ein größeres Interesse an der Erhaltung des Staats, worin seine Besitzthümer liegen, als der Tagelöhner, der einen fremden Acker pflügt. Endlich giebt selbst der Familienstand, ein mit Kindern und Kindeskindern angefülltes Haus, dem verheiratheten Bürger ein Gewicht, das der unverheirathete Hagestolz, ohne alle natürliche Billigkeit zu verletzen, sich nicht anmaaßen darf. Die Ungleichheit, welche aus dem Gebrauch der Kräfte entsteht, verhindern zu wollen, wäre eben so vergeblich, als ungerecht; denn jeder Unterschied, den die Natur selbst macht, ist durch seine Nothwendigkeit geheiligt. Der an Geist hervorragende Bürger muß in der Republik bei Berathung des öffentlichen Wohls unfehlbar eine bedeutende Stimme erhalten, und wer kann es verhindern, daß er, durch seine geistige Ueberlegenheit, die Stimmen untergeordneter Mitvotirender zu sich hinüber zieht, und seine Meinung geltend macht? Was würde aus einer Republik werden, die den Flug ihrer großen und genialen Männer, nach dem Schneckenschritt pflegmatischer Nachbargeister abmessen wollte? Sie thut wohl daran, die gewaltigen Flügel ein wenig zu lähmen, damit ein solcher Adler nicht die Grenzen der Verfassung überfliege; aber sie wird ihn nie dahin vermögen, mit der Unbehülflichkeit des Raben die Luft zu durchrudern. Die Natur selbst hat dafür gesorgt, daß die Schwungkraft ausgezeichneter Menschen, in der Alltäglichkeit ihrer Umgebungen, einen hinlänglichen Widerstand finde; denn es giebt kein geschickteres Hemmrad für die Federkraft elastischer Seelen, als das ihnen zur Seite stehende Pflegma. So stellte Athen, als es den fähigsten Mann zur Eroberung von Syrakus wählte, zu dem feurigen Alcibiades, höchst weise den bedächtigen Nicias, und wer weiß, ob diese berühmte Stadt für den Triumph eines

Marcellus übrig geblieben wäre, wenn jener berüchtigte und berühmte Schüler des Sokrates sich nicht genöthigt gesehen hätte, seine Person, schon vor Anfang der großen Unternehmung, zu retten.

Eben so ungleich macht die Bürger eines freien Staats der Besitz großer Ländereien oder sonstigen Eigenthums, und es ist durch kein Mittel im bürgerlichen Verkehr zu erreichen, daß der Arme mit dem Reichen ganz gleiche Bedeutung gewönne. Aber auch in der Verfassung selbst würde es sehr ungerecht seyn, dem Bürger, der Wenig oder Nichts, mit dem, der sehr Viel zu verlieren hat, alsdann in eine Klasse zu stellen, wenn es auf Abstimmung über die Staatsbedürfnisse und die deshalb auszuschreibenden Lasten und Beisteuern, überhaupt auf solche Interessen ankommt, welche eine auf Erwerb und Eigenthum ausgehende, also relative Tendenz haben. Eine Beabsichtigung des Gesetzes, welche auf die allgemeinen, jedem Bürger zustehenden, angebornen Rechte hinausgeht, möchte ich die absolute Tendenz nennen, und in dieser Rücksicht freilich kann unter sämmtlichen Staatseinwohnern kein Unterschied gemacht werden, wie dies z. B. bei allen, Ehre, Eigenthum und persönliche Sicherheit der Einwohner in's Auge fassenden, gesetzlichen Bestimmungen der Fall ist.

Nur in sehr kleinen Staaten, und unter besonders begünstigenden Verhältnissen, ließe sich die Möglichkeit denken, daß eine Vermögensgleichheit eingeführt würde, wie sie von Lykurg in Lacedämon beabsichtigt, und auf einige Zeit würklich ausgeführt wurde; aber eine solche Republik müßte ein geschlossener Staat seyn, und ihren Schauplatz auf irgend ein neuentdecktes Inselchen des stillen Meeres verlegen, wenn sie bei dem Charakter, den das bürgerliche Leben und die Verfassung der Staaten angenommen haben, nicht in das Reich der Chimären verwiesen werden sollte. Bei größeren Staaten würde eine solche Vermögensgleichheit, ohne völligen Umsturz aller Ordnung,

und alles öffentlichen Lebens, unter jeder Bedingung unmöglich seyn.

Also wäre die Bevorrechtung im Staate naturnothwendig? Allerdings, wie sie sich nach Vorstehendem von selbst ergiebt; keinesweges aber so, wie sie, in Aristokratieen sich geltend zu machen, gewußt hat. In der Aristokratie ist die Bevorrechtung mit der Geburt gegeben; aber welcher Scharfsinn wäre im Stande, die Haltbarkeit ihrer Gründe nach solchen Schlüssen zu erweisen, wobei sich die Vernunft befriedigt und die menschliche Natur nicht gekränkt fühlte? In jedem Staate aber, wo die Geburt alle gleich macht, steht auch jedem frei, nach dem Ziele auszulaufen, das die Bürgerkrone für das Verdienst darbietet. Wer da zurück bleibt, hat es keinem Kastenzwange, keinen hinderlichen Privilegien zuzuschreiben, sondern der Begrenzung oder trägen Anwendung seiner eignen Kräfte, oder, was nirgends zu vermeiden ist, auch wohl der unfreundlichen Laune seiner Glücksgöttin, die, als die unbestechlichste aller höhern Mächte, durch kein Opfer gewonnen werden kann, und die Gabe, welche das Verdienst und die Tugend auf ihren Altar legen, und nichts höher achtet, als die unreinen Spenden der Selbstsucht und des Lasters.

Wie die nordamerikanischen Freistaaten werden sich auch die Republiken in Südamerika gestalten, und es würde eine auffallende Erscheinung seyn, wenn Brasilien, das schon ausnahmsweise eine Monarchie darstellt, in seinem Kaiser nicht einen sehr constitutionellen Regenten künftig in der Spitze der Verfassung sehen sollte *). Die Gleichheit der Stände wird die besondere Charakteristik aller Staaten seyn, die aus den überseeischen Kolonieen hervorgehen, da diese Gleichheit den angebornen, von der

*) Anmerk. Der Verfasser hat sich also die definitive Gestaltung dieser Staaten auch noch nicht in völliger Festigkeit gedacht.

Der Setzer.

Vernunft geheiligten, Menſchenrechten entſprechend, dem heutigen Bildungsgrade des menſchlichen Geiſtes zuſagend iſt, und dieſe ganz neuen Staaten keine Rückſichten zu nehmen haben, über welche ältere Staaten ſich nicht hinausſchwingen können.

In einer ganz andern Lage befinden ſich nämlich die alten, europäiſchen, chriſtlichen Staaten — von der vollendeten Despotie der Pforte iſt hier nicht die Rede, weil es bei ihr nur einen Herrn und ſonſt lauter Sklaven giebt — indem alle Reiche unſers Welttheils ſich nach und nach ausgebildet haben, und mit mehr oder weniger feſten Formen, aus der alten rohen, in die neue gebildetere Zeit übergegangen ſind.

In der alten Zeit, wo die europäiſchen Monarchieen ihren Grund legten, verdankte jede Macht dieſer Art ihren Thron der Waffengewalt, und ihre erſten und verdienſtvollſten Krieger bildeten ihren Adel. Das übrige Volk fand keine weitere Berückſichtigung, als die ihm von ſelbſt zufiel, da es den Acker beſtellte und Gewerbe trieb, alſo für die Lebensbedürfniſſe des königlichen Hauſes und des Adels unentbehrlich, wenn gleich darum nicht weniger verachtet blieb. Als nun die germaniſchen Völker, welche die neuen Reiche bildeten, zum Chriſtenthum übergegangen waren, und die Kirche nach und nach, im höchſten Glanze der Macht über den innern Menſchen, auch eine äußere Herrſchaft zu begründen, und immer mehr auszudehnen, geſchickt genug war, geſellte ſich zum Adel noch ein zweiter Stand, nämlich die Geiſtlichkeit, und gewann ein deſto größeres Anſehen, als ſie nicht ſelten das gedrückte Volk gegen die Eigenmächtigkeiten des Adels in Schutz nahm. Dieſe beiden Stände waren die bevorrechteten im Staate, und erlangten durch geſchickte Benutzung und Anwendung ihrer Privilegien endlich eine ſo außerordentliche Gewalt, daß ſie wechſelsweiſe den Thron in Furcht ſetzten, auch wohl erſchütterten und den geängſtigten Monarchen zu der Maßregel zwangen, ſich, unter ſteter Bewil-

ligung neuer Begünstigungen, immer durch einen der Stände gegen den andern zu vertheidigen.

In solchen politischen Fehden hatten die Fürsten häufig Gelegenheit gehabt, sich von der guten Gesinnung der Städte, bewohner zu überzeugen, welche zur Erhaltung des königlichen Ansehens, in der Stunde der Gefahr, ihr Geld und ihre Arme anbothen, und dafür, gleich den bevorrechteten Ständen, in den Genuß gewisser Freiheiten gesetzt wurden, welche zur Grundlage des, später sich entwickelnden, dritten Standes dienten *). Die Monarchen fanden nämlich, wie sie diese, bis jetzt so zurückgesetzte, zahlreiche Klasse von Einwohnern überhaupt vortrefflich gegen die Anmaßungen der Bevorrechteten anwenden könnten, wenn sie jene durch besondere Gerechtsame für ihr Interesse gewönnen und besonders dadurch zu einer politischen Wichtigkeit erhöben, daß sie, in den großen Reichsversammlungen, wenigstens die Erlaubniß, für ihres Gleichen durch ihre Abgeordnete mitzusprechen, erhielten. Aus der bloß mitberathenden, wurde späterhin eine mitentscheidende Stimme, und endigte zum Vei-

*) In Arragonien am frühesten — schon im 12ten Jahrh.; in Castilien erst beinahe 200 Jahre später und viel beschränkter. In Portugall nicht lange zuvor, unter der Regierung Königs Dionys (1279—1320). In Frankreich, wo Ludwig der 7te (1108—1137) die Einführung der Corporationen zuerst begünstigte, veranlaßte diese Einrichtung eine größere Achtung des dritten Standes, der 1302 unter Philipp dem 4ten (dem Schönen) zum erstenmal zur großen Reichsversammlung zugelassen oder vielmehr berufen wurde, um, freilich noch knieend, seine Meinungen abzugeben. Unter König Johann (1350 bis 1364), wo der Einfluß des dritten Standes bedeutend gestiegen war, fand diese Zurücksetzung nicht mehr statt.

In England erschienen zum erstenmal unter Heinrich dem 3ten (1265) Städtedeputirte im Reichsconvente, und unter Eduard dem 3ten (1343) bildete sich die erste Anlage zum Hause der Gemeinen. Erst unter Sigismund (zu Anfang des 15ten Jahrh.) sehen wir in Ungarn städtische Deputirte auf dem Reichstage. In Polen gab es nie einen dritten Stand bei den Nationalbeschlüssen.

Anmerk. des Verfassers.

spiel in England mit Bildung der einen Hälfte des Parlaments, während in andern Monarchieen, durch eine sich entwickelnde, vollendete Souveränität der Kronen, der Einfluß der alten Stände bei den Entscheidungen der Reichsangelegenheiten sich unmerklich in das Kabinet der Fürsten verlohr, und in der Ansicht und dem unbedingten Beschlusse des Souveräns seinen politischen Tod fand *).

Mit größern oder mindern Modificationen ist die vorbezeichnete Weise ohngefähr der geschichtliche Bildungsgang aller europäischen Monarchieen, und in den meisten derselben haben die ehemaligen Stände keine anderweitige Mitregentschaft, als eine solche, die ihnen der Thron, bei besondern Veranlassungen, freiwillig gestattet, und nach Gutbefinden wieder aufhebt. Keiner dieser Staaten hat sich durch einen großen Organisationsact auf einmal gebildet, sondern ist ein allmähliges Erzeugniß der Zeit, bedingt durch eine Reihe von Ereignissen, die, unter allen Umständen, menschlichen Einrichtungen erst den Stoff hergeben müssen. Als Frankreich in seiner ungeheueren Totalrevolution den kühnsten Entwurf, den ein endlicher Geist zu fassen vermag, würklich ausführte, und, den absoluten Ansprüchen der Vernunft zu genügen, eine so völlige Umgestaltung der Dinge hervorrief, daß dieser gewaltige Staat, als ein Wesen aus einer andern Welt, mitten unter die allmählig entwickelten, oder auch alternden und veralteten, Staatsformen der übrigen Mächte hingepflanzt schien; da galt es die große Frage an das Geschick der Menschheit: ob Frankreich Europa in seine Sphäre hinüber-

*) Heeren in seiner Geschichte des Europäischen Staaten-Systems. Einl. §. 6 behauptet: Europens Staaten-System, in den letzten drei Jahrhunderten, sei das System herrschender Monarchieen, worin, die vereinigten Niederlande ausgenommen, die Republiken gleichsam tolerirt worden wären. Die Kabinetspolitik sei an die Stelle der Nationalberathschlagung getreten.

Anmerk. des Verfassers.

wiſſen, oder Europa Frankreich in das Geleis der langſamen, naturgemäßen, hiſtoriſchen, Entwickelung zurückziehen würde; denn Eins von Beiden blieb nur möglich. — — Wir haben geſehen, wie das Schickſal entſchieden hat. Frankreich trat zu ſeiner Mitwelt zurück. Aus dem republikaniſchen Rauſche ging es, von conſtitutionellen Formen getäuſcht, in den blinden Gehorſam für einen Kaiſerthron über, ſteht jetzt wieder in der Reihe der Monarchieen und ſucht ſeine Freiheit in einer Charte zu verwahren, die noch ſehr in Zweifel läßt, ob ſie auch das Reichsgrundgeſetz bleiben werde.

Doch eine große, unvertilgbare Folge hat dieſe wunderbare Revolution für die Welt gehabt: die praktiſche Entwickelung der Menſchenrechte, die, mit mehr oder weniger Glück und Klarheit, bereits früher von tiefſinnigen Denkern theoretiſch verſucht worden war. Dieſe Folge würde aber nicht eingetreten ſeyn, wäre ſie nicht, wie eine reife Frucht, von dem Baum der Zeit gefallen; alles Uebrige iſt, wie eine taube Blüthe, nachdem es vorübergehend geduftet und geglänzt, in alle Winde verſtreut. Nie hat ſich der Einfluß reiner Vernunftgeſetze auf die Verhältniſſe des Lebens mehr bethätigt, als in der Anerkennung dieſer Menſchenrechte, und, ohne das wichtige Thema, welches über die Freilaſſung der Sklaven, mit größtentheils glücklichem Erfolge auf Impuls der großen Revolution abgehandelt worden, beſonders in Betäigung zu bringen, bedarf es nur eines Blicks auf den veränderten Charakter auch ſelbſt ſolcher unbeſchränkter Staaten, welche übrigens von den unmittelbaren Folgen jener Umwälzung nicht ergriffen worden ſind, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie mächtig eine allgemein gewordene Idee auf den Geiſt der Regierungen eingewürkt hat, freilich noch immer, nach ſehr verſchiedenen Graden. Denn da, wo die Heeresſtellen, und jede ausgezeichnete Beamtung im Staate, bis dahin nur ein Eigenthum des Adels war, ſtehen neben demſelben dazu geeignete Individuen bürgerlichen Standes; die entehrende körper-

liche Züchtigung des Soldaten iſt nur noch für beſchimpfende Verbrechen aufbewahrt und das Strafmittel zu einer Spannung des Ehrgefühls veredelt; die bürgerliche Achtung, auch der geringſten Volksklaſſen, gegen jede anmaaßende Betaſtung vornehmen Stolzes, durch ſchützende Geſetze geſichert; die Vertheidigung des Reichs nicht mehr gewordenen, verderbten Ausländern und verkäuflichen Söldnern, ſondern allen Söhnen des Vaterlandes, die, ohne Ausnahme, ſich den Weg zu den höhern Stellen erſt bahnen müſſen, anvertraut; ja die Verſchmelzung der Stände ſelbſt, früher als befleckend und ausſtoßend betrachtet, hat durch Familienverbindungen die Scheidewand, zwiſchen den verſchiedenen Kaſten, weniger unüberſteiglich gemacht. Eben ſo ſehen wir den Lehnsverband, ein, für die jetzige Zeit, ſo unförmliches und unnützes Rechtsverhältniß, weſentlich vernichtet, die Beſteurungsverpflichtung für adliche und bürgerliche Beſitzungen gleich gemacht, Städteordnungen eingeführt, und die naturwidrige Beſchränkung der Erwerbsfähigkeit zu großen Landgütern, die ſonſt nur dem Adel zuſtand, aufgehoben *).

Nur auf ſolche allmählige Weiſe können diejenigen Staaten, die aus alter Zeit heraufgewachſen ſind, die urſprüngliche Verſchiedenheit der Stände mildern, und, wenn keine ſtörende Grundſätze, die Regierungen aus dem ſchönen Gleiſe werfen, im Laufe der Zeit, ohne alle gewaltſame Erſchütterungen, endlich ganz verſchwinden laſſen. Eine andere, plötzliche Aufhebung des Adels würde die gewaltſamſte Rechtsverletzung ſeyn, da ſich kein Grund finden läßt, die Vorrechte der Geſchlechter, die auf geheiligten Titeln beruhen, und ſobald ſie für das bürgerliche Leben ohne kränkenden und ſchädlichen Einfluß ſind, angreifen zu wollen. Nur in den Adelſtand erheben ſollten die Regenten nicht mehr, da ſich die Bildung der Nationen mehr dem

*) Ganz vorzüglich hat der Verfaſſer hier wohl Preußen im Sinn. Die Folge bewährt es noch mehr.

Der Setzer.

Jahrhunderte der Ständegleichheit nähert, die Vermehrung des Adels die Erreichung dieses Zeitpunkts erschwert, der Verdienstadel denn doch nur allein die besondere Achtung der Mitbürger noch in Anspruch nimmt, und der Erbadel in einer Periode, wie die jetzige, bei dem Adelstande selbst keiner sonderlichen Berücksichtigung genießt, wenn er, ohne Rückblick auf ein altes Geschlecht, bloß der Eitelkeit des neuen Erwerbers zur Folio dienen soll. Denn worauf gründen sich jetzt noch die Vorrechte des Adels? Für den Staatsdienst hat er nichts voraus, als etwa noch etwas leichtere Beförderung. Im Genusse seiner Güter ist er besteuert, wie jeder andere Staatsbürger; die ausschließliche Erwerbsfähigkeit größerer Landgüter hat er verloren, und die Ueberbleibsel der ehemaligen Lehnsverfassung haben keinen Einfluß in die Staatsverwaltung. Rechnet man die wenigen Ehrenrechte, bei Hofe zu erscheinen, und den an sich schönen Vorzug, den Ursprung seines Hauses, Jahrhunderte zurück, verfolgen zu können, also Stammbaum und Wappen, von der Summe der Bevorrechtungen des Adels ab, so wird wenig übrig bleiben, was die Mißgunst des dritten Standes zu erregen geeignet wäre.

Nichts ist daher unhaltbarer, als die Behauptung einiger Ruhmredner der veralteten Formen, daß der Adel ein, zwischen dem Fürsten und Volke, als Vermittler unumgänglich erforderlicher Stand sei. Worauf gründet sich wohl dieser aristokratische Grundsatz? Auf die geschichtliche Erfahrung gewiß nicht, da es erwiesen werden kann, daß vielleicht ein dritter Stand nie sein Daseyn erhalten hätte, wenn die, vor den mächtigen Vasallen geängstigten Monarchen nicht bei dem Volke ihre Hülfe gefunden, und ihm daher in den Berathschlagungen der Reichsversammlungen das Wort vergönnt hätten *). Man thue doch

*) Ludwig der 6te von Frankreich (1108—1131) bildete z. B. durch die erste Begründung der Communen und Gemeinheiten in

nur einmal hiſtoriſch dar, daß der Adel den Monarchen, gegen Angriffe des dritten Standes, zu ſchützen genöthigt geweſen wäre, doch fällt jedes Blatt der Geſchichte des Mittelalters irgend ein Attentat gegen den Landesherrn, ausgegangen von einzelnen oder verbündeten Reichslehnträgern *). Man frage z. B.

---

den Städten eine, vorher unbekannte, Macht im Staate, die zur Aufrechthaltung der königlichen Würde gegen die Feudal-Ariſtokratie, durch welche der Monarch angegriffen worden, ſehr willig die Hand zu bieten, geſonnen war.

Als der, unter dem ſchwachen Heinrich dem 3ten von England, die königliche Gewalt, freilich als Uſurpator, ausübende Graf von Leiceſter 1265 in London ein Parlament zuſammenberief, hielt er es für nöthig, um eine Stütze gegen die, ihm feindlich geſinnten, Barones zu haben, auch Städtedeputirte dazu einzuladen.

Der Verfaſſer.

*) Der Fälle ſind unzählige, die uns die Geſchichte überliefert. In Deutſchland hatten die Kaiſer mit den Reichsfürſten, und dieſe wieder mit ihren Lehnsträgern, die, beſonders zu den Zeiten des Fauſtrechts, wo keine Regierung mehr beachtet wurde, jede Willkühr ausübten, blutige Fehden zu beſtehen, und grade dadurch entſtand die Veranlaſſung zur Bildung von Bündniſſen unter den bedrückten Volksklaſſen, denen nichts weiter übrig blieb, als Kraftvereinigung zu gemeinſchaftlicher Rettung. Die Hanſa und der rheiniſche Bund wären ſonſt gewiß nicht zu ihrer großen Bedeutendheit gelangt. Die Geſchichte Ungarns wimmelt von Empörungen des Adels gegen ſeine Könige. In Spanien wollen wir nur der Kämpfe Peters 4ten von Arragonien mit ſeinen Baronen und deren Uebermuths unter den Regierungen Johanns 2ten und Heinrichs des 4ten von Kaſtilien gedenken; nur daran erinnern, welcher Gefahr das Leben Johanns 2ten von Portugall durch den zu mächtigen Adel ausgeſetzt war; wie die Ariſtokratie Ludwig dem Frommen, nach Karls des Großen Tode, den Glanz der Krone trübte, und Ludwig der 4te von dem unermeßlichen Reiche ſeines gewaltigen Ahnherrn nur das einzige Laon noch eigenthümlich behielt; wie noch unter Ludwig dem 13ten die ehrſüchtigen Großen den Thron erſchütterten, die Herrſchaft Heinrichs des 3ten von England durch die 24 Barone förmlich vernichtet wurde, und durch den Haß welcher Parthei, Guſtav der 3te von Schweden fiel.

Solche Thatſachen mußten doch wohl jedes ſeichte Geſchwätz verſtummen machen, aber nicht bloß in dieſem Falle leuchtet hell wie

nur die Kapetinger, wie die Karolinger um die Krone von Frankreich gebracht wurden, oder lasse sich von Childerich den 3ten sagen, warum er der letzte Merowinger gewesen.

Auch lehrt die jetzige Erfahrung nicht, daß die Stellung des Adels zwischen König und Volk so heilsam und ersprießlich wäre; im Gegentheil haben gewisse Hauptepochen der neuern Geschichte sattsam erprobt, daß durch dies Zwischentreten in die Gesichtslinie vom Fürsten zu seinem Volke, entweder dieses oder jener in einen verdunkelnden Schatten zu stehen kommt, und sie daher gegenseitig die Hand nicht finden können, die sie, nach innigstem Verlangen und Bedürfniß, einander reichen möchten *).

Von allen Staaten, die der Erleuchtung des Jahrhunderts folgten, ohne durch Revolution dazu gezwungen zu seyn, hat keiner das Bedürfniß der Zeit so tief empfunden, und so freiwillig zu befriedigen gesucht, als der Preußische. O! daß er nie aufhöre, das Gesicht nach der Sonne zu kehren um dem vollen Tage entgegen zu schauen! Daß der Zuruf der Finsterlinge, der nah und fern sich erhebt, und das Zwielicht anpreist, aus dem unvermerkt wieder Nacht werden soll, ungehört verhallen möge! Es liegt in dem beharrlichen Wunsche abgelebter, halbverstorbener Interessen, noch einmal ein frisches Leben anzufangen, aber wider die Ordnung der Natur kann aus keinem Greise wieder ein Jüngling werden. Das Vorurtheil hat schon vor sich sein eröffnetes Grab gesehen, und wird die Vernunft, die es ihm grub, nimmermehr zwingen, sich nun selbst hineinzulegen.

Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit, Unbestechlichkeit der

---

der Tag hervor, daß die Vertheidiger des Herkommens alle geschichtliche Erfahrung und Belehrung recht vorsätzlich von sich stoßen.

Der Verfasser.

*) Worauf der Verfasser hindeutet habe ich sogar verstanden, ohne den Syndikus um weitere Belehrung bitten zu dürfen.

Der Setzer.

Richterstühle, milde Berücksichtigung menschlicher Schwäche in seinem Strafcodex, Hochachtung für die heiligsten Menschenrechte, hatten Preußen einen hohen Rang in der Civilisation Europens angewiesen, und das Auge der gebildeten Welt blickt noch voll Vertrauen auf diesen Staat, der, häufig von der Natur verlassen, durch geistige Kraft ersetzte, was seinem Boden gebrach. Daß er dies geistige Uebergewicht nicht aufgebe, um politische Gefälligkeit zu üben, und in seinem edlen Laufe nicht stille stehe, um zu warten, bis fremde Unbildung ihn erreiche, oder er gar zurückschreite, um den schleichenden Gang verkrüppelter Befangenheit mitzumachen!

Seit des großen Friedrichs Regierung, noch mehr aber seit dem Frieden von Tilsit, hat der Preußische Staat bewundernswürdige Reformen vorgenommen, und ein sehr ernstes Bestreben gezeigt, mit der Zeit voranzuschreiten. Das einzige sichere Mittel, ohne gewaltsame Explosionen unvermerkt — wie die Natur ihre Bildungen nur in sanften Fortschritten gestattet — dem Bedarf und den Ansprüchen des Jahrhunderts zu genügen. Denn jene Feinde des menschlichen Geschlechts, die mit verderblichem Eigensinne das Vorübergegangene zurückziehen, das Alte verjüngen, und den mündig gewordenen Geist Europens wieder unter die Vormundschaft längst überlebter Kindheit einzwängen wollen, haben wohl nicht daran gedacht, daß ein allgemeines Weltgesetz selbst die Himmelskörper verändert, Sonnen entstehen und verlöschen, Gebirgsmassen sich zu Felsen verhärten und doch verwittern, daß aus weichen Keimen majestätische Wälder werden, Knaben zu Männern reifen, und — da der Wandel und Wechsel das einzig Bleibende in der unendlichen Schöpfung ist — aus Leibeignen und Unterthanen endlich auch Freie und Bürger hervorgehen. Es ist ein sehr thörigtes Beginnen, in der umgekehrten Ordnung der Natur einen Rechtszustand begründen, und das eine Verfassung nennen zu wollen, was gegen alle innere Nothwendigkeit ankämpft. Diese Feinde

der Fürsten und Völker sind der fürchterliche Heerd, auf dem der Brennstoff sich so oft schon entzündet hat, und wenn irgendwo die Aufwallung ewig bevormundeter, gefesselter und unterdrückter, geistiger Kraft die Regierungen nöthigt, straffällig erachtetes Blut zu vergießen, so müsse es über das Haupt dieser eigentlichen Rebellen gegen die unumstößliche Weltordnung kommen; denn wer wüßte nicht, daß nur der Stamm zur Ungestalt auftreibt, dessen unvertilgbarer Bildungstrieb, durch hemmende Mauern und Steine, zu krummen Wachsthume genöthigt wird.

B. Sachen.

Hierunter wollen wir nicht allein die körperlichen Dinge, sondern auch alle Handlungen, oder jede Thätigkeit mitbegreifen, welche den Besitz, die Benutzung und die Mittheilung dieser Dinge betreffen.

Eine naturgemäße oder logische Eintheilung des vor uns liegenden Gegenstandes ergiebt sich hiernach von selbst.

In jedem großen Menschenverein, der würdig ist ein Staat zu heißen, sind zwei Hauptgegenstände Grundbedingung des gesellschaftlichen Lebens, nämlich Sicherheit der Person und Heiligachtung des Eigenthums; sonst ist bellum omnium contra omnes unvermeidlich, oder vielmehr ein Staat unmöglich. Alle übrigen Staatszwecke sind eigentlich nur von diesen beiden abgeleitete. Was die Unantastbarkeit der Person betrifft, so darf hier nichts mehr hinzugefügt werden, denn das früher Gesagte (ad A) ergiebt die weitern Folgerungen von selbst. Nur in gesetzlichen Staaten ist sie sicher gestellt; in despotischen aber zu jeder Stunde der Willkühr der Regierung, oder ihren Machthabern, anheim gegeben.

Nicht anders verhält es sich mit dem Eigenthume, und was hier darüber bemerkt wird, kann nur von solchen Staaten gelten, wo das Gesetz alleinige Herrschaft übt.

Der Begriff des Eigenthums ist sehr früh entstanden. Daß er aber so häufig mißverstanden worden, und noch mißverstanden wird, beweist, daß das Auffassen desselben nicht so ganz leicht war *).

Aber auch in civilisirten Ländern sanctioniren die Gesetze nicht selten eine förmliche Entwendung des Eigenthums, und das sogenannte Strandrecht, die wunderbarsten Bestimmungen bei Jagdgerechtigkeiten, der Taubenfang, das Prisenrecht, endlich die Befugniß des Beutemachens bei Wehrlosen und Unschuldigen, das Verheißen der Plünderung ganzer Städte, sind Ueberbleibsel barbarischer Ansichten, die die immersteigende Aufklärung wohl, nach und nach, ganz aus der Zahl anständiger Berechtigungen streichen und endlich als wahre Vergehungen anerkennen wird.

Das Eigenthumsrecht ist eine Abstraction aus dem Genusse des Besitzes, und der Besitz selbst war ursprünglich wohl nicht länger sicher gestellt, als die Kraft des Besitzers hinreichte, das Begehren nach der besessenen Sache abzutreiben. Dieser Kampf mußte nothwendig dadurch beendigt werden, daß man stillschweigend übereinkam, einander das zu belassen, was man besaß, d. h. worüber man zu verfügen im Stande war, und bis dahin war Eigenthum und Besitz gewiß noch völlig Eins; denn der Besitzer der Sache, die ich verlorent, oder die mir von einem Andern entrissen, und diesem wieder von einem Dritten abgenommen wär, hielt sich gewiß nicht für verbunden, sie mir zurück zu geben, und es mußte in dieser Zeit unendlich schwer werden, ein ausschließliches Recht an einem Weidefleck, einem

*) Die holländische Regierung auf dem Cap befand sich, nach Lichtensteins Zeugniß, in ihrer Stellung zu den Hottentotten (Buschmännern) in der größten Verlegenheit, weil es ihr unmöglich wurde, diesen rohen Menschen einen Begriff vom Eigenthum beizubringen, und den Diebstahl, als ein Vergehen, begreiflich zu machen.

Der Verfasser.

Waldbezirk oder überhaupt an einem Gegenstande, dessen Besitz ich nur symbolisch, oder nach einer ausgebildeten Rechtsidee durchführen kann, zu behaupten.

Der Begriff des Eigenthums entstand gewiß erst dann, als die wechselseitige Nothwendigkeit die, in Gesellschaft vereinigten Individuen zu vielfachen und sehr verschiedenartigen Verbindlichkeiten gegen einander zwang; wo der Eine z. B. durch das dringende Bedürfniß und die Bitte des Andern bewogen wurde, ihm eine Angel oder einen Nachen, unter dem Versprechen, den Fang zu theilen, jedoch mit der Bedingung überließ, diese Dinge, nach gemachtem Gebrauch zurück zu geben, oder, unter gleicher Bedingung wohl noch länger zu benutzen. Hier zogen sich die Grundlinien des, späterhin so verfeinerten, Begriffs vom Eigenthume, und man kam zur Ueberzeugung, daß man Befugnisse auf die Substanz solcher Dinge, die man nicht mehr im Besitze habe, bewahren und sein Verfügungsrecht darüber aufrecht erhalten könne.

Die weitere Ausbildung der Gesellschaft schuf nun alle die Arten, wie ich Eigenthum erwerben, erhalten und weiter übertragen, oder den bloßen Besitz und Genuß fremden Eigenthums erlangen kann, und die Civilrechte aller Staaten enthalten darüber eine Menge von Titeln, deren Aufzählung außer den Grenzen dieses Versuchs liegt.

Der Hauptgegenstand alles Eigenthums ist nun unstreitig der Grund und Boden. Die Benutzung desselben umfaßt den Acker- und Weinbau, die Forstkultur und den Bergbau. Was der Boden erzeugt oder hergiebt gestattet eine höchst mannigfache Thätigkeit für Gewerbe, Handwerker und Künstler und giebt das Material für den Kunstfleiß, und die Mittheilung und Uebertragung der rohen oder verarbeiteten Naturprodukte macht das Wesen des Handels aus. Ackerbau im ausgedehntesten Sinne, Gewerke und Handel umgreifen daher alle aus dem Eigenthum und dessen Benutzung entspringende Thätigkeit.

Dieſer Verſuch ſoll weder ein Compendium der Staatſiſtik noch der Staatswiſſenſchaften und der Technologie werden, und für den aufgeſtellten Zweck iſt es genug, das Eigenthumsrecht als die Grundlage aller Berechtſame, die nicht Perſonenrecht iſt, zu betrachten.

Sogleich aber muß in die Augen fallen, daß jeder Staat ſeine Geſetzgebung nach allen Bedingungen zu modificiren hat, die ihm durch die Natur des Landes vorgeſchrieben ſind. Ein Staat wie Ungarn, mit vielem Boden ohne Küſten, muß ganz anders organiſirt werden, wie Venedig, das, faſt ohne Grund und Boden, ſeine Blüthe nur durch die Wogen des Meeres, die es zu beherrſchen lernte, erhalten konnte. Frankreich, das die Begünſtigungen Ungarns und Venedigs in ſich vereinigt, wird ſich ganz anders geſtalten, als das im Binnenlande gelegene Polen, und England, das von der Natur unabhängig hingeſtellt iſt, um als Inſelland, nach allen Richtungen, keinen andern Nachbar zu haben, als die ſchützenden Wellen, bildet ganz andere Civilrechte, wie das, nach jeder Seite gehemmte Oeſterreich, auch vorausgeſetzt, daß in allen dieſen Staaten ein und daſſelbe Volk, mit einem und demſelben Grade der Ausbildung anzutreffen wäre, weil der Verkehr der Staatseinwohner unter ſich, und mit dem Auslande nach dieſen Naturbedingniſſen jedesmal einen beſtimmten Charakter annimmt.

Das Civilrecht eines Staats ſollte daher eigentlich nichts anders ſeyn, als eine Garantie aller bürgerlichen Verträge, inſofern ſie nicht ſtörend in das Geſammtintereſſe eingreifen, und darum können die civilrechtlichen Beſtimmungen bei jeder aufgeklärten Regierung ſich nur in ſolchen Abſtractionen ausſprechen, welche von dem gewöhnlichen Verkehr der Staatseinwohner, unter ſich, gemacht ſind. Deshalb vorzüglich finden wir den großen Unterſchied zwiſchen rohen und gebildeten Geſetzgebungen weſentlich darin, daß die erſtern wenig allgemeine Grundſätze, aber deſto mehr ſpecielle Beſtimmungen, die letztern hin-

gegen vorzüglich philoſophiſche Hauptprincips und der beſondern Feſtſetzungen ſo wenig, wie möglich, hinſtellen. Kein Geſetzbuch vermag die möglichen Fälle einzeln zu beſtimmen, und der Richter fühlt ſich verlaſſen, wenn unter der vielen beſondern Beſtimmungen der ihm vorgelegte Fall nicht zu finden iſt, und entſcheidet alsdann willkührlich. Zeigt ſich aber in allgemeinen Grundſätzen die philoſophiſche Rechtsanſicht des Geſetzgebers, ſo wird der Richter, nach Grundſätzen zu entſcheiden, in Stand geſetzt, die aus der Natur der Sache geſchöpft ſind. Jeder Vertrag, unter den Staatsbürgern geſchloſſen, bleibt aber ſo lange Particular-Geſetzgebung für einen beſondern Fall, als der Inhalt der Uebereinkunft vollſtändig ermittelt, und der Sinn der Contrahenten nicht zweifelhaft, oder dunkel iſt.

Nichts iſt ſtörender, verwirrender und irreleitender, als die vervielfachten Erklärungen und nachträglichen Ergänzungen gegebener Geſetze, von der Legislation ſelbſt aus, und es macht keine erfreuliche Erfahrung der neuern Zeit aus, daß die Promulgation und Aufhebung vieler Geſetzesbeſtimmungen nur zu häufig ſchnell hinter einander erfolgen. Auch der gewiſſenhafteſte Richter ſtudiert kein Geſetz mehr gründlich, das hektiſch in die Welt tritt, und es iſt unmöglich, die Ehrfurcht vor dem Geſetzgeber und ſeinem Werke zu behalten, wenn die Veränderlichkeit der Anſicht, entweder Mangel an Kraft, oder Mangel an Einſicht, für meine Intereſſen als Bürger, zu häufig an den Tag treten, und mich ſehen läßt, daß die Legislation meine ſtaatsbürgerlichen Intereſſen nicht richtig zu würdigen und abzuwägen vermag.

5) Staatsverwaltung.

Da ein organiſcher Staat nur nach Geſetzen regiert werden kann, ſo ergeben ſich von ſelbſt drei Authoritäten, als durchaus nothwendig, nämlich:

a) eine Autorität, welche Gesetze gibt;

b) eine Autorität, welche die Ansprüche des Gesetzes in Vollziehung bringt;

c) eine Autorität, welche darüber entscheidet, ob die im Staate eintretenden Ereignisse oder Thatsachen den Gesetzen entsprechen oder nicht, und welche die Entfernung vom Gesetze zu verhüthen sucht, oder das verletzte Gesetz wieder gültig werden läßt.

Diese drei Authoritäten oder Gewalten, die gesetzgebende, vollziehende und richterliche machen die Grundlage der ganzen Staatsverwaltung aus, und die Art und Weise, wie sie verwaltet werden, bestimmen die Form einer jeden besondern Verfassung.

A. Gesetzgebende Gewalt.

Die Authorität im Staate, welche über Form und Inhalt sämmtlicher Handlungen der Staatsbürger bestimmt, ist so eingreifend in die höchsten Güter des Lebens, daß man nach ihr vorzüglich die gewöhnlichen Abtheilungsarten der Verfassungen bestimmt hat.

So nennt man einen Staat, dessen Gesetzgebung in den Händen des Fürsten ausschließlich beruht, eine unumschränkte Monarchie, im Gegensatze der beschränkten, wo die Stände bei den zu erlassenden Gesetzen, nicht formal, sondern mit voller Würkung, mitzusprechen haben.

Dännemark und das alte Arragonien z. B. geben uns ein Bild dieser beiden entgegengesetzten Verfassungsarten.

Man hat Ständeberathungen in Monarchieen, die dennoch unumschränkt sind, weil die Landstände nur den Schein des Einspruchs, eine Schattengewalt besitzen, welche niemals die königliche Gewalt zu umzäunen fähig ist. Von diesen ist hier nicht die Rede.

So lange das Lehnssystem in seiner vollen Eigenthümlichkeit sich geltend zu machen wußte, im Mittelalter, waren fast

alle größern Staaten monarchisch-aristokratische, und sehr oft blieb zweifelhaft, ob die höchste Gewalt sich in der Person des Königs, oder in seinen Vasallen darstelle. Die Reichstage offenbarten eben so oft die Schwäche mancher Fürsten, als die individuelle Stärke einzelner, ausgezeichneter Monarchen, welche weniger der Verfassung, als ihren persönlichen Eigenschaften, die Durchsetzung ihres Willens verdankten.

Republiken nennt man alle Staaten, deren Regierung keinen Monarchen an ihre Spitze gestellt sieht, und zwar Aristokratieen alsdann, wenn nur eine bevorrechtete Kaste an der Regierung und vorzüglich der Gesetzgebung Antheil nimmt; Demokratieen aber in dem Falle, wenn die Gleichheit der Bürger, hinsichts der Gesetzgebung, jede Bevorrechtung aufhebt. Venedig ist bald eine Aristokratie, bald eine Demokratie, ja auch sogar eine aristokratisch-demokratische Republik gewesen, d. h. eine solche, wo die gesetzgebende Gewalt zwischen den beiden Ständen, nach besondern Verhältnissen und Bestimmungen getheilt war *).

Die gegenwärtige Zeit hat sich vorzüglich durch die Sehnsucht nach constitutionellen Monarchieen ausgesprochen. Unter letztere versteht man in der Regel solche, wo der Gesetzesentwurf von den Repräsentanten der Nation ausgeht und von dem Könige seine Bekräftigung erhält. England hat wohl durch seine, aus der Erfahrung und Abstraktion vieler Jahrhunderte veredelte, und mit theurem Menschenblute erkaufte, Verfassung den Ansprüchen der Völker auf Freiheit die meiste Richtung gegeben.

Die gesetzgebende Gewalt, in der alleinigen Person des Landesherrn, kann natürlich der Freiheit des Volks keine andere

*) Bis gegen Anfang des 7ten Jahrhunderts war Venedig eine Demokratie, bis 1172 herrschte der Doge mit fast monarchischer Gewalt, bis 1249 war die Verfassung, unter Leitung eines sehr beschränkten Dogen, aristokratisch-demokratisch und dann bis zu Anfang des 16ten Jahrhunderts eine fast vollendete Aristokratie.

Der Verfasser.

Gewährleiſtung geben, als die der humane Charakter des Monarchen hoffen und erwarten läßt. Die, ausſchließlich in den Händen der Volksvertreter dagegen liegende, geſetzgebende Gewalt hebt den Begriff der conſtitutionellen Monarchie völlig auf, und macht den Hauptrepräſentanten und Hüther der Verfaſſung zum dienenden Werkzeug der Geſetze. Nichts iſt aber unheilbringender für jeden Staat, als das Daſeyn irgend einer Authorität, in einem Scheinleben, deſſen äußeres Gepränge den innern Mangel an Kraft erſt recht ſichtbar werden, und da, wo thätiges Eingreifen in die Räder der Staatsmaſchine gefordert und erwartet werden kann, nur geiſtigen Tod wahrnehmen läßt. Eine conſtitutionelle Monarchie, die dem Regenten gar keinen Antheil an der Geſetzgebung geſtatten will, geht, ohne daß ſie es ſelbſt beabſichtigt, nothgedrungen in den Charakter einer völligen Republik über, und endigt damit, die königliche Macht ganz ausſcheiden zu laſſen, alſo mit einer Revolution gegen die Verfaſſung. Das iſt ſehr begreiflich, wenn man erwägt, daß, in jedem Conflikt der Kräfte, das Kraftloſeſte immer niedergetreten und zermalmt wird, ein geſetzlicher Staat aber eben dadurch die eingeführte Ordnung der Dinge aufrecht erhält, daß eine Kraft die andere begrenzt, weil jede, ihrer Natur nach, ungemeſſene Wirkſamkeit ausübt, ſobald ſie keinen Widerſtand findet. Ob nun aber eine conſtitutionelle Monarchie oder eine Republik die Volksfreiheit mehr ſichern, iſt eine Frage, die ich zum Vortheile der conſtitutionellen Monarchie beantworten möchte, da in dieſer die executive Gewalt concentrirter, alſo raſcher iſt, und der ſich einſchleichende Despotismus viel langſamer Kraft gewinnen, dagegen in einer Republik ein ausgezeichneter und ſchlauer Demagoge, in unglaublich kurzer Zeit, die Verfaſſung über den Haufen werfen und Tyrann werden kann. Die alten Republiken und die italiäniſchen Republiken des Mittelalters haben uns hierüber ſattſam belehrt.

Wenn demnach dem Regenten in conſtitutionellen Regie-

gierungen ein Antheil an der gesetzgebenden Gewalt zugestanden werden muß, so bleibt hauptsächlich zu prüfen: wie groß dieser Antheil nur seyn dürfe, oder wenigstens seyn müsse, und unter welchen Formen er sich geltend zu machen habe. England scheint auch hier die richtige Ansicht gewonnen zu haben, indem der Gesetzesvorschlag, so wie die Berathung und Fassung des Gesetzes von den beiden Häusern vorzüglich ausgeht, dem Könige aber die Bestätigung oder Verwerfung desselben zusteht, und die Parlamente keiner Bestimmung Gesetzeskraft geben können, so wie der König kein neues Gesetz zu schaffen, im Stande ist. Die Abhängigkeit einer Autorität von der andern, und die gegenseitige Stellung der beiden Häuser zu einander, wonach dem Könige kein Gesetzesentwurf zur Bestätigung vorgelegt werden kann, der nicht bei den Lords und Gemeinen zugleich durchgegangen ist, sichern den Staat vor jeder einseitigen oder leidenschaftlichen Gesetzgebung und machen es eben so schwierig, ein Gesetz zu erlassen als dasselbe aufzuheben.

Eine weise ist dem Könige das Recht genommen, einen Gesetzesentwurf selbst zu machen, weil einmal das Ansehen und der Einfluß des Throns der Unbefangenheit der beiden Häuser bei der Berathung nachtheilig werden könnte; andernheils eine Verwerfung des Vorschlags die königliche Würde empfindlich kränken müßte, und es wohl keinen Staat giebt, wo, trotz der außerordentlichen Mitwürkung des Volks in die Regierungsangelegenheiten mittelst seiner Repräsentanten, die Majestät des Throns höher verehrt wird, als in dem constitutionellen England.

Dessen ungeachtet wird es dem Könige und seinen Ministern nicht schwer werden, durch das Organ irgend eines Mitgliedes der beiden Häuser ein zweckdienlich scheinendes Gesetz in Vorschlag zu bringen, aber diese mittelbar ausgeübte Initiative kann von keinem Nachtheil seyn, wenn der Urheber des Vorschlags unsichtbar und unerkannt bleibt.

Ob Hinsichte der gesetzgebenden Gewalt, wie in England und Frankreich, zwei Kammern oder nur eine, wie bei der stattgehabten Cortesversammlung in Spanien, Antheil nehmen solle? kann auf keinen Fall unbedingt entschieden werden, wie wohl häufig geschehen ist. Millionen von Staatseinwohnern können nicht über ein vorgeschlagenes Gesetz in plano abstimmen, wie dies bei einigen Republiken des Alterthums der Fall war, sondern erfordern ein Repräsentativsystem. Bei einer durchgehenden Ständegleichheit ist nur eine Kammer nöthig, ja auch nur denkbar *). Die Rechte sind völlig gleichgestellt; die gemeinschaftlichen Interessen werden also auch nur unter einen Gesichtspunkt zu stellen seyn, und eine zweite Kammer zu organisiren würde nichts anderes heißen, als ein aristokratisches, fremdes Princip neben den Körper der Volksrepräsentanten hinzustellen. Doch ist nicht zu läugnen, daß das Königthum in jedem Staate völliger Ständegleichheit, als solches dem Volke gegenüber gestellt, einer dritten Autorität bedürfte, welche freilich nicht als Vorrechtigte, sondern als Organ der Verfassung mit einer besondern Machtvollkommenheit versehen seyn müßte, und dem vorherrschenden demokratischen Principe, oder der überwachsenden königlichen Macht das Gleichgewicht zu halten; wie etwa der Rath der Alten zu Sparta, freilich nur dem Wesen nach, denn die Bildung dieser vermittelnden Autorität erfordert freilich für die heutige Welt eine, von jener, sehr verschiedene Zusammensetzung.

In den europäischen Staaten aber, wo die Ständeverschiedenheit noch allgemein herrschend ist, würden in jeder constitutionellen Monarchie zwei Kammern organisirt werden müssen, wenn nicht der eine oder der andere Stand unterdrückt werden soll. Denn so sehr die neuere Zeit, wie schon angeführt worden,

*) Die nordamerikanischen Freistaaten haben dennoch zwei Häuser; aber es leuchtet ein, daß bei dem dort herrschenden Princip der Demokratie nicht von Standesvertretung die Rede seyn kann. Das zweite Haus bildet einen Rath der Alten. Der Verfasser.

das Uebergewicht des Adels über den dritten Stand auch geschwächt haben mag, eben so wenig ist zu verkennen, daß, nicht sowohl im amtlichen Leben, oder in den Bürgerrechten, sondern in einer innern Stimmung der Gemüther, die in den letzten Jahren sehr auffallend gesteigert worden ist, die verderbliche Spaltung zwischen den verschiedenen Kasten, der Gesinnung nach, sich offenkundig gemacht hat. Wohin das Auge auch blicken mogte, sahe es Reibungen zwischen den beiden Ständen, die mitunter ganze Nationalbewegungen und Staatsumwälzungen zur Folge hatten und damit endigten, daß veraltete Satzungen, die mit ihrer abgelaufenen Zeit zugleich zusammengefallen waren, die Weihe neuer Gesetzmäßigkeit erhielten. Dies war vorzüglich dadurch möglich geworden, daß man, auf eine eben so verschlagene als geschickte Weise, bei den Kabinetten die Meinung zu erregen und zu bestärken wußte, als sei die unverkennbare Stimme der gebildeten Staatsbürger dahin gerichtet:

Die Majestät des Throns selbst zu beugen, da es doch nur darauf abgesehen war:

von den Stufen des Throns herab in gleicher Würdigung betrachtet und berücksichtigt zu werden;

und es war voraus zu sehen, in welchem Geiste die monarchischen Regierungen größtentheils die allgemeinen Wünsche des dritten Standes behandeln würden, nachdem bei ihnen der Glaube hatte Wurzel fassen müssen, daß die Sache der Bevorrechtung Suchenden der Grund und Pfeiler der königlichen Gewalt, und das Wohl des höhern Standes das Heil der Kronen ausmache.

Das Verfehlen einer guten Absicht ist schmerzlich, die Verkennung derselben erbittert sogar und die ganze gebildete Welt wird jedes Fortschreiten über die in Anspruch genommenen Rechte des Menschen und Bürgers, so lange noch ein Funke vorurtheilsfreier Vernunft die Ansichten bestimmt, für einen, in seinen Fol-

gen höchſt geſchichtlichen Miſsgriff anſehen. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß ſich der dritte Stand, von dem über ihn ſtehenden, in einer freiwilligen Abſonderung erhalten wird, je angeſtrengter letzterer bemüht geweſen iſt, die Entfernung zwiſchen ihm und dem erſtern, welche ein freundlicher Genius der Menſchheit ſeit dreißig Jahren durch wechſelſeitige Annäherung zu vermindern ſuchte, wieder bemerkbar zu machen. Traurige Betrachtung, daß das Vorurtheil die Brücke, von dem Geſtade des Einen zum Andern hinüber, wieder einreißt, die Vernunft, geſchichtliche Belehrung, Chriſtenthum und reiner Bürgerſinn über den Strom der großen Begebenheiten ſchon geſchlagen hatten!

Dieſe Stimmung der beiden Stände gegen einander erfordert eben ſowohl zwei Kammern, als die Neige der Bevorrechtigungen, welche ſich bis in unſere Zeit herein erhalten hat, weil ſie ſonſt bald gewaltſam auf den Boden geſchüttet werden würde.

Die Kammer des dritten Standes, ſo zahlreich ſie auch immer zuſammengeſetzt ſeyn mag, ſteht deſſenungeachtet alsdann nicht überwiegend neben der Repräſentation des Adels, (der, wegen ſeiner Minderzahl, bei einer Virilſtimmengebung in einer einzigen Kammer ſogleich eine völlige Unterdrückung zu befürchten hätte) weil die beiden von einander getrennten Körper der Volksvertreter nicht nach der Zahl der Mitglieder beider Kammern, ſondern jede für ſich, das Reſultat ihrer Beſchlüſſe, mit gleicher Authorität durchzuſetzen ſuchen werden.

In jeder Monarchie, wo das Geſetz der Repräſentation den Charakter der Verfaſſung beſtimmt, iſt die Anordnung: wie die Wahl der Repräſentanten erfolgen ſolle, von höchſter Bedeutung. Ein ſchlechtes, oder auch nur mangelhaftes, Wahlgeſetz wird die Wohlthaten der ſonſt vortrefflichſten Conſtitution vereiteln; und ſo ſchwierig die Aufgabe immerhin iſt — ſie muß gelöſt, oder der Anſpruch auf Erhaltung der Verfaſſung aufgegeben werden.

England hat für die Ausführung seiner Repräsentanten-Wahlgesetze, sehr strenge und umsichtige Bestimmungen, aber die Wahlberechtigung selbst ist so unvollkommen über die Gemeinheiten des Reichs vertheilt, der Grund der Berechtigung für die jetzige Lage und Bevölkerung des Staats so verfallen und unstatthaft, indem die blühendsten Städte des Königreichs ohne alle Vertretung bleiben, während unbedeutende Flecken nicht im Stande sind, die gesetzliche Zahl der Deputirten aus ihrer Mitte aufzubringen, sondern sich nach fremden Beistand umsehen müssen; daß diese fehlerhafte, man darf sagen vernunftwidrige, Vertheilung der Mitglieder für das Haus der Gemeinen, unter die Ortschaften Englands, vielleicht wesentlich dazu beigetragen haben mag, wenn die Minister die heiligsten Rechte der Nation oft so willkührlich angefaßt, ausgesetzt und für ihre allmählige Vernichtung, mehr denn einmal, besorgt gemacht haben; und vergleicht man den Zustand der Verfassung nach der großen Revolution vom Jahre 1689 mit der ausgeübten Macht des englischen Ministeriums im letzten Jahrzehend des verwichenen Jahrhunderts, so wird wohl niemand in Abrede stellen wollen, daß die Einbuße der Volksrechte in einem einzigen Jahrhunderte, nach der Art und Weise, wie man die Constitution gehandhabt, höchst bedeutend gewesen ist.

Man wundre sich daher auch nicht, wenn das Kabinet von St. James jede sachgemäße Reform in dem Repräsentativ-System, so lange es ihm immer möglich ist, zu hintertreiben suchen wird.

Wir haben in den neuesten Zeiten gesehen, wie an Frankreichs Charte bereits gerüttelt und geschüttelt worden ist. Die jetzige Ohnmacht der liberalen Parthei hat ihren alleinigen Grund in der Natur des Wahlgesetzes, das den Ultras Gelegenheit gab, solche Männer wählen zu lassen, die ihnen ergeben waren, und ihre Absicht, das aristokratische

Princip wieder zum herrschenden zu machen, nach allen Kräften beförderten *).

Es mag sehr schwer seyn, auch bei guten Wahlgesetzen, den Ränken und der Bestechung vorzubeugen, aber es bleibt darum nicht minder nothwendig, daß jede Umgehung oder Verletzung der darüber sprechenden Verordnungen ein Hochverrath an der Nation, und eine wahre Verschwörung wider den letzten, höchsten Zweck der Verfassung ist, welche, todt und leidend, alles erträgt und duldet, wenn der lebendige Geist ihrer Handhaber und Vertreter nicht dafür sorgt, daß ihre Glieder nicht verrenkt, und ihre geheiligten Formen nicht gemißbraucht werden können.

B. Vollziehende Gewalt.

In Despotieen giebt es keine vollziehende Gewalt, sondern bloß eine gewaltthätige Willkühr; in unumschränkten Monarchieen ist, wie die gesetzgebende, auch die vollziehende Gewalt ganz in den Händen des Souverains. Hier ist bloß die Rede von Republiken und constitutionellen Monarchieen.

In Republiken muß die Vollziehung der Gesetze und Be-

*) Das Wahlgesetz von 1817 bestimmte die Wahlversammlungen in den Hauptörtern der Departements. Die Folge davon war, daß die, dem demokratischen Principe abgeneigten, dem aristokratischen Principe dagegen anhangenden großen Gutsbesitzer bei der Deputirtenwahl weniger beachtet wurden, als städtische, zur liberalen Parthei mehr hinneigende, Individuen. Der Zweck des, nach unendlichen Kämpfen durchgesetzten Wahlgesetzes vom Jahre 1820, — wonach den Liberalen im Voraus die vollständigste Niederlage verkündigt werden konnte — wurde dadurch erreicht, daß Departements- und Arrondissements-Wahlcollegien neben einander bestanden, und erstere aus den, am höchsten besteuerten Wählern, also den vorzüglichsten Gutsbesitzern hauptsächlich, zusammengesetzt waren; die Arrondissements-Wahlcollegien aber aus all den Wählern bestanden, welche ihren Aufenthalt im Umkreise jedes Arrondissements hatten, mithin auch hier große Berücksichtigung der zerstreuten Landbesitzer eintrat, und die Wahl solcher Deputirten, die sich auf die linke Seite neigten, viel seltner wurde. Anmerk. des Verfassers.

schäfte nothwendig einem Ausschusse übertragen werden, der zwar vom gesetzgebenden Körper abhängig, doch wiederum so frei ist, um in der Raschheit der Ausführung nicht gehindert zu werden, und den Grad von Macht besitzt, um den Widerstand zu besiegen, der sich der Vollziehung entgegenstemmt. So verschiedenartig die Republiken gebildet waren, eben so mannigfaltig in ihrer Form stellt sich die vollziehende Gewalt in ihnen dar. — Es kommt mehr auf den Grundsatz, wonach diese Gewalt zu verfahren hat, als auf die Weise, wie sie uns geschichtlich in den Staaten entgegentritt, in diesem Augenblick, an, denn es giebt Ereignisse, wo die Dictatur, ein Decemvirat, ein sonstiger Ausschuß der Regierung, oder ein bloßer Feldherr, die vollziehende Macht ausüben, und dem Staate entsprechend als solche dienen können, wenn nur zwei Endzwecke dadurch erreicht werden:

einmal, daß die vollziehende Macht eben so bereit und rasch in der Ausführung des Gesetzes sei, als die gesetzgebende bedächtig und überlegt in dem Entwurfe desselben, und

sodann, daß die vollziehende Gewalt außer Stand gesetzt werde, sich über die gesetzgebende zu erheben, oder solche gar zu unterdrücken.

Das erste Erforderniß verlangt bei Republiken eine möglichst beschränkte Anzahl von Individuen in dem die vollziehende Gewalt bildenden Körper; das zweite Erforderniß eine Beschränkung der Zeitdauer in der Machtvollkommenheit, welche den einzelnen Verwesern der executiven Gewalt übertragen ist. Wir sehen auch historisch, daß diese Grundprincipien von den meisten Republiken älterer und neuerer Zeit strenge beobachtet worden sind.

In constitutionellen Monarchieen kann die vollziehende Macht nur dem Könige beigelegt werden, und muß unabänderlich bei ihm verbleiben. Die rascheste und ungetheilte Ausfüh-

rung der Gesetze ist dadurch gesichert, und sie wird zugleich der wesentlichste Grund des königlichen Ansehns *).

Da die vollziehende Gewalt nothwendig auch die Behörde darstellt, welche das Organ der Verhandlung aller Staatsangelegenheiten mit fremden Regierungen bildet; so muß es auch in den Befugnissen des constitutionellen Königs liegen, die Gesandten anderer Mächte anzunehmen, und die dahin abzusendenden zu ernennen, Krieg und Frieden zu schließen, das Heer anzuführen, die zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung erforderlichen Kriegs- und bürgerlichen Beamten anzustellen und zu verpflichten. Er wird daher berechtigt seyn, die, für die verschiedenen Zweige der Verwaltung erforderliche, Anzahl von Ministern zu ernennen, die stellvertretend an der Spitze der Geschäfte, im Namen des Königs, die öffentlichen Angelegenheiten besorgen, jedoch, da diese jedoch unmittelbar in seinem Namen handeln, sie nach Gefallen entlassen und anstellen können; eine Gerechtsame, die bei allen übrigen, eigentlich dem Staate durch ihn bloß vereideten, Beamten, was ihre Entlassung betrifft, nicht anwendbar ist, sondern bloß nach Untersuchung und Erkenntniß geschehen darf. Allein die Majestät des Königs sowohl, als die fast unübersehbare Sphäre der königlichen Pflichten, machen es nothwendig, daß bei Mißgriffen nicht die Person des Königs in Anspruch genommen, sondern solche für unverletzlich erklärt, und dagegen der stellvertretende Minister zur Rechenschaft gezogen werde; weil die Rechtsvermuthung eintritt, daß, bei der Unmöglichkeit eigner Kenntnißnahme der, dem gewählten Verfahren zum Grunde liegenden, Thatsachen bis in ihre Elemente hinab, der König wohl irren, aber nicht mit Vorsatz die Ver-

*) Der König von England übt seine executive Gewalt nur durch die, verfassungsmäßig dazu bestimmten Staatsbeamten. Eine vortreffliche Beschränkung gegen alle Ueberschreitung dieser Machtvollkommenheit. Der Verfasser.

fassung und ihre Gesetze verletzen können, sondern durch den Minister sehr geleitet worden sei.

So sehr der constitutionelle König berechtigt ist, auf die Pflichterfüllung sämmtlicher Staatsbeamten zu halten und darüber zu wachen, so steht ihm doch kein Einspruch in das Verfahren der Gerichtshöfe zu, weil der Richterspruch keine andere Autorität anerkennen darf, als das Gesetz und das Wesen der bürgerlichen Freiheit in dem Augenblick erkrankt, wo das richterliche Urtheil fremder Einsicht und fremdem Willen nachgeben muß. Justizeingriffe sind der Anfang jeder Despotie.

Bei einer so außerordentlichen Ausdehnung der königlichen Gerechtsame entsteht sogleich das wichtige Bedenken, ob es dem constitutionellen Könige nicht ein Leichtes seyn werde, sich über die gesetzgebende Macht zu erheben und souverain, also unumschränkt, zu werden, da er an der Spitze des Heeres steht, und mit einem Machtstreich die Verfassung über den Haufen werfen kann.

Zur Verhütung dieses gefährlichen Uebergewichts der vollziehenden Gewalt sind nur zwei Mittel vorhanden, und es möchte sehr schwierig seyn, noch ein drittes zu finden.

Das erste ist die Abhängigkeit der executiven Gewalt von der gesetzgebenden, in Rücksicht des Geldbedarfs, den erstere zur Besoldung der Heeresmacht in Anspruch nehmen muß; das zweite eine solche Organisation der Streitkräfte, wodurch das Heer nur für den Kriegsfall in großen und bedeutenden Massen zur Verfügung und Leitung des Königs bereit steht.

Es bedarf keiner weitern Ausführung, daß der Abgang der erforderlichen Geldmittel auch den ehrgeizigsten, constitutionellen König außer Stand setzt, bewaffnete Haufen an sich zu ziehen und zu unterhalten, und die englische Verfassung scheint auch hier die Grundverhältnisse sehr wohl erwogen zu haben, wenn dem Hause der Gemeinen nicht allein sämmtliche Geldbewilligungen ohne Ausnahme vorbehalten, sondern auch die, für den Hof

und Haushalt des Königs erforderlichen, Summen nicht etwa auf bestimmte Domainen angewiesen sind, sondern beim Regierungsantritt, wo der neue Regent, die Verfassung aufrecht zu erhalten, beschwören muß, von dem Hause der Gemeinen erst festgesetzt werden, weil ausschließlich, für den Bedarf der Krone, bestimmte Ländereien, dem Könige einen Grad von Unabhängigkeit gestatten würden, den keine Konstitution, welche die Abhängigkeit jeder einzelnen Gewalt von dem ganzen Staatskörper, zur wesentlichen Erhaltung ihrer Organisation für nothwendig erachtet hat, ohne Gefahr dulden kann.

Aus diesem Grunde muß auch die gesetzgebende Macht darüber zu entscheiden haben: Wie stark das stehende Heer seyn, und welche Sätze zu seiner Besoldung bewilligt werden sollen, und es kommt nicht darauf an, ob dabei von der Flotte oder der Landmacht die Rede ist *).

Nun ist es aber ein unleugbares Bedürfniß aller heutigen Staaten, sehr bedeutende Streitkräfte bereit zu halten, da nach ihnen das höhere und geringere Maaß politischer Achtung allein ausfällt, welches die andern Mächte zuzugestehen bereitwillig sind; und es scheint hiernach nicht möglich, den Ehrgeiz oder die Herrschsucht eines constitutionellen Königs durch große Heeresbeschränkung im Frieden zu zügeln. Wir dürfen aber dennoch an Auflösung dieser Aufgabe nicht verzweifeln, da die jüngst verflossenen Zeiten uns von Neuem belehrt haben, daß der Kriegerstand keine abgesonderte Kaste zu bilden braucht, sondern nur in der Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, seine eigentliche Grundlage findet. In einer constitutionellen Monarchie ist Jedermann Soldat, und nur die tak-

*) Hinsichts der Seemacht ist der König von England ganz unbeschränkt, nur die dazu erforderlichen Geldmittel muß er vom Hause der Commons erhalten. Der Verfasser.

tische Ausbildung, welche die gesteigerte Kunst, den Krieg zu führen, unerlaßlich erfordert, wird einer verhältnißmäßigen Masse von Staatsbürgern überlassen bleiben müssen, welche den Kriegerstand vorzugsweise wählt, und den Stamm desselben ausmacht, daher nicht sehr zahlreich zu seyn braucht. Alle Individuen aber, die ihre militairische Ausbildung von diesen Kriegern aus Beruf erhalten, treten nach abgelaufener Uebungszeit in ihre Gewerbe und sonstigen Bestimmungen zurück, und werden ihrem alten Stande anhangen, welcher in der Kriegsverpflichtung nicht den letzten Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck, für die Unabhängigkeit und Wohlfahrt des Staates zu fechten, schätzen gelernt hat, also sich dem Gesetz näher verpflichtet glaubt als der Gewalt.

Für den Fall des Kriegs aber kann der Staat eine große Streitmasse schnell hervorrufen und aufstellen, wenn er das weise und bewährt erfundene Landwehrsystem adoptirt, daß keine zusammengelaufene, gewürfene und wilde Haufen, sondern geübte, rüstige Männer gegen den Feind sendet, für deren kriegerischen Bedarf zur Zeit des Friedens nur gesorgt zu seyn braucht.

Dies Landesvertheidigungssystem gewährt noch den überschwenglichen Vortheil, daß der Krieger nicht aufhört Bürger zu seyn und sich, wie früher so unheilbringend enthüllt wurde, in einem geschlossenen Stande nicht ein besonderer Staat bilden kann, der, mitten im Frieden, den andern im eigenen Lande förmlich gegenüber stand. Die Verschmelzung der Stände ist überall das Mittel, Anhänglichkeit, Einigkeit und gegenseitiges Vertrauen zu erwecken und zu begründen, denn jede bedeutende Entfernung der Staatseinwohner von einander, durch entgegengesetzte Interessen, artet immer zu einer förmlichen Spaltung aus. Auch wird dann die Frage des Kriegers sehr natürlich: für wen er sich denn eigentlich schlage? Rom hat mehreremale den Schmerz erdulden müssen, daß seine Legionen über diese, an

die grausame Habsucht der Patrizier gerichtete, Frage dem Feinde vorsätzlich den Sieg überließen *).

Die neueste Zeit bietet ganz andere Resultate, und es ist nicht zu glauben, daß die Stände der Krieger und Bürger, nachdem sie sich wechselseitig achten gelernt, die Kraftlosigkeit einer Monarchie, welche, durch beförderte Absonderung der verschiedenen Stände, die Vaterlandsliebe recht eigentlich und methodisch zu ersticken bedacht ist, je noch einmal zur Schau stellen werden.

Die Einrichtung der Landwehr hat ferner den großen Vortheil, daß sie im Falle ungerechter, eigennütziger Angriffskriege nur schlechte Soldaten aufstellen würde, und daher die Regierung nöthigt, bloß für einen solchen Kampf die Kräfte jener in Anspruch zu nehmen, in dem sie — gleichwohl ob angriffs- oder vertheidigungsweise — die allgemeine Meinung und die Stimmung für den Krieg mit ins Feld nimmt. Der abgesonderte Kriegerstand wird sich nie um die Motive eines Feldzuges bekümmern, und darf es nicht, weil er ausschließlich für das Gefecht bestimmt ist, und keine andere Rücksicht nimmt, als die der Ehre. Die Landwehr muß durch die Vaterlandsliebe begeistert werden, wenn sie siegen soll, und das Gefühl der gerechten Sache kann sie nur in den Stand setzen, sich Ruhm zu erwerben.

C. Richterliche Gewalt.

Jede gute Gesetzgebung spricht sich in allgemeinen Grundsätzen aus. Das wirkliche Leben aber bietet eine unendliche

*) Dies empörende Beispiel findet sich wirklich in der römischen Geschichte, während der Tyrannei des Decemvirats, welches, dem Kampfe zwischen den Patriziern und Plebejern ein Ende zu machen, errichtet worden war. Fabius wurde von den Sabinern und Cornelius von den Aequiern geschlagen, weil die Legionen des erstern, statt zu fechten, flohen, und die des letztern sich vorsätzlich besiegen ließen, da beide Feldherren als Anhänger der Decemvirn gehaßt wurden. Einige Jahre nachher wurde Posthumius, ein erfahrner, aber wegen seines aristokratischen Stolzes verhaßter Kriegstribun, von den Legionen gesteinigt. Der Verfasser.

Menge einzelner Fälle dar, deren Thatbestand, als den Gesetzen gemäß oder zuwider, erst festgestellt werden muß. Diese Feststellung ist das Geschäft der richterlichen Gewalt.

Hier bieten sich sogleich zwei Hauptgattungen der richterlichen Thätigkeit dar:

1) entweder sind bloße Zweifel oder entgegengesetzte Meinungen, über das Entsprechen oder Nichtentsprechen gewisser Verhältnisse, nach der Absicht des Gesetzes, zwischen zweien Partheien entstanden, worüber eine Privateinigung nicht stattgefunden hat, oder der Verpflichtete kommt auch wohl ganz unstreitigen Verbindlichkeiten nicht nach; und dann tritt die Entscheidung des bürgerlichen Richters ein;
2) oder eine förmliche Verletzung derjenigen Gesetze ist eingetreten, oder auch wohl dringend wahrscheinlich, welche die Hauptabsicht des Staats: Erhaltung des Gemeinwohls und Sicherstellung der Person und des Eigenthums jedes Einzelnen, zum Gegenstande haben. Dann tritt die Thätigkeit und Entscheidung des peinlichen, oder Strafrichters ein.

Die erste Gattung der, zur richterlichen Entscheidung gelangenden, Fälle gründet sich lediglich auf ein Privatinteresse, wo ein nichterfülltes oder bestrittenes oder verdunkeltes Recht durch Erkenntniß festgestellt, auf seine gesetzlichen Grenzen zurückgeführt, oder erweiterter erklärt, und der Zweifel oder die Meinungsverschiedenheit gehoben wird, welche für die Angemessenheit einzelner Thatsachen oder Verhältnisse zu einer gesetzlichen Bestimmung obwalteten.

Die zweite Gattung gründet sich auf ein Staatsinteresse, indem die Regierung in ihren wesentlichsten Zwecken und Gerechtsamen sich verletzt, und auch in der Rechtskränkung des Einzelnen oder Einiger sich mitbeleidigt fühlt. Sühne und Strafe sind der Ausgang des richterlichen Verfahrens, wenn die Unschuld des Angeklagten keine Freisprechung erfordert.

Es giebt noch eine, das öffentliche Wohl berücksichtigende, Klasse von Gesetzen, welche solche Handlungen ahnden, die zwar an sich unsträflich sind, aber in ihren Folgen dem Gemeinwohl nachtheilig werden können. Diese, eigentlich vorsehenden Gesetze müssen durch die Landespolicei aufrecht erhalten werden, und die Ausübung der policeilichen Funktionen gehört zur executiven Gewalt. Von diesen Fällen wird hier nicht weiter die Rede seyn.

a) Bürgerliche Gerichtsbarkeit.

Das bürgerliche Gesetzbuch jedes gebildeten Staats kann heut zu Tage nur ein höchst künstliches und weitläuftiges Gebäude ausmachen, da das Civilinteresse der Staatseinwohner sich tausendfach durchkreuzt. Viele, die meisten Staaten sogar, haben noch nicht einmal den Muth oder den Fleiß gehabt, wie Frankreich und Preußen, sich einen eignen Codex zu schaffen, und die Rechtspraxis dehnt sich über Folianten römischer, canonischer, Reichs-, Particular-, Provinzial- und statutarischer Gesetze, nicht minder Declarationen authentischer und doctrineller Natur aus. Ja man muß in so manchen Fällen zur bloßen Bezugnahme (zu Präjudicien) schreiten, wie in einzelnen Fällen entschieden worden ist; ein Verfahren, das zwar sehr für die Gleichartigkeit gewisser Entscheidungen spricht, aber nun und nimmer darüber beruhigen kann, daß irgend eine, vom Gesetz verlassene, daher aus sich selbst geschöpfte, richterliche Beurtheilung, die ich nicht eher kennen lerne, als bis ich mich in einem ähnlichen Falle befinde, mit völliger Gesetzeskraft gegen mich auftritt, weil die Gesetzgebung selbst mangelhaft ist.

Nicht minder corpulent ist der Inbegriff sämmtlicher Vorschriften, die über die Form des richterlichen Verfahrens sprechen, und auch diese sind so häufig nicht einmal aus einem Guß, sondern fragmentarisch erläutert, oder wieder aufgehoben und verändert, Geburten augenblicklichen Bedürfnisses, zweideutiger Fassung und daher schielender Auffassung, die Verzweiflung jedes

Rechtsbedürftigen. Da giebt es in der Form eben so gut einen casum fori als in materia Präjudicien; wörtliche Auslegungen, wo der Gesetzgeber sich auf den gesunden Verstand der Richter verließ, und ausdehnende Anwendungen, wo das Gesetz jede richterliche Willkühr in Fesseln legen wollte.

Wer diese Bemerkungen als Folgen einer verdorbenen Milz oder bloßen Gallenergusses zu betrachten geneigt seyn sollte, bedenke nur, daß die Verhandlungen ganzer Jahrhunderte das Reichskammergericht noch nicht zur Entscheidung vermögen konnten, und daß noch jetzt, nach dem Prozeß mancher Staaten, leicht der Fall möglich wäre, wo mein Urenkel die erblaßte Schrift meiner Klage, worüber ihm endlich ein Erkenntniß zugestellt wird, nicht mehr lesen kann, und am Ende die Kosten den Gegenstand der gemachten Ansprüche, mehr wie einmal, überwiegen. Und bei einer solchen Fluth von sich selbst verwirrenden Bestimmungen mag jener bedeutende Justizbeamte wohl Recht gehabt haben, der die Behauptung aufstellte: Es käme am Ende nicht darauf an, wie entschieden würde, sondern daß nur entschieden würde. Kaum kann sich dem unbefangenen Beobachter der Staaten unserer Zeit ein vernunftwidrigeres Organon der Rechtsverwaltung darstellen, als die Justizpflege so mancher Länder, wo der Bürger ihm unverständlichen Gesetzen (in einer fremden Sprache) hingegeben, lediglich von dem Fleiße, der Geschicklichkeit und sogar dem guten Willen seines Sachwalters abhängt, und es scheint die Frage jede erlaubt: wie ein Staatseinwohner zur Kenntniß seiner Gerechtsame und Befugnisse gelangen solle, wenn es für ihn eigentlich kein Gesetzbuch giebt? und die unerschöpfliche Fülle der Civilrechte in ihrem weiten Gebiete nichts weiter, als der Tummelplatz für Richter und Advokaten bleibt, auf dem ihr Scharfsinn und ihre Dialektik sich herumschlagen um einen berühmten Namen oder Reichthümer zu erwerben.

Hierzu rechne man nun noch, wie z. B. in England und Frankreich, die kleinlichste Strenge der Form, gegen die so leicht

selbst geübte Rechtsgelehrte fehlen, und, durch ein Wort, einen Buchstaben — ein ganzes Verfahren unnütz machen, oder die Ansprüche des Gegners vernichten können; rechne man ferner hinzu, daß unbemittelten Kläger gar kein Mittel haben, ihre Gerechtsame zu verfolgen; und man wird nicht in Abrede stellen können, daß schwierige Handhabung guter Gesetze nicht viel besser ist, als leichte Handhabung schlechter, und dem Staatseinwohner ganz gleichgültig bleibt, ob er nach guten Gesetzen gar kein Recht erlangt, oder nach schlechten abgewiesen wird.

Die preußische Gesetzgebung war schon unendlich vorgeschritten, ehe selbst Frankreich an einen eignen Codex dachte, und die Regierung hat alle mögliche Mittel angewandt, den Prozeßgang zu erleichtern, nachdem sie durch ein Gesetzbuch in deutscher Sprache verständlich zu der Nation gesprochen hatte. Sie ist ernstlich darauf bedacht gewesen, die Abhängigkeit der Partheien von den Sachwaltern zu vermindern, indem sie die unmittelbare Verhandlung der streitenden Theile vor dem Richter gestattet, und den unbemittelten Kläger kostenfrei zur Verfolgung seiner Ansprüche zuläßt, ja in den Gerichten selbst einen Beamten verpflichtet, daß rechtliche Gesuch Jedermanns, ohne Weiteres, zu Protokoll zu nehmen.

Solche Verbesserung des Justizwesens kann nur aus dem Geiste einer humanen, gerechten und philosophischen Regierung fließen, und es bedarf wegen seiner Offenkundigkeit der Beweise nicht, daß die preußischen Richterstühle, ganz besonders das ehrwürdige Kammergericht, den Ruhm unerschreckener Unpartheilichkeit und folgerechter, weiser Ausspruche durch die Welt verbreitet haben.

Welchen Werth das römische Recht für den wissenschaftlichen Juristen haben, und immer behalten muß, davon kann hier nicht die Rede seyn. Zur Ehre desselben möge die einzige Bemerkung hinreichen, daß noch bis auf diesen Tag — Lehns- und bäuerliche Verhältnisse etwa ausgenommen — selten ein

Gegenstand des bürgerlichen Verkehrs zu finden ist, der nicht im römischen Rechte seine vollständige Theorie fände; aber eben darum, weil dies System so vollständig ist, wird einem jeden Staate ein eignes Gesetzbuch um so leichter werden, und es liegt etwas Widerstrebendes und Unnatürliches in dem Gedanken, daß die bürgerlichen Festsetzungen eines Volks, das seit mehr als dreizehn Jahrhunderten im Abendlande, und seit vierhundert Jahren beinahe im östlichen Europa aus den Staaten unsers Welttheils gestrichen ist, und eine der unsrigen so ganz verschiedene Lebensweise und Verfassung hatte, nicht etwa als Beispiel und belehrend, sondern — England ausgenommen — in voller Masse der Grundcodex der Staaten blieb.

Rom fühlte in sehr roher Zeit schon sehr wohl, daß das Fremde und Ausländische, auch wenn es vorzüglich genannt werden darf, ungleich nützlicher wird, wenn es den Charakter des Einheimischen annimmt, und hohlte den Stoff zu seinen zwölf Tafelgesetzen zwar größtentheils aus Griechenland, verwebte ihn aber mit so eigenthümlichen, nationellen Ansichten, daß, trotz aller Barbarei dieser Grundlage des bürgerlichen Lebens zu Rom, damit der Anfang zu einer Gesetzgebung gemacht wurde, die die Legislationen des hochgebildeten Griechenlands endlich völlig in Vergessenheit brachte.

Diesem weisen Verfahren sind die europäischen Staaten nur sehr unvollkommen, oder gar nicht gefolgt, und wenn das Mittelalter auch nicht Philosophie und Ausbildung genug gewonnen hatte, vollständige vollständige Gesetzbücher zu entwerfen, so erregt es doch billig Verwunderung, daß die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allererst, nur in einigen Staaten, die Ausführung eines Civilcodex erlebte.

Was den Entwurf eigener vollständiger Gesetzbücher lange verhindert und späterhin erschwert haben mag, ist wahrscheinlich die, für unsere Zeit nicht ausreichende, Theorie der Römer vom Personenrechte, insofern nicht der status familiae, libertatis et civi-

tatis, sondern das Recht der verschiedenen Stände darunter zu begreifen ist. Denn die Feststellung der Standesrechte zu Rom bezog sich mehr auf das öffentliche Leben, rücksichtlich der Fähigkeit für die Aemter im Staate.

Hier fanden sich die im, oder kurz vor dem, Mittelalter entstandenen Staaten der eigenen Einsicht überlassen, und so erschienen einzelne ausführliche Gesetze, die dem Bedürfniß der Zeit abhalfen, und daher ihr volles Gepräge tragen, das heißt, ohne Generaltheorieen und sonderliche Beachtung eines logischen Systems, nur die häufigen vorkommenden Fälle berücksichtigten. Besonders wurde das Erbe und das Lehn, mit allen davon abhängigen Rechtsverhältnissen, der Hauptgegenstand der Gesetzgebung.

Aber allgemeine und vollständige Gesetzgebungen entstanden nicht, vielleicht schon darum nicht, weil das Mißverhältniß der Berechtigungen des einen Standes, die Vernachlässigung des andern in ein zu grelles Licht gesetzt haben würde, und viele Gegenstände dann erst von der Menge gewürdigt werden, wenn sie irgendwo ausgesprochen sind. Man läßt manches willig geschehen, das ohne gesetzliche Begründung vollzogen wird; aber dasselbe, in Kraft eines Gesetzes gethan, wird unerträglich.

In jedem Staate, wo völlige Ständegleichheit herrscht, wird die Gesetzgebung unendlich erleichtert, denn je mehr Rücksichten zu nehmen sind, je leichter die Collisionen werden, je künstlicher und ausgedehnter wird die Rechtstheorie. Frankreich besäße vielleicht jetzt noch keinen Code civile, wenn die Revolution nicht, durch Einführung einer allgemeinen Gleichheit, das Material der Gesetzgebung vereinfacht hätte.

Eine Maaßregel juristischer Behutsamkeit und legislativer Veredlung sind die Instanzen. Der Beruf des Sachkälligen auf einen höhern Richter ist aus einer doppelten Rücksicht freigegeben. Einmal wird der Unterliegende bei einem bestätigenden Appellationsurtheil zur Ueberzeugung gelangen müssen, daß

er nicht ungerecht und gesetzwidrig behandelt worden, und, bei seinem Unglücke, wenigstens über diesen Punkt beruhigt; andern Theils setzt der Staat voraus, daß auch der Richter eine falsche Ansicht gewinnen könne, und unterwirft seine Entscheidung einer höhern, ja auf Verlangen der Parthei, Falls der Gegenstand wichtig genug ist, noch einer dritten Revisionsentscheidung, und wer die häufige Einseitigkeit individueller Urtheilskraft kennen gelernt hat, kann über diese Verzögerung einer Definitiventscheidung nicht unzufrieden seyn.

Aber auch bei einer Ständeverschiedenheit sollte nirgend ein eximirter Gerichtsstand Statt finden. Dies ist ein Ueberbleibsel der alten Barbarei; und wenn jede Sache irgend eine nützliche Seite darbietet, so kann diese Einrichtung doch gar keinen Punkt finden, um vortheilhaft beurtheilt zu werden.

Nichts ist lächerlicher, als die Jurisdictionsstreitigkeiten der Gerichte eines Staats unter sich, und nichts zweckwidriger als die Hemmung des Justizganges durch eine unbekannt gewesene Eigenschaft des Verklagten, die er, durch den Einwand der Ungehörigkeit des Gerichtsstandes, unvermuthet geltend zu machen weiß.

Verpflichtet das bürgerliche Gesetz alle Mitglieder des Staats, ohne Ausnahme, so muß auch ohne Unterschied der Person von einem und demselben Richter die Entscheidung ausgehen. Der eximirte Gerichtsstand vervielfältigt ohne Noth die richterlichen Behörden, erschwert dem Kläger in vielen Fällen die Verfolgung seiner Gerechtsame, und ist eine wahre Ehrenkränkung des gewöhnlichen Richters. Niemand, weß Standes er auch sei, kann dadurch sich beeinträchtigt fühlen, wenn der eximirte Gerichtsstand in Staaten, wo er noch besteht, aufgehoben, und dadurch die Gleichheit vor dem Richter eingeführt wird.

Das Sportelwesen ist ein nothwendiges Uebel bei der Rechtspflege; denn einmal ist der Staat nicht immer vermögend, aus eigenen Mitteln die Tribunäle völlig zu besolden, und sodann

würde der Streit- und Prozeßsucht sehr Vieler, die, nach gemachten Erfahrungen, eine würkliche Leidenschaft für gerichtliche Durchführung aller ihrer Privatangelegenheiten blicken lassen, Thor und Thür geöffnet, und das richterliche Personale, welches von allen Staatsbeamten schon jetzt am mehrsten mit Geschäften überhäuft ist, von Klagen erdrückt werden. Es ist jedoch eine große Versäumung der Pflichten, die der Staat für die heiligste Befugniß seiner Bürger, nämlich sich Recht verschaffen zu können, beobachten muß, wenn das Unvermögen allein Schuld daran ist, daß der Uebermuth des Reichen ungestraft die Gerechtsame seines armen Nachbars verletzen darf.

b) Peinliche Gerichtsbarkeit.

Alle hierher gehörigen Rechtsfälle betreffen eine Verletzung der Strafgesetze. Der Grund des Verfahrens ist in manchen Staaten eine förmliche Anklage des, die moralische Person des Staates vertretenden Fiskals oder Staatsprokurators; in andern Ländern reicht eine bloße Anzeige der Policei hin, ja bei der Ruchtbarwerdung einer Begebenheit, die entweder ein Verbrechen dringend vermuthen läßt, oder Ueberzeugung gewährt, daß es würklich begangen worden, muß der Richter von Amtswegen zur Ausmittelung des Thatbestandes, des Verbrechens und des Beweises nach Vorschrift seiner Criminalordnung schreiten.

Jedes Verfahren hierbei wird gebilligt werden müssen, das geeignet ist, kein Vergehen durchschlüpfen zu lassen, und die Vertheidigungsmittel nicht zu beschränken. Das Gegentheil vom Erstern würde die Grundbedingung aller bürgerlichen Vereinigung: Sicherheit des Eigenthums und der Person, das letztere die bürgerliche Freiheit aufheben.

Den Formen gemäß scheint eine fiskalische Anklage zu seyn, weil das Gesetz in seinem Anwalde einen bestimmten Repräsentanten sichtbar darstellt; aber es liegt in der Stellung eines solchen Fiskals, die Anklage durchführen zu müssen und der Be-

weis iſt alsdann völlige Partheiſache. Es kommt aber nicht ſowohl auf die Ehre des Anklägers, als auf Ausmittlung der Wahrheit an, und ſomit iſt die einzige Aufgabe des unterſuchenden Richters, Letztere in möglichſter Reinheit darzuſtellen. Hiernach iſt dem Richter die Erhebung des Beweiſes für die Vertheidigung nicht minder Hauptſache, als die Ausmittlung des Verbrechens, und man darf nicht ſagen, daß der Richter alsdann für oder wider den Angeklagten Parthei mache, weil während der Unterſuchung nicht die Perſonen, ſondern die Thatſachen in Betracht kommen, und erſt dem Urtheilsſpruch überlaſſen iſt, aus den Thatſachen die Perſon zu beurtheilen. Hieraus folgt ferner, daß der Fiskal nach Einreichung einer ſubſtantiirten Anklage ganz abtreten, oder fernerhin nur in ſoweit noch hinzutreten kann, als er im Stande iſt, zur Erhebung der Thatſachen noch anderweitige Beweismittel an die Hand zu geben. Es folgt ferner, daß nach Beendigung des Verfahrens die Ausführung des Fiskals oder Staatsprokurators: „das angegebene Verbrechen ſei würklich begangen, und die angeklagte Perſon ſei würklich der Urheber deſſelben", unnütz werde, weil der erkennende Richter, nicht nach der Anſicht des Anklägers, ſondern nach dem Inhalte der Akten, die Beziehung der ausgemittelten Thatſachen zur angeklagten Perſon aburtheile und nach eigener Bewegung (ohne alles vorangehende Motiv ein Schuldig oder Unſchuldig auszuſprechen) über die Grenzen der Verhandlungen hinaus, nicht entſcheiden ſoll. Hieraus folgt endlich, daß eine Vertheidigung des Angeklagten am Schluß der Sache eben ſo überflüſſig ſei, weil alle, die Vertheidigung einſchließenden Thatſachen mit derſelben Strenge ausgemittelt werden müſſen, wie die Anklagepunkte, und das Unvermögen des erkennenden Richters zum ſachgemäßen Erkenntniß nicht angenommen werden darf. Deſſen ungeachtet aber, weil die Vertheidigungsmittel nicht beſchränkt werden ſollen, und die innern Motive des Angeklagten häufig nur durch ſeine eigenen Erklärungen erkennbar

werden, gebietet es die Unforderung der Menſchlichkeit, den Angeſchuldigten mit ſeinen Milderungs- und Vertheidigungsgründen beſonders zu hören. In dieſem Sinne verfährt die peinliche Geſetzgebung Preußens, in ſeinen alten Provinzen. Milde und philoſophiſche Würdigung ihres Stoffs haben ſie geleitet; auch iſt es faſt unmöglich, daß bei ihrem Verfahren ein Unſchuldiger das Blutgerüſt beſteige, und jeder Kundige wird zugeſtehen, daß das Vertheidigungsverfahren im Ganzen eine, zur Beruhigung des Angeklagten nur noch beſtehende bloße Formalität geworden ſei.

In Frankreich wurde vor ſeiner jetzigen Verfaſſung eine Criminaljuſtiz ausgeübt, deren Barbarei mit der ſonſtigen Politur der Nation im grellſten Widerſpruche ſtand, und den Beweis lieferte, wie ein gewandter Witz neben einer entſchlummerten Vernunft recht gut beſtehen kann. Wer kennte nicht die empörenden, durch die Juſtiz, daſelbſt verübten Morde!

Aber auch das jetzige Verfahren ſtellt, an ſich lobenswerthe, Formen über allen Werth der Thatſachen. Ein unbedeutender Nebenumſtand, der übrigens auf die Ueberzeugung von der Identität der Perſon oder Sache nicht von der geringſten Bedeutung iſt, bewürkt die Caſſation eines ganzen Verfahrens; ein Freigeſprochener mag hinterher die Kunſtgriffe, wie er ſeinen Richter hinterging, mit der ganzen Maſſe überzeugender Beweiſe ſelbſt darlegen — er genießt den Triumph ſeiner Verſchlagenheit ungeſtraft, als wenn es nicht in der Natur der Dinge läge, daß der Gerichtshof dem Entzwecke des Staats oft bloß darum nicht entſprechen kann, weil der Moment der Unterſuchung ein undurchdringliches Dunkel über den Thatbeſtand und ſeinen Urheber verbreitet, und als wenn die Formen nicht lediglich Zwangsmittel für fortwährende Beſonnenheit und Aufmerkſamkeit des Gerichts, keinesweges aber bloße, das Material des Gegenſtandes zuſammenſchnürende, und den Geiſt und Zweck der Geſetzgebung ertödtende, Werkzeuge ſeyn ſollten!

Von Englands Strafcodex kann, bei einer philosophischen Betrachtung der Natur aller peinlichen Gesetzgebung, kaum noch die Rede seyn. Die herrliche Institution Alfred's, welche die magna charta, der Tyrannei Johanns ohne Land 1215 abgepreßt, wieder ins Leben rief, hat sich zwar erhalten, die Jury wird als ein Palladium der Freiheit des Volks, vielleicht mit vollem Rechte, betrachtet; aber der wunderlichste Eigensinn, bei Anwendung der Gesetze, mußte den größeren Verbrecher oft frei lassen, wenn der geringere ein Opfer des todten Buchstabens wurde. Die constatirten Thatsachen hierüber sind sehr tragicomisch.

Der Jury liegt ein sehr vortrefflicher Gedanke zum Grunde. Die Beruhigung, von Meinesgleichen gerichtet zu werden; die Ueberzeugung, daß die Zahl der Richter die Einseitigkeit des Urtheils ausschließe, und die Einfachheit der Function, die sich nicht mit der Natur des Vergehens, sondern bloß mit der einzigen Frage zu beschäftigen braucht, ob eine vorgelegte Thatsache von mir begangen worden, ich also in dieser einzigen Beziehung schuldig bin oder nicht; meine Befugniß, jeden gegründeten Einwand gegen die Person der, zu meinen Richtern gewählten, Mitbürger geltend machen zu dürfen, und endlich die Oeffentlichkeit des Verfahrens müssen mir die Ueberzeugung geben, daß mir um so weniger Unrecht geschehen werde, als der rechtskundige Beistand nur den Paragraphen des Gesetzbuchs herauszuheben braucht, welcher, über den vorliegenden Fall entscheidend, auch meine Strafe bestimmt. Wenn aber dies Verfahren, das zur Zeit seiner Einsetzung, und in den frühen Jahrhunderten, wo eigentliche Rechtsgelehrsamkeit und juristische Ausbildung nur höchst selten oder gar nicht gefunden wurden, so wohlthätig war, nicht etwa auf den Geist einer freien Verfassung überhaupt bezogen, sondern nur unter den Gesichtspunkt der Rechtspflege allein gestellt wird, so möchte — die Oeffentlichkeit ausgenommen — manches Bedenken gegen dies Verfahren aufgestellt werden können. Die Rechtsverhältnisse sind

nach den verwickelten Lagen des bürgerlichen Lebens, welche auch eine zuſammengeſetztere Staatsverwaltung erfordern, künſtlicher geworden, und wir erleben es alle Tage, daß ſich der ſogenannte, geſunde Menſchenverſtand in dem, was würklich Rechtens iſt, ungemein vergreift. Ein Jurygericht, das, zu Alfreds oder Johanns Zeiten, als eine ſehr glückliche Einrichtung betrachtet werden konnte, wird in unſerm Jahrhundert große Unvollkommenheiten durchſchimmern laſſen. Allerdings kann es keine einfachere Frage geben, als diejenige, welche dem Geſchwornen aufgeſtellt wird; aber die Mittel, welche zur Beantwortung führen, ſind immer nicht ſo leicht zu würdigen, erfordern im Gegentheil oft eine ſo außerordentlich ſchwierige Erwägung, eine ſo philoſophiſche Sichtung des Wahrſcheinlichen und Wahren, daß grade die Hauptberechtigung des Geſchwornen, nur nach ſeiner innern Ueberzeugung ſein Schuldig oder Unſchuldig ausſprechen zu dürfen, den Grundſatz befeſtigen muß, meine Verurtheilung oder Freiſprechung werde nicht nach dem, was Iſt, ſondern nach dem, was Scheine, erfolgen. Denn der geſunde Menſchenverſtand pflegt nicht nur, ſondern iſt ſogar genöthigt, die meiſten Fälle des gewöhnlichen Lebens nach bloßer Wahrſcheinlichkeit zu beurtheilen; die Prüfung des Wahren aber iſt eine förmlich wiſſenſchaftliche Thätigkeit. Da nun die Verurtheilung nach innerer Ueberzeugung, mich weniger vom Geſetz, als von individuellen Anſichten, die nicht einmal motivirt zu werden brauchen, ſondern von dem zufälligen Grade natürlichen Scharfſinns beſtimmt werden, abhängig macht; ſo will ich lieber von wiſſenſchaftlichen Richtern beurtheilt ſeyn, deren Urtheilskraft durch ihre amtliche Beſtimmung geübt iſt, die ihre Privatüberzeugung aufzugeben im Stande ſind, und nur nach ſolchen Regeln die Wahrheit der Thatſachen abwägen, welche eine philoſophiſche Geſetzgebung, durch die gründlichſten und tiefſten Abſtractionen gewonnen und als Richtſchnur der Beurtheilung aufgeſtellt hat; denn nur ſo falle oder ſtehe ich durch

das Gesetz. Doch die Oeffentlichkeit des Verfahrens ist für den Richter, für den Angeschuldigten und für die Welt eine schöne Bewährung der Humanität und der Unpartheilichkeit, und sollte überall eingeführt werden. Die weitere Vertheidigungsinstanz ist bei den Geschwornengerichten nicht zulässig, sondern bloß eine Revision der Form, indessen sollte man meinen, daß Ehre, Freiheit und Leben höhere Güter sind, wie Capitalien und Grundstücke, und die Berufung auf einen höhern Richter ist allenthalben gestattet, wo das gewöhnliche Verfahren stattfindet. Die Erkenntnisse der Geschwornengerichte können auch nicht füglich für den Inhalt, sondern nur für die Form einem Appellationsgerichtshofe unterworfen werden, weil sie, ihren Gründen nach, für die Schuld des Angeklagten nicht motivirt, sondern aus bloßer innerer Ueberzeugung, welche durch gar nicht festzuhaltende Momente hauptsächlich mit entstanden seyn kann, gefloſſen sind. Offenbar ist der feste oder zitternde Ton der Stimme, das freche oder Unschuld ausprechende Auge, die sichere oder verlegene Haltung eines Angeklagten oder auch nur eines Zeugen, die zur innern Ueberzeugung des Geschwornen so viel beigetragen haben mögen, nicht noch einmal vor Gericht zu stellen; allein eben so offenbar kann das zartere moralische Gefühl, bei einer schweren Beschuldigung, vor einem versammelten Gerichte und einer großen Volksmenge, erblassen und die Farbe der Schuld annehmen, während der verhärtete Böſewicht die Ruhe eines vorwurfsfreien Gewissens erheuchelt, und die Richter werden durch zufällige, äußere Eindrücke bestimmt, ein Urtheil zu fällen, das vielleicht ein jeder von ihnen, bei genauerer Prüfung, ernstlich zu bereuen hätte, so ehrlich, und seinem Eide getreu, er dabei auch immer zu Werke gegangen seyn mag — —

Zwei Gegenstände haben die juristische Philosophie lange beschäftigt und, für ganz entgegengesetzte Meinungen, zahlreiche Vertheidiger gefunden. Der eine dieser Gegenstände betrifft ein

naturwidriges Verfahren im Laufe der Unterſuchung, der andere eine unlogiſche Spruchweiſe bei dem Erkenntniß; ich meine die Folter und die außerordentliche Strafe.

Die Folter iſt, zur Ehre der Menſchheit, größtentheils abgeſchafft, und war oft grauſamer, als die Strafe ſelbſt ſeyn kann. Außer der Barbarei dieſes Mittels, die Wahrheit zu entdecken, ſtellt es auch einen hohen Grad von Unvernunft in dem richterlichen Verfahren zur Schau. Denn beim Mangel eines freiwilligen und zuverläſſigen Bekenntniſſes kann durch eine, mittelſt unerträglicher Schmerzen, abgezwungene Ausſage kein höherer Grad von Gewißheit erlangt werden, ja der Richter wird Gefahr laufen, daß ein Unſchuldiger ſich zur That bekennt, während ein entſchloſſener und körperſtarker Verbrecher die Tortur überſteht, und freigeſprochen wird. Im Falle ermangelnder Beweiſe iſt daher dieſe unmenſchliche Verfahrungsweiſe unnütz, bei vollſtändigen und hinlänglichen Beweismitteln aber unnöthig. Dieſe einfache Betrachtung hat ſie auch wohl außer Anwendung gebracht.

Die außerordentliche Strafe findet immer die Frage gegen ſich gerichtet: Wie ein halber, oder wenigſtens nicht vollſtändiger Beweis je etwas anders als bloße rechtliche Vermuthung begründen, und auf eine rechtliche Vermuthung, ſei ſie noch ſo dringend, je eine Strafe gerechtfertigt werden könne? da auch die dringendſte Vermuthung immer noch das richterliche Zugeſtändniß in ſich trägt: daß der Verurtheilte auch unſchuldig ſeyn könne, denn ſonſt würde er mit der ordentlichen Strafe belegt worden ſeyn. In allen ſolchen Fällen würde eine Freiſprechung bis auf weitern Beweis erfolgen müſſen, und wenn man dagegen einwendet, daß die außerordentliche Strafe durch das ſehr Wenige, welches am vollen Beweiſe noch fehle, wohl zu rechtfertigen ſei; ſo wiegt auch das Wenige in der Wagſchale der Gerechtigkeit ſehr ſchwer, weil diesſeits der Grenze eines vollſtändigen Beweiſes, trete der Zweifelspunkt auch noch ſo

nahe ans Ziel, jedes Meinen, Dafürhalten oder Glauben, so vernünftig und begründet es an sich seyn mag, juristisch nie zur Ueberzeugung werden kann. —

Wenden wir uns nunmehr zum letzten Zweck des peinlichen Verfahrens selbst. Er ist die Freisprechung und die Bestrafung.

Bei der Freisprechung äußert das öffentliche Verfahren seine wohlthätigen Würkungen recht auffallend, indem die Ehre des Angeschuldigten vor aller Welt gereinigt, oder der straflos durchgegangene, würkliche Verbrecher mit der vollen Last eines Verdachts, der nunmehr in der öffentlichen Meinung seine Buße findet, den Gerichtssaal verläßt. Die Publication eines Urtheils im Verhörzimmer, das dem Publikum unzugänglich bleibt, hat gar keine Einwürkung auf die Mitbürger, was doch so wesentlich bleibt, und der Freigesprochene erhält höchstens, auf Verlangen, eine Abschrift seines Erkenntnisses, oder es erfolgt eine Anzeige seiner Freisprechung in den öffentlichen Blättern; jedoch die lebendige Ueberzeugung, warum es geschehen, und daß es geschehen müssen, gelangt nicht in den Kreis der Menschen, für die und mit denen er lebt. Bei jeder Gelegenheit muß er sich erst mühsam darüber ausweisen, daß er, der wegen entehrender Anschuldigungen in das Criminalgefängniß eingezogen worden, dasselbe gereinigt und vorwurfsfrei wieder verlassen habe.

Bei der Bestrafung handelt es sich um die Natur und den Zweck der gesetzlichen Strafen.

Der Staat beabsichtigt mehr wie einen Zweck bei den Criminalstrafen. Er will bessern; denn er bestraft die Wiederholung des Vergehens schärfer. Er will warnende Beispiele aufstellen, darum stellt er den Verurtheilten an den Pranger dem Volke zur Schau. Vorzüglich aber übt er das Recht der Wiedervergeltung, darum straft er nicht allein den Raubmörder, wodurch er persönliche Sicherheit erzielt, sondern auch den, durch Rache und Jähzorn, verleiteten Todtschläger am Leben. Die Sühne, der uralte Begriff der Blutrache, steht im Hinter-

grunde des Strafrechts, Seitens des Staats, der für jeden Gekränkten die Wiedervergeltung übernommen hat, um die Rache nicht zu verewigen. Endlich will der Staat auch Sicherstellung, darum nimmt er dem unverbesserlichen, verwegenen Dieb auf immer die Freiheit. Mehrere dieser Zwecke sind oft in einer Strafvollziehung vereinigt.

Es liegt in den Grundbedingungen aller Staatsvereine, daß der Einzelne nicht die, ihm nach natürlichem Rechte zustehende, Genugthuung selbst übernehme, weil das Hineintreten in die Gesellschaft der Beginn eines Friedenszustandes ist, der wieder aufgehoben wird, sobald Jedermann in die allgemeine Befehdung des Urzustandes zurücktritt. Da aber das Princip der Gerechtigkeit nichts anders als die Ausgleichung der dadurch gestörten bürgerlichen Verhältnisse ist, daß ein Staatseinwohner über die ausdrücklich oder stillschweigend vorausgesetzten Bedingungen des Gesellschafts-Vertrages fortgeschritten war, so muß diese Ausgleichung einer Authorität überlassen werden, welche nehmen, geben, verwunden und tödten kann, ohne Wiedervergeltung zu fürchten, und diese Authorität ist die Regierung in ihrer gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt.

Nach dieser Ansicht will die Regierung bei jeder Rechts- und Gesetzesverletzung eigentlich zweierlei, nämlich die Vergütung des dadurch verursachten Schadens, und sodann Hinderung ähnlicher Störungen. Der Zweck der Rache oder Wiedervergeltung wird vielleicht ganz ausscheiden, wenn eine geläuterte Philosophie ihre unbedingte Herrschaft über die Gesetzgebungen und Richterstühle ausübt. Die verbrecherische That unschädlich machen, so weit die Kräfte des Staates dazu hinreichen, und das Verbrechen, nach allen zu Gebote stehenden Mitteln, zu hindern, sind die große Aufgabe aller Strafgesetze. Was es mit der Wiedervergeltung auf sich habe, wollen wir weiter unten sehen.

a) Entschädigung. Daß der Dieb, Räuber, Betrüger gesetzlich verpflichtet sei, das Entzogene zu erstatten, oder in so weit es

verschlechtert, vermindert und gar nicht mehr vorhanden ist, zu ersetzen, wird auch in den rohesten Staaten, als feststehend angenommen, und ist kein Gegenstand der peinlichen, sondern mehr der bürgerlichen Rechtspflege; denn dieser Ersatz ist keine Strafe, sondern bloß eine, aus dem Begriff des Eigenthums fließende, Vindication oder Schadensersatz-Anforderung Seitens des Beeinträchtigten.

b.) Verhinderung. Die gesetzlichen Bestimmungen aber, die ähnliche Verletzungen zu verhindern suchen, weil sie nicht bloß gegen die Natur des bürgerlichen Verkehrs anstreben, sondern zugleich von Handlungen begleitet werden, welche die Person, die Sicherheit, die Freiheit, die Ehre irgend eines Staatsbürgers, oder gar das Gemeinwohl und den Staat selbst gefährden, erscheinen in dem Charakter der Strafverfügungen, weil menschlichen Mitteln eine unmittelbare Einwürkung auf sittliche Besserung lasterhafter Gemüther versagt ist; denn sonst wäre jede Strafe nicht allein unnütz, sondern auch widersinnig und unerlaubt. Könnte nämlich der Staat bei einem geschehenen Morde nicht allein den Charakter des Mörders, sondern auch jeden andern Einwohners, durch irgend ein moralisches Princip so veredeln, daß von nun an ein freiwilliger, mit Bewußtseyn verübter, Todtschlag unmöglich würde, so ließe sich die, an dem Mörder dennoch vollzogene, Todesstrafe weder nach den Grundsätzen der Sittlichkeit, noch der Staatspolicei und Klugheitslehre rechtfertigen, weil kein Grund der Bestrafung mehr übrig bliebe. Aber eine so erhabene Einwürkung steht dem Menschen über den Menschen nicht zu, und der reuige, völlig gebesserte Mörder — wir wollen diesen Fall einmal annehmen — muß dennoch sterben, damit sein Tod Andere abhalte, ebenfalls Mörder zu werden.

Diejenigen Gesetze, welche die Verbrechen zu verhindern suchen, werden in drei Klassen zerfallen, nämlich

einmal in solche, welche den Verbrechen vorbeugen wollen;

z. B.: das Verbot, Dolche in Stöcken zu tragen, Gifte an unbekannte Menschen zu verkaufen u. s. w. Diese ganze Klasse möchte mehr in die Kathegorie der Polizeiverordnungen gehören,

sodann in solche, wo durch schmerzliche Eindrücke der Verbrecher dahin gebracht werden soll, das Strafgesetz nicht wiederum zu verletzen, z. B. körperliche Züchtigung oder Gefängniß auf längere oder kürzere Zeit bei Diebstahl, Betrügerei und dergleichen;

endlich in solche, wo der Staat wegen der Größe des Verbrechens allen Anspruch auf die bürgerliche Tüchtigkeit des Verbrechers aufgiebt und, um ihn unschädlich zu machen und zur Warnung Anderer zugleich, entweder ihn tödtet, oder lebenslänglich festsetzt.

Laßt uns zu diesen Strafzwecken nicht noch

a) die Wiedervergeltung der Sache setzen, denn es ist, den äußerlichen Folgen nach, ziemlich gleich, den Folgerungen nach aber entsetzlich, und einer gebildeten Gesetzgebung unwürdig.

Das Gesetz des alten Bundes sagt zwar: Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden, durch Menschen *); aber nach der Lehre Christi und seiner Apostel, die ein höheres Gebot für uns ist, sollen wir Gott die Rache überlassen **); denn wären die Aussprüche des alten Testaments durchaus für uns verbindend, so müßten wir auch heut noch der Beschneidung anhangen, die nirgend ausdrücklich aufgehoben ist.

Die juristische Philosophie und eine menschliche Gesetzgebung schließen sich gern an diese religiöse Ansicht, die sich in

*) 1 Mos. 9. v. 6.
Der Setzer.

**) Paulli Epist. a. d. Römer Cap. 12. v. 19. Matth. 5, 39.
Der Setzer.

ihren Folgerungen so schön rechtfertigt. — Die gesammten Kräfte des Staats bestehen aus der Gesammtmasse aller Staatseinwohner und ihres Eigenthums. Wäre der Staat nicht gezwungen, aus Gründen, die oben schon angegeben sind, den Mörder mit dem Tode zu bestrafen, so würde er durch dessen Hinrichtung gegen sich selbst wüthen, denn, statt eines Lebens, verliert er durch den Tod des Ermordeten und seines Mörders zwei, statt einer unglücklichen Familie werden zwei, vielleicht noch mehrere, von Schmerz und Elend zerrissen. Der Staat würde gewiß nicht noch den zweiten Bürger verlieren wollen, wenn er nicht besorgen müßte, bei der Schonung des Mörders, die Leidenschaftlichkeit anderer Mordsüchtigen zu nähren, und statt zweier, noch viel mehr Einwohner einzubüßen. Man wende auch nicht ein, daß alle Todesstrafen die Verbrechen dennoch nicht verhüten und die Verminderung der Morde bewürken. Das erste ist wahr, und grade die Vervielfachung der Todesstrafen mindert das Entsetzen der Zuschauer, aber der zweite Satz ist nicht wahr, weil, ohne die Strafen, der Vergehungen unzählige seyn würden.

Der Begriff der Wiedervergeltung und der Rache gehört nur ins Naturrecht. Das Naturrecht geht aus dem Grundsatz der natürlichen Erhaltung hervor. Rousseau hat vollkommen Recht, wenn er im natürlichen Zustande die Rechte eines Jeden so weit ausdehnt, als seine Kräfte reichen, und der fürchterlich lautende Satz: „Das Recht des Beleidigten ist unendlich," rechtfertigt sich aus sich selbst, weil kein einziges Gesetz des Naturrechts auf einer sittlichen Basis, sondern auf physischem Bedürfniß, daher nicht auf innerlicher, sondern lediglich äußerlicher Nothwendigkeit beruht; und wenn die Vernunft bloß die Nothwehr im bürgerlichen Leben gestattet, so stellt das Naturrecht dem Bedürfniß jeden Angriff frei. Dadurch eben wird aber die Gesellschaft erst zum Staate, daß sie die natürlichen Rechte gegen vertragsmäßige umtauscht und aus

dem Zuſtande der Ungebundenheit in den Zuſtand der wahren Freiheit übergeht.

Der Zwang, den der Naturmenſch erduldet oder auflegt, nimmt das Weſen einer bürgerlichen Verpflichtung, oder eines bürgerlichen Rechts an, ſobald ein Geſellſchaftsvertrag vorhanden iſt, und die ungebundene Ausdehnung ſeiner Kräfte umzieht der geſittet gewordene Menſch mit ſolchen Schranken, welche die Coexiſtenz der Geſellſchaftsmitglieder von ſelbſt gebietet, wenn der Begriff einer Geſellſchaft, durch den Widerſpruch in ihrem Charakter, nicht gleich wieder aufgehoben werden ſoll.

Man iſt nun darüber freilich noch immer nicht recht einig geweſen, was man unter Naturrecht denn ſo eigentlich zu verſtehen habe? Manche Rechtslehrer haben dem Naturrechte Sätze zum Grunde gelegt, welche die höchſten Philoſopheme der Rechtswiſſenſchaften ſelbſt ſind; andere verwechſeln die Ausübung aller Kraftäußerungen des, iſolirt für ſich beſtehenden, Menſchen außer dem Staate, mit ſeinen natürlichen Rechten; ſo viel ſcheint indeſſen gewiß, daß ſchon der Begriff von Recht das Zuſammentreffen Zweier wenigſtens erfordert, weil im Zuſtande des Alleinſeyns von Rechtsbefugniſſen und Verbindlichkeiten, nicht die Rede iſt, und das natürliche Uebereinkommen der Zuſammentreffenden, oder vielmehr der Akt des Zuſammentreffens ſelbſt, den Anfangspunkt abgeben muß, wo eine ſehr hohe Philoſophie für die Abſtraktionen des Naturrechts den verwirrten Faden erſt aufnehmen kann.

Nun aber geht der Menſch nicht unmittelbar aus dem Naturzuſtande in den Staat über, im Gegentheil haben wir gleich zu Anfange dieſes Verſuchs geſehen, daß eine Menge von Mittelſtadien zwiſchen einem Reiche und der erſten Familienverbindung liegen. Mithin iſt die Bildung der Staaten ein rein geſchichtliches, von aller Abſicht der einzelnen Staatsglieder völlig unabhängiges, Ereigniß und der urſprüngliche, dem Staate zum Grunde gelegte, Geſellſchaftsvertrag eine hiſtoriſche, ja auch

eine philosophische Fiction, indem die Geistesreife der Naturzustände keine Rechtssysteme begreifen, vielweniger anwenden kann, und erst nach vielen Jahrtausenden die Menschheit zu einer Geistesreife gelangen konnte, um Systeme des Naturrechts zu versuchen, denn die heterogensten Ansichten zeigen, daß wir noch keins haben, welches unumstößliche Grundsätze darbötte.

Dessen ungeachtet gelangt die Bildung der Völker zu einer Grenze, wo der Gehorsam seine Verpflichtung aus reineren Quellen, als bloße Gewalt und Willkühr zu ergründen sucht. Indem die Vernunft die Nothwendigkeit des Gehorsams anerkennt, geht sie den Weg der langen Erfahrung zurück, um zu finden, wie er entstanden, damit sie darlegen könne, wozu er führe; und nun entdeckt sie, daß, so wie aus dem thierischen ein sittlicher Mensch wurde, aus der Sklaverei der Willkühr ein Gehorsam für die Gesetze werden müsse, und Gesetze dessen, der die Macht hat, seinen bloßen Willen durchzuführen, von dem willkührlichen Gebote um nichts verschieden sind.

Es entsteht endlich ein Gesellschafts- oder Staats-Grundvertrag, nicht aus geschichtlicher Herleitung, sondern als geistiges und zugleich äußeres Bedürfniß der entwickelten und freien Veredlung entgegenschreitenden menschlichen Natur, und die Nationen verlangen, daß nun auch geschichtlich werde und eintrete, was von der Vernunft als nothwendig anerkannt ist.

Von diesem Punkte aus kann eine erleuchtete Gesetzgebung auch nicht mehr die Strafe als Wiedervergeltung und Rache betrachten, da die Gerechtigkeit nur Entschädigung des Beeinträchtigten und Ausgleichung der Rechtsverletzungen beabsichtigt, die Verminderung jeden Uebels zu verhindern trachtet, und die Rache doch nur Böses zum Bösen fügt.

Von hier aus können wir nun auch die Natur der Strafen richtiger beurtheilen und wir beginnen mit der größten von allen, mit der Todesstrafe zuvörst. Ohne uns auf die Verbrechen auszubreiten, wodurch sie verwürkt ist, wiederholen wir

nur die so oft gemachte Bemerkung, daß unverhältnißmäßige Strenge nicht zum warnenden Beispiel, sondern zur Verabscheuung der Gesetze dient, und den Missethäter zum Gegenstande allgemeinen Mitleids macht. England, das den unbedeutenden Diebstahl, der in andern Ländern vielleicht mit einer polizeilichen Strafe gebüßt wird, mit dem Tode belegt, ist das eigentliche Vaterland der Diebe geworden, und ein menschlicher Bürger läßt lieber die Entwendung einer Guinee ungerügt, als daß er eine, vielleicht leichtsinnige oder durch die Noth veranlaßte, Vergehung durch den Galgen bestraft sehen wollte.

Wenn die Todesstrafe statt findet, sei sie so leicht, als die nachsinnende Menschlichkeit sie nur immer zu erfinden vermag, denn über den Tod, über das Ausscheiden aus dem Kreise der Lebendigen, unter so grausenhaft begleitenden Umständen giebt es kein plus ultra. Darum ist jede zugefügte Marter, jede ersonnene Quaal, das Ueberbleibsel alter Barbarei, eine Entehrung der Gerechtigkeit selbst, und dem Geiste des Christenthums, so wie einer aufgeklärten Gesetzgebung, gleich sehr zuwider. Möge die Natur des Verbrechens so gräßlich seyn, wie sie wolle, die Marter des Gewissens, und, wenn dies auch schwiege, die, durch den langen Gang der Untersuchung und den letzten Weg nach dem Hochgerichte, hingehaltene Todesangst stellt ganz gewiß auch die ruchloseste That mit ihrer Strafe in volles Gleichgewicht. Wenn denn aber doch gewisse Verschärfungen eintreten müssen, damit der bloß verleitete Verbrecher von dem verstockten geschieden werde, so begnüge man sich damit, solche Handlungen hinzuzufügen, welche von dem großen Abscheu des Gesetzes vor der That schließen lassen, und unter dem Volke einen tiefern Eindruck zu erregen fähig sind; alles was der eigentlichen Strafe noch hinzutritt, sei daher bloß symbolisch.

Da aber der Tod alles versöhnt, so höre, außer dem historischen Andenken, das nun einmal nicht verwischt werden kann, jede nachdauernde Beschimpfung des Hingerichteten auf, und

werde kein schauderhaftes Monument menschlicher Versunkenheit, das bloß die Rechtschaffenen erschüttert, während die Ruchlosigkeit mit abgewandten Augen ungebessert vorüber geht.

In einem anmuthigen Thale Thüringens, als der frische, balsamische Maienmorgen meine Seele mit den heitersten, frommsten Gedanken und Empfindungen füllte, störte ein Rabenstein und vermoderndes menschliches Gebein plötzlich das stille Glück meines, von Liebe überströmenden, Gemüths. Wie hätte der Reiz der äußern Natur mich über die Betrachtungen erheben können, welche die Gebrechlichkeit der innern in mir hervorrief! Und wozu dienen diese scheußlichen Erinnerungen? Ein Rad, das menschliche Glieder zermalmt und trägt, wird immer eine sehr unwürdige Trophäe der Gerechtigkeit bleiben!

Ob nun aber die Todesstrafe überhaupt der Verfügung des Gesetzes anheim gegeben sei? — wer füllt die Tiefe des Zweifels, die sich vor unsern Augen eröffnet, mit genügenden Gründen aus? Wehe allen Staaten, die der Verbrecher sich entledigen können, ohne sie aus der Welt zu schicken! Aber was sollen die Regierungen thun, denen weder Botany-Bay, noch ein Sibirien zu Gebothe steht?

Joseph der 2te hob alle Todesstrafen auf, aber seiner menschenfreundlichen Absicht entsprach das Schicksal der mit dem Leben Begnadigten nicht, welche in der harten Arbeit, wozu sie verurtheilt wurden, einen gehäuften Tod starben. Betrachten wir die Todesstrafe als ein Mittel, einen gefährlichen Menschen unschädlich zu machen, so ist ewige Gefangenschaft anscheinend eben so zweckdienlich. Doch wer verbürgt, daß der Gefangene nicht wieder frei werde? Eine Einkerkerung, die diesen Fall schlechthin unmöglich machte, würde ärger als der Tod seyn müssen, da die Gewandtheit der Verbrecher, und der unvertilgbare Hang nach Freiheit, bekannter Erfahrung zu Folge, aller Vorsicht und Strenge ihrer Hüter spotten.

Im ersten Augenblick scheint der Gedanke natürlich, daß der

zu ewiger Gefangenschaft Verurtheilte und daraus Entflohene nunmehr den Staat, dem kein weiteres Sicherstellungsmittel mehr übrig bleibt, berechtige, sich durch den Tod von dem Gefährlichen zu retten; allein wenn das Gesetz eine solche Bestimmung zu erlassen befugt ist, so bestraft es einen unvertilgbaren Grundtrieb im Menschen, sich dem Elende, wo möglich zu entziehen, mit einer Ahndung, die das letzte und höchste Gut, das Leben, kostet.

Wollte man ferner behaupten, dies sei Folge einer mit dem Verurtheilten eingegangenen Bedingung, die dieser gebrochen habe, so frage man nur, ob man mit einem Individuum, das eben deshalb, weil es für unfähig erachtet wurde, noch ein Mitglied der Gesellschaft zu bleiben, neue Verträge eingehen konnte und durfte? — Was darf der Staat hiernach festsetzen?

Ist der Tod, als abschreckendes Beispiel für Andere, vom Gesetz beabsichtigt, so wird die Frage noch verwickelter. Darf menschliche Autorität je bis zur Bestimmung über meine Existenz gesteigert werden? Undenklich kann mich die Gesellschaft ausstoßen — aber auch vernichten? Darf die Gesellschaft überhaupt Rechte und Thatsachen, die nicht von ihr ausgegangen sind, auf deren Daseyn aber die Möglichkeit ihres Bestehens einzig beruht, nämlich auf Menschen und Menschenleben, aus der Reihe der Dinge streichen? Es scheint nicht; denn der Staat kann alles in Anspruch nehmen, was durch mich und mein Leben aus dem Staate entnommen ist, sobald ich meine Verpflichtungen breche; er kann mich nach dem natürlichen Gesetz der Nothwehr außer Stand setzen, ihm weiter zu schaden, das heißt, mir die Freiheit entziehen, die mir nur durch die Gesellschaft möglich wurde; sobald er aber mich tödtet, schaltet er über ein Gut, das nicht aus der Gesellschaft hervorging, sondern als ein Eingebrachtes zu betrachten ist, das, von einem höhern Geber abstammend, als unveräußerliches Eigenthum dem Besitzer verbleiben muß.

Ob nach dem Geiste des Christenthums und einer reinen

Moral die Todesstrafe zulässig sei, bezweifle ich noch mehr. Daß ich widerlegt werden könne, mag leicht möglich seyn; ich aber habe keine Gründe für die entgegengesetzte Meinung — die Todesstrafe als warnendes Beispiel — nicht als Nothwehr, welche allein die Beraubung des Lebens rechtfertigen könnte — betrachtet. — —

Für die Ehrenstrafen lassen sich wohl festere Grundlinien ziehen. Bei einer rohen Nation sind sie wenig anwendbar, weil dort nur der rohsinnliche Eindruck von Würkung ist und seyn kann; je mehr aber ein Volk sich verfeinert, jemehr gehe der Strafcodex von den körperlichen zu Ehrenstrafen über.

Die gebildeten griechischen Republiken bestraften bedeutende Verbrechen, auf diese Weise, am allerempfindlichsten.

Der Ausschluß von gewissen Ehrenbezeugungen und Nationalvorrechten auf kürzere oder längere Zeit, das Verbot, die öffentlichen Spiele zu besuchen, ja, für das Vaterland zu kämpfen, waren oft im Stande, den Bestraften zur höchsten Aufopferung zu entflammen, und das Vaterland wieder zu versöhnen. So wurde die Strafe selbst ein herrliches Mittel zur Veredlung des Ehrgefühls, und der höchste Zweck aller Strafe wurde erreicht — Besserung. Diese Beschimpfung unterscheide man aber ja von Entehrung; denn diese dauert ewig, und die Gesetze mögen sich wohl hüthen, die Infamie da eintreten zu lassen, wo es dem Verbrecher gestattet wird, nach ausgestandener Strafe, wieder in die bürgerliche Gesellschaft zurück zu kehren. Es ist eben so unmenschlich, als unvernünftig, den Pranger, das Brandmal und den Staubbesen zu erkennen, wo nicht ewige Gefangenschaft eintritt, weil der Unglückliche, ausgestoßen von Allen, und doch mit ihnen zu leben gezwungen, in die Wälder fliehen muß, um ein noch größerer Bösewicht zu werden, als er war.

Die körperlichen Strafen, unter denen ich bloß die Züchtigung verstehe, müßten, wo möglich, zu Ehrenstrafen erhoben

werden, d. h. es muß weniger darum zu thun seyn, den physischen Schmerz zu erregen, als vielmehr den Bestraften zu demüthigen. Alsdann wird auch die körperliche Züchtigung nie in Härte oder gar Grausamkeit ausarten können, sobald sie bloß, oder vielmehr hauptsächlich symbolisch seyn soll. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte jener milde Gesetzgeber nichts Lächerliches verfügt, der das Kleid des Schuldigen, statt des Verbrechers selbst, mit Stöcken schlagen ließ. Aber um solche Gesetze geben zu können, muß die Periode der Rohheit eines Volks schon abgelaufen, und die bürgerliche Ehre zu einem unschätzbaren Gute der Staatsmitglieder geworden seyn.

Gefangenschaft vor dem Urtheil, also bloß Sicherstellung des richterlichen Verfahrens, durch die Haft des Verdächtigen oder Angeklagten, kann und darf, ihrer Natur nach, kein anderes Uebel im Gefolge haben, als die Entweichung zu verhindern. Jede andere Entbehrung, sie beziehe sich denn auf solche Gegenstände, die in den Händen des Gefangenen die Untersuchung erschweren und verdunkeln könnten, wird noch nicht gerechtfertigt. Gefangenschaft in Folge ergangenen Urtheils dagegen wird zweckdienlich mit manchen Entbehrungen verbunden werden können, Falls das Gefängniß nicht für immerwährend, sondern der Besserung Willen zuerkannt ist. Ewige Gefangenschaft ist so fürchterlich, daß jede unnöthige Härte, die der Entweichung Willen nicht etwa angewendet werden muß, unbedingt als Grausamkeit erscheint.

Die Vermögensstrafen lasse man nicht die unschuldigen Verwandten und die Familie des Verbrechers fühlen. Die Vermögensstrafen sind eine sehr natürliche Art, das Vergehen zu sühnen, und rohe Gesetzgebungen finden durch sie eine Sühne auch bei solchen Verbrechen, die gesteigerte Kultur mit Gelde ahnden zu lassen, für unstatthaft und gefährlich hält, weil der Reiche alsdann dem Gesetze Trotz bieten kann. Vermögenskonfiscationen außer den Fällen, wo der unrechtmäßige, pflichtwi-

dige Erwerb des gesammten Eigenthums einer Person eingetreten ist, werden aber selten zu rechtfertigen seyn, weil ein Individuum, welches sein Bürgerrecht dessen ungeachtet noch behält, dadurch wieder bürgerlich vernichtet wird, und, wenn es aus der Gesellschaft gestoßen worden, von seinem Vermögen keinen Gebrauch mehr zu machen im Stande ist, mithin die Confiscation eigentlich nur eine Strafe für seine nächsten Erben wird.

Die Exportation ist eine Strafweise, die lediglich von den Territorialverhältnissen eines Staats abhängig bleibt. Als Milderung der verwürkten Todesstrafe sehr zu billigen. Was indessen aus ganzen Verbrecher-Colonieen werden solle, kann man nur mit Schaudern in Betracht ziehen. So erfreulich die Nachrichten sind, die wir hin und wieder aus Neuholland erhalten haben, besitzen wir doch im Ganzen kein vollständiges Bild jener verderbten Pflanzer, um zu beurtheilen, ob die dabei sich aufdrängenden, finstern Voraussetzungen durch heitere Erfahrungen widerlegt werden.

Die Landesverweisung, so sehr sie in Beziehung auf den Verbrecher zu rechtfertigen seyn mag, ist eigentlich eine Beeinträchtigung anderer Staaten, denen man solche Verbrecher aufbürden will, die man für unwürdig hält, die Rechte der Gesellschaft länger zu genießen. Diesen Punkt mögen die Kabinette unter sich ausmachen. — — —

Wie die richterliche Gewalt sich zu den übrigen Staatsgewalten verhalte und gestellt seyn müsse, ergiebt sich nach Vorstehendem von selbst.

In Despotieen, wo die Regierung in der Person des Despoten unmittelbar oder durch dessen Untertyrannen entscheidet, giebt es keine feststehenden, schützenden Formen für das Rechtsverfahren, weil die Gesetze selbst keinen festen Grund haben, sondern der veränderlichen Ansicht und Willkühr des Herrn folgen. In Republiken sind die richterlichen Authoritäten auf mannigfache Weise gebildet, stehen aber unabhängig von der gesetzge-

denden und executiven Macht da, weil eine Vereinigung der Gewalten in Widerspruch mit der republikaniſchen Staatsform ſteht. In Athen bildete das Volk unmittelbar die richterliche Gewalt, in Rom der Prätor und nach Umſtänden der Senat. Jede Republik hat ihre eigenthümlichen Einrichtungen, nur darf keine andere Gewalt die Richterſprüche wieder aufheben und vernichten — darin allein müſſen ſie alle übereinkommen, und wenn ja in alten Republiken ein Urtheil nicht zur Vollziehung kam, ſo fand nicht die Kaſſation deſſelben, ſondern die Begnadigung durch das Volk ſelbſt ſtatt, das ſeine richterliche Gewalt beſondern Authoritäten übertragen hatte.

In conſtitutionellen Monarchieen beſtellt der König zwar die Richter, aber ihre Rechtsſprüche erkennen keine andere Authorität, als das Geſetz, und für den möglichen Fall irriger und falſcher Urtheile ſteht den Betheiligten die Appellation oder die Reviſion zu Gebot. Allein der König genießt das ſchöne Recht der Begnadigung d. h. indem er die Geſetzmäßigkeit des Richterſpruchs anerkennt, mildert er bloß deſſen Folgen, oder hebt ſie ganz auf.

Die Begnadigung würde eine Ungerechtigkeit gegen jeden andern, durch daſſelbe Geſetz, Verurtheilten und Beſtraften ſeyn, wenn ſie nicht eine Grundlage höherer Art hätte. Jedes Geſetz kann die Fälle nur ſo beſtimmen, wie ſie nach ſichtbaren Geſtaltungen und äußeren Folgen ins Leben treten — die innern Motive durchſchaut kein ſterbliches Auge, wenn gleich ſie oft gegründete Vermuthungen zulaſſen. Der Richter iſt verbunden, das Geſetz immer nach denſelben factiſchen Bedingungen anzuwenden und nur, ſo weit der Geſetzgeber allgemeine Milderungsgründe zuließ, die Strafälligkeit des Angeklagten nach dieſen, möglicherweiſe eintretenden, Mitigationen gelinder zu beurtheilen; aber weiter geht ſeine Befugniß nicht, weil ſonſt die geſetzliche Beſtimmung in richterliche Willkühr übergehen würde. Nun giebt es aber Ereigniſſe, wo das allgemeine Geſetz hinlängliche Nach-

ſicht mit der Schwäche menſchlicher Natur, wenn der Reiz, die Strafbeſtimmung zu verletzen, zu groß war, haben konnte, und die ſtrenge Anwendung der Vorſchrift mehr den Charakter der Grauſamkeit als der Gerechtigkeit annehmen würde; dann gleicht das Begnadigungsrecht die Rückſicht, welche die moraliſche Begrenztheit des Menſchen verdient, mit der geſetzlichen Nothwendigkeit, welche die Handlungen der Bürger nur in alleiniger Beziehung zur Geſellſchaft abwägt, wiederum aus, und ſo bedeutet die Begnadigung eigentlich nichts anders, als die Anerkennung, daß weniger die Neigung ein Verbrechen zu begehen, als die Gewalt der Umſtände den Straffall veranlaßt habe.

6) Bevölkerung.

Ob die Bevölkerung zu groß oder zu gering ſei, wird jeder Staat leicht beurtheilen können, wenn er ſeine Mittel mit dem Bedürfniß der Einwohner vergleicht. Könnte China die Hälfte ſeiner Volksmaſſe Rußland überlaſſen, ſo wäre erſteres glücklicher, und letzteres könnte ſeine aſiatiſchen Provinzen mit Menſchen beſetzen (vielleicht aber alsdann nicht lange mehr behaupten). Es giebt Mittel, die Vermehrung der Bevölkerung zu erleichtern und ſie ſind bekannt genug, aber ſie zu vermindern, werden alle Maaßregeln nicht ausreichen, wenn das Klima und ein geſunder Menſchenſtamm die Fruchtbarkeit begünſtigen *). Man kann zwar die Ehen erſchweren, aber die Schwangerſchaften nicht verhindern, ja die Heirathen verbieten ſich von ſelbſt, wo Uebervölkerung die Unterhaltungsmittel für eine Familie zu dürftig darbietet; aber alsdann geht die Zahl der unehelichen Geburten ins

*) Der Verfaſſer beachtet die Despotieen bei dieſem Abſchnitte wohl gar nicht, denn ſonſt müßte ihn die Türkei belehren, wie man es anzufangen habe, um aus den fruchtbarſten, bevölkertſten Provinzen Einöden zu machen. Anmerk. des Setzers.

Ungeheuer, und die Heiligkeit der Ehe, die Grundlage aller häuslichen und bürgerlichen Ordnung und Glückseeligkeit, verliehet endlich die nöthige Achtung. Will man sich dadurch retten, daß man uneheliche Schwängerungen zu Vergehen macht, so wird man die gräulichsten Verbrechen ans Licht treten sehen, die, auch selbst bei aller Nachsicht der Gesetze gegen die gewaltigsten Triebe der menschlichen Natur, schon zu häufig sich ereignen, da die Folgen außerehelicher Begattung gegen die bürgerlichen Verhältnisse zu vielfach ankämpfen müssen. Hier steht die Natur mit den nothwendigen Schranken des gesellschaftlichen Lebens in einem so harten Conflict, daß kein Stand, keine Bildung, keine besondere Verpflichtung, selbst der Beichtstuhl nicht, vor dem Ueberspringen der gezogenen Grenzen gesichert oder gerettet hätten, und es bedarf der höchsten Weisheit einer Gesetzgebung, das unvermeidliche Uebel so wenig schädlich, als möglich zu machen. Sollten die bürgerlichen Folgen aber den Unschuldigen, ich meine das uneheliche Kind treffen, so ist der Unsinn solcher widernatürlichen und ungereimten Bestimmungen durch gebildete Regierungen längst eingesehen worden, und das Erbrecht, wenigstens in Hinsicht auf die Mutter, das Recht ein Gewerbe zu treiben, oder Staatsämter zu bekleiden, ist dem, gegen so manches Vorurtheil in der Meinung der Menge, sein Leben antretenden Kinde nicht mehr genommen.

Ist ein Staat durch Menschen überfüllt, so liegt es in seiner Verpflichtung, die Auswanderung zu gestatten, und er kann sich auf ein Haupt keine Gerechtsame mehr vorbehalten, dem er, außer Luft und Sonne, nichts, was die Erhaltung erfordert, weiter darzubieten vermag. Aber die Einwohner verkaufen oder der Willkühr fremder Regierungen Preis geben — — — es hat sich in Europa nicht häufig ereignet, und es hieße die Erleuchtung des Jahrhunderts verläumden, den entehrenden Despotismus dieser Gattung nach anklagen zu wollen.

Eigentlich kann der Staat nichts besseres thun, als die Be-

völkerung sich selbst zu überlassen. Hat er zu viel Grund und Boden und zu wenig Einwohner, so gestatte und begünstige er nur den Anbau durch Pflanzer und Kolonisten, und die Bevölkerung wird sich, bei dem Genuß religiöser und bürgerlicher Freiheit, von selbst heben. Hat der Staat zu viel Menschen, so verwehre er nur nicht, daß der Darbende sich auswärts die Mittel seiner Erhaltung selbst suche, und das Gleichgewicht der Einwohner zu den Erhaltungsquellen des Staats wird sich wieder herstellen.

Uebt der, an Einwohnern verarmte oder zu sparsam bevölkerte, Staat politischen und religiösen Fanatismus, so werfe man nur einen Blick auf die nordamerikanischen Freistaaten und gehe dann zu den Paradiesen über, welche Spanien und Portugal in der neuen Welt besessen, um sich sagen zu können, wie groß die Unklugheit der letztern Regierungen gewesen seyn müsse.

---

7) Erziehung.

Die Glückseeligkeit eines Staats ist von der Fähigkeit seiner Bürger, ihren Standpunkt zu einander und zu der Regierung richtig würdigen zu können, wesentlich abhängig.

Der Begriff eines Staates, der letzte und höchste Zweck desselben, der organische Zusammenhang aller seiner Theile, von welcher Form (die despotische ausgenommen) er auch immer seyn möge, erfordern eine Entwickelung der geistigen Kräfte nach allen Richtungen, welche die Verpflichtungen und Gerechtsame des Einzelnen zur und auf die Gesammtmasse bezeichnen.

Außer der geistigen Anerkennung, was ein jeder Einzelne dem Staate zu leisten und von ihm zu fordern habe, wird eine praktische Tüchtigkeit erfordert, durch innere oder äußere Thätigkeit die Stelle ausfüllen zu können, welche jedem Bürger, von der Regierung oder dem Geschick, in der Reihe der gesellschaftlichen Einwürkungen angewiesen ist.

Nur die Erziehung wird den Menschen zum Bürger bilden können.

Jede bürgerliche Thätigkeit bezieht sich nun entweder auf das bloße unmittelbare Bedürfniß des Gesammtlebens im Staate, oder auf die geistige und körperliche Ausbildung und Veredlung des Menschen im Bürger. Dieser letztere Theil der bürgerlichen Thätigkeit, für die Ausbildung des Menschen an sich, wird nur unter dem Gesichtspunkte hierher gehören, als der gebildete Mensch ein besserer Bürger seyn muß.

Die bürgerliche Thätigkeit für das bloße Bedürfniß im Staate ist nun wieder geistig oder körperlich.

Geistig nämlich durch jede, über bloß äußerlichen Dienst erhabene, Amtsverwaltung und praktische Einwürkung in die Regierung; dazu ist erforderlich:

a) Kenntniß der Verfassung (Regierungsverwaltung).

b) Kenntniß der bürgerlichen und Strafgesetze (Justizverwaltung).

c) Kenntniß des gesammten Staatsvermögens und seiner Anwendung, Erhaltung und Vermehrung (Finanz- und Kameralverwaltung).

Geistig für das Staatsbedürfniß, theils amtlich, theils privativ ist ferner die ärztliche Thätigkeit im ausgebreitetsten Sinne.

Hiernach behandelt die ärztliche (und wundärztliche) Thätigkeit die Personen, die juristische die Handlungen, die kameralistische die Sachen, und nach diesen drei Kathegorieen ist der Kreis der geistigen Thätigkeiten geschlossen, denn die Regierungsverwaltung umfaßt sie wieder insgesammt.

Für das Bedürfniß sind körperlich thätig die Ackerbauer und Gewerke, überhaupt die Gewerbe aller Art, und die äußere Mithülfe angewiesener Beamten. — Nicht als ob irgend eine Thätigkeit derselben nicht mehr oder minder geistig unterstützt werden müßte, oder als wenn die geistigen Thätigkeiten nicht körperlich praktische Fertigkeiten erforderten, sondern nach der vor-

herrschenden Theilnahme innerer oder äußerer Kräfte ist diese Eintheilung gemacht.

Die Thätigkeiten, welche auf Veredlung des Menschen im Bürger berechnet sind, müssen ebenfalls in geistige und körperliche eingetheilt werden.

Geistig, als einwürkend

auf die geistige Ausbildung überhaupt; (philosophische Richtung der Denkweise) auf Anwendung der Gesammtkräfte; (philosophische Richtung der Handlungsweise) auf Entwickelung des Schönheitssinnes; (künstlerische Richtung der Gefühlsweise)

auf richtige Auffassung und Anordnung des sich der Kenntniß von Außen darbiethenden, (wissenschaftliche Richtung und Bildung nach allen Zweigen).

Körperlich ausbildend:

die Gymnastik in ausgedehnter Bedeutung, wohin ich, außer den gewöhnlichen Uebungen, auch jede äußere Vorbereitung zum Kriegsdienste rechne.

Durch die hier bezeichnete Sphäre werden sämmtliche Bürger des Staats in Thätigkeit gesetzt, welche den Lehrstand, im weitesten Verstande, bilden. Sie bearbeiten entweder den innern Menschen, oder von dem äußern nur diejenigen Kräfte, welche ihn fähig machen, sich in dem Kreise seines bürgerlichen Lebens künftig mit Leichtigkeit, Anmuth und Sicherheit, als völlig Herr seines Leibes und seiner Glieder, zu bewegen.

Es ist sehr häufig gefühlt, aber wenig berücksichtigt worden, daß in die Hand der Volkslehrer die Wohlfahrt der Staaten gelegt sei, denn sonst würde man sich nicht erklären können, daß so viele Regierungen, während sie der Kirche unsägliche Summen zuwandten oder zuwenden ließen, den Lehrerstand der Dürftigkeit und quälenden Sorgen hingaben. Vieles, sehr Vieles ist schon zur Verbesserung geschehen, aber im Allgemeinen bei Weitem noch nicht genug. Freilich hat die Geistlichkeit in den

Staaten, wo sie verschwenderisch begabt wär, oder noch ist, die wissenschaftliche Bildung der Jugend mit übernommen; aber es ist zu bekannt, daß die Wissenschaft alsdann vor jedem Zwange des Dogma das Knie beugen mußte, und da nie zum frischen und frohen Leben und Gedeihen gelangen kann, wo die Positivität irgend einer befangenen Meinung den Höllenqualm des Anathems vor dem Blicke der Forscherin aufsteigen läßt.

Die Erziehung sei in allen solchen Staaten nicht der Geistlichkeit anvertraut, wo der Priester, außer der Regierung, noch ein fremdes Oberhaupt anerkennen muß.

Die Grundsätze, welche dem Zögling über sein Verhältniß zum Staat eingeflößt werden sollen, stehen dem Gehorsam leicht völlig entgegen, welchen das Oberhaupt der Kirche von ihm verlangt, und es ist von dem partheilosesten Geistlichen nicht zu verlangen, daß er seinen unumschränkten Herrn mit seinem, nur bedingterweise anerkannten, Gebieter vorziehen, und den Schüler in der Unterwürfigkeit gründlicher unterrichten sollte, die er der Kirche, als die er dem Staate schuldig ist.

Der Geistlichkeit darf und kann der Unterricht in der Religion nicht entzogen werden, und sie wird dabei allein schon Gelegenheit genug finden, den Katechumenen bei den Folgerungen aus den eigentlichen Glaubenssätzen, über das Verhältniß der Kirche zum Staate, wenn nicht zum Vortheil der erstern völlig sicher, doch zum Nachtheil des letztern wenigstens wankend zu machen.

Allein, wenn der übrige Unterricht eigentlichen Erziehern und Lehrern übertragen wird, so können und werden allen schielenden Ansichten, die der Zögling, über die Grenzen des eigentlichen Religionsunterrichtes hinaus, etwa aufgefangen hat, durch die Aufstellung eines zweiten Gesichtspunks und wissenschaftliche Ausbildung seiner Erkenntnißkräfte, besonders durch Läuterung und Entwickelung der Vernunft, nach und nach einem gesunden Urtheile wieder weichen müssen.

Es hat unter den Jesuiten Männer von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, durchdringendem Scharfsinne und großen Lehrertalenten gegeben; allein schon um deswillen, weil sie nach ihrem Systeme keine andere, als die scholastische Philosophie gebrauchen konnten und durften, (indem diese ihnen Mittel darbot, jeden Gegenstand, den sie einer wissenschaftlichen oder kritischen Analyse unterwarfen, mit besonderer Fertigkeit, — je nachdem es die Umstände und der Einfluß, so wie das Heil des Ordens, gebot — noch durch ein doppeltes Objektivglas anschaulich zu machen, wovon das eine Für, das andere Wider sehen ließ) bestand die ganze Verstandesbildung am Ende in einer dialektischen Geschicklichkeit durch künstliche Dilemmen zu verstecken, was nicht ans Tageslicht treten sollte und das ganze Gebäude ihrer Philosophie war eine Construktion von Subtilitäten und formalen Schlüssen, die, eben so inhaltleer als geisttödtend, in den Abhandlungen jener Schule nur noch darüber belehren können, wie man nicht philosophiren, nicht lehren und nicht lernen solle.

Aller Unterricht gehe darauf hinaus, ein selbstthätiges Denken zu entwickeln und zu befördern; dem vorbereiteten, und eben dadurch nach Kenntnissen wahrhaft durstig gewordenen, Geiste überlasse man es, nach Kraft und Gelegenheit soviel aufzunehmen und zu verarbeiten, als er vermag, denn man kann eine hohe Bildung erlangen, ohne eigentlich gelehrt zu werden, und eben so unterdrückt eine große Masse von Gelehrsamkeit die leichte Oberflächlichkeit des Urtheils und die Geistesarmuth manches Vielwissers nicht. Es ist nothwendig, dem, an sich meistentheils trägen, Gedächtniß durch Uebung und Anstrengung Stärke und Festigkeit zu geben, aber es müsse nie auf Kosten der denkenden Kräfte geschehen, weil Gelehrsamkeit, oder vielmehr, da dieses Wort eine edlere Bedeutung behalten soll, eine Masse aufgegriffener, und im Gedächtniß niedergelegter, Sach- und Wortkenntnisse, ohne innere wissenschaftliche Bearbeitung, dem Besitzer zur Bürde und wo sie geltend gemacht werden soll, dem Zuhö-

ver zur Quaal wird. Der Kopf eines unphiloſophiſchen Gelehrten gleicht einer Bücherſammlung, in welcher die Werke der mannigfaltigſten Art, bandweiſe, über und durch einander liegen, dergeſtalt, daß man nie finden kann, was man braucht, oder, was man braucht gewiß erſt zuletzt gefunden wird. Unverdaute Gelehrſamkeit erzeugt überdies den Dünkel; wiſſenſchaftliche Bildung dagegen kann nie eitel werden, da ſich bald die Einſicht zu ihr geſellt, daß ein Menſchenleben nur zweckgemäßes Anfangen und Anlagen umfaſſen kann, und Ewigkeiten uns erwarten müſſen, um die weiten Felder der Erkenntniß zu bebauen.

Freilich haben neuere Pädagogen den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen und das Gedächtniß faſt ganz vernachläßigt; aber von dieſem Irregange iſt man ſchon wieder zurückgekommen und man hat ſich beſtrebt, die Geſammtheit der innern Kräfte gleichgemäß zu entwickeln.

Am mehrſten und häufigſten iſt die Ausbildung des Willens unbeachtet geblieben, dieſer Kraft, die der Träger und Halter unſers ganzen Weſens iſt. Man hat wohl eingeſehen, daß die Befeſtigung des Charakters die Hauptſache der ganzen Erziehung ſei, daher auch etwas dafür thun wollen und damit angefangen, den Kindern alles zu gewähren, und ihnen in keiner Sache entgegen zu ſeyn, weil man auf dieſe Weiſe eine große Selbſtſtändigkeit und freie, nicht gedrückte Geſinnung zu entwickeln hoffte; allein man hat einen gewaltigen Fehlgriff gethan, indem dies Erziehungsprincip die eigenſinnigſten, ſelbſtſüchtigſten, leidenſchaftlichſten Menſchen aufſtellt, die, gewohnt ſich nichts zu verſagen, und alles durchzuſetzen, im bürgerlichen Leben, bei jedem Schritte, ſich ſelbſt oder andern den Kopf blutig ſtoßen. Der Irrthum iſt lediglich aus Verwechslung der Begriffe Wollen und Verlangen hervorgegangen, indem man immer meinte: Das Kind wollte etwas, wo es bloß verlangte, und alſo eine Aeußerung des Begehrungsvermögens für eine Willensäußerung hielt, daher denn auch das nie zurückgewieſene Begeh-

rungsvermögen, welches, seiner Natur nach, die übrigen Kräfte zu überflügeln trachtet, zu einer Gewalt erwachsen ließ, die selten, einmal so verwildert, zu bändigen ist.

Alle Ausbildung des Charakters liegt aber grade in einer Willensbefestigung und Herrschaft über die Stärke des Verlangens, und das Kind, was früh daran gewöhnt ist, zuweilen seine süßesten Freuden aufzugeben, (wobei man ihm jedoch, als Grund dieser Entsagung, irgend einen vernünftigen und nützlichen Zweck aufzustellen verpflichtet ist) wird gewiß ein gutes und kräftiges Mitglied der Gesellschaft werden, vorausgesetzt, daß die intellectuelle Entwickelung gleichzeitig in dem Grade mit erfolgt, welcher den Willen nach den Aussprüchen der Vernunft, nicht nach Vorurtheilen, sich zu entschließen bestimmt; denn wir haben auch willenskräftige Menschen, welches sich Alles zu versagen im Stande sind, aber nur dem Unverstande die größesten Opfer bringen. — Wer kann es läugnen, daß man die Jugend gar nicht darin übt, die vortrefflichen Lehren der Religion und Moral praktisch zu bewähren. Man hält es für hinlänglich, daß die negativen Tugenden nicht bei Seite gestellt werden, daß das Kind nicht stehle, nicht verläumde u. s. w. Aber wer unterdrückt die Empfindlichkeit des Weichlings durch allmählig immer zunehmende Abhärtungen? wer nöthigt den Eigenwilligen und Herrschsüchtigen, seinen Gespielen nachgeben zu müssen; und ihnen Vorzüge einzuräumen, wenn es die Entscheidung und Leitung der Kinderspiele gilt? wer zwingt den jungen Geizhals, seinen Sparpfennig anzugreifen, zum Vergnügen und Nutzen seiner Genossen? — Einzelne Erzieher thun es, aber die größere Masse der Zöglinge muß den biblischen Spruch und eine moralische Fabel auswendig lernen, um nach und nach die Aussprüche Gottes und der Weisen vollständig im Gedächtniß niederzulegen; aber wie weit sie ins Herz gedrungen sind, und aus dem kleinen Herzen ins Leben heraustreten — davon ist im Ganzen wenig die Rede.

Freilich erfordert diese geistige Jugendpflege nicht sowohl bloße Lehrer, als vielmehr Erzieher, und zu Erziehern die kräftigsten, heitersten, hellsehendsten und edelsten Menschen; denn ihre Arbeit, die an jedem Zöglinge eine andere Behandlungsweise erfordert, ist unendlich schwer, ihre Verpflichtung beängstigend groß. Kein finsterer Hypochonder, kein gelehrter Pedant, kein träger, klügelnder Leichtsinniger,, kein liebeleerer Moralist kann Erzieher werden, sondern ein Mann, der ein Kind zu werden versteht, und dennoch mit dem Blicke des Weltweisen die Natur des Menschen zu erfassen bestrebt ist; dessen mühsamer Beruf durch eine väterliche Gesinnung versüßt wird, und der den erhabenen Muth hat, selbst dann nicht zu verzagen, wenn der mit Liebe und Sorgfalt gepflegte Baum dennoch taube Blüthen trägt, denn viele Pflanzen verkümmern, trotz genossener Sonne, Luft und Regens.

Die Staaten haben noch nicht einmal Lehrer genug, wo sollten sie alle Erzieher hernehmen? — Es sind keine hinlänglichen Unterhaltungsquellen vorhanden — tüchtige Männer würden sich sonst schon finden. Und warum fehlt es an den nothwendigen Mitteln? — Weil so unsäglich viel unnöthige Ausgaben gemacht werden müssen. Als wenn dringendere Ausgaben eintreten könnten, als für die Erziehung! — und welche Ausgaben würden für die Staatsbeamtung gespart werden, wenn man bei der Erziehung nicht sparen wollte. Der junge Bürger, der mit einem erleuchteten Kopf in die Staatsgesellschaft tritt, wird den großen innern Zusammenhang der ungeheuern Maschine begreifen, die Staatszwecke erkennen und sich ihnen anschließen; der junge Bürger, der mit edel entwickelten Charakter sein öffentliches Leben beginnt, wird weder die Richterstühle noch die Policeibehörden gegen sich in Athem setzen, denn seine innere Gesetzgebung befiehlt ihm, da noch im Geiste der Verfassung zu handeln, wo er von keiner fiskalischen Instanz mehr erreicht werden kann.

Es würde und müßte die Erziehung sehr erleichtern, wenn sie durchaus den Charakter der Oeffentlichkeit annähme. Keine spartanische Strenge! Keine Verkümmerung des schönen, unbefangenen Jugendlebens, dessen Genuß eine Spannkraft über das ganze Leben ausbreitet! Ein verbittertes Knabenalter verpestet den Menschen oft bis in die spätesten Tage, und wir Alle saugen und schwelgen so gern an und in den Erinnerungen unserer Kindheit. Nur eine Entfernung der tausendfach zerspaltenen Erziehungsprincipe müßte man zu erreichen suchen. Die Privaterziehung begünstigt die Einseitigkeit der Ansichten, so wie die Verschrobenheit des Charakters, durch übergroße Strenge oder Nachgiebigkeit der Aeltern und Lehrer; doch im Kreise seiner kleinen Mitwelt reibt der Knabe, bei dem Anstoß mit seines Gleichen, die ungehörigen Eigenthümlichkeiten oft so vollkommen ab, daß der Erzieher nur die feinere Nachhülfe zu übernehmen braucht. Der junge Narr wird durch die Neckereien und Strafen seiner Kameraden leicht mehr gebessert, als durch die Ruthe des Magisters. Man stelle nur beispielsweise auf den Universitäten und Akademieen die, unter bloßer Hofmeisterschaft aufgezogenen, Musensöhne gegen die, aus Gymnasien und gelehrten Schulen Entlassenen. Während jene, ängstlich und unselbstständig, bei jedem Ereigniß sich nach der gewohnten Authorität umschauen, und, wie ein dem Käfig entschlüpfter Vogel, die Flügel nicht zu entfalten wagen, genießen diese der frohen Gesellenschaft, und sind eben so bereit, eine Freundschaft einzugehen, als jedem Widersacher entgegen zu treten. Bei dem öffentlichen Unterricht erlangt der Staat noch den großen Vortheil, die besondere Anlage der Zöglinge besser kennen zu lernen, und den künftigen Bürgern eine Richtung zu geben, die den Talenten und dereinstigen Bestimmung derselben am Mehresten entspricht.

Keine Bestimmung ohne Neigung, sonst ist die Anstrengung des Gemarterten vergeblich, und die Erwartung der Re-

gierung betrogen. Darum beſtimme ſich jeder ſelbſt für ſeinen Beruf. Mit wenigen Ausnahmen wird jeder junge Menſch ſich gewiß, nach ſeinen Anlagen, eine Sphäre auswählen, und die künſtleriſchen Naturen werden ſich vor Allen zunächſt kund geben, weil das Genie überall ſeine eigene Bahn ſich bildet. Der Enthuſiasmus beſonders wird ſie kenntlich machen. Ihnen gegenüber ſtehen die Gleichgültigen. Ihnen iſt alles Recht, was ihr aus ihnen ziehen wollt. Darum beſtimmt ſie für das Gewöhnlichſte und Leichteſte, denn jede Anſtrengung wird ihnen ein Gräuel. In den Kanzleien und in der Barbierſtube ſind ſie an ihrer Stelle.

Eine Gattung harter Köpfe wird euch beſondere Mühe machen. Jeder Begriff, die leichteſte wiſſenſchaftliche Aufgabe wird ihnen zur Rieſenarbeit; aber was ihre Augen ſehen, können ihre Hände nachbilden; mechaniſches Geſchick und eine, bei ihrer geringeren ſcientiviſchen Faſſungskraft faſt gar nicht zu erklärenden, Combinationsgabe wird euch überraſchen, wohl gar in Erſtaunen ſetzen. Beſtimmt dieſe zu Handwerkern; es werden vortreffliche Bürger.

Andere Knaben haben ein bewunderungswürdiges Geſchick, die vortheilhafte Seite an den Dingen aufzufinden. Sie werden bei ihrem kleinen Verkehr ſich nicht übervortheilen laſſen, und, wenn ſie ein Dutzend Nüſſe für einen Federball hingeben, mit Gewißheit berechnen, zwei Dutzend Nüſſe von irgend einem dritten Spielkameraden dafür wieder einhandeln zu können. Dieſe werden ſich von ſelbſt der Handlung widmen, denn es ſind geborne Kaufleute.

Noch Andere werden eine Streiferei über Land dem glänzendſten Schauſpiele vorziehen und keine größere Freude kennen, als zu jagen, zu fiſchen, Vögel zu fangen, überhaupt alles Glück in der Natur und in ländlichen Beſchäftigungen finden, während ihnen der Schulſaal und ſelbſt die Stadt zu eng wird. Laßt ſie Ackerbauer oder Forſtmänner werden. Ihre Sehnſucht

noch freier Luft und einfacher Lebensweiſe würde ihnen, bei jedem andern Gewerbe, zur Quaal gereichen.

Die Verzweiflung der Erzieher ſind jene unbeſtändigen Geiſter, die ſich mit unglaublichem Eifer, bald dieſem, bald jenem, hingeben, und, weil ſie Alles wieder verlaſſen, nach einer Reihe von Einfällen und Anſtrengungen dennoch zu Nichts gründlich zu gebrauchen ſind. Da in ihnen keine Hauptneigung vorherrſchend iſt, ſondern ihr beweglicher Sinn nur immer von irgend einer reizenden Seite dieſes oder jenen Standes ergriffen wird; ſo wollen ſie bald Landwirthe, bald Soldaten, bald Schauſpieler, bald Seeleute werden. Dieſe ſind von der bürgerlichen Geſellſchaft förmlich zu übertragen, und werden eine Menge kleiner Dienſte und Gefälligkeiten dafür leiſten können; heut durch behülfliche Anordnung bei einem Gaſtmahle, morgen als Regiſſeur bei einem Liebhabertheater, übermorgen durch Erheiterung einer Abendgeſellſchaft mittelſt Taſchenſpielerkünſte. Sie ſchneiden Silhouetten aus, ſpielen mit euch Schach, tragen auf Verlangen einen Maskenanzug zuſammen und begleiten eine Klaviersonate mit der Geige. Dafür machen ſie bloß Anſpruch an euren Tiſch und eure Flaſche, und erhalten von Zeit zu Zeit einen kleinen Geldvorſchuß, der nie wieder abgetragen wird. Ihre Gefälligkeit macht ſie nicht allein liebenswürdig, ſondern oft zum wahren Bedürfniß; aber an jedem ernſten Auftrage ſcheitert ihre Geſchicklichkeit, oft ſogar der Ruf ihres, bis dahin unbeſcholtenen Namens. Dieſe Anlagen kann die Erziehung nur ihrem eigenen Geſchick überlaſſen.

Bei dem geringſten Theile eurer Zöglinge aber werdet ihr einen eigentlich wiſſenſchaftlichen Trieb bemerken. Er macht ſich nicht ſowohl durch Wißbegierde — denn der findet ſich auch bei nicht wiſſenſchaftlichen Köpfen — als durch die eigenthümliche Geſtaltung bemerkbar, worin das Aufgefaßte, nicht mehr als Erlerntes, ſondern als Selbſtgeſchaffenes, erſcheint. Dieſe wenigen beſtimmt für den Gelehrtenſtand. Da-

hingegen giebt es Anlagen, die sich den wissenschaftlichen sehr nähern, indessen dadurch wieder unterscheiden, daß das geistig Erlernte nicht sich selbst genügen, sondern immer erst eine praktische Beziehung erhalten soll, und einmal über das andere die Frage aufgeworfen wird: Wozu dies Alles nütze? Ich darf nicht erst sagen, daß sich hier der ganze Geist des künftigen Beamten und Geschäftsmannes ausspricht.

Alle diese besondern Charakterzüge der Zöglinge treten freilich nicht immer in der vollen Bestimmtheit heraus, sondern mischen sich mehr oder minder durcheinander. Aber der Scharfblick des Erziehers, der, das Grundmetall zu finden, die Schlacken abzusondern weiß, wird die vorstechenden Anlagen bald herauszufinden im Stande seyn.

Wie außerordentlich würde das Staatsgetriebe in einander greifen, wenn jeder auf seiner rechten Stelle stände, und es erregt das tiefste Bedauern, den glänzendsten Kopf an der Hobelbank zu finden, weil sein Vater blutarm war, während ein schlechter Kanzelredner bloß darum die Gemeinde einschläfert, weil seine Mutter die Eitelkeit hatte, durchaus in ihm einen Pfarrer sehen zu wollen.

Nun wird allerdings so Mancher durch Mangel an Vermögen abgehalten, seinem eigentlichen Berufe zu folgen, aber doch so mancher auch nach seinen Anlagen gebraucht werden, wenn der Staat, durch seine öffentlichen Erziehungsanstalten, von den verschiedenen Fähigkeiten der Zöglinge in Kenntniß gesetzt wird, und es nicht mehr auf die bloße Laune der Privaterzieher ankommt, was aus dem Kinde werden soll.

Ganz vorzüglich muß jede Regierung die Elementarschulen einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdigen. Man hat lange die Meinung gehegt, daß ein, im Schreiben und Rechnen fertiger, Schneider, oder Leineweber ein ganz guter Schulmeister werden könne, dabei aber völlig vergessen, daß es mehr darauf ankomme: wie der Zögling lerne, als was er lerne, und daß

nur eine sehr hochgebildete Seele den Fassungskreis jedes jugendlichen Alters zu beurtheilen verstehe. Elementarschulen erfordern ganz vorzügliche Lehrer, weil es von ihrem Verfahren abhängt, ob das Kind mit Vergnügen lernen, oder die Schulstube als eine Galeere betrachten soll. Es ist unglaublich was man der Kindheit schon alles zugemuthet hat, und es begründet eine sehr gute Meinung für den Werth der menschlichen Natur, daß, bei der Menge schlechter Elementarschullehrer, nicht jede gute Anlage im Kinde mit Stamm und Wurzel ausgerissen worden ist. Freilich ist für 80 oder 100 Rthlr. kein Mensch zu finden, der sich so großen und schweren Pflichten unterziehen wollte, und der, in seinen Ansprüchen bescheidene, Mann wird, schon aus Gewissenhaftigkeit, sich solchem Erziehungswerke nicht widmen, weil er voraussieht, daß er, um nicht zu verhungern, mehr seine Hände, als seinen Kopf und sein Herz würde gebrauchen können. Es giebt einen wunderbaren Begriff von der Vertheilung der Gehälter, wenn man erwägt, daß Ein Actenbewahrer soviel bezieht, als zehn Menschenbildner, und man weiß nicht, ob man sich ärgern, oder lachen soll, wenn ein Registrator vornehm, oder gar verächtlich, auf einen Schulmeister herabsieht.

Ueber die Methode des Unterrichts sprechen zu wollen, kann in einer Betrachtung über den Staat nicht wohl angebracht seyn. Nur die allgemeine Bemerkung sei hier erlaubt, wie ein durchgeführter Versuch, (statt mit dem Alphabet und Lesen und Schreiben anzufangen, wo das Kind todte Charaktere und mechanische Uebungen erlernen muß,) einen lebendigen Unterricht über die Werke Gottes in der Natur, aller Ausbildung zum Grunde zu legen, nach meiner Ansicht den Beweis geben würde, daß das Gedächtniß die Phantasie, der Verstand, in der Auffassung der mannigfaltigsten Begriffe und Gegenstände, sich ungleich kräftiger entwickeln dürften, als in der Uebung solcher, dem kindischen Geiste unzusagenden Abstractionen, wie ein Alphabet und die Schriftsprache, welche die Resultate einer bedeu-

tend vorgeschrittenen Kultur, und die Erfindungen des höchsten Scharfsinns sind. Man würde mit Vergnügen die Erfahrung machen, daß die also genährte Wißbegierde sich ordentlich nach Erlernung und Darstellung der Schriftzeichen sehne, um in ihren weitern Fortschritten unabhängig zu werden, und was jetzt die quälende Beschäftigung mehrerer Jahre ausmacht, könnte der eigene Trieb in wenigen Monaten vollendet haben.

Hätte ich mich veranlaßt gefühlt, bei der Betrachtung des Staats der Kirche eine Stelle anzuweisen, so würde es hier geschehen seyn, da die Lehren der Religion, (und die Belehrung darüber,) auf die Bildung und Geistesrichtung des Zöglings einen so großen, dauernden Einfluß haben. Allein der Staat berücksichtigt nur das irrdische Leben — die Kirche die Ewigkeit.

Es läßt sich ein Staat denken, dessen gleichberechtigte Einwohner den entgegengesetztesten Religionen anhangen, und in welchen es daher weder eine Einheit der Kirche, noch eine herrschende Religion giebt, mithin der Kultus einen bloßen Privatcharakter annimmt. Hieraus folgt, daß die Kirche ein ganz für sich selbst Bestehendes ist und nicht nothwendig in das Wesen einer Verfassung einzugreifen braucht *). In einem guten Staate wird der Gottesdienst keiner Secte gestört oder gar verhindert werden, vorausgesetzt, daß schwärmerische oder fanatische Dogmen sich nicht gegen das Gemeinwohl geltend zu machen suchen, und keine heilige Kirche wird sich so vergreifen, daß sie ihre hohe Bestimmung, den Himmel zu bevölkern, dem Kützel, auf Erden mitzuherrschen, hintenan setzen sollte. Staat und Kirche stehen in ihrem Würken und Wollen neben einander und können sich wechselseitig nicht beeinträchtigen **).

---

*) Ist es nicht ohngefähr so in den nordamerikanischen Freistaaten? Der Setzer.

**) Im zweiten Bande ist die Kirche in besondere Erwägung gezogen worden. Der Setzer.

8) Schluß.

Da der Staat nur eine Bürgschaftsleistung unserer natürlichen Rechte und Verhältnisse, wie sie die Vernunft entwickelt und geheiligt hat, ist oder wenigstens seyn soll, so klingt das römisch-republikanische Wort: Der Bürger solle den Menschen ausziehen, eben so stolz als rauh, und ist mehr imponirend, als wahr. Rom hat würklich ungeheure und schauderhafte Beispiele gegeben, wieweit der bürgerliche Enthusiasmus getrieben werden kann, aber der Mensch ist noch lange nicht abgeschüttelt, wenn der Bürger über ihn siegt. Wer den Menschen im Staate vergessen kann, muß gerade das Bürgerrecht verlieren, denn es giebt keine gefährlichere und schneidendere Maschine, als ein wohlcombinirender Kopf ohne Herz. Solche lebendige Guillotinen hat uns mitunter die französische Revolution kennen gelehrt.

Nehmen wir einmal den Staat, nicht in dem Sinne, wie er ursprünglich geworden, sondern was er erst zu werden bestimmt ist, so sagt sich ein Jeder selbst, daß er nicht Bürger seyn wolle, um Opfer zu bringen, sondern daß er zu Opfern entschlossen sei, weil er durch den Bürger den Menschen zu retten gedenke; daß er Gatte, Vater, Freund zu bleiben wünsche und durch den allgemeinen Gesellschaftsfrieden, — so will ich die Verfassung einmal nennen — sich sicher gestellt glaube, daß keine wilde Begier seine Gattin mißbrauche, kein Feind seine Kinder erwürge, keine Räuberhand den Sitz seines häuslichen Glücks, den eigenthümlichen Heerd, in Flammen auflodern lasse.

Die beste Staatsverfassung, nach allen ihren Gliedern, nach allen organischen Verhältnissen dieser Glieder zu einander, hinzustellen, hieße die höchste Aufgabe der praktischen Vernunft lösen. Die Menschennatur ist aber nicht bestimmt, etwas Vollkommenes zu schaffen, sondern in ihren Schöpfungen bloß der Vollkommenheit entgegen zu gehen. Wo ist je eine Verfas-

fung gefunden worden, die ein kühner und großer Geist nicht zu erschüttern im Stande gewesen wäre? Wenn der friedliche Regierungssitz zu einem Schlachtfelde, und das Schwert der Gerechtigkeit zum Mordeisen werden kann, so möchten auch die edelsten Staatseinrichtungen dem Ehrgeiz und dem Verbrechen noch immer Schlupfwinkel genug darbieten, um die Freiheit zu beschleichen, und deren Verehrer selbst vor ihrem Altare in Ketten zu schlagen *). Daraus nun aber folgern zu wollen, daß es kein Heil und keinen Frieden gebe, als bei blinder Unterwürfigkeit unter die Gewalt, ist eben so ungereimt, als es feig seyn würde, alle fernern Versuche, aus dem schon Bessern noch etwas Besseres zu machen, um deswillen aufzugeben, weil alle gemachten Erfahrungen und die großen Belehrungen der Vorzeit, bei den Einwürfen der Gesetzgeber, den vollständigen Erfolg des Beabsichtigten nicht sicher zu stellen, vermocht haben.

Es ist mit den Staaten, die Massen von Menschen bilden, nicht anders, wie mit dem einzelnen Menschen. Er beginnt seine Tage unter der Herrschaft und der Ruthe seiner Aeltern und Erzieher, und geht in eine selbstständige Sphäre über, wo er sein eigener Führer wird, wenn sein Körper erstarkt und seine Vernunft entwickelt ist. Hier strauchelt er mehr oder minder, aber seine Irrthümer werden die sichersten Wegweiser für sein Leben. Es wäre doch eine wunderseltsame Behauptung, nach diesen Fehltritten annehmen zu wollen, er könne gar nicht allein gehen, um nun, als naturgemäß, die Folgerung zu ziehen, weil er bei der Ruthe geboren sei, müsse er unter der Ruthe auch sterben.

Ob das ein Fehlschluß seyn mag! — Nicht längst hat

*) Die Staaten des Alterthums geben der Beispiele in Fülle. Statt vieler erinnere ich hier nur an das Schicksal der Gracchen, und die, während ihres Tribunats (oder vielmehr durch dasselbe), veranlaßten Mordscenen.

Der Setzer.

man auf dieſe Weiſe die Herrſchaft des Geſetzes und die Gleichheit vor dem Geſetze für unſinnig erklären wollen!!

Rückkehr zu den Menſchen. Neue Flucht. Troſt.

Mehrere Tage waren mit der Verfertigung meines Aufſatzes hingegangen und hatten mir, bei einer ſo eifrigen Beſchäftigung, die Einſamkeit erträglich gemacht. Allein es war hohe Zeit ins Dorf hinabzuſteigen, denn meine Vorräthe gingen zu Ende. Mit Sonnenaufgang machte ich mich auf den Weg und nicht ohne geheime Freude hörte ich, ſchon aus der Ferne, das Anſchlagen der Hunde und ſo manchen Laut, der auf die Regſamkeit der Bewohner und ihre Tagesbeſchäftigung hindeutete. Ja, ſo ſehr hatte mich der Wunſch, wieder einmal unter Menſchen zu ſeyn, durchdrungen, daß mir der weit herübertönende Hammerſchlag einer Schmiedewerkſtatt wie Muſik entgegen hallte und alle Gründe, warum ich die Geſellſchaft verlaſſen, und alle meine Anſichten, über den Verkehr mit meines Gleichen, in dieſem Augenblicke zuſammenfielen.

Ohne Verzug kaufte ich ein, was ich brauchte, ohne daran zu denken, was aus mir werden ſollte, wenn mein kleiner Geldbeſtand zu Ende gegangen ſeyn würde; auch hatte ich noch nicht daran gedacht, woher ich denn meine übrigen Bedürfniſſe entnehmen möchte; doch war mir, auf dem Wege bergab, wohl eingefallen, daß meine ſchöne Sommerwohnung auf der Höhe eine ganz andere Geſtalt annehmen müßte, wollte ich anders nicht, beim Beginn des Winters, in Froſt und Schnee umkommen.

Indem ich ſo bei mir berathſchlagte, wie ich die Mittel beſchaffen wollte, mir ein Winterhäuschen anzulegen, und dabei auf tauſend Hinderniſſe ſtieß, auch einen Gedanken immer unausführbarer fand, wie den andern, brach ich in ein lautes Lachen über mich ſelbſt aus, indem mir einfiel, daß ich Zeit

meines Lebens allen Gegenſtänden immer nur die Farben meiner Phantaſie gegeben, ohne ſonſt viel zu erwägen, wie ſie beim Lichte der Vernunft ſo gar widerlich ſchillern und ſtechen könnten. Denn bei dem lieblichen Bilde eines Abgeſchiedenen, der über der Erde, dem reinen Aether ſo nahe, nur zu Gott empor, auf die liebloſen Menſchen aber herabſieht, war mir wieder kaum in den Sinn gekommen, daß der in die Unabhängigkeit Zurücktretende dennoch Brot und Schuhe braucht und ein ſchützendes Obdach; weil zwar ſein Gemüth in den Wolken verweilen, aber ſeine Magen- und Hautnerven nur, bei der unglückſeeligen Abhängigkeit von ſeinen Mitmenſchen, in der Tiefe hauſen können. Da wünſchte ich wohl eine Gems zu ſeyn, die ihren Rock mit auf die Welt bringt, ihre wenigen Kräuter und Mooſe allenthalben, und den kleinen Staat, worin ſie tritt, ſo vollkommen eingerichtet findet, daß ſie nie Urſache hat, ſich zu den Menſchen hinab zu wünſchen, wie ich mich zu ihrer Heerde hinaufgeſehnt.

„Und warum," ſprach ich zu mir ſelbſt, „ſollſt du nur in dieſer Halbheit bleiben, weil du, was du willſt, nicht ganz werden kannſt, auch äußerlich unabhängig? Kehre in die Welt zurück, die dich doch nur halb entwiſchen läßt, und an tauſend Banden feſthält. Du entrinnſt ihr ſo wenig, wie das flüchtigſte Atom ſeinem Elemente; denn geht dirs nicht, wie den feinern Stoffen, die zwar, aus dem Meere und den Pflanzen, als Dünſte in die Höhe ſteigen, aber dennoch wieder als Regen herabfallen müſſen?"

Bei dieſen Selbſtgeſprächen war ich die Dorfgaſſe auf- und niedergegangen, als ſich eine Hausthür öffnete, und zwei Männer heraustraten, von denen der eine, mit verſtörtem und blaſſen Geſichte, — den andern — welcher, wie ſich bald ergab, der Gerichtsvollzieher war — um Nachſicht anflehte. Ein händeringendes Weib und einige halbnakte Kinder, die lautweinend der Mutter folgten, hielten den, zum Schuldthurm abgeführten,

Vater vergeblich beim abgetragenen Rocke fest. Der Unglückliche wurde aus ihren Armen gerissen — die Frau und die Kleinen stürzten ins Haus zurück; die Thür flog wieder zu, und mit zerrissenem Herzen hörte ich den Jammerruf aus der dürftigen Stube nach der Straße herausschallen — ich konnte nichts thun, als einen Thaler durchs Fenster werfen. Meine eigene Armuth machte mich unsäglich betrübt. —

Eben war ich im Begriff, meinen Ingrimm gegen die kalte, unerbittliche Strenge der Gerechtigkeit ausbrechen zu lassen — als ich mich besann und zu mir sagte: Kann es denn anders sein? Steht nicht die Gerechtigkeit höher, als das Mitleid? — Müßten sich nicht alle Bande der Gesellschaft lösen, wenn das augenblickliche Gefühl die ewig bleibende Vorschrift der Nothwendigkeit umstürzte? — — Aber Wehe uns Allen! wenn Gottes Liebe nicht größer wäre, als seine Gerechtigkeit! — Doch dadurch ist er ja eben nicht bloß der Gott, sondern auch der Vater seiner Geschöpfe, daß seine Gerechtigkeit sich in lautere Liebe verklärt; nur das Recht der Menschen ist wie ein Rosenstrauch, dessen Blüthen der Befugte bricht, während der Verpflichtete die blutende Hand durch die Dornen zieht. — — O! hinauf wieder auf deine Alpe! Dort oben ist zwar Einsamkeit, aber auch Friede! —

In dem Scharn eines Bäckers hatte ich meinen Einkauf niedergelegt. Hastig ergriff ich mein Bündel, und war mit der untergehenden Sonne wieder zu Hause.

Mit Verwunderung bemerkte ich, daß meine Handschrift fehlte, aber bald lernte ich den Entwender kennen. Auf meinem Tische neben dem Schreibzeuge stand ein Körbchen mit Aepfeln und eine Flasche Wein. Nicht ohne daß mein Auge feucht wurde, erkannte ich die liebende Fürsorge meines redlichen Alten. Sie that mir in diesem Augenblicke, wo ich zum zweitenmale mich von den Menschen vertrieben fühlte, so wohl. Auf einem Zettel standen die Worte: „Man kann mit einer Blume sein ganzes

Herz verſchenken, und vielleicht mit einem Königreiche kein dankbares Herz erwerben; drum halte ich ſelbſt nicht gering, was ich Dir hier zurücklaſſe, weil ich es Dir ſo gern gebe. Die Aepfel hat mir eine geneſene Braut geſchenkt, und die Flaſche Syraku'aner ihr Verlobter — da durfte ich beide nicht trennen. Bald beſuche ich Dich wieder. Ambroſius."

Zum erſtenmale erfuhr ich, daß der Mann, der mir ſo tief im Herzen wohnte, Ambroſius heiße, und ich hatte faſt Luſt, mich über eine Art von Großſinnigkeit in mir zu freuen, weil ich, aus Intereſſe für ihn ſelbſt, auch nicht ein einziges Mal an ſeinen Namen gedacht hatte.

Die nächſten beiden Tage botaniſirte ich; dann ſuchte ich Ambroſius auf. Er hatte die grauſame Rache genommen, ebenfalls nicht zu Hauſe zu ſeyn. Als ich in ſeine Klauſe trat, fand ich folgenden Brief:

Die Natur des Menſchen iſt Hauptnorm für die Form der Staaten. Ein glücklicher Tag und ein begeiſternder Abend.

„Wenn die ganze Welt ſich dieſen Brief zueignen darf, ſo iſt die Schuld Dein, Du Namenloſer. Wunderbar genug, daß wir ſobald Herz und Gedanken wechſelten und doch unſere Namen uns vorenthielten — wenn es nicht vielleicht ein Beweis iſt, wir wären zu tief in einander gedrungen und machten es ſo, wie große Eroberer, die nach der Hauptſtadt vorrücken — ich meine das Innerſte unſerer Gemüther — ohne ſich an der Grenze ſonderlich um die große Tafel zu bekümmern, die den Titel und Namen des Landesherrn kund giebt.“

„Dein Verſuch über den Staat hat einige Abende bei mir ausgefüllt, und wenn ich mich jetzt zu Deinem Beurtheiler aufwerfe, ſo wähne nicht, ich wolle dadurch an den Tag legen, als ſtünde ich über Dir, ſondern nimm bloß an, ich ſuche Dir zu begegnen; weil ich bei zu Vielem Deiner Meinung bin, und bei andern Punkten, wo ſich unſere Anſichten trennen, die Beurtheilung zu ſehr fallen laſſe, (indem ſie mir zu unweſentlich ſcheinen,) um auf den Rang eines Critikers Anſpruch machen zu dürfen. Nur Weniges hebe ich heraus, was der weitern Beſprechung wohl werth iſt. Sonderbar genug, muß ich mit dem Schluſſe Deines Aufſatzes den Anfang machen.“

„Wie ſehr ſtimme ich Dir bei, wenn Du ſagſt: Es verhalte ſich mit den Staaten, die Maſſen von Menſchen bilden, nicht anders, wie mit dem einzelnen Menſchen. Warum haſt Du dieſen glücklichen Gedanken bei Deinen Entwickelungen nicht mehr herausgehoben und benuzt? — Vergieb, wenn ich, der der conſtitutionellen Monarchie mehr, wie jeder andern Regierungsform anhange, meiner eigenen Gedankenreihe treu bleibe,

und meine, Dir mitgetheilte, Betrachtung über den Menschen dabei beſtens anzuwenden ſuche."

„Wenn Du richtig behaupteſt, daß die Idee eines wohlorganiſirten Staates nur ein Produkt des entwickelten menſchlichen Geiſtes ſeyn kann, mithin das geiſtige und äußere Bedürfniß ſich immerfort ſteigern und mit der fortſchreitenden, echten Kultur gleichen Schritt halten, die urſprüngliche Despotie alſo, zu einer gewiſſen Zeit, nothwendig in eine reine Verfaſſung übergehen muß; ſo frage ich Dich, ob der Zweck von zehn Millionen gebildeter Menſchen für das irdiſche Leben ein anderer ſeyn könne, als der Zweck jedes Einzelnen unter ihnen?"

„Dieſer Zweck wird kein anderer ſeyn, als, unter Umgehung der Willkühr, bloß nach dem Geſetze innerlicher und äußerlicher Nothwendigkeit bürgerlich zu beſtehen." —

„Die äußerliche Nothwendigkeit iſt nun offenbar die Uebereinſtimmung des geſellſchaftlichen Zwecks mit den dazu geeigneten Mitteln; alſo Uebereinkunft nach gleichmäßigen Normen äußerlich würkſam zu werden. Dieſe ſtillſchweigend oder ausdrücklich geſchloſſene Uebereinkunft iſt der Gehorſam gegen das Geſetz. Dem Gehorſam entgegen ſteht die Sklaverei, wie dem Geſetz gegenüber die Willkühr. Beide, Sklaverei und Willkühr, können nicht mit der äußern Nothwendigkeit in Einklang gebracht werden, weil die Geſellſchaft ein Inbegriff gleichartiger Kräfte zu einem Geſammtzwecke, die Willkühr ein Ausſcheiden einer beſondern Kraft aus dem Inbegriff dieſer Kräfte, und die Sklaverei ein Abgeſchiedenwerden von dem Geſammtzwecke iſt; wonach ſich naturnothwendig ergeben muß, daß die, durch gleiches Intereſſe bewegten, übrigen Geſammtkräfte die, ihnen durch abgeſondertes Intereſſe feindlich gegenüber ſtehende, ausgeſchiedene Kraft, ſobald ſie letztere überwältigen können, würklich vernichten werden; es folgt ferner, daß das vom Geſammtzwecke ausgeſchloſſene Streben, da der Menſch nur in der Geſellſchaft, und durch dieſelbe, das Ziel

ſeiner irdiſchen Glückſeeligkeit zu erreichen vermag, die ihn abſondernde, hemmende Gewalt zu bekämpfen und zu erdrücken bedacht ſeyn wird. Der Ausgang einer ſolchen Reibung und gegenſeitigen Bekämpfung iſt die politiſche Revolution. Mag das Geſetz auch noch ſo lange von der Willkühr überflügelt werden, ſo naht — ſo gewiß als das Naturwidrige nur einen bloßen Scheintriumph über das Naturgemäße davon tragen kann — endlich die Stunde, in welcher der verrenkte Bau der Weltordnung zur rechten Zeit von dem gewaltigen Herrn aller Herren, der den Plan dazu entwarf, wieder in ſeine Fugen gebracht wird."

„Es giebt aber außer der äußerlichen Nothwendigkeit, die wir geſetzlichen Gehorſam nennen, noch eine innerliche, wonach der gebildete Menſch, mithin auch ganze gebildete Völker bürgerlich beſtehen wollen, und dieſe nennen wir Freiheit."

„Jedes menſchliche Individuum im Staate nimmt eine doppelte Richtung. Die eine für die Berechtigung des Staats an ihn, die andere für ſeine Berechtigung an den Staat. In dieſer Wechſelbeziehung iſt der Menſch einmal Mittel für den Staatszweck, und ſodann der Staat wieder Mittel für die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen. Mittel für den Staatszweck wird jedes Individuum durch den Gehorſam; Mittel für das Individuum wird der Staat in der Garantie der perſönlichen Freiheit."

„Jeder Bürger im Staate theilt ſeine Kräfte in zwei Hälften. Die eine muß er dem Staat opfern, damit er die andere Hälfte ganz für ſich behalte und erhalte. Wenn er nach einem gewiſſen Verhältniß ſeinen Erwerb mit dem Staat theilt, ſeine Söhne zum Kampfe für das Vaterland ſtellt, ſeine Zeit und Mühe für die öffentlichen Geſchäfte verwendet, ſo verlangt er dafür, daß er, ohne allen Einfluß von außen, ohne irgend die Vorſchrift eines Dritten, in gewiſſen Sphären ſein eigener Geſetzgeber bleibe, wo nur von ſich allein abhange, wo es alſo keinen Staat mehr gebe, und in dieſer ſeeligen Unabhängigkeit

ein Urzuſtand zurückgeführt werde, der alle Vortheile der Geſellſchaft darbietet, ohne ihren Zwang aufzulegen. Dieſe Freiheit nenne ich eine innerliche Nothwendigkeit, weil ohne ſie die menſchliche Natur, weit entfernt vorwärts zu ſchreiten, zum Zuſtande der Thierheit zurückgeht. Die Nothwendigkeit liegt nicht ſowohl in der unerlaßlichen Erforderniß eines Staatenbaues, als in einer unumgänglichen Bedingung der menſchlichen Natur, und — wie Du ſehr richtig ſagſt — in der Vorausſetzung, daß wir, indem wir Bürger werden, doch Menſchen bleiben wollen."

„Der Menſch, als ſolcher, ſteht nicht bloß in Verbindung mit ſeinem Staate, ſondern mit dem Univerſum. Es kann Beziehungen geben, wo ihm ein Malaie oder Südſeeinſulaner näher ſteht, als ſein Nachbar, und es muß jedem überlaſſen bleiben, wenn er ſeinen Verbindlichkeiten gegen den Staat nachgekommen iſt, nach allen Richtungen, ungeſtört, mit ſeiner Mitwelt die Anknüpfungspunkte zu wählen, die er für gut hält. Denn der Staat iſt nicht um deswillen da, daß das Menſchliche in ihm untergehe, als vielmehr um deswillen, daß ſich das Menſchliche erſt recht vollkommen entwickeln könne, und dieſe Begünſtigung, Seitens des Staats, nenne ich bürgerliche Freiheit."

„Allerdings iſt von dieſer die ſittliche Freiheit noch gar weit geſchieden, welche, ohne alle bürgerliche, für ſich fortbeſteht. Denn daß Seneca in dieſer Hinſicht nicht von Nero abhing, weiß ein Jeder. Daß aber die bürgerliche Freiheit beitragen kann, die ſittliche eher zu begreifen und die ſittliche, wo ſie entwickelt vor den Augen der Menſchen ſteht, nach der bürgerlichen ſtrebt, ſie auch wohl gelegentlich, wenn ſie verloren war, zurückgeführt hat, wird auch nicht beſtritten werden. Die ſittliche Freiheit geht aus der Natur des Menſchen, die bürgerliche aus dem Geſellſchaftsverhältniſſe der Menſchen hervor. Das könnte uns vielleicht einige Fingerzeige geben."

„Soll der Staat etwa für eine große Masse von Menschen das seyn, was die Vernunft für den einzelnen Menschen ist, so würde die Aufstellung dieses Gedankens vielleicht dem großen Problem, eines vollkommensten Staats, näher treten, und es müßte die göttlichste Belohnung seyn, dies Problem lösen zu können. Aber welche Bedenken treten Dir nicht gleich entgegen! — Der Staat ist doch immer nur eine Kraftvereinigung für irrdisches Wohl. — Die Vernunft lehrt Dich aber, selbst das irrdische Wohl aufzugeben für sittliche Zwecke. Ja, wollte der Staat Dich zwingen, dem positiv Sittlichen — insofern es äußerlich in die Gesellschaft hinaustritt — nachzugehen, z. B. mitleidig, oder wohlthätig zu seyn; so würde er grade das vernichten, was er retten soll, nämlich die bürgerliche Freiheit. Wer kann mich verpflichten den Armen zu geben, wenn ich mich aus eigenem Sittlichkeitsgrunde dazu nicht bewogen fühle? In so weit aber meine sittlichen Handlungen gar nicht nach außen hervortreten, ist der Staat vollends ganz außer Vermögen gesetzt, über mich zu bestimmen; denn er kann mir verbiethen, zu stehlen, aber nicht habsüchtig zu seyn. Der Hauptcharakter der bürgerlichen Freiheit würde also ein negativer genannt werden können, und darin bestehen, daß Jedermann verpflichtet bleibe, nicht, meiner sittlichen Freiheit in ihren Aeußerungen beizuspringen, sondern, wo sie heraustritt und sich thätig zeigt, nicht zu stören."

„Du hast Dich mit mir überzeugt, werther Freund, daß alle menschliche Entwickelung ein Kind der Gesellschaft, oder, was gleich viel gilt, des Staates ist. Die Masse von Bildung, die Du in ihm vorfindest, die Deiner Erziehung eine wissenschaftliche, philosophische und religiöse Richtung geben, seine Schulen und Lehranstalten machen Dich erst zu einem Menschen. Wie darf man daher sagen, daß der Staat bloße Vereinigung einer großen Gesellschaft für irrdische Zwecke sey? Ohne den Unterricht, den Du in ihm findest, wäre die Idee eines Gottes,

eines ſittlichen Princips, einer Freiheit, nie in Deine Seele gekommen. Liegt hierin nicht die vollſte Bewährung, daß der Staat auch das Ewige in Dir berückſichtigt? — — Dennoch nicht; er kann durch alle dieſe Mittel nichts weiter erreichen, als die äußere Sittlichkeit Deiner freien Handlungen; Deine innere muß er Dir ganz allein überlaſſen; und gehſt Du der Sache auf den Grund, ſo findeſt Du gewiß in dem Beſtreben des Staats (als ſolchen) zu Deiner Entwickelung die feſtgehaltene Anſicht, daß ein wiſſenſchaftlich, ſittlich und religiös gebildeter Menſch ein guter und nützlicher Staatsbürger werde. Die einzelnen menſchenfreundlichen und rein humanen Beſtrebungen einzelner Fürſten und Beamteten ſind wohl nur ſelten etwas anderes als Privathandlungen, weil ſie aus individueller Abſicht, nicht als Handlungen einer Regierung, hervorgehen."

„Immer komme ich darauf zurück, daß der Staat eine ſolche Vielheit, wie der Menſch ein Einzelnes ſei. Vergrößere ein Volk ins Unermeßliche, und es kann nun und nimmermehr ein Beſtandtheil hinzutreten, der von einer andern Natur wäre, als die meinige. Jeder Einzelne in der Maſſe behält, wie ich, die Hälfte ſeines Weſens, ſeine innere Welt, für ſich allein, mit der andern Hälfte treten wir uns entgegen; dies iſt die äußerlich praktiſche. Wir haben geſehen, welche Kräfte im Menſchen für ſein praktiſches Leben thätig ſeyn müſſen, nämlich eine verlangende, eine prüfende und eine beſchließende, und dieſe drei Kräfte nannten wir Begehrungsvermögen, Vernunft und Wille."

„Da aber in jedem Individuum des Staatsvereins dieſelben Kräfte wohnen, ſo iſt gar nicht zu vermeiden, daß die millionenfachen verſchiedenartigen Richtungen des Begehrens ſich durchkreuzen und feindlich brechen, die eben ſo mannigfaltigen Erwägungen der Vernunft, da ſie nicht unter einen und denſelben Geſichtspunkt gebracht werden können, das Verſchiedenartigſte als angemeſſen erachten müſſen, und der Wille jedes Ein-

zelnen zu beschließen und auszuführen trachten wird, wozu er sich bestimmt fühlt. Hiernach ist eine gemeinschaftliche, einen und denselben Zweck erstrebende Thätigkeit nicht möglich, der Krieg Aller gegen Alle erklärt, und der, so zum Widerspruch werdende, Begriff einer Staatsgesellschaft völlig vernichtet."

„Die Gesellschaft wird daher genöthigt werden, die vorgenannten Kräfte ihrer physischen Personen — moralischen Personen, das heißt Staatsauthoritäten, zu übertragen, wo das gesammte Begehrungsvermögen, die Vernunft aller Einzelnen und der Wille eines Jeden, zu großen Einheiten zusammenschmelzen."

„Das allgemeine Verlangen des Gesammtwohls, also das Begehrungsvermögen des Staats, wird durch das Volk personificirt; seine Repräsentanten in den Kammern bilden die prüfende, erwägende Vernunft, und der, auf dies Urtheil definitiv beschließende und ausführende, Wille stellt sich in dem König dar. So wird de Staat eine große, moralische Person, eine gygantische Nachbildung jeder einzelnen physischen."

„Hört der Staatswille nicht auf die Berathung der Staatsvernunft, so stellt sich der Despotismus dem Bedürfniß des Staatsverlangens, oder dem Volke, entgegen; sucht das Volksverlangen, ohne Berathung der Staatsvernunft und den Beschluß des Staatswillens, seine Befriedigung, so tritt der Zustand der Anarchie ein. —

Damit dem Despotismus vorgebeugt werde, muß das Volksverlangen rein, d. h. ungemischt von besondern selbstsüchtigen Interessen, also nur der Ausdruck für das Gemeinwohl seyn, auf daß es des Beifalls und der Zustimmung der Staatsvernunft in den Kammern gewiß werde; um die Gräuel der Anarchie zu vermeiden, muß der Staatswille fest und folgerecht, also nur das beschließen, was die Staatsvernunft anräth, damit die Schwäche des Willens das Volksverlangen nicht verleite, zügellos der beliebigen Richtung zu folgen. Damit die,

zwiſchen Begehren und Willen prüfende Vernunft nur das Beſte rathe, muß ſie hell, d. h. unbefangen, für das in ſeinen ſchärfſten Umriſſen und in allen weſentlichen Beſtandtheilen ſehen, worüber ſie urtheilen ſoll."

„Die Gerechtigkeit iſt das Gewiſſen des Staats; ſie muß dem Staatswillen ihre Stimme hören laſſen, unabläſſig und muthig, wo er feig oder grundlos thätig geweſen iſt, oder ſich anſchickt, es zu ſeyn. Sie findet ihre Zuflucht bei der Staatsvernunft, die ihre heiligen Urkunden unterzeichnet hat. Der verirrte Wille muß auf die richtige Bahn zurückkehren, ſo ſelbſtſtändig er auch immer ſeyn mag, wenn jene unwandelbar, im Gefühl ihrer Unantaſtbarkeit, das Wort des Geſetzes ausſpricht."

„Auf dieſe Weiſe, wenn der Staat im Großen iſt, was der Menſch, im Einzelnen zu ſeyn, geboren wurde, kann ich mir allein eine Vereinigung der Staats- und Menſchheitszwecke denken; ſonſt befehden ſich beide auf eine erſchütternde Weiſe. Steige in die Jahrhunderte hinab — alle Gräuel der Verwüſtung, alle Ströme koſtbaren Menſchenbluts floſſen der grauſamen Verirrung, daß man den Staat dem Menſchen völlig entgegenſtellte, und den Menſchen als bloßes Mittel für den Staat, dieſen aber nicht als Rettungsmittel für die, zu ewiger Veredlung beſtimmte, Menſchheit betrachtete. Aber doch iſt es ſchon um Vieles heller geworden, und wenn irgendwo der Menſch als bloße Schaufel gehandhabt wird, um den Acker umzuſtürzen, von dem man ernten will, ſo ſcheut man ſich wenigſtens ſchon, ihn eine bloß dienende Geräthſchaft zu nennen."

„Sind die Grundprincipien erſt gefunden, ſo ergeben ſich die übrigen Normalſätze von ſelbſt, wonach die innere Staatseinrichtung angelegt werden muß, denn offenbar iſt erſt zu wiſſen, was man will, ehe man zu überlegen hat, wodurch man es kann, und es darf dann nicht weiter von einem ökonomiſchen oder merkantiliſchen, oder ſonſtigen Syſteme, und von dem Vorzuge des Einen vor dem Andern, die Rede ſeyn."

„Alle werden gut geheißen werden müssen, die den äußern Bedingnissen eines Staats entsprechen, aber als bloße Wege zum Ziel, können sie noch keineswegs den obersten Grundsatz zu einer Staatsverfassung liefern, der lediglich in dem Wesen der Menschheit selbst, wie es im Zustande der Gesellschaft hervortreten kann und soll, keineswegs in den Sachen, als bloßen Mitteln zum Zweck, zu suchen ist."

„Sobald der Staat den ganzen Menschen als bloßes Mittel für sich zu benutzen sucht, wenn er auch den Theil in uns der eines jeden Selbstherrschaft überlassen bleiben muß, als sein Eigenthum zu betrachten sich gewöhnt — ist es mit aller Liebe, Anhänglichkeit und Treue für einen solchen Staat zu Ende. Nicht, weil er es kann, sondern, weil er es mögte, und um einen unausführbaren Zweck die bürgerliche Freiheit verkümmert, fallen wir erst innerlich, und sobald sich Zeit und Gelegenheit darbietet, auch äußerlich von ihm ab. Ein Staat, der mir vorschreiben will, wie weit ich in meinem Denken gehen, worüber ich denken, wie und unter welchen Formalitäten ich beten soll, versucht einmal das Unmögliche, weil er mich bloß veranlaßt, ein Heuchler zu werden und in meinen Aeußerungen mein Inneres zu verhehlen; weil er mich bloß in die Kirche treiben, die Hände zu falten, und die Lippen zu bewegen, aber nicht zu beten, nöthigen kann — und sieht sich sodann auch genöthigt, das Unschuldigste als sträflich zu behandeln, mithin tyrannisch zu werden. Dem veredelten Menschen stehen aber seine Ueberzeugungen und der Genuß der bürgerlichen Freiheit über allen äußern Gütern, und deshalb tritt er lieber aus einer solchen Staatsgesellschaft, als daß er sich fügte, weil er, um sich zu fügen, den bessern Menschen ausziehen müßte, der Mensch aber eine noch höhere Bestimmung hat, als der Staat, welcher in seiner edelsten Bedeutung doch immer nur ein Mittel zum Zwecke bleibt."

„Wenn es Platon mit seiner idealen Republik ernstlich

meinte, wenn ſie nicht etwa bloß das Bild praktiſcher, reiner Tugend eines großen Menſchenvereins ſeyn ſollte, ſo muß ich auf alle Gefahr die Behauptung wagen, daß ſelbſt eine ſolche Republik nie ins Leben treten dürfte, wenn ihre Begründung auch möglich wäre; denn ſie würde das Höchſte im Menſchen, die ſittliche Freiheit vernichten, welche dieſer Tugendſtaat zur Sphäre bloß bürgerlichen Gehorſams völlig hinüberzieht. Für meine Selbſtbeſtimmungsfähigkeit, für die Unabhängigkeit meines moraliſchen Willens, würde die Tyrannei der Tugend eben ſo unerträglich werden, als es die Despotie der Willkühr immer ſeyn kann; denn die Menſchheit kann ſich ins Unendliche fort veredlen, der Staat aber hat in ſeiner Ausbildung die äußerſte Grenze erreicht, ſobald die nach außen gerichtete Hülfe des Menſchen, in der vollendeten Vereinigung der Kräfte ſämmtlicher Bürger, die bürgerliche Freiheit erlangt. — Es iſt nicht die Rede davon, ob irgend ein Staat ſchon dieſer Grenze nahe ſtehe, oder, ſie je zu erreichen Hoffnung habe; ſondern nur davon, daß der menſchliche Geiſt ſie wenigſtens zu bezeichnen vermöge, welches ihm, bei Feſtſtellung des äußerſten Bildungspunkts der Menſchheit an ſich, unmöglich iſt. Und wenn der Staat, bei der immer ſteigenden Vollkommenheit ſeiner Einwohner, ſich noch ſo ſehr verfeinerte und veredelte — er muß zu einem Punkte gelangen, wo die ſchönere Hälfte des Menſchen — die innere — ihn verläßt, und allein weiter eilt. Schon um deswillen würde die Begründung eines Staates, der das innere Gebiet unſers Weſens in den Zwang und die Geſetze des äußern hinabziehen wollte, ſtatt uns der Vollkommenheit entgegen zu führen, zur Feſſel unſerer geiſtigen Natur werden."

„Sieh, Freund! hier habe ich mich ſelbſt auf den Punkt geſtellt, von dem aus ich Dich nicht tadeln kann, wenn Du der Kirche in Deinem Staate gar keine Stelle angewieſen haſt. Nicht, weil ich dafür gleichgültig wäre, ſondern weil ſie ſonſt, als Beſtandtheil des Staats, wie alle Elemente deſſelben, mit

dem Maaßstab des Endlichen gemeſſen werden müßte. Die Kirche iſt aber bloß der Führer auf Erden in die Unendlichkeit hinaus. Ihre ganze Beſtimmung iſt, für die dem Staate abgewandte Hälfte des Menſchen, für ſeine innere, wachſam zu ſeyn. Sie verlangt keine Staatseinwürkung auf ſich, ſondern nur Nichtſtörung. Sie vertritt als geiſtige, moraliſche Perſon, den Geſammtglauben aller ihrer Anhänger an die Hauptgegenſtände der überſinnlichen, religiöſen Welt. Aber ſo wie dem Staate kein Mittel zu Gebote ſteht, ins innere Leben der Kirche befehlend einzudringen, ſo hat auch die Kirche keine andere Gewalt über ihre Verehrer, wie das Symbol ihres Glaubens, deſſen religiöſe Bedeutung ſie bloß angeben kann, und jedem Anhänger anheim ſtellen muß, es nach eigener Erleuchtung, nach eigenem Geiſte, zu einem feſtſtehenden Gebilde weiter ausſchaffend, in ſeinem Gemüthe niederzulegen. Die innere Natur des Menſchen iſt ſo frei, daß auch die Kirche nicht, vielweniger der Staat, gewaltthätig in das Heiligthum unſers individuellen Glaubens dringen darf und kann, wenn der begeiſternde Hauch der Religion, ſtatt ins Herz zu dringen, bloß auswärts über die Bruſt verfliegt. — — Dieſe erhabene Thätigkeit iſt die einzige für die Kirche im Staate."

„Uebernimmt ſie noch andere, ſo hört ſie da auf Kirche zu ſeyn, und wird Polizei-, Richter-, Executiv- oder Finanzbehörde, je nachdem ihre Einmiſchung ausfällt. Der Staat hat aber eben ſo wenig Bedürfniß, als Befugniß, ſeinetwillen kirchlichen Zwang auszuüben, weil die Moral, (welche freilich von der Religion umſchloſſen wird, da dieſe nichts wollen kann, was unſittlich iſt) das Produkt philoſophiſcher Bildung, alle innern, und die poſitive Geſetzgebung alle äußern Pflichten gegen den Staat vollkommen aufſtellt, die executive Gewalt aber letztere befolgen zu laſſen im Stande iſt. Es würde kaum möglich ſeyn, für die Kirche — ihrem Weſen, nicht ihrer zufälligen Geſtaltung nach — eine Stelle im Staate zu finden, wenn ſie nicht als

Behörde, alſo mit irgend einem Charakter irdiſcher Macht, in einem weltlichen Kleide erſcheinen ſollte; wodurch ſie offenbar ihr eigenes Weſen ſo verändert, daß ſie ihre geiſtige Größe unter die angenommene, ihr fremdartige, materielle Afternatur begräbt."

„Warum aber haſt Du die Politik ganz überſehen, die ein ſo weſentliches Staatsgeſchäft iſt? — Du kannſt für Dich anführen, daß ſich ein Staat denken laſſe, der gar keiner Politik bedürfe, weil er ſo iſolirt ſtehe, daß er, andere Staaten eben ſo wenig erreichen könne, als von ihnen erreichbar ſei. Ich nehme hier nicht die Staatsklugheitslehre, welche die Regierungsgrundſätze dictirt, ſondern jene Politik heraus, die das Verfahren der Regierungen gegen einander beſtimmt, und rückſichtlich der Monarchieen auch wohl Kabinetspolitik genannt wird."

„Dieſe nach feſtſtehenden Grundſätzen zu prüfen, wäre eben ſo nothwendig, als die erſten Elemente der Geſellſchaftsgrundſätze zu unterſuchen, denn dieſe ſind nichts anders, als die Ausſprüche des Natur-, jene aber die des ſogenannten Völker-, man ſollte lieber ſagen Staatenrechts. Es muß eine, durch die Vernunft, alſo durch die Nothwendigkeit vorgezeichnete Richtſchnur geben, welchen Geſetzen der Menſch gegen den Menſchen, und welchen Maximen ein Staat gegen den andern zu gehorchen hat."

„Den von Dir gezeichneten Staat haſt Du in keine Lage verſetzt, wo er auch politiſch handelnd auftritt — oder willſt Du vielleicht Deine Anſichten, wie Staaten in ihren wechſelſeitigen Berührungen gegen einander einwürken ſollen und müſſen, zum Gegenſtande einer beſondern Unterſuchung machen?" *)

„In dieſem Falle vergieb mir, wenn ich Dir vorgreife, und auf den einzigen Umſtand Deine Aufmerkſamkeit hinweiſe, daß — wie Du auch gethan — ohne alle Feſtſtellung eines naturrechtlichen Grundprincips, das Werden, die Ausbildung und der

*) Geſchieht im zweiten Bande. Der Setzer.

Umgang der Staaten mit ziemlich logischer Folgerechtheit betrachtet und unter eine wissenschaftliche Ansicht gestellt werden kann, da die Reiche nicht aus Theorieen, sondern aus Thatsachen hervorgegangen sind; die Feststellung des höchsten Grundsatzes der Politik Dir auf ähnliche Weise aber nicht gelingen würde, da er sich nicht aus einem Facto, sondern nur aus einem andern, unterliegenden, schon anerkannten Principe als reine Folgerung ergiebt. Du mußt also nothwendig den ersten Grundsatz des Naturrechts für das Gesellschaftsverhältniß schon gefunden haben, um daraus weiter den ersten Grundsatz des Völkerrechts, welches zur Grundlage der Politik zu machen ist, herzuleiten; also zeigen können, wie der Mensch zum Menschen stehe, um die Stellung der großen moralischen Personen — die wir Staaten nennen — zu einander nach den Aussprüchen äußerer Nothwendigkeit zu erklären."

„Ohne diesen Gesichtspunkt zu nehmen, fange Deine Arbeit nicht an, sonst wirst Du entweder Dich ganz verlieren, oder in Kreisläufen, ohne Ende und Ausgang, Dich müde rennen und am Ende stillstehen müssen. Was Du über das Wesen des Naturrechts nur gelegentlich zu äußern für nöthig erachtetest, möchte für seinen Ort genügen, aber für Deine zweite Aufgabe wird es für nichts mehr, als eine bloße Andeutung zu betrachten seyn."

„Nimm diese gutgesinnten Aeußerungen mit freundschaftlichem Wohlwollen auf — ich habe jetzt zu Deinem Versuche nichts weiter hinzuzufügen." „Ambrosius."

„Nachschrift. Willst Du sehen, wie schlecht jeder Versuch ausfällt, der Vernunft und blinde Unterwürfigkeit, äußere Gerechtsame und deren religiöse Weihe zusammen zu gießen sucht, und bei einer seltenen Mischung von Verstand und Unverstand noch überdies den stolzen Anspruch auf eine Restauration der Staatswissenschaften macht, so will ich Dir einige Bände aus meinem kleinen Büchervorrathe mittheilen, die ich hinter die an-

dern geſchoben habe, weil ich ſie ſchwerlich wieder durchleſen werde.“ „Derſelbe.“

Auf einem kleinen Zettel, neben dem Briefe meines Freundes, welchen ich eher geleſen, als jenen gefunden hatte, ſtanden folgende Worte:

„Ich verlaſſe Dich auf eine, vielleicht zwei Wochen, weil mich die Lebensgefahr eines tiefkranken Weibes, in ihrer Armuth bei ihr zu bleiben nöthigt. Komme ich zurück, ſo lege mir den zweiten Theil Deiner Arbeit, einen Verſuch über die Politik, vor. Dein Gemüth muß in ſteter Beſchäftigung geweſen. Sicher habe ich darauf gerechnet, daß Du mich beſuchen würdeſt, um Deine Handſchrift wieder zu fordern und Dich für die ſchönen Aepfel zu bedanken. Meinen Hund habe ich mit mir genommen; mein Geflügel ernährt ſich ſelbſt. Bleibe in meinem Häuschen, wenn es Dir zuſagt, und blicke eben ſo freundlich recht oft zu den Menſchen ins Thal hinab; als voll Vertrauen in den Himmel hinauf, dann ſoll Dir die Alpe noch eine liebe Heimath werden. Du wirſt ja hoffentlich dies Blättchen wohl finden.“ — —

Ach der gute, gute Ambroſius! Wie war mir wohl in ſeiner Hütte. Wie Heiligthümer berührte ich ſeinen kleinen Hausrath, mit wahrer Andacht begoß ich ſeine Blumenſtöcke, und mit bebendem Drucke, als wenn ich ſeine Hand ſelbſt erfaßt hätte, griff ich auf ſeiner Zither einige ſüße Akkorde.

Seine Wünſche waren mir Befehle geworden; ich vergaß alles, was hinter mir lag; ich that keinen Blick hinaus, was der morgende Tag bringen könnte; ich brannte vor Verlangen, die Arbeit zu beginnen, die er mir aufgetragen hatte. Fand ich doch noch ein ganzes Brot in ſeinem Eckſchrank, der Gießbach bei der Hütte rieſelte mir ſeine Erfriſchung entgegen — ich fühlte den Wohllaut meines Weſens in ſüßen Bebungen, zwiſchen Kopf und Herzen beſeeligend auf und niederwogen —

auch das Alles durch ihn, durch ſeine Freundſchaft, durch das geläuterte Wohlwollen des Einzigen, den ich auf Erden hatte; der mit ſanfter Hand die tiefe Wunde in meiner Bruſt berührte und zu heilen geneigt war. Wie reich war ich mit dieſem fühlenden Herzen unter all den ſtarren, todten, grauen Felſen, weil ich einen Mann gefunden hatte, der das kleine Wörtchen Menſch in ſeinem göttlichen Sinne begriff. —

Als es dunkelte, ſaß ich vor der Hütte. Es wurde ſehr finſter. Meine Aufgabe lag noch, wie ein ungeöffnetes Buch, vor dem Auge meines Geiſtes; aber mit den einzeln hervortretenden Sternen kam ein Lichtgedanke nach dem andern, in dem Himmel meiner Vernunft, herauf, und als die ganze Pracht des Firmaments auf meine grübelnde Stirn herabſtrahlte, brannte meine Phantaſie von flammenden Bildern. „Zu Bette! Zu Bette!“ rief ich, wie Lady Macbeth, da ſie gegen die furchtbare Gewalt der Erſcheinungen ſich zu retten verſuchte; und als ich die Stelle fand, wo Er geſchlafen hatte, küßte ich, wie ein Liebender, ſein Ruhekiſſen. — Was mir in dieſer Zaubernacht begegnen ſollte, konnte ſelbſt mein glühendes Gehirn nicht ahnen.

Ende des erſten Theils.

Einſiedler-Anſichten

und

Träume

von dem

Menſchen, dem Staate, der Politik und der Kirche.

Herausgegeben

von

Anſelm Friedank,

Mönche des Auguſtinerkloſters bei M....

Zweiter Band.

Die Politik — Wiſſenſchaft, Kunſt — die Kirche.

Hamm 1828,

bei C. A. Raubermann.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorerinnerung des Setzers.

Als ich, meinem guten Oheim, Anselm Friedank, zu Gefallen, die Arbeit unternahm, bei der Herausgabe dieses notenlosen Werks, einige Anmerkungen hinzuzufügen, hatte ich gar nicht recht bedacht, wie schwer mir die Erfüllung dieses Versprechens werden müßte. Oft hab' ich empfunden, daß meine Kenntnisse und literarischen Hülfsmittel dazu gar nicht ausreichen, und in dieser Bedrängniß wußte ich mir keinen andern Rath, als unsern Herrn Magistratssyndikus zu bitten: die Handschrift durchlesen, mir seine Randglossen dabei machen, vor allen Dingen aber mich darüber aufklären zu wollen, von welchem Gesichtspunkte aus ich wohl das ganze Werk zu betrachten haben möchte.

Was er hierauf gethan, und mir geantwortet hat, theile ich folgend wörtlich mit; ein schwerer Stein ist mir dadurch vom Herzen gehoben.

„Guter Heinrich Friedank!

„Das mir mitgetheilte Manuscript bloß abends nach Tische, wenn die Geschäfte beseitigt, gelesen; liegt daher bei mir etwas länger, als Er wohl gewünscht. Habe aber andre Dinge zu schaffen, als Glossen zu machen; nur hie und da etwas ad marginem notirt. Sind auch mitunter Gegenstände behandelt, welche für mich altioris indaginis — kann darin nicht dienen; z. B. bei dem Tractat über die Kunst und Kirche."

„Daß der Auctor das jus canonicum angegriffen, hat mich indignirt. Zu Seinem Glück, guter Heinrich, daß der Angriff fast in fine der Handschrift, sonst wäre nicht weiter gegangen. Was Concipiens mit der ganzen Arbeit will, ist also zu entnehmen. Das Ganze eine

Syntheſis; Erſt der Menſch — microcosmus, dann Menſch zum Menſchen in negotio et contactu — Sprachentſtehung; dann vita et contractus socialis — Staat; dann Staat zu Staat in contactu et conflictu — Politik, womit der status externus zu Ende; ſomit wird auf die innern Zuſtände fortgeſchritten, und zwar zunächſt notio et perspicientia mundi — Wiſſenſchaft; imago et metaphora mundi — Kunſt; ſchließlich cultus et adoratio dei — Kirche."

„Ueber alles dieſes iſt ſchon Vieles pro et contra geſchrieben, enthalte mich daher alles weitern Urtheils. Was im Buche löblich, iſt der Umſtand, wie alle jene Dinge, nicht in einem und demſelben individuo aufgefangen, ſich ganz abſonderlich reflectiren."

„Des Verfaſſers Stil weicht von der Geſchäftsſchreibart merklich ab, habe meine adnotationes daher ad modum auctoris concipirt, was mir ſchwer geworden."

„Guter Heinrich Friedank, Ihm iſt einmal Alles dieſes dienſtlichſt gewährt worden, muthe Er mir's aber nicht ferner zu. u. ſ. w. u. ſ. w." — —

Nun freut's mich zwar, daß ich den verehrten Leſer, durch die tiefgehenden Winke des Herrn Syndikus, habe auf den Standpunkt des Buchs ſtellen können, nur bin ich ſelbſt zu bedauern, daß ich dennoch nicht ſonderlich klüger geworden, wie vorher. Es mag am Ende eben ſowohl im Gegenſtande ſtecken, wie in mir; denn der Herr Syndikus hat Latein brauchen müſſen, um ſich verſtändlich zu machen. Das hätte er nicht gethan, wenn ſich deutſch über die Sache reden ließe.

W.... im Wintermonathe 1825.

Heinrich Friedank,
Schriftſetzer in der Regierungsbuchdruckerei.

Inhaltsanzeige

des zweiten Bandes.

	Seite
Drittes Geſicht. Die Wandrung durch die Kabinette	1
Beſinnung	60
Die Politik	67
Berichtigungen	130
Die Wiſſenſchaft (Ein Fragment)	141
Die Armuth	161
Die Kunſt (Ein Verſuch)	178
Abſchied von Andreſius	220

Seite

Viertes und letztes Gesicht. Das jüngste Gericht 231

Lebewohl 246

Die Kirche 248

Theophilus Schlußwort 314

Drittes Geſicht.

Die Wanderung durch die Kabinette *).

Die Erhitzung in meinem Blute ließ mich lange nicht einſchlä-
fen, aber nicht quälend, wie gewöhnlich, war diesmal die Thätig-
keit meiner Phantaſie. Die ganze Reihe meiner Vorſtellungen
ging in das Traumleben der Nacht mit hinüber, und die gro-
esken, wechſelnden Bilder verwebten ſich in ein ſeltſames Geſicht.
Hier folgt ſein Inhalt.

In einer weltberühmten Stadt ſaß ich an dem langen, ab-
gerundeten Tiſche eines Spielhauſes, und beachtete weniger den
Gang des Spiels und die Gunſt oder Ungunſt des Glücks, als
die Geſichter der Theilnehmer, die alle Grade der Furcht, des
Schmerzes, des Entſetzens, der Erwartung und Begier durch-
laufen, und, bei dem kalten, ſtillſtehenden Ausdruck der Unempfind-
lichkeit im Antlitze des Banquiers, einer Schaar von Gewittern
um eine nackte Felſenkuppe glichen.

Endlich trat ein Armenier herein; der Bankherr erblickte
ihn kaum, als ich eine ängſtliche Unruhe auf der ſonſt ſo unbe-
weglichen Stirn ſich lagern, und die Hand, welche die Karten

*) Was Theophilus in dieſem Geſichte alles geſehn und wieder-
zählt, iſt ſo zuſammenhangend, wie es im Traume nicht wohl
möglich iſt. Ob er wohl nicht Vieles hinzugethan haben mag, was
wachend gedacht und mit Ambroſius beſprochen? — Es iſt kaum
zu bezweifeln. Die chronologiſchen Beſtimmungen habe ich hinzu-
gefügt. Wo meine Kenntniſſe nicht ausreichten, hat der Herr Sy-
nodus ausgeholfen.
Anmerk. des Setzers.

abzog, ein wenig zittern ſah. Es war ſchon vorher im Zimmer große Stille geweſen; jetzt aber herrſchte die Oede eines Grabes um den Tiſch. Jedermann ſchien ſich vor dem erſten Laute des Fremden zu fürchten, der mit dunklen, finſtern Augen den Kreis durchlief, dann den Banquier durchbohrend anſtarrte, eine Brieftaſche öffnete, ſie, mit Banknoten gefüllt, auf das grüne Tafeltuch hinlegte, aus ſeinem Buche eine Karte zog, ſie, über den Kopf ſeines Vormanns, gegen die Bank hinſchleuderte, und mit rauher, fürchterlicher Stimme rief: „Va banque auf die Sieben!“ — Mit erſterbendem Tone ſprach der Bankherr, der eben abzog: „Neun verliehrt, und Sieben ge....“. Er hatte „gewinnt“ noch nicht ausgeſprochen, als ihn Todtenblaſſe bedeckte, und er ohnmächtig vom Stuhle ſank. Bewußtlos wurde er aus dem Saale getragen. Der Armenier winkte einem, hinter ihm ſtehenden, Sklaven, den bis dahin noch Niemand bemerkt hatte, und die Berge Goldes floſſen, zum Schrecken und Verdruß der ganzen Geſellſchaft, in eine zierliche Taſche von grünem Saffian. Das Spiel hatte ein Ende; jeder ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen, an der Saalthür aber verſperrte der furchtbare Mann den Weg.

„Wieviel haben Sie verlohren?“ fragte er den Nächſten, der hinaus wollte, mit gemilderter Stimme.

„Meine ganze Habe!“ erwiederte dieſer halbweinend; wie es ſchien, ein junger Student, der ſeinen erſten Ausflug in die Welt gemacht hatte.

Der Armenier griff in die ſtrotzende Taſche des Sklaven, drückte dem jungen Manne einige Goldſtücke in die Hand, und ließ ihn mit den Worten: „Hier ſind ſie erſetzt!“ aus dem Saale treten.

„Und Sie —?“ rief er ernſter den Zweiten an.

„Achtzig Kronen!“ ſagte dieſer, den Schaum des Zorns und der Verzweiflung auf dem Munde.

„„Unſinniger Vater! Liebloſer Gott! Gott erbarme ſich

Ihrer noch einmal!“ — Hiermit zahlte er dem Unglücklichen achtzig Kronen, der des Wohlthäters Hand ergriff und küssen wollte, aber schleunig durch die geöffnete Thür gedrückt wurde.

„Wie ist es ihnen ergangen, mein Herr?“ fragte der Seltsame den Folgenden, der mit Ringen und goldenen Ketten geschmückt war, und mit den Fingern an einer sehr reichen Busennadel spielte.

„Sehr unglücklich!“ seufzte er. „Ein hundert und fünfzig Karolinen habe ich der Bank gelassen.“

„Niederträchtiger Lügner!“ donnerte der Unbegreifliche auf ihn ein, „Du hast nichts verlohren!“ — Und in dem Augenblicke flog die Thür auf. Ein derber Stoß, von der gewaltigen Faust des Sklaven, beförderte den Betrüger plötzlich aus dem Saale.

Ein allgemeines Murren entstand; aber die Hand des Armeniers legte sich an den reichen Griff eines Dolches, der aus seinem Gürtel hervorragte, und es ward augenblicklich wieder ruhig.

Und es wollte ein Vierter durch die Thür treten, der keinen Anspruch auf Ersatz zu machen schien.

„Wieviel muß ich Ihnen erstatten,“ fragte der Armenier, „wenn Sie den heutigen Tag nicht bereuen sollen?“

„„Den Rest von meinem väterlichen Erbe. Die letzten 500 Pistolen!““

„Hier sind sie!“ rief jener mit einem Blicke des tiefsten Bedauerns, „damit Sie vom Selbstmorde gerettet werden, den Sie beabsichtigen. Bessern Sie sich!“

Fast erstarrt vor Verwunderung, konnte der Verschwender kein Wort erwiedern, und ging.

„Helfen Sie mir! ich bin sonst verlohren!“ flehte ein vielleicht Fünfziger den Armenier an. „Geben Sie mir meine 100 Karolinen wieder!“

„Nein!“ entgegnete dieſer, mit einer Stimme, die im Saale widerhallte. „Treuloſer! Du haſt mit dem geſtohlnen Gelde deines Herrn dein Glück verſucht. Du biſt unverbeſſerlich. Gehe deinem verſchuldeten Geſchick entgegen!“

Der verbrecheriſche Beamte ſank zuſammen. Unbemitleidet trat er hinaus. —

Unſer Aller Erſtaunen hatte den höchſten Grad erreicht. — Wer iſt dieſer Mann? Was iſt ſeine Abſicht? — ſo dachten, ſo befragten wir einander. Ich wollte, ſo lange wie möglich, Zeuge eines Schauſpiels bleiben, das halb bewundernswürdig, halb grauſenhaft war. Abſichtlich blieb ich immer zurück. Der Mann, der das Weltrichteramt hier im Kleinen ausübte, gab jedem Hinaustretenden, ſo viel ihm aus dem Raube des Banquiers gebührte; er kannte Jeden, der nichts zu fordern hatte, ſo wie Jeden, der mit Gewinn davon ging, und als der Letzte abgefunden war, befand ſich die Goldtaſche leer. — Indem ich herantrat, nahm ich mir ein Herz, und ſagte:

„Da Du Alles weißt, was hier vorgegangen iſt, ſo kann Dir auch nicht unbekannt ſeyn, daß ich kein Spieler bin, ſondern mich nur der Menſchen, nicht des Geldes willen, in dieſer Geſellſchaft aufgehalten habe.“

„Ich weiß es wohl!“ entgegnete er. „Daß ich bei Vertheilung des Sündengeldes ſo gut fertig geworden bin, ſetzt Dich in Erſtaunen. Nun! — den Gewinnern habe ich zwar ihre Beute belaſſen, aber auch manchem ganz Unwürdigen die Wiedererſtattung verſagt. Das hob ſich nun gerade auf. So gleichen ſich überhaupt die irrdiſchen Dinge aus.

„Mir wird ganz wirr'g im Kopfe über Dich!“ rief ich, faſt entrüſtet, aus. „Welch gefährliches Talent haſt Du, in die Gedanken der Menſchen zu bringen? Mir grauſt vor Dir!“

„„Und wenn ich Dir ſogar wieder erzählte, was Du in dieſer Spielgeſellſchaft zum Gegenſtande Deiner Betrachtung gemacht, und in Beziehungen zu bringen geſucht haſt, wegen

das Spiel die Veranlaſſung war — — was wirſt Du dann glauben?""

„Das wäre fürchterlich! — So ſage denn, was mir bei dieſem Wageſpiel im Sinne lag?"

„Die Politik!" ſagte er, laut auflachend, und ich trat, mich kreuzend, einige Schritte vor ihm zurück, denn er hatte wahr geſagt.

„Dein Ideengang war ſo übel nicht," fuhr er fort, „denn die Politik par excellence treibt faſt immer nur ein großes Pharoſpiel. Sie gewinnt heut über Erwartung, um morgen durch dieſelbe Karte zu verarmen. Jede Wahrſcheinlichkeit, jede Berechnung und Umſichtigkeit täuſcht; es treten Verbindungen ein, wovon ihr Calcul nichts ahnete, und ſie mag ja nicht glauben, daß es bloß ihre Klugheit geweſen iſt, welche ſie gewinnen läßt."

„Aber," fiel ich ein, „die Politik iſt ja bloß die richtige Verknüpfung der Umſtände und Thatſachen zur möglichſten Benutzung der daraus ſich nothwendig ergebenden Folgen. So verſtehen wir das Wort ſchon im gemeinen Leben, ſo verſteht es auch nur die Staatswiſſenſchaft und die Kunſt der Kabinette."

„Die echte Politik," entgegnete er mir, „wird allerdings die Umſtände und Thatſachen richtig zu überſchauen und zu verknüpfen, auch die daraus entſpringenden Reſultate gehörig zu berechnen verſtehen; aber bei der Benutzung wirſt Du mir noch eine Beſchränkung geſtatten: daß nämlich die Benutzung auch gerecht ſei."

„Das liegt ganz außer dem Begriff!" entgegnete ich haſtig. „Die größten Staatsmänner haben es uns ganz anders gelehrt."

„Das ſollſt Du bald widerrufen, wenn Du darüber unterrichtet ſeyn willſt!" ſagte er mit einer Miene, als wenn er mir etwas ganz Beſonders zu entdecken hätte, und aufgeregt wie ich war, bat ich ihn dringend um beſſere Anſichten, als ich würklich von und über Politik beſäße." Er fuhr fort:

„Denke Dir diesen besetzten Pharotisch als ein Staatensystem, an dem das eigennützigste Princip das einzig herrschende ist. Jeder Spieler sucht auf Kosten seines Nachbarn sich zu bereichern. Der Banquier ist das blinde Geschick, nach dessen Händewerk Fluch oder Gunst auf die Theilnehmer fällt. Du suchst den ganzen Inhalt der Bank an Dich zu bringen, und um dies zu können, mußt Du wünschen, daß jeder Mitspielende seinen ganzen baaren Bestand verliehre, damit Dein Gewinn nur um so größer werde; aber es kann leicht kommen, daß Ihr Alle verarmt, wenn ein besonders Glücklicher die Bank sprengt, und mit dem Gesammten, was ihr daran verlohren habt, davon geht."

„Aber die Politik," bemerkte ich, „ist eine kluge Berechnung, und das Spiel ein blindes Walten...."

„Hast Du die Punktierbücher der Mitglieder nicht bemerkt?" unterbrach er mich, „nicht wahrgenommen, wie man das Exempel der Wahrscheinlichkeit aufstellte? — Der wahre Spieler berechnet immer fort, und trotz aller Täuschung ist doch etwas Richtiges in der Sache. Die falsche Politik macht es eben so; aber ein unvermutheter Umschlag stürzt das ganze System des Eigennutzes zusammen. Der Fehler liegt lediglich darin, daß man das Zufällige nach vernünftigen Folgerungen, als etwas nothwendig Eintretendes beherrschen will. Die echte Politik berechnet aber ihre Erfolge auf ewig feststehende Grundsätze und Thatsachen, und sucht keinen andern Vortheil, als den die Vernunft billigt, d. h. nach den Vorschriften der Gerechtigkeit, und darum allein ist die echte Politik folgerecht, weil nur das Vernunftgemäße jedes sich selbst Widersprechende zu entfernen im Stande ist. Der ungerecht erlangte Vortheil — und wäre er noch so glänzend — ist, früher oder später, jedesmal verderblich in seinen Folgen."

„Da höre ich ganz was Neues!" rief ich aus. „Was wir rund um uns her mit Augen sehen, scheint eben nicht für Dich zu sprechen."

„Und doch!“ erwiederte er, und that zum Zweitenmal, als hielt er mit Etwas zurück, das viel gewichtiger seyn mußte, als die oben aufgestellte Allegorie, die ich, schon während des Spiels' so ohngefähr mir ebenfalls gemacht hatte.

„Nun so halte mit dem Besten, was Du hast, nicht so lange zurück!“ äußerte ich, ein wenig mißlaunig. Er sah mich schärfer an, und erwiederte: „Gern! Finde Dich um Mitternacht vor dem .....Thore, bei der hohen Linde, an der verfallnen Kapelle, ein.“

Ich stutzte. Er bemerkte meine Unentschlossenheit, und sein sarkastisches Lächeln, das meinen Muth tief unter meiner Wißbegierde finden mochte, rief durch tiefe Beschämung mein ganzes Ehrgefühl zurück.

„Ich komme!“ sagte ich, fast unwillkührlich, und mit den Worten: „So werde ich Dich erwarten!“ verließ der Armenier mit seinem Sklaven den Saal. — —

Die Lichter waren beinahe ausgebrannt, und bis Mitternacht mochte es kaum noch eine Stunde seyn. Ohne alle Lust, um tiefere Aufschlüsse über das Wesen der Politik, irgend ein Abentheuer zu bestehen, band mich ein verlohren hingeworfenes Wort zu einer sehr beängstigenden Zusammenkunft mit einem Unbekannten, dessen erstes Erscheinen mit sehr sonderbaren, theils günstigen, theils verdächtigen Umständen begleitet war. Die gewählte Zeit und der bestimmte Ort mahnten mich zur größten Vorsicht, und die kalte Winternacht gesellte sich zu dem innern Froste, den die bevorstehende Stunde mir durch alles Gebein goß. Mit Waffen war ich nicht versehen; ich hüllte mich in meinen Mantel, und schlich nach dem bezeichneten Thore, nicht ohne den lebendigsten Wunsch, daß man mir den Ausgang verwehren möchte, damit ich, durch ein unübersteigliches Hinderniß mich vor mir selbst entschuldigen und ausbleiben könnte, wenn die Stadt schon geschlossen wäre. Aber in dem Augenblicke, wo ich an's Thor gelangte, hörte ich, zu meiner unbeschreiblichen

Bestürzung, in ein Posthorn stoßen — die Flügel wurden aufgethan, der große Wagen rasselte herein, und ich schlüpfte, ingrimmig über den unseelig günstigen Zufall, hinaus.

Bis hieher war ich nur geschlichen — jetzt aber, um meine Furcht zu betäuben, rannte ich, aus allen Kräften, auf die verfallene Kapelle zu. Bald sah ich den Schimmer eines Lichts, und nach einigen Minuten entdeckte ich, daß es eine Leuchte in der Hand meines Armeniers war.

„Du bist ein Mann von Wort!“ rief er mir entgegen. „Es soll der Weg hieher Dich nicht gereuen. Umfasse mich, und schlage Dir meinen Mantel über die Augen!“

Willenlos that ich, wie er mich geheißen. Das Licht verlosch. Ich fühlte mich in die Höhe getragen; unbehaglich wurde mir plötzlich, unter dem Mantel des Zauberers, bei der luftigen Reise. Kein Wort wurde gesprochen; ich wagte keinen Blick aus meiner Hülle hinauszuthun. Die Winterkälte fühlte ich nicht. Wie hoch wir aufflogen, wohin wir zogen, wie lange unsre Fahrt schon gewährt hatte, wußte ich nicht zu sagen. Endlich aber, immer zunehmendes Unbehagen empfindend, klagte ich: Wie wird es doch mit Eins so windig und kalt!

„Kein Wunder!“ erwiederte mein Führer, der jetzt zum erstenmal wieder laut wurde; „Wir sind gleich zur Stelle!“

„Wo denn aber?“ fragte ich ängstlich.

„Auf dem heiligen Eilande der Politik!“ sagte er, und im Nu fuhr mein Kopf aus dem Mantel heraus. — Welch ein erschütternder Anblick!

Der Wintermorgen graute so eben. Wie absichtlich hielt der Armenier uns schwebend vor der Insel, um die ein wildes, rothes und dampfendes Wasser raste. An der Küste des Eilandes hielten, mit Eis und Schnee beladene, Felsen jeden menschlichen Fuß von dem innern Heiligthume zurück.

„Ich erstarre vor Frost!“ seufzte ich. „O! dürft' ich nur einmal in das rauchende Meer tauchen, um mich ein wenig zu erwärmen!“

„Es würde Dich bis auf die Knochen verſieden!“ ſagte mein Begleiter. „Sieh! dies Meer brauſt von brennenden Thränen und heißem Menſchenblute. Seufzen und Aechzen ganzer Völker und Geſchlechter ſind die wüthenden Stürme, die jene dunkelrothen Wogen durchwühlen; und dennoch vermag ihre Glühofenhitze auch nicht Eine jener Eisſäulen zu ſchmelzen, welche, am jenſeitigen Geſtade, in ſo bewundernswürdiger Schönheit, ihren Fuß in den Nordpol der Erde wurzeln.“

Ich ſah in den Himmel, und der ſo eben erbleichende Polarſtern ſchoß ſeine letzten Strahlen faſt ſcheitelrecht auf uns nieder. „Schöner könne dies Heiligthum nicht gelegen ſeyn,“ bemerkte ich.

„Haſt Du die vermeintlichen Felſen wohl ſchon näher betrachtet, welche jene Schnee- und Eismaſſen tragen?“ fragte mein Führer. „Sieh nur einmal dort die einzelnen Kanten und Riffe genauer an, welche nakt, und von ihrer Winterbürde entblößt, hervorragen.“

Ich ſchaute mit geſchärftem Auge ſeinem andeutenden Finger nach, und erblickte künſtliche Schichten von Menſchengebein, und herausſtarrende, zertrümmerte Maſſen, und brandige Balken eingeäſcherter Thürme, Kirchen und Häuſer, und ganze Baſaltgebirge übereinander gemauerter menſchlicher Schädel.

„Grauſamer!“ ſchrie ich auf. „Du haſt mich hierher geführt, um mich in Entſetzen und Wahnſinn zu vernichten! Laß uns zurückfliehn, oder tödte mich mit einem Schlage!“

„Gemach!“ erwiederte er. „Hinter jenen Bergen iſt's ganz behäglich. Gleich ſind wir an Ort und Stelle.“ —

Er zog den Mantel wieder über mich. — Ich zerfloß bald in Schweiß von dem Brodem des Blutmeers, über das wir hinzogen; dann erſtarrte ich wieder in der ſchneidenden Luft der Berggipfel, über die wir hinſchwebten, als wenn das Mark meiner Gebeine, gleich ihnen, zu Granit verhärten ſollte, und als ich den letzten Athemzug gethan zu haben meinte, berührte mein

Fuß unvermuthet den Boden, und ich trat aus dem Mantel meines Führers hervor.

Ein ſchneller Wechſel war eingetreten, denn wir ſtanden mit einmal in einer ſtillen und etwas ſchwülen Atmoſphäre, vor einem großen, auf einer Anhöhe gelegenen, viereckigen Gebäude, mit unendlich vielen, kleinen Fenſtern, nach allen Weltgegenden hingerichtet. — Eine, kaum bemerkbare, mit vielen Riegeln und Schlöſſern verſehene Thür bildete den einzigen Eingang. Rings herum lag eine weite, ſandige Wüſte. Kein Baum, kein Halm belebte die Oede; nicht einmal der Schlag eines Vogels, oder das Summen eines Inſects verriethen die Spur irgend eines Lebens. Nur das Gewebe der Spinne hing in allen Fenſterecken, und allein einige wunderbare, in die ſteinerne Pforte gehauene, Embleme beſchäftigten unſere Aufmerkſamkeit. Ein Fuchs nämlich zerrte eine Gans am Flügel, während ein Geier ſeine Kralle in ihre Bruſt ſchlug, und eine Schlange, den Fuchs, den Geier und die Gans umwindend, alle drei zu ihrer Beute machte.

„Die Liſt und die Begier, die hier die wehrloſe Einfalt überwältigen, ſind gut genug dargeſtellt," ſagte ich, „und unterliegen alle drei der Schlange, welche zu ihrer Liſt und Begier noch das Uebergewicht der Gewalt fügt. — Was ſoll nun aber weiter aus uns werden? Ich denke doch nicht, daß ich von Dir, bloß zur Entzifferung dieſer Allegorie, hierher geführt worden bin. — Im Schloſſe ſelbſt mag wohl das Wichtigſte und Erbaulichſte zu finden ſeyn. — Wie kommen wir nur hinein?"

„Das ſollſt Du bald erfahren," erwiederte der Begleiter. „So unzugänglich dieſes Heiligthum zu ſeyn ſcheint — es giebt dennoch Mittel, den Hüther zu beſtechen. Machen wir dreiſt einen Angriff auf ſeine Habſucht, oder ſeine Eitelkeit, oder meinethalben auf beide zugleich."

Und hiermit zog der Armenier einen goldenen Schlüſſel aus ſeiner Taſche, der an einem Ordensbande hing. Er pochte

mit dem Schlüssel leise an die Thür. Sie öffnete sich ein wenig, und eine dürre, lange, hohle Hand klemmte sich durch die enge Spalte, welche mein Führer rasch, in die, vom Ordensbande bereits fertig gehaltene Schleife einfing, und erst, als die Pforte sich weit aufthat, mit Band und Schlüssel, welche daran hangen blieben, wieder freigab.

Als wir eintraten, war der Pförtner unsichtbar geworden. — Wir durchschweiften ungehindert die weiten wiederhallenden Gänge, und standen, nachdem wir mehrere Treppen erstiegen hatten, plötzlich vor einer Thür still.

Der Armenier nahm eine Phiole aus seinem Gürtel, goß mehrere Tropfen eines wohlriechenden Elixirs sich und mir auf die Schläfe und sagte: „Jetzt sind wir mit Allem versehen. Nunmehr kann uns Niemand erspähen oder hören. Du sollst interessante Bekanntschaften machen. Wir besuchen so eben Ferdinand den Katholischen.“ Mit diesen Worten drückte er die Thür auf. Es war das Kabinet dieses spanischen König, wohinein wir traten.

Wir fanden ihn in lebhafter Unterhaltung mit einem andern gekrönten Haupte. Es war, wie ich vom Armenier erfuhr, Ludwig der 12te von Frankreich. — Eine besondere Lüsternheit sprach aus den Gesichtszügen beider Monarchen, in welchen jedoch die Behäglichkeit des Franzosen gegen die Schlauheit und den trocknen Ernst des Spaniers grell abstach.

Sie theilten Neapel mit einander *), und Ferdinand bewilligte seinem Verbündeten Alles, was dieser begehrte, mit einer Bereitwilligkeit, welche diesen wohl hätte ahnen lassen sollen, wie wenig die Neigung, ihm Wort zu halten, darin zu finden war.

„Du wirst bald sehen,“ bemerkte der Armenier, „welch ein großer Meister falscher Politik in diesem Ferdinand vor Dir steht.

*) 1501.

Auch wird Dir nicht unbekannt seyn, wie dieser Regent, der einem Columbus und Gonsalvo, für unermeßliche Dienste, mit dem schwärzesten Undank lohnte; der seinen Unterthanen ihre alten Privilegien listig und gewaltthätig zugleich entriß; als Großmeister der drei mächtigen Orden von St. Jago, Alcantara und Collatrava — zuerst, unter den spanischen Königen, mit dieser Würde bekleidet — sich geschickt zum Herrn aller Angelegenheiten der ersten Familien des Reichs, so wie zum unumschränkten Leiter aller ständischen Berathschlagungen machte; durch erheuchelte Religiösität die Geistlichkeit zur Niederhaltung des Volks gewann, und dann die Geistlichkeit selbst durch die heilige Hermandad in blindem Gehorsam hinzuhalten verstand, damit er absoluter Herr über Alle würde — wie dieser eine große Folgerechtlosigkeit an seinen eignen Grundsätzen begangen, und es sich nie vergeben haben dürfte, seinen Bundesgenossen Ludwig nicht zu betrügen. Er behielt das schöne Neapel für sich allein **), nachdem er durch gräulichen Verrath den unglücklichen Friedrich gegen die Krone Frankreich aufgereizt, um ihn, unter der Larve freundschaftlicher Theilnahme, desto sicherer zu umgarnen."

„Und hat ihm nicht seine falsche Politik, wie Du sie nennst, die herrlichsten Früchte getragen?" fiel ich ein. „Hat er nicht ungestört Neapel besessen, Granada ***) erobert, auf die verschlagenste Weise Navarra an sich gebracht? ****) Sollte nicht seine Politik das Compendium eines Jeden werden, der wahrhaft herrschen will?"

„Du hast in so fern freilich Recht," entgegnete er, „daß er, wenn gleich grimmig gehaßt, dennoch im Besitze aller erlangten Vortheile ruhig gestorben ist. Aber Politik ist doch wohl etwas

*) 1501.

**) 1504. In dem Frieden von 1504 mußte ihm Frankreich die Besitznahme bestätigen.

***) 1491.

****) 1512.

ganz anderes, als ein augenblicklicher Vortheilserschwung, der sich an die vorübergehende Person eines Regenten hängt? Politischer Nutzen kann doch wohl nur der genannt werden, welcher, von dem Bedürfniß eines Staats, oder der Beförderung seines Wohls ausgesehen, Vortheil bringt?"

„Unstreitig! Hat Ferdinand aber nicht würklich Spaniens Macht und Größe befördert?"

„„Das wollen wir gleich durch den Augenschein erfahren.""

Er öffnete ein Fenster, zog ein Fernglas aus der Tasche und sagte: „Dies wunderbare Rohr hat die vortreffliche Eigenschaft, Dich nicht allein in den fernen Raum, sondern auch in die entlegene Zeit schauen zu lassen. Blick' einmal durch, und berichte mir, was Du siehst. Dies Fenster hat die unmittelbare Richtung nach Spanien."

So wie ich einen Blick durch das Rohr gethan hatte, sagte ich:

„Unabsehbare Züge von Männern, Weibern, Kindern und Knechten, mit Wägen, Saumthieren, Eseln und Pferden, die alle gen Mittag, nach der Meeresküste ziehen."

„Es sind die unglücklichen Mauren und Juden *), die sich in Afrika ein neues Vaterland suchen müssen, obgleich der treulose Ferdinand dem eroberten Granada versprochen hatte, die Religionsfreiheit der Ueberwundenen unangetastet zu lassen. Aber seine inconsequente Politik mußte ihre falsche Consequenz verfolgen. Er wollte und mußte nun einmal ein eifriger Christ zu seyn scheinen, obgleich er alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen trat. Darum wurden die fleißigsten und kunsterfahrensten Einwohner Spaniens aus ihrer Heimath gejagt. — — Was siehst Du mehr?""

*) Schon 1492 wurden einmal die Juden vertrieben; 1501 ward die, den Mauern bei der Eroberung von Granada, verheißene, freie Religionsübung wieder aufgehoben. Alle, die nicht Christen werden wollten, mußten auswandern. Anm. des Setzers.

„Flammen lodern an unzähligen Punkten zum Himmel auf.“

„„O könntest Du das Jammergeschrei aus diesen Flammen hören! Es sind die Opfer der heiligen Inquisition, welche durch die Politik Ferdinands neue Wuth und Stärke gewann. Die Oerter, wo der Rauch am dichtesten zum Himmel wirbelt, sind Toledo, Valenzia, Cordova, Madrid, Valladolid, Granada, Murzia, Saragoza. Doch genug!““ — hier drehte er das Glas ein klein wenig zurück. — „„Was siehst du jetzt?““

„Verödete Landschaften, brach liegende Felder! — Aber an den Ufern des Meeres lebendige Bewegung — ein Wald von Masten und Flaggen in den geschäftigen Häfen!“ — —

„„Ferdinand ruht nun schon in seinem Grabe *), aber sein Enkel Karl hat seine Herrschaft geerbt. — Der Druck des Throns und die entgeisternde Inquisition verdampfen den feurigen Charakter des Volks, und lassen nur sklavisches und bigottes Phlegma zurück. Der Ackerbau fängt schon an, zu sinken, und die Schätze der neuen Welt, welche jene Flotten herantragen, dienen nur zum Genuß und zur Bereicherung glücklicherer Nationen.““ — Jetzt drehte er wieder das Glas ein wenig, und legte es, in fast entgegengesetzter Richtung, aus einem andern Fenster. Dann fuhr er fort:

„„Philipp der 2te hat den Thron bestiegen **). Er ist despotischer, als sein Vorgänger, und steht seinem Vater in geistiger Stärke bei weitem nach, daher fühlt er sich mehr zu seinem fanatischen Urgroßvater Ferdinand hingezogen. Alles, was er thut und treibt, sind die Ausbrüche der eingeimpften, als unübertrefflich erachteten Regierungsgrundsätze eines Ferdinand. — Du siehst hier nach Flandern, Braband, Holland. — Was stellt sich Deinen Blicken dar?““

*) † 1516.
**) 1556.

„Tumult und Aufruhr in den Städten — Verheerung in den paradieſiſchen Landſchaften — hier und dort wildes Gemezzel — viel Betrieb auf den Hochgerichten, und abermals Scheiterhaufen und ſchauderhafte Auto's da fé. — Aber ſieh, ein helleres Sonnenlicht fällt auf das bedrängte Land — die ſpaniſchen Heere fliehen zurück — das Thauwerk der niederländiſchen Schiffe erzittert von Freudenſchüſſen — die Nordſee wimmelt von Kauffahrern — und frohe Tänze werden auf den großen Märkten gehalten.“ *)

„„Lauter Folgen engherziger Politik! Philipp wollte ein glückliches, freigeſinntes Volk zu leiblichen und geiſtigen Sklaven machen; aber die menſchliche Natur ermannte ſich, und die aufgeklärteſten Provinzen ſeiner Monarchie waren, mit allem Reichthum ihrer Induſtrie für den Schüler Ferdinands verloren; mit ihnen aller Einfluß auf den politiſchen Zuſtand der Dinge in Deutſchland und Frankreich. Die fortgeſponnene Politik Ferdinands hatte das, vom Geſchick ſo reich ausgeſtattete, Spanien nunmehr von dem Fortgange aller wahren Cultur, durch die Pyrenäen, ſtreng abgeſondert. — — Doch wir haben mehr zu ſehen; laß uns mit dieſem Ferdinand zu Ende kommen. — Ich drehe das Rohr jetzt über ein halbes Jahrhundert weiter. Gebrauche es nun einmal. Wir betrachten das früher mächtigſte Reich Europens jetzt unter Philipp dem 4ten. Sein Vorgänger, Philipp der Dritte, hatte ſich ordentlich Mühe gegeben, die Landesentkräftung zu vermehren.““

*) Nach Splitter koſtete der Krieg mit den Niederlanden 564 Millionen. (was denn? Maravedis oder Piaſter?) Rechne man nur die Ausrüſtungskoſten der unglücklichen, ſogenannten unüberwindlichen Flotte gegen Eliſabeth von England und den verſchwenderiſchen Bau des Escurials, den Philipp der 2te beſonders förderte half, hinzu, ſo können, trotz des Gold- und Silberzufluſſes aus Amerika, die, von dem Despoten hinterlaſſenen, Schulden wohl die, gewöhnlich berechnete Summe von 140 Millionen Ducaten betragen haben. Anmerk. d. H. Syndikus.

Hiermit legte er das Rohr in das erſte Fenſter zurück. Als ich hineinſchaute, ſtand ein neuer Thron über dem freigewordenen Portugall — Catalonien verſagte der ſpaniſchen Krone fernern Gehorſam *) — Die Unabhängigkeit der ſieben Provinzen ward laut und feierlich ausgeſprochen **).

„„Wende das Rohr öſtlicher, nach Neapel!““ ſagte der Armenier. „„Auch dort iſt das gequälte Volk durch die ſpaniſche Tyrannei zu noch wildern Ausbrüchen bereit, wie der Krater ſeines Veſuvs. — In Sicilien dieſelbe Gährung! Gehſt Du nun nach Spanien zurück, ſo findeſt Du Rouſſillon und Cerdagne vom ſpaniſchen Statthalter verlaſſen, und Frankreichs weiße Fahne auf alle Thürme gepflanzt. Der Pyrenäiſche Friede hat Spanien für immer zu einer Macht zweiten Ranges hinabſinken laſſen ***).““

„Ach!“ bemerkte ich, „was wollen dieſe Erdfleckchen gegen die ungeheueren Erwerbungen ſagen, welche Spanien in der neuen Welt gemacht hat?“

„„Auch dahin drang die Blutgier der Inquiſition und die Habſucht der Regierung. Wir werden wohl noch erleben, daß Spanien ſeine heimathlichen Bergwerke, voll der beſten Beute, verſchüttet ſieht, weil es ſeine Trägheit bequemer fand, die offenen Minen von Potoſi zu leeren. — Das tiefgekränkte Frankreich hat vom Schickſal, für die, von ihm verübte, Hinterliſt des überſtaatsklugen Ferdinand eine glänzende Genugthuung erhalten, denn ein Zweig der Bourbonen hat inzwiſchen den Thron von Spanien beſtiegen. Die italiäniſchen Beſitzungen: Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien, Minorka, ferner, was ihm von den Niederlanden noch geblieben war, ſind durch den

---

*) 1640.

**) Eigentlich erſt im Münſterſchen Frieden 1648.
Anmerk. d. Setzers.

***) 1659.

Utrechter Frieden unwiederbringlich verloren *). Ja, England beherrscht, von nun an, durch Gibraltar den südlichsten Punkt der spanischen Küste.""

Unwillkührlich sahe ich mich nach Ferdinand um. Er war jetzt nur allein, und schien zur Mumie zusammengetrocknet. Der Gram sprach furchtbar aus den stieren Augen heraus. —

„„Sieh jetzt zum letztenmal nach Spanien,"" schloß der Armenier, „„dessen Könige durch die nachdrücklichsten, ja furchtbarsten Belehrungen dem Systeme Ferdinands, das auf Knechtschaft, Geistesdruck und Verarmung erbaut war, nicht abwendig gemacht werden konnten; denn auch die neue Dynastie stellte die, den Provinzen entrissenen, Gerechtsame der Stände nicht wieder her. — Schau' in den heutigen Tag!"" — Hierbei schob er das Rohr ganz zusammen. „„Was erblickst Du?""

„Mord und Blutscenen in den Straßen aller Städte! — Ferdinand der 7te fächet wieder nach dem schönen Aranguez, und die Gefängnisse füllen sich wieder mit Todesopfern!"

„„Die Cultur ist, nur auf Schleifwegen, in Spanien eingedrungen, und das erblindete Volk, noch nicht reif für den Strahl geistigen Lichts, ergriff die Parthei der Finsterniß. Fanatiker und Aristokraten, mit Glaubenshaß und Menschenverachtung im Zwinger der Kirche aufgesäugt, traten alle Keime eines bessern, höhern Volkslebens nieder. Die Cortes verloren das Ruder ihrer kurzen Regierung aus der ungeübten Hand. Frankreich gab, unter Begünstigung der europäischen Kabinette, dem gefangenen König das Scepter der unumschränkten Gewalt vor Cadix zurück. Und welche Blüthen treibt Spanien jetzt? — O sieh nur, sieh!""

„Seine Flagge wird verhöhnt, und beugt sich vor dem Raubgesindel von Tunis und Algier. Die Werfte tragen nur abgetakelte Schiffsgerippe, die Häfen verfanden; Fischerböte allein

*) 1713.

noch ſchleichen kümmerlich an den Küſten umher; keine Goldgaleone aus Peru leert mehr ihre Schätze für das Mutterland aus. — Tauſende flüchten nach allen Ausgängen des Reichs, um das, der Partheiwuth preisgegebne, Daſeyn jenſeits der venetianiſchen Grenze zu friſten. — Die Waarenzufuhr des Binnenlandes wird eine Beute der Wegelagerer — die Richterſtühle ſind zerbrochen — die öffentlichen Kaſſen leer — die geſegneten Fluren zu Wüſten geworden. — Wehe! Wehe! was ſeh ich mehr? — Der ſchon gelähmte Arm des Königs wird von Mönchen gefeſſelt — Beichtväter treiben den Schweiß der Verzweiflung auf ſeine Stirn — er hat kein Volk, das ihn liebt, kein Heer, worauf er rechnen darf — keine Beamte, die ſeinen und der Nation Vortheil vertreten? — Wehe! er iſt befangen und gefangen mehr denn je!"

„„Du ſiehſt mehr, als Du ſollſt!"" rief der Armenier aus, und entriß mir das Glas gerade auf dem Punkte, wo ich vielleicht recht viel in der Zukunft geſehen hätte; und mit einem Geſichte, das eben ſo viel Ernſt als Spott ausdrückte, ſetzte er hinzu: „„Sei unbekümmert! Europa wird Rath wiſſen. Das iſt eine Kleinigkeit, Brauſeköpfe wieder in Ordnung zu bringen. Ein gewandter Kabinetsmann und eine halbe Million Soldaten können dort alles ſo ſtill machen, daß man am Tage eher das Nagen der Mäuſe, als ein freimüthiges Wort, und bei Nacht nur das Zirpen des Heimchens aber keine Serenaden mehr hört. In der That iſt es auch unwiderleglich — in einem menſchenleeren Lande findet der Aufruhr wenig Anhang, und wo nur die Unken wohnen, denkt kein Aufwiegler daran: Es lebe die Nation! zu rufen. — — Laß uns weiter gehen!""

„Werden," fragte ich, „unſere künftigen Unterhaltungen von der nämlichen Art ſeyn?"

„„So ohngefähr!"" verſetzte er, „„an einem Beiſpiel haben wir, für ein ſo großes Thema, noch nicht genug.""

Ich ſeufzte laut auf. Wir verließen Ferdinands Kabinet,

in welchem mir ganz unheimlich wurde, denn der Eigenthümer hatte etwas Geſpenſterartiges angenommen, das ich nicht länger zu ertragen vermochte.

„Wir beſuchen jetzt Ludwig den Eilften,“ ſagte mein Führer, in dem Augenblicke, wo er eine andre Thür öffnete. „Sieh! Richelieu macht ihm grade einen Beſuch. Wir ſind zur guten Stunde gekommen. Laß uns ein wenig zuhören.“

Als wir eintraten, ſagte der König, eine entnervte, widerliche, bleiche Geſtalt, zu dem ehrwürdigen Prälaten:

„Ich kann Ihnen für die Aufrechthaltung aller der Grundſätze, welche ich zuerſt aufſtellte, um einen König von Frankreich zugleich zum würklichen Beherrſcher der Franzoſen zu machen, nicht genug danken.

Richelieu. Es war noch ſchwieriger, Sire, dieſe Grundſätze durchzuführen, als ſie zu finden; denn nicht alle Ihre Nachkommen hatten Euer Majeſtät politiſche Ausdauer. Auch iſt es nicht immer leicht die Formel zu ſtellen, welche großen Staatsſtreichen, ſtatt des Rechtstitels, unumgänglich gegeben werden muß, wenn ſie in den Augen der Menſchen nicht eine zu gehäſſige Bezeichnung erlangen ſollen. — Ihr Genie war deshalb nie verlegen, und dennoch habe ich die glänzendſten Machthandlungen Ew. Majeſtät oft ſehr ungünſtig beurtheilen hören.

Ludwig. Ich glaub's wohl! doch, was ſchadet's. Können Euer Eminenz mir ein Beiſpiel in der Geſchichte auffinden, wo mit ſo wenig Waffengewalt ſo viel für den Thron gethan worden iſt? — Burgund war ſchon halb verloren, als Karl mich noch für ſeinen guten Freund hielt. Die Macht von Normandie und Bretagne war gebrochen, ohne daß ich eigentlich ſchlagen durfte. Ich zerriß die Bündniſſe meiner Gegner in dem Augenblicke, wo der Feind ſie unauflösbar wähnte. Einzeln unterwarf ich ſie, um in Allen eine Sklavenſchaar an meiner Kette zu leiten. Strenge und Nachgiebigkeit, nie von

der Laune, immer von der genauesten Abwägung der Verhältnisse geboten, fürchterliche Strafen, unvermuthete Verzeihung machten die zu mächtigen Kronvasallen eben so verzagt, als bestürzt, und als der unbändige Karl von Burgund dahin war, durfte ich ausrufen: Nun hat in Frankreich kein Mensch mehr ein Wort zu sagen, als der König!

Richel. In dem Sinne antwortete auch die Mutter meines jungen Souverains dem Parlamente: Ludwig der 13te habe nur Gott von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. — Dies Wort hatte ich mir wohl gemerkt, als ich das Ruder des Staats ergriff.

Ludw. Darum werden Ihre großen Verdienste und Ihre politische Unsterblichkeit von allen Diplomaten anerkannt. Ein ungestörter Wille, und die unabänderliche Richtung dieses Willens auf den Vortheil heißen, in ihrer Verbindung, ja eben Politik.

Richel. Oder noch kürzer, Sire: Herrschen und Haben sind der höchste Entzweck aller Politik.

Ludw. Ganz recht! — Und dann überlassen wir den Umständen die Mittel dazu.

Richel. Und welche Umstände böten gar keine Mittel dar?

Ludw. Und was thut dabei die Natur dieser Mittel, wenn sie nur zum Ziele führen, da ja das Werkzeug weggeworfen wird, wenn das Kunststück fertig ist?

Richel. Sire, Sie sind aus guter Schule!

Ludw. Herr Kardinal! Sie sind aus gar keiner, denn Sie haben sie erst gestiftet. Ich verehre Sie, als den Vater und Gründer aller eigentlichen Kunst der Kabinetspolitik.

Richel. Ich habe zwar diesen Ruhm durch die Ruhe meines Lebens erkauft, denn wie konnt' ich, bei dem würklichen Hasse des Königs, den Verschwörungen der Königin Mutter, der regierenden Königin, fast aller Prinzen von Geblüt und den Gegenanstrengungen sämmtlicher Großen des Reichs, mich wohl

behaglich fühlen, da überdies die Kabinette Europens mit vollem Rechte mir mißtrauten? Aber ich verfolgte unverrückt mein System: Frankreichs Größe; und überzeugte mich, daß die Hülfsquellen einer beharrlichen Politik unerschöpflich sind. Im Innern ließ ich den Schrecken, nach Außen die Verschlagenheit herrschen. Der Kerker, das Schaffot hier — dort Subsidien, Vorspiegelungen, unerwartete Begünstigung, unerwartete Täuschung, welche die Gestalt der Dinge oft plötzlich umschufen, waren die Erhalter meiner selbst, und die Träger der königlichen Macht. — Ein neuer Feind, Sire, den Sie gar nicht kannten, und der erst später ins Leben trat, stand in furchtbarer Gewalt gegen die Krone auf; allein ich brach seine Macht, und die Eroberung von Rochelle, die mir den Ruhm eines eifrigen Katholiken und Priesters, und nebenher den Ruf eines guten Generals erwarb, gab den Hugenotten den Todesstoß *).

Ludw. Ganz vortrefflich! Aber was sagte die Welt von dem Kardinal, als er die, in Frankreich fast vernichteten, Protestanten in Deutschland begünstigte, ja rettete, einen Bernhard von Weimar gegen die Rechtgläubigen waffnete, die innigsten Verbindungen mit dem schwedischen Gustav Adolph einging, ohne welchen, im deutschen Reiche, an einen Protestantismus vielleicht nicht mehr gedacht würde?

Richel. Wie zu erwarten — sie lobte mich. — Es wäre eine wunderbare Politik, die einen bloß religiösen Zweck verfolgen wollte! Wohin sie führe, hat uns Spanien gelehrt. Nicht, weil sie Hugenotten waren, habe ich die Hugenotten verfolgt, sondern, weil in ihren Köpfen ganz unerträgliche Ideen von geistiger und bürgerlicher Freiheit spuckten, welche dem absoluten, monarchischen Principe höchst ungedeihlich waren. Da nun aber Frankreich nicht steigen konnte, wenn das übermüthige

*) Die erste kriegerische Bewegung der Hugenotten erfolgte 1620, die Eroberung von Rochelle 1628. Der Setzer.

Oesterreich nicht sank, so nahm ich grade in Deutschland jene chimärischen Ideen in Schutz, und da das Haus Habsburg tief gefühlt hat, wie richtig ich sahe, so war mein Name, durch den Druck der Protestanten in Frankreich eben so sehr gerettet, als der Ruf meiner Politik, durch ihre glücklichen Erfolge in Deutschland, wahrhaft begründet. Denn welche Thorheit wäre es gewesen, jenen ungeschlachten, durch seine vertheilten und getrennten Lebensorgane so langsamen, deutschen Reichskörper, der bei seiner Zersplitterung, wie ein gefesselter Riese, um alles politische Vermögen kommen mußte, zu einer freien Einheit gelangen zu lassen, worin seine Gygantenarme uns zerschmettern konnten?

Ludw. Sehr richtig! Ich muß Sie immer mehr verehren.

Richel. Und wenn die Geschichte Ew. Majestät als den Gründer des französischen Despotismus — verzeihen Sie mir diesen echten, so oft mißverstandenen Ausdruck — noch immer anstaunt, so darf ich mir das kleine Verdienst zueignen, Sie, Sire, völlig begriffen zu haben. Spanien zu verkleinern, Deutschland zu verwirren, England zu beschwichtigen, Italien zu leiten — dies war die Aufgabe meiner Stellung geworden, und, was ich nicht selbst vollenden konnte, legte ich in die getreuen Hände meines Schülers nieder. Mazarin hat mich wiederum begriffen, und ich hatte das schöne Bewußtseyn, in meinen letzten Tagen bereits Frankreich, gleich einer himmelanstrebenden, Alles beherrschenden Alpe, seinen Fuß in das Herz Deutschlands, in die Brust Spaniens und Italiens verzweigen zu sehen. Mein höchster Triumph, woran ich in einsamen Stunden so recht schwelgen konnte, lag in dem durchgeführten Grundsatze, daß keine Stände mehr gefragt wurden, und das Parlament zur leblosen Puppe hinabsank. Eine Versammlung, wie ein Parlament, das nicht mehr parliren darf, ist ein köstliches Institut, den Haß der Massen auf ein solches abzuleiten, wenn ein kühner Streich herumglückt, und es die Vernunftlichkeit über-

nehmen muß. Nicht lange vor meiner Verwaltung war die letzte Schuldenversammlung gewesen. Ich derlei keine mehr *).

Ludw. Sie entzücken mich! O hätten Sie nie die Erde verlassen! Wehe dem unglücklichen Gedanken, die Stände jemals wieder ins Leben zu rufen!

Richel. Und doch soll, nach vertrauten Briefen, die ich von Zeit zu Zeit aus der Welt erhalte, durch Schwäche und schiefe Ansichten Manches ganz anders stehen, und Vieles Gute verrenkt worden seyn, das ich für die Souverainität der Krone gestiftet habe.

Ludw. Sie werden plötzlich so trüb und finster, Kardinal!

Richel. Ein wunderbares Uebelbefinden wandelt mich an. Sire! es müssen republikanische Geister in der Nähe seyn, sonst könnte ich mir diese seltsame Verstimmung nicht erklären. Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich mich zurückziehe.

Ich erschrack heftig: der Armenier aber lachte hell auf über des Kardinals feine politische Nase. Richelieu verließ eiligst das Zimmer, und der König zog sich kopfschüttelnd in ein Nebenkabinet zurück.

Mein Begleiter hatte schon wieder sein Glas zur Hand und ich wollte eben bemerken, daß die immoralische Politik des harten aber genialen Prälaten ihrem Erfinder dennoch den unsterblichen Ruhm, große Einkünfte und allgemeine Unterwürfigkeit, selbst von Seiten seines Souverains, eingebracht hätte, als er unvermuthet sich besann und sagte:

„Wir können die Sache noch bequemer haben; laß uns in das nächste Zimmer gehn."

Ich folgte ihm, nicht ohne quälende Neugier, denn ich hätte jetzt gar zu gern einmal durch das Rohr gesehen.

---

*) 1614 war der letzte Reichstag gewesen. Zwischen ihm und dem nächsten 1789, verginnen 175 Jahre.

Anmerk. d. H. Syndikus.

Als wir in den benachbarten Saal traten, fanden wir einen schönen Mann, in stark gepuderter Alongenperücke und voller Würde und Anmuth, mit einer, überaus reizenden Frau auf Polstern sitzen. Dicht dabei kniete, vor einem sammtnen Stuhl, eine zweite Dame, mit niedergeschlagenen Augen und gefaltenen Händen. Vor ihr auf der Erde lag ein Gebethbuch, wahrscheinlich der Andacht entfallen, und ein Geistlicher, von feinem, wohlwollenden Ansehen und großer Beweglichkeit des Gesichts, saß vor dem Könige — denn ich erkannte, nach oft gesehenen Bildnissen, in diesen Personen Ludwig den Vierzehnten, die Marquise von Montespan, die Frau von Maintenon und den Kardinal Mazarin.

Mit Ausnahme des Letztern war die übrige Gesellschaft äußerst niedergeschlagen. Mazarin führte gerade das Wort. Wir hörten ihn sagen:

„Hätten Ew. Majestät nie Richelieus Grundsatz vergessen: Die Hugenotten zwar niederzuhalten, sie aber übrigens glauben zu lassen, was sie wollten, so hätten Sie sich großen Kummer erspart. Ich habe danach gehandelt, so lange ich lebte, und sah Sie auf der schönen Bahn, die Ihr unsterblicher Ahn, Ludwig der Eilfte so glücklich gebrochen, Richelieu so bewundernswürdig geebnet hatte, der vollendetsten Alleinherrschaft, der sich je ein Monarch erfreuen konnte, entgegen gehen. Aber, zu meinem Schmerze, haben Ew. Majestät dem Einflusse Ihrer Umgebungen zu sehr unterlegen." — Hier warf er einen bedeutenden Blick auf die Maintenon, welche aus ihrer Verzückung schnell wiederkehrend, dem Kardinal ein, von Zorn funkelndes Auge entgegen rollte. — „Sie haben das Edict von Nantes widerrufen *), und in dem bigotten Hader einen Theil Ihrer Kräfte verschwendet, der Ihnen, zur Befestigung Ihrer unumschränkten Macht sehr förderlich gewesen wäre. Sie haben die aufge-

*) 1685.

stärksten und fleißigsten Unterthanen dadurch aus Frankreich vertrieben, und, was das Uebelste ist, den Namen eines hellsehenden, Kunst und Wissenschaft liebenden, Königs umsonst erworben.

Fr. v. Maintenon. Lassen sich Ew. Majestät solche Dinge sagen? — Pfui der Ketzergesinnungen in einem Priester!" — Sie sprang leidenschaftlich auf, als sie diese Worte ausstieß.

Mazarin. Keinen unzeitigen Eifer, Madame! Der Verlust von 700,000 fleißigen Unterthanen spricht viel beredter, als ich es vermag, über die Unklugheit, kirchliche Angelegenheiten zur Grundlage von Regierungsmaximen zu machen.

Maintenon. Solchen Gesinnungen, wie den Ihrigen, ist es zuzuschreiben, wenn die heilige Religion durch einen Rousseau, Diderot, Voltaire, Pieron und gleichen Gelichters, zum Gespötte gemacht werden durfte.

Mazarin. Alle diese hätten nie ungestraft gegen die Kirche den Mund aufthun dürfen, wenn keine Bartholomäusnächte und Bluthochzeiten, keine Hugenottenjagden und die, von Ihnen, an dem freundlichen Hof des lebenslustigen Königs, auf den Thron gesetzte Scheinheiligkeit die Vernunft empört, und den Widerspruch zwischen Frömmigkeit und Fanatismus so aufgedeckt hätten, daß der gesunde Menschenverstand am Ende noch darin die einzige Genugthuung fand, den bittern, beißenden Witz, die frechsten Anfälle auf Geistlichkeit und Kirche gegen alle Institutionen gehetzt zu sehn, die den intoleranten Unfug bis zur Unmenschlichkeit getrieben hatten.

Der König. Ach, es ist wahr, liebe Maintenon! Es ist, leider! wahr.

Maintenon. Ich erkenne Ew. Majestät nicht mehr!

Mazarin. Und dann die geheim getriebenen Sünden neben der äußern Frömmelei.....

Der König (die Hände zusammen schlagend). Ach

Gott! und die entſetzlichen Schulden! Die enormen Koſten der unnützen Feldzüge! Das Würgen, Sengen und Brennen um Nichts! Die unſinnigſte Verſchwendung an meinem Hofe, und ſo vieles verderbte, unnütze Geſindel, das ſich und mich geiſtig und leiblich vergiftete! — Ach Colbert, Colbert! Wärſt du doch unſterblich geweſen! Du Engel Frankreichs! —

Herz. v. Monteſpan. So faſſungslos habe ich Sie nie geſehen, Sire!

Mazarin (die Monteſpan ſcharf ins Auge faſſend). Seiner Majeſtät treten die Erinnerungen an große, unnöthige Ausgaben noch viel zu nahe.

Die Monteſpan (zur Maintenon). O der mißgünſtigen Bosheit!

Die Maintenon. Cardinal! Ihr Nachlaß hat eben nicht bewieſen, daß Sie die Staatseinkünfte als unantaſtbares Eigenthum des Reichs betrachtet hätten ...

Die Monteſpan. Und der König durfte Ihnen wohl das Näherrecht darum ſtreitig machen.

Der König. Hätte ich es lieber nicht gedurft! Hätte ich doch von den Ständen abgehangen! — Ihr verwünſchtes, deſpotiſches Syſtem, Cardinal! das Sie als meines Glückes Grundlage betrachteten, war an Allem Schuld!

Mazarin. Was ſagen Sie, Sire! Sie bereuen Ihre volle Souverainität?

Der König. Von ganzem Herzen! — Schon war es ein Unglück, daß mein Geſchick mir ſolche Generale, wie Condé, Turenne, Catinat und den Marſchall von Luxenburg gab; denn ohne ihre glänzenden Talente hätte ſich mein ungezügelter Ehrgeiz von ſelbſt beſcheiden müſſen; aber durch ſie gelang mir Alles. Ein Vauban wäre hinreichend geweſen, meine Grenzen zu decken, und die franzöſiſche Tapferkeit hätte kein fremdes Geſchütz auf unſerm Boden geduldet. — Von Schmeichlern umlagert, von Hofintriguen beſtrickt, von Weibern verführt, von

Pfaffen gehetzt, von Ruhmſucht geſtachelt und dann noch vom Glück verhätſchelt — was konnte mich da abhalten, den Einflüſterungen meiner ſüß gepflegten Leidenſchaften zu gehorchen, da das Parlament nicht mehr laut werden durfte, und die Miniſter Wunder welchen Gefallen der Krone zu erzeigen wähnten, wenn die Nationalrepräſentation für immer verſtummte? Die Ständeverſammlung, und nur dieſe allein hätte mich über mein wahres Wohl und das Glück Frankreichs noch belehren können, aber meine Willkühr fand keinen andern Gegner mehr, als ihr eignes Streben.

Mazarin. Ich erſtarre über Ew. Majeſtät Anſichten!

Der König. Haben Sie ſich am Ende meiner Regierung nicht bewährt? — Der Glanz einer zwei und ſiebenzigjährigen Herrſchaft *) gab mir auf meinem letzten Krankenlager kein beſſeres Bewußtſeyn, als daß alle meine Siegeskronen zuſammendorrendes Reis, alle Zollen meines Ruhms nur Flittergold und unächte Steine wären. Ihr weſtphäliſcher Friede hat mir blühende deutſche Provinzen unterworfen; aber Provinzen mit fremder Zunge verhehlen ihre Abneigung gegen den ausländiſchen Erwerber nur immer, ſo lange ſie müſſen, und betrachten ſich ſelbſt, wie ein geſtohlnes Gut. Das hätten Sie bedenken müſſen, Mazarin!

Mazarin. Sollte Ihre Anſicht richtig ſeyn, Sire, ſo müßte der König von Spanien ſeine Krone an den Papſt zurückgeben, und dieſer ſie wieder dem Dei von Tunis überſenden, weil die Römer Spanien früher beſaßen, als die Weſtgothen, und die Karthaginienſer früher, als die Römer; und der Dei könnte ſich die alten Celtiberier und Luſitaner wieder aufſuchen, um ihnen, als Urbeſitzern, ſtreng gerecht zu werden. — Nein, Sire, dieſe wunderbare Philoſophie läuft auf ein politiſches Ridicule hinaus; das ſchlimmſte von allen. — Die Erwerbung

*) Von 1643 bis 1715.

des Elsaß *) — das glücklichste Ereigniß meines Lebens, — gab Ihnen recht eigentlich den großen Zuwachs von Macht an solchen Provinzen, wo die Mitberathung der Stände nicht einmal in der Berechtigung mehr lag, und machte den Pyrenäischen Frieden so ersprießlich, der Frankreich auch in den Niederlanden festen Fuß fassen ließ, und gegen Spanien auf der entgegen gesetzten Seite durch größere Ausdehnung so furchtbar machte, daß das Kabinet von Madrid bloß eine Deputation des Versailler wurde **).

Der König. Ich verkenne Ihre großen Verdienste bei beiden Friedensschlüssen nicht, Cardinal, aber wie haben Sie das Innere Frankreichs hinterlassen? Was wäre schon früher aus dem armen Lande geworden, wenn uns sammt und sonders nicht Colbert gerettet hätte?

Mazarin. Ew. Majestät haben jetzt zu bürgerliche Ansichten adoptirt.

Der König. Der widerwärtige Louvois hatte sie, zu unserm Verderben, nicht; das habe ich, leider! beim Aachener Frieden schon empfunden, den ich eingehen mußte, und froh war, gegen die Tripelalliance einige feste Plätze zu retten, da es vorher doch kaum zweifelhaft schien, daß ich Herr der Niederlande bleiben würde ***).

---

*) Durch den Westphälischen Frieden — am 24. October 1648 zu Münster, am 3. Februar 1649 zu Osnabrück unterzeichnet — verschaffte sich Frankreich durch Mazarins diplomatische Geschicklichkeit den Elsaß, den Sundgau, Brepsach und das Besatzungsrecht von Philippsburg. Anmerk. des Setzers.

**) Durch den Pyrenäer Frieden 1659 trat Spanien an Frankreich die Grafschaft Rouſſillon nebst Conflans, in den Niederlanden fast ganz Artois, nebst mehreren Plätzen in Flandern, Hennegau und Luxemburg ab; verlohr auch Jamaika, Dünkirchen und Mardyk an England. Später bewürkte Colbert die Zurückkaufung von Dünkirchen für Frankreich. Anmerk. des Setzers.

***) Die Tripelalliance zwischen England, Holland und Schweden, am 23. Januar 1668 geschlossen, führte die Unterzeichnung des

Mazarin. Hätten Sie aber den Nymweger Frieden so glänzend dictiren können, wenn Ihr damaliges System nicht beſſer geweſen wäre? *) — Mit dem Marke fremder Provinzen kann man die fallende Sucht der innern leicht wieder heilen. Die Stiefkinder müſſen die Laſt der Söhne des Hauſes tragen und die Reunionskammern waren daher Erzeugniſſe eines großen Gedankens **). — Blühte das Reich nicht ſchöner, wie je? Trat es nicht in den Rang der erſten Seemächte? ***) — — Die Zwitteridee Eurer Majeſtät allein: eine politiſche Tendenz mit kirchlichen Zwecken zu vermiſchen, brachte Sie um alle er-

---

Aachener Friedens bereits am 2. May 1668 herbei. Louvois ſtand ſchon 1666 an der Spitze des Kriegs-Departements.

Anmerk. des Setzers.

*) Im Nymweger Frieden, 17. September 1678 gab zwar Ludwig die, durch den Aachener Frieden erhaltenen, niederländiſchen Plätze an Holland, und Philippsburg an Oeſterreich ab, erhielt aber dafür Freiburg, von Spanien die Franche Comté, behielt auch Lothringen. Um dieſe Zeit ſtand Ludwig im Zenith ſeines Glanzes.

Anmerk. des Setzers.

**) Dieſe Reunionskammern, welche Ludwig 1681 errichtete, nachdem er ſich auch rechtswidrig, von den zehn vereinigten Reichsſtädten (worunter Straßburg) und der Ritterſchaft im Elſaß, die durch den Weſtphäliſchen Frieden noch in ihrer Freiheit erhalten worden, die Huldigung erzwungen, beſchäftigten ſich mit der Frage: Was denn nun Alles zu den, an Frankreich abgetretenen Territorien gehöre? Wie die diplomatiſche Rechtspflege Ludwigs dabei die willkührlichſten Urtheile fällte, iſt empörend; er war Partei, Anwald und Richter zugleich. Zu Metz, Brepſach, Beſançon und Tournay ſprach ein ſo wunderbares Tribunal dem Unerſättlichen Lauterbach, Germersheim, Falkenburg, Zweibrücken, Veldenz, Saarbrücken, einen Theil des Herzogthums Luxemburg, verſchiedene Oerter in den übrigen ſpaniſchen Niederlanden, das Fürſtenthum Mömpelgard zu. Allenthalben wurde die katholiſche Religion eingeführt.

Aus den Bemerk. des Herrn Syndikus.

***) Die Marine wurde mit 60,000 Seeleuten vermehrt. Zur Verherrlichung ſeines Namens ließ Ludwig in der Zeit von 1681 bis 1685 Algier, Tunis, Tripolis und Genua bombardiren.

Anmerk. des Setzers.

rungenen Vortheile, als der Widerruf des Edicts von Nantes erſchien, und.....

Ludwig. Das haben wir von dem toleranten Cardinal ſchon einmal gehört; aber wir werden immer wieder darauf zurückkommen, daß, bei einer Nationalrepräſentation, der Unſinn ſolcher Zwitterideen nicht möglich geweſen wäre. Sie würden in der Geburt erſtickt worden ſeyn. — Glauben Sie mir auf mein Wort, würdiger Schüler Richelieus! den Königen der Erde hat nichts ſo ſehr zum Verderben gereicht, als die winzige Formel: Tel est nôtre bon plaisir! Der Sinnſpruch aller Premierminiſter und Reichskanzler, vom Edelſten bis zum Selbſtſüchtigſten, von Ximenes bis Alberoni hinab!

Die Montespan fing an, laut zu gähnen; die Frau von Maintenon aber warf einen verächtlich mitleidigen Blick auf den reuigen Monarchen, und ſagte:

„Ja der Himmel ſtraft bloß ſeine lauen Verehrer, nicht die feſte ſichre Politik, die immer ſegensreich bleibt. Jeder König, der ſelbſt ſeine Herrſchaft begrenzen möchte, verdient die Herrſchaft nicht, denn die Fürſten ſind von Gott."

„Wahr geſprochen, Madame!" ſetzte Mazarin hinzu, „und wenn der Utrechter Friede noch ſchlechter für Frankreich ausgefallen wäre, Euer Majeſtät hat er wieder zu Ehren gebracht." *)

„Und," ſetzte der König die Rede fort, „drittehalb tauſend Millionen Schulden auf meinen Nacken laden helfen. Es iſt erſchrecklich!"

„Was verſchlägt das?" bemerkte die Herzogin von Montespan,

*) Doch wohl nur in ſo fern, als Ludwig die Abſicht, ſeinen Enkel, Philipp von Anjou, als Philipp den 5ten auf den ſpaniſchen Thron zu erheben, glücklich durchſetzte. Aber die entſetzliche Finanzverwirrung und die übrigen Feſtſetzungen des Utrechter Friedens (11. April 1713) ergaben für Frankreich ſehr niederſchlagende Reſultate. Aus d. Bemerk. d. Hrn. Syndikus.

und schloß damit das Gespräch. „Euer Majestät hatten davon nichts zu bezahlen; das lag Andern ob.“ — — —

„Jetzt wird es Zeit seyn,“ wandte sich der Armenier an mich „einmal wieder durch unser Rohr zu sehn. — Komm an dies Fenster! Es nimmt die grade Richtung nach Versailles in den königlichen Pallast. — Ludwig der 15te ist absoluter Beherrscher von Frankreich. — Theile mit, was sich dort ereignet!“

Ich sahe die verschwenderische Pracht in den königlichen Gemächern, die von leichtfertigen Schranzen und luftigem Hofgesinde wimmelten. Die unbegrenzte Sittenlosigkeit Philipp von Orleans hatte schon ganz Paris verpestet, und der junge König that sein Möglichstes, diese frivole Ungebundenheit, als übernommene Erbschaft von seinem Oheime, in die schuldlosern Provinzen zu verpflanzen. Die Papiere der Lawschen Generalbank rissen ganze Familien, den Handelsverkehr ganzer Städte in Armuth und Verderben. *). Der Staat aber machte sich quitt durch Verbrennung von Millionen jener unglücklichen Actien.

„So bezahlt,“ rief mein Führer aus, „ein gewissenloser Staat seine Schulden!! — Sieh das Unglück, wenn die Ansicht oder Laune eines Einzigen das Wohl einer ganzen großen Nation

*) John Law, ein Schottländer, war Spieler von Gewerbe, und hatte, als geistreicher Projectenmacher, mehrern Staaten vergeblich seine Finanzpläne vorgelegt. Philipp von Orleans, während der Minderjährigkeit Ludwigs des 15ten, Regent von Frankreich, hoffte, durch diesen Abenteurer sich aus der herrschenden Finanzverwirrung zu retten, denn zwei Milliarden Schulden drückten das unglückliche Land. Das Unternehmen scheiterte und täuschte bitter das Vertrauen der Nation. Die Actien der angelegten Generalbank fielen auf die Hälfte des Werthes; bald hatten sie gar keinen mehr, und kamen dadurch aus der Welt, daß sie die Regierung verbrannte. Die allgemeinste Verwirrung trat ein und der, zum Finanzminister erhobene, Erfinder, rettete seinen Kopf nur durch die Flucht. Aus d. Bemerk. d. Hrn. Syndikus.

bedienten soll. Die persönliche Verlegenheit wagt jeden Schritt... Doch weiter! weiter!"

„„Kardinal Fleury sendet Truppen nach den Niederlanden, um Oesterreich den Todesstoß zu geben; der Marschall von Sachsen zieht vor dem Heere.""

„Und macht sich unsterblich;" sagte der Armenier. „Aber was helfen der unweisen Regierung seine Eroberungen? Sie hat auch England gegen sich aufgereizt und im Aachener Frieden hat sie nichts gewonnen, aber viel Geld geopfert, ihre Seemacht geschwächt, und keinen Handelsvortheil erworben." *)

„Wer ist aber jene üppige Frau?" fragte ich, „vor der eine Schaar von Abbees und Kammerherrn das Knie beugt, und um welche der Glanz der Majestät strahlt?"

„Kanst Du noch fragen?" erwiederte er. „Erkennst Du nicht sogleich die Marquise von Pompadour? Sie gab dem Kabinette ihres gekrönten Sklaven die unerwartete Umwendung zu einer eben so engen Verbindung mit Oesterreich, als Richelieu, Mazarin, Fleury in der tödtlichsten Feindschaft mit diesem Hause den sichersten Stützpunkt ihrer Politik zu finden meinten. Sie stellte sich dem großen Friedrich, wider alle politischen Maximen, mit den Kräften Frankreichs entgegen, weil dieser Monarch ihre Eitelkeit tief gekränkt hatte, und sie nur als eine bloße Beischläferin des, in Vergnügungen berauschten Königs der Franzosen betrachten wollte. Sie war es, welche die so sündhaft getilgten Staatsschulden von Neuem zu einer ungeheuern Last anwachsen ließ, und, durch ihre Kreaturen, den Glanz der französischen Waffen in den Kämpfen mit Friedrich dem Einzigen und Ferdinand von Braunschweig trübte. Vier tausend Millionen Livres Staatsschulden waren größtentheils das Resultat der Herrschaft dieser Buhlerin von gygantischem Unternehmungsgeiste, so wie der Schwäche des, in geistiger Gefangenschaft gehaltenen, Souverains.

*) 1748.

Und ich frage Dich nun, ob solche Ergebnisse anders, als in einem Staate möglich waren, wo ein unbeschränkter Despotismus, durch furchtbare Lettres de cachet, jede Einrede vernunftgemäßer Politik von sich abzulehnen vermochte. — Jetzt dreh' ich das Glas, auf Ludwig den 16ten. — Doch nein! was willst Du noch ein schuldloses Opfer für die, nicht mehr zu verbessernden, Unthaten seiner Vorgänger bluten sehn?"

„Und warum Er gerade!" seufzte ich.

„„Darüber frage Gott im Himmel! — Doch es konnte kaum anders kommen. — Die höhere Natur des Menschen war geahnet, und durch geistreiche Männer ausgewiesen worden. Spötter schlossen sich an diese, um die Heiligkeit der Religion mit den Mißbräuchen in ihrer Ausübung, zugleich lächerlich zu machen. Die ehrwürdigsten Stützen aller Regierungen stürzten mit zusammen, als man bloß die Schutthaufen veralteten Uebels wegräumen wollte — und die unaufhaltsame Revolution spannte die Theilnahme der Welt. — — Hier hast Du abermals eine Lection, wie Du sie brauchst, um das zu glauben, was ich behaupten mußte.""

Was konnte ich, nach solchen Belehrungen noch einwenden? — Indessen bedauerte ich, daß der redliche Politiker fast immer das Opfer seiner grodsinnigen Ansicht werde, und da mir eben einige Beispiele einfielen, so lehnte ich mich, zur Bestätigung meiner Behauptung auf diese. — „Zog nicht der ritterlich gesinnte Ludwig der 12te gegen den verschmitzten, hinterlistigen Ferdinand den 1sten überall den Kürzern?" sagte ich. „Wurde nicht der hochherzige Maximilian der 1ste fast der Spott der Ligue von Cambray *),

*) 1508 zwischen Pabst Julius dem 2ten, Kaiser Maximilian, Ludwig dem 12ten und Ferdinand dem Katholischen gegen das, damals von einer sehr tückischen Politik beseelte, Venedig geschlossen. Julius und Ferdinand behandelten ihre Verbündeten eben so hinterlistig. Aus d. Bemerk. d. Hrn. Syndikus.

weil er auf sein Wort hielt, und Treue und Glauben als die Pfeiler seiner Politik betrachtete?"

„Wir haben schon unter uns ausgemacht," erwiederte mein Begleiter, „daß bei einer Staatspolitik von dem persönlichen Vortheile eines Regierungsrepräsentanten gar nicht die Rede seyn könne. Alle Folgen politischen Verfahrens sind nur für das Staatsleben zu berechnen, und das deutsche Reich hat es bitter genug empfunden, daß es seine Kaiser so oft, wenn es die Ehre und Wohlfahrt des deutschen Volkes galt, in den dringendsten Augenblicken verließ, oder doch nur mit lauer Anhänglichkeit unterstützte. Die jetzige, völlige Auflösung des ganzen Reichskörpers ist unstreitig eine Folge davon, an dessen Stelle jetzt eine Reihe, von einander unabhängiger Staaten dasteht. Ob der Bund unter diesen ein bloßes bald Passiv- bald Alliance-Verhältniß, wie der übrigen europäischen Staaten zu einander, oder ein unzertrennliches, organisches Ganze sei und bleiben könne? muß uns erst die Folge lehren, und verdient für den letztern Theil der Frage eine größere Glaubensbefestigung, als bis jetzt geschehen."

„Aber was machte den Reichskörper so abgewandt von seinen Kaisern?" fragte ich.

„Die Furcht vor zu großer Uebermacht," entgegnete er. „Als die Kaiserwürde halb erblich wurde, fiel der erste Keim der Krankheit in den lebensfrischen Staatskörper. Die deutsche Königswürde, zur Aufrechthaltung ihres Glanzes fast ohne alle Einnahme, bedingte ein reiches, sonstiges Eigenthum des Erwählten; und daher mußten die Kaiser zu erwerben suchen, was sie noch nicht besaßen. Je glücklicher die Wahlkaiser darin waren, je gefährlicher wurden sie, allen Erfahrungen nach, der Verfassung, welche sie einmal sehr hoch stellte, aber auch wieder sehr abhängig machte. Als nun die Kaiserwahl bei gewissen Häusern stehen blieb, zeigte sich recht sichtbar die Besorgniß der Reichsstände, daß aus dem gesetzlichen Oberhaupte ein unumschränkter Herr

werden könnte, und es wäre dem deutschen Lande sehr ersprießlich gewesen, wenn ein Reichsgrundgesetz bei den vorzüglichsten Fürstengeschlechtern einen Turnus vorgeschrieben und dadurch die stö.ende Eifersucht vermindert hätte, welche sich so häufig zwischen die Entwürfe der Kaiser und den guten Willen der Reichsstände einschlich."

„Schon bei den sächsischen Kaisern zeigte der Fortgang der deutschen Königswürde in demselben Hause, daß das Reichsbedürfniß mit dem zufälligen Charakter des Reichsoberhaupts nicht immer glücklich zusammen stimmte, und Otto der 2te und 3te waren offenbar ihrer Bestimmung, die Männer aber keine Jünglinge erforderte, nicht gewachsen. — Der herrschsüchtige Charakter der, mit großen Eigenschaften begabten, fränkischen Kaiser hatte aber eben so sehr die Erbitterung der Hierarchie gegen sich aufgereizt, als zu großen Spaltungen im Reiche schon Veranlassung gegeben, ja bereits einen Gegenkaiser hervorgerufen; *) doch ging das Geschlecht noch in sich selbst aus. Allein von den Hohenstaufen darf man würklich behaupten, daß ihre gewaltige Kraft ihr bitterster Feind wurde. Die Zeit, wo eine Kraft alle übrigen beherrschen sollte, war für Deutschland noch nicht gereift, und dies edle Haus verlohr seinen letzten, herrlichen Sprößling auf dem Hochgerichte. **) — Bei dem Hause Habsburg endlich war, seit der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts der Kaiserthron erblich geworden. ***) Rudolph der Erste hatte diesem berühmten Geschlechte schon die Bahn gebrochen; ****) seit Albrecht dem 2ten waren die wählenden Stände zu einer fast nur formalen Wahl herabgestimmt. Die Habsburger in männlicher und weiblicher Linie folgten sich ununterbrochen, bis

*) Rudolph von Schwaben gegen Heinrich den 4ten.
**) Conradin, am 28. October 1268.
***) Mit Albrecht dem 2ten 1437.
****) 1273 — 1291.

aus dem deutschen Oberhaupte ein Kaiser von Oesterreich hervorging. *)"

„Daß bei dem steten Wachsthum der Macht Oesterreichs das deutsche Reich nicht allein, sondern ganz Europa mit besorgtem Auge auf den stets vergrößerten Länderbesitz des Kaiserhauses hinsahe, rechtfertigte sich geschichtlich nur zu sehr, und der, von Friedrich dem Großen gestiftete, Fürstenbund gründete sich auf das Recht der Selbsterhaltung, obwohl er mit Veranlassung gegeben haben mochte, daß der Reichskörper in seiner, früher bestandnen, Form sich völlig auflöste **). Aber die endliche Nothwendigkeit dieser Auflösung lag in der frühern, falschen Politik Oesterreichs selbst, weil es die gesetzliche Einheit des deutschen Staatskörpers zu erhalten nimmer bestrebt war; denn es blieb auch im kirchlichen Interesse, dem es alle richtigen, politischen Grundsätze aufopferte, befangen, und bei gleichen Ursachen konnten gleiche Folgen nicht ausbleiben. — Deutschland hat über jene falschen Kabinetsgrundsätze blutige Thränen vergossen, aber diese blutigen Thränen kosteten Oesterreich auch blutigen Schweiß. Vergrößerungssucht und Intoleranz waren, Jahrhunderte hindurch, die Krankheiten dieses Kabinets, und wenn Joseph der 2te sich über alle fanatischen Vorurtheile erhob, über die Erwerbungssucht, über die Begier: absolut befehlen zu wollen, konnte er nicht hinaus."

„Was wäre aus Europa geworden," bemerkte ich, indem wir das Zimmer verließen, „wenn der spanische Erbfolgekrieg

---

*) Am 6. August 1806.

**) Der Fürstenbund wurde geschlossen im Jahre 1785 zwischen Preußen, Sachsen, Hannover, den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Hessen, (später trat ihm auch der Churfürst von Mainz bei,) als den bedeutendsten Häusern des Bündnisses. Sehr praktisch hat der Bund nun wohl nicht gegen Oesterreich gewürkt, aber doch die Idee an den Tag gelegt, daß man sich vorsehen müsse.

Aus d. Bemerk. d. Hrn. Syndikus.

Oeſterreichs Plane begünſtigt hätte? Wenn früher der Ausgang des dreißigjährigen Krieges, nach den Wünſchen des Kaiſerhauſes die, ſeit hundert Jahren beſtandene, Geiſtesfreiheit wieder in Feſſeln legte? Wenn, noch früher, Karl der Fünfte die Reformation in der Kindheit mit würklich blindem, kirchlichen Eifer zu erſticken geſucht, und die Verfolgung des hierarchiſchen Intereſſes weniger vorgeſpiegelt, denn als Vorwand genommen hätte, ſeine despotiſchen Abſichten gegen die Reichsſtände durchzuſetzen?"

„Das iſt gar nicht zu berechnen," erwiederte der Armenier, „wenn wir es an den Maaßſtab halten, was, nach ſo oft gebrochener Kraft dieſer, unſäglich an innern Quellen reiche, Staat, wie er jetzt beſteht, vermag. Bedenke nur, daß ſeine Hauptſtadt zweimal in Gefahr war, durch die Türken das Schickſal des alten Byzanz zu erfahren; *) daß er nach Karls des 6ten Tode ſeiner Auflöſung faſt entgegen ſahe; daß der gewaltigſte Eroberer der neuſten Zeit zweimal in Wien ſeine weitern Kriegsbefehle ertheilte! Nicht bloß einmal war Oeſterreich in Gefahr, Ungarn zu verliehren, ein öfterer Wechſel gab und entriß ihm ſeine italiäniſchen Provinzen, auch Böhmen hat es nicht immer ruhig beſeſſen, und dennoch beſchränkt ſich heut ſeine ganze Einbuße nur auf die Niederlande und Schleſien, wofür es durch einige, früher türkiſche Provinzen, Gallizien und das venetianiſche Gebiet entſchädigt iſt. Ein günſtiges Schickſal hat ihm immer wieder emporgeholfen; aber es iſt auch immer noch gleich bereit, ſeine ergrauten Pläne geltend zu machen, und es findet ſeinen Kaunitz gleich wieder, um ſie einzufädeln."

„Nun da haben wir's!" fuhr ich heraus. „Dieſer Staat iſt kein geeignetes Beiſpiel für Deine Theorie."

„Wie kann man nur ſo eigenſinnig bei ſeinen Anſichten verharren!" ſagte er ganz gelaſſen. „Es iſt ein großes Glück,

*) 1529 durch Soliman den 2ten und 1683 durch Muſapha, Veſir Muhameds des 4ten.

daß jedes politiſche Gift, in dem weiten Staatengarten, eine Nebenpflanze, als Gegengift aufſchießen läßt. Ein ſichtbarer Beweis höherer Weltregierung! Ohne den deſpotiſchen Richelieu hätte Oeſterreich vielleicht Europa überflügelt, und als es auf dem Punkte ſtand, durch den Zuwachs von Neapel und Spanien für Zweige ſeines Hauſes, Frankreich völlig einzuſchnüren, mußte grade Ludwigs des Vierzehnten Zeitalter begonnen haben. Dieſer Peiniger Oeſterreichs war vom Geſchick erkoren, alle Entwürfe der Habsburger zu vereiteln. Beide mußten von gleichen Leidenſchaften ermattet werden, damit Europa noch einmal der Knechtſchaft entginge. — Wenn Du aber glaubſt, daß Oeſterreich, durch ſein politiſches Verhalten nicht ſich ſelbſt unendlichen Schaden zugefügt habe, ſo irrſt Du gewaltig."

„Das Sehrohr, Freund! — Hier ſollten wir es einmal wieder zur Hand nehmen!" meinte ich.

„Das wird nicht mehr nöthig ſeyn!" verſetzte er. „Die Thatſachen ſprechen für ſich ſelbſt gar zu ſehr. Oeſterreich hat ſich dadurch ſelbſt übervortheilt, daß es jetzt bei Weitem nicht iſt, was es ſchon längſt ſeyn könnte. Mache es noch zu einer Seemacht, — und Venedig begünſtigt es dazu — laß es den herzhaften Entſchluß faſſen, ſich und ſeine Völker geiſtig frei zu machen, und es iſt wahrhaft unüberwindlich; obgleich es dadurch, daß es nicht mehr der Centralpunkt deutſcher Kraft bleiben konnte, nachdem die deutſchen Fürſten, von ihm abgewandt, lieber ein fremdes Joch tragen, als ſeiner Herrſchſucht hingegeben ſeyn wollten, die erſte Herrſcherwürde der Erde verſcherzt hat. Der dreißigjährige Krieg enthüllte die forterbende Politik ſeines Kabinets nach den geheimſten Triebfedern. Es hat Deutſchland faſt unheilbare Wunden geſchlagen, und die nordiſchen Staaten dieſes Reichs haben — freilich nicht ohne ihr eignes Verderben — die große Belehrung nicht wieder vergeſſen, daß ſie einen ſchwediſchen Beſchützer*)

*) Guſtav Adolph.

gegen einen einheimischen Unterdrücker, zur Rettung vom sonst ohnfehlbaren Untergange, herbeizurufen genöthigt waren. Wer es, von jener unseeligen Zeit an, nur irgend beeinträchtigen konnte, that es gern. Wenn Friedrich der 2te ein altes Recht auf Schlesien geltend zu machen suchte — wir wollen nur einen formalen Grund darin finden, da mancher noch vollwichtigere Rechtstitel unter ähnlichen Verhältnissen wohl schon eher aufgegeben worden ist; aber das Gesetz der Nothwehr und der Selbsterhaltung wies den scharfsehenden König wohl vielmehr auf eine Erwerbung hin, die, bei der verzweifelten Lage Oesterreichs nach Karls des 6ten Tode, leichter durchzusetzen, und, bei den Bestrebungen anderer Nachbarn der gedrängten Maria Theresia, mit bloß diplomatischen Augen betrachtet, sogar gerechtfertigt erschien. Als Joseph der 2te die verfallende osmanische Pforte völlig umzustürzen gedachte, war es abermals Preußen, das, aus Furcht vor Vergrößerung des Habsburger Hauses, den Frieden von Szistova dictirte, *) und lieber den Feind der Christenheit erhalten, als in dem, schon zu gefährlichen, Nachbar einen glücklichen Eroberer sehen wollte. Ja, ein Jahrhundert früher schon würde Oesterreich die Türken vielleicht auf lange Zeit völlig gelähmt haben, wenn es nicht, von Frankreich so ungestüm gedrängt, den langen Waffenstillstand von Carlowitz zu schließen genöthigt gewesen wäre **). Zum Glück der Welt war das Wiener Kabinet weit beharrlicher in seinem System, als bestimmt und kräftig in der Anwendung seiner Mittel, welches seine ersten Feldherrn nicht selten schmerzlich empfanden. Es verehrte zwar die physische Kraft, scheute aber das Hervortreten der geistigen, besonders, wo deren Einwürkung auf das Volk sichtbar werden wollte."

*) 1791.

**) 1699 zwischen Rudolph dem 2ten und Mustapha dem 2ten

Der Setzer.

„Denkst Du an Josephs großherzige Ansichten nicht? Lag er nicht dem schönen Streben, Licht und Klarheit über das biedere, der Veredlung so werthe, Volk zu verbreiten?“ sagte ich.

„Wer wird in dunkler Nacht plötzlich ein Licht vor das zusammengezogene Auge halten, und blenden, statt zu erleuchten?“ fuhr er fort. „Doch welches Auge ist so blöde, daß es, vom leisesten Schimmer, durch alle Grade der Erhellung an den Tag geführt, den vollsten, reinsten Sonnenschein nicht ertragen könnte? — Man hat würklich unglückliche Erfahrungen gemacht! Denn der Fanatismus leitet zuerst die Menschen zur Irreligiösität, die Irreligiösität zur Empörung; aber wenn man ängstlich bemühet ist, den religiösen Sinn im Menschen zu erhalten, so hüthe man sich, um Gottes Willen! es mit fanatischem Thun und Treiben durchsetzen zu wollen, denn das wahrhaft religiöse Gemüth mag den Fanatismus am wenigsten ertragen, und sucht sich in seinen Ansichten fürs Ewige, und in einer, diesen gemäße, Handlungsweise am Ersten frei zu stellen. Das sah Joseph vollkommen ein. Noch ehe Oesterreich daran dachte, die deutsche Kaiserwürde aufzugeben, war das politisch-religiöse Schisma zwischen ihm und dem protestantischen Deutschland längst eingetreten. Die Intoleranz des mächtigsten deutschen Hauses und die rastlose Pflege des Wachsthums seiner Macht haben, nicht allein in Deutschland, sondern auch in ganz Europa, die bedeutendsten Ereignisse herbeigeführet. Joseph wollte daher nicht bloß tolerant, er wollte aufklärend seyn, und, mit dem ihm eignen Ungestüm, zwischen eingewurzelte Begriffe und reinere Erkenntniß herrisch eintreten; daher verfehlte er sein Ziel. Er hätte bloß seiner Zeit, dem Bildungszustande seines Staats gemäß, daß Bessere zuvörderst duldend, den nach und nach aufdämmernden Tag erscheinen lassen, und Jedem verstatten sollen, die Binde abzuwerfen, um sich an dem schönen Morgenlichte zu erquicken; statt dessen aber nahm er das Operationsmesser in die zu hastige, ungeduldige Hand, um der ganzen Nation den

Staar zu ſtechen, ohne zu bedenken, daß die Augen an ſich geſund waren, und nur Jedem frei gelaſſen werden durfte, die Fenſterläden zu öffnen, welche an der Finſterniß Schuld waren. Grade ſein Beiſpiel hatte die Regierung furchtſam gemacht, und ſie ging lieber zur gewohnten Weiſe zurück." —

Indem wir uns alſo unterhielten, ſchritten wir langſam eine weite Gallerie hinab, an deren innerer Seite eine Reihe ſchöner, aber offener Gemächer lag. Wir blickten in das zunächſt gelegene hinein, und ſahen den oſtrömiſchen eilften Conſtantin, von vielen Wunden entſtellt, in einem ſchlichten Sarge liegen. Kaiſer Friedrich der 3te ſtand gebeugt daneben. Ihn betrachtete Muhamed der 2te mit ſiegtrunknem Auge, als hoffte er, auch die römiſch-deutſche Kaiſerkrone unter dem türkiſchen Halbmonde zertrümmert zu ſehn; und die deutſchen Fürſten und Stände umgaben gleichgültig ihr ohnmächtiges Oberhaupt, während Pius der 2te warnend den Finger in die Höhe hob und mit ſtrafendem Blicke ihnen die Zukunft zu verkünden ſchien.

„O der Verblendung!" rief der Armenier aus. „Das, durch ein entſtelltes Dogma von Konſtantinopel getrennte Europa überläßt die chriſtlichen Mitbrüder dem Schwerte der Türken! Konſtantins Muth erliegt der Ueberzahl der Barbaren! *) — Friedrich fühlt es tief, und ſeine Ohnmacht demüthigt ihn vor den Augen ſeiner Reichsſtände, welche über ihre eignen Raufereien keinen Sinn für die Gefahr behalten, welche durch die, am Hellespont neu aufgebaute Pforte, dem Glücke Europens droht. Alle Anſtrengungen des hellſehenden Papſtes ſind verlohren; auch als Haupt der Chriſtenheit vermag er nicht die Pläne in's Werk zu ſetzen, die er ſchon als Aeneas Sylvius ent-

*) 1453 wurde Conſtantinopel, Trotz aller Tapferkeit Konſtantins des Eilften, von Muhamed dem Zweiten erobert.

Der Setzer.

warf *). Die christlichen Staaten hören auf seine Stimme nicht. — Dafür sollen sie schwer büßen. — Die Raubstaaten, dem südwestlichen Europa gegenüber gelagert, sind Vasallen der Ottomanen geworden, plündern ungehindert und ungestört die Küsten der pyreneischen Halbinsel aus, zerstören den Verkehr des mittelländischen Meers, lassen Tausende christlicher Sklaven unter den Geißelhieben der Moslemin-dahinschmachten, und Ungarn mit seinen Nebenländern erliegt den viehischen Verheerungen von Wuth und Christenhaß trunkener Soldane. Deutschland ist bedroht — als wenn die alte Zeit des ersten sächsischen Heinrichs um ihren Ruhm gebracht werden sollte — neue Barbarenschwärme wieder mit seinem Blute zu nähren, und — o der Schmach! — nur ein tapfrer Sarmate **) vermag es, einem geängsteten Kaiser zu Wien die Thore seiner eignen Hauptstadt wieder zu öffnen. — Dahin führt engherzige, von gemeinen Leidenschaften bewegte Politik." — —

Wir traten vor ein anderes Gemach.

„Siehe, Friedrich den Großen!" setzte mein Begleiter seine Erklärungen fort. „Gegen Oesterreich hat er die, früher unverwahrte, Grenze seines Reichs durch Schlesien gesichert; aber indem er in die erste Theilung Polens willigte ***), bahnte er Rußland den Weg über seine eignen Provinzen nach Deutschland. Das Beispiel eines großen Mannes ist gefährlich. Nach ihm glaubte man vollenden zu müssen, wozu er mit die erste Anregung gegeben. Polen verschwand aus der Reihe der

*) Pius der 2te wurde erst fünf Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel, nämlich 1458 zum Papst erwählt. Er war früher Kaiser Friedrichs des Dritten Geheimschreiber gewesen, und hatte sich schon damals, als Aeneas Sylvius bekannt, durch seinen Eifer gegen die Türken ausgezeichnet.

Anmerk. des Setzers.

**) König Sobieski von Polen 1683.

***) 1772.

Staaten, *) und der Kaiser des Nordens kann über bequeme Flächenländer so weit in Deutschland und noch weiter hinabsteigen, als es das Kriegsglück immer gestattet. O, wie der Adlerblick des hohen Königs sich über die unerwünschte Nähe und Nachbarschaft des jugendlichen Riesen umwölkt! — — So lange Polen — das nie eine politische Freundschaft mit Rußland gegen eine andre Macht eingehen konnte und durfte — zwischen ihm und dem Kabinet von St. Petersburg stand, durfte Preußen entscheidende Worte bei den Staatshändeln Europens sprechen, und hat es gethan. Es lag so nahe, und ist dennoch verkannt, daß es Polens Kräfte gegen Rußland nur nicht zu hemmen, und Oesterreich mit jedem Versuch auf das, unter langer Vormundschaft befangen gewesene, Reich der Sarmaten von Schlesien aus, nur verweigernd zurückweisen durfte, um ein für Freiheit enthusiastisches Volk, das sich selbst aber nicht zu regieren verstand, für immer zum engsten Bundesgenossen zu gewinnen; weil die polnische Regierung zur vollkommensten Einsicht gelangen mußte, daß sie das Gesicht stets dem östlichen Nachbar entgegen zu wenden, und den westlichen günstig gesinnt zu erhalten habe, um selbstständig zu bleiben. — Ach! so sehr ich Gutes hoffen will — es ist jetzt Alles anders und unnatürlich!

Als wir weiter gingen, deutete der Begleiter in ein anderes Kabinet und sagte: „Warum reibt jener Mann so verdrüßlich die Stirn? Warum rollt er den Blick so wild umher? — Wenn sein unbegrenzter Muth nicht einen eben so unbegrenzten Ehrgeiz, sondern die Weisheit und Gerechtigkeit zum Führer gehabt hätte, könnt' er heitrer aussehen. — Nie ist eine unbesonnene Politik so auf der Ferse von der gerechtesten Strafe verfolgt worden, als die seine."

*) 1797 wurden die Theilungsverträge zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen ausgewechselt.

Anmerk. des Setzers.

Ich erkannte an dem wilden Auge, das uns anbohrte, ohne uns zu sehen, und mich mit Furcht erfüllte, obgleich ich vor ihm sicher war, den ruhm- und kampfsüchtigen Karl den 12ten.

Der Armenier fuhr fort: „Als Karl, der verwegenste Abenteurer, den die Erde aufzuweisen hatte, aus der Türkei zurückkehrte, fand sein kluges Auge einen Mann auf, der sein Freund ward, und an die Spitze der Staatsangelegenheiten gestellt wurde, weil es in Schweden keinen fähigern Kopf gab. Görz aber, welcher, als Ausländer, noch überdies den neidischen Haß der inländischen Großen trug, hätte mit einem Karl dem 5ten von Frankreich, der die ruhige Seele eines Staatsmannes besaß, Wunder thun können, jedoch bei der, nur nach Kriegsthaten durstigen, Seele seines Königs konnte er sich selbst nur erhalten, bis dieser fiel; nachdem Gustav Adolphs hinterlassener Einfluß auf die europäischen Kabinette, noch vermehrt durch Karl Gustavs Eroberungen, dahin, das Reich erschöpft, und mit Karls des 12ten blutigem Tode vor Friedrichshall *) der Anfang eines untergeordneten Daseyns für Schweden gemacht war." —

„Wer ist denn jener Regent," fragte ich, „der, neben Karl, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt?"

„Ein würdiger Vorgänger Karls," entgegnete er; „nicht minder verwegen, aber staatsklüger, und besonders im Ganzen glücklicher. Es ist der Schrecken des Nordens, Karl Gustav. In diesem Augenblicke steht der, von ihm so habsüchtig gebrochene Friede von Roskild **) vor seiner Seele, welcher ihn gereute, weil er Dänemark nicht ganz erdrückt hatte. Aber die Strafe des Unrechts folgte ihm auf den Fuß. Das Glück verließ ihn, die gemachten Eroberungen gingen wieder verlohren, und fast hätte er schon, durch das Mißgeschick seiner letzten Tage, Schwe-

*) 1718.
**) 1648.

den um alle Früchte früherer Siege gebracht. — die Verlegenheit der Schaam nöthigt ihn, ſich vor ſeinem eignen Gewiſſen zu verbergen, denn die Wiederherſtellung des Roskilder Friedensſchluſſes hat er nicht mehr erlebt *)."

Wir traten einige Schritte weiter vor ein anderes Gemach.

„Auch hier zeigt ſich, in dem finſtern Geſichte dieſes Monarchen," bemerkte mein Begleiter, „der Unſegen böſer Politik. Dieſer iſt der Dänenkönig Friedrich der Dritte, der Gegner Karl Guſtavs. Es iſt gut, daß ihre Kabinette hier zuſammenliegen, wie ihre Zeit und ihre Staaten. Dieſes Königs Mißmuth entſpringt aus der fruchtloſen Reue, daß er die vermeinte Ohnmacht Schwedens, auf Anregung Hollands, benutzen wollte, um es anzugreifen und Eroberungen zu machen, während Karl Guſtav ſeine Kräfte gegen Polen verwenden mußte. Aber der raſche, kühne Gegner eilt über die gefrornen Belte, ſeinem lauernden Feinde entgegen, der, ohne Geld und ſchlecht gerüſtet, das Wageſtück unſinnig begann, und mit dem Verluſte eines bedeutenden Theils der Monarchie büßte. **) — Beide Könige gaben, in einem wunderbaren Wechſel des Glücks, die heilſame Lehre, daß das Unrecht die Amme des Unglücks ſei."

---

*) Der 1660 zwiſchen Dänemark und Schweden geſchloſſene Koppenhagner Friede hatte den von Roskild zur Grundlage.

Aus d. Anmerk. d. Hrn. Syndikus.

**) Durch den Roskilder Frieden 1658 verlohr Dänemark Schonen, Bleckingen, Bahus, Drontheim, Bornholm, ſo wie das Eigenthum von Haland. In dem Koppenhagner Frieden 1660 erhielt Dänemark bloß Drontheim und Bornholm zurück; mußte aber ſeinen Antheil an Schleswig mit aller Souverainität an Holſtein-Gottorp abtreten.

Anmerk. des Setzers.

Als wir unter diesen Betrachtungen weiter gingen, warf ich einen Blick in ein prunkendes Gemach, und wurde plötzlich in die alte Welt versetzt. Ein Orientale, in glänzendem Gewande und strahlendem Diademe, ruhte auf einem Polster, und hob das getrübte Auge zu einem kleinen, übrigens schön gebauten Manne in griechischer Rüstung empor, der mit dem Haupte eines Mars vor ihm stand, ihn aber aber nicht beachtete, sondern von Zeit zu Zeit mit kühnem, funkelnden Blicke das Zimmer durchirrte.

„In diesen Männern," erneuerte mein Führer das Gespräch, „hat die Weltgeschichte den Menschen ein glänzendes Beispiel unbestechlicher Gerechtigkeit des Schicksals gegeben. Jener Perser ist Darius Hystaspes. Er wollte zuerst das freie Griechenland, welches ihn nie beleidigt hatte, in Ketten schlagen. Die Verachtung, so er die Athenienser fühlen lassen wollte, verwandelte sich in die tiefste Schmach für ihn selber. Bei Marathon erlag sein Sklavenheer freien Männern. Sein Sohn, der Despot Xerxes, machte die persischen Waffen in Griechenland sogar verächtlich, und als der erste Artaxerxes, den Schimpf seiner Vorfahren rächen zu wollen, unsinnig genug war, lockte er zuerst das der Sklaverei bestimmte Volk in seine Staaten hinüber, welches allen kleinasiatischen Städten griechischer Zunge, durch den hochsinnigen Cimon, die Freiheit, und sich selbst die Herrschaft des Meeres errang, bis die Feuerseele Alexanders, als Werkzeug der strafenden Gottheit, unter Zertrümmerung des persischen Staatenkolosses, den wiederholten, frechen Angriff auf Hellas für immer endete. — Aber der wildrollende Blick dieses länderverwüstenden Macedoniers, dieses unüberwindlichen Siegers, bekundet nur zu deutlich, daß seine schönen Träume, die er zu Babylon im ruhmsiechen Gemüthe aufsteigen sah, zu Zerrbildern zerrannen, als der muthwillig herbeibeschworne frühe Tod nahte. Die Weltmonarchie, welche er zu gründen gedachte, wurde von seinen Günstlingen und Kriegsgefährten in mehrere,

ſich blutig befeindende, Reiche zerſplittert, ohne daß er auch nur ein Glied ſeines Hauſes, eine Provinz oder das kümmerliche Leben zu retten, im Stande geweſen wäre. Die Verſündigungen an Tyrus, die Verheerungszüge nach Aegypten und Indien, der beweinenswürdige Fall des unglücklichen Darius Codomannus waren unvertilgbare Blutſchulden, welche das Geſchlecht des größten Eroberers zur Sühne nahmen und von der Erde hinwegrafften." — —

„Und dieſes, mit ſo hellem Geiſte, mit dem glänzendſten Muthe, mit dem edelſten Ehrgefühle ausgeſtattete griechiſche Volk, das, in einer feſten Verbindung, unüberwindlich geblieben wäre, und uns, in ſeiner Stärke und Schwäche, an das Schickſal der Deutſchen erinnert, erlag einem neidiſchen, ich möchte ſagen, Provinzialgeiſte, und wurde durch ſeine innere Spaltung eine Beute Mazedoniens und ſpäterhin des eroberungsgierigen Roms. — Betrachte einmal jenen Lazedämonier!" — Wir ſtanden in dieſem Augenblicke vor einem andern Gemache, worin ein Grieche mit krampfhafter Hand in ſeine eigne Bruſt griff, und ein zweiter, vom edelſten Anſehn, das Haupt tiefſinnig mit dem Arm ſtützte. —

„Dies iſt Lyſander, der Spartaner, und jener Athenienſer, Perikles. Dieſer ſchlaue und hochgebildete Staatsmann hob Athen, nicht bis zum edelſten Selbſtgefühl, ſondern bis zum Uebermuth des Selbſtgefühls; und bloß ſeine eigne Perſönlichkeit bedenkend, ſuchte er bei der Gefahr, daß ſeine Verwaltung der Staatseinkünfte, mittelſt einer bedrohenden Unterſuchung, in ein helleres Licht, als ihm nützlich wäre, geſtellt werden könnte, die Aufmerkſamkeit der Athenienſer nach Außen hinzuleiten, obgleich ſein freundliches, eigentlich ſanftes Gemüth das Kriegshandwerk nicht liebte. Das Volk war ſehr geneigt, ſeinen Nationalſtolz geltend zu machen; Sparta kam, eiferſüchtig aufgeregt, halben Weges entgegen, und der lange peloponeſiſche Krieg ſtürzte Athen von dem Gipfel ſeiner Größe, worauf es, kurz zuvor, Perikles

getragen, aber auch den ersten Grund zum spätern Verderben gelegt hatte. Der Mangel der gerechten Sache wurmt noch heut den glänzendsten Staatsmann des Alterthums. Das empfängliche Griechenland trat zu gern auf die Seite aller Gekränkten über, um noch den Fall des stolzen Athens verhindern zu wollen; und wenn jener Lazedämonier, jetzt zu spät, nach der eignen, gepreßten Brust greift, als wenn er besorgte, das patriotische Herz müsse vor Jammer brechen, so weiß er zu gut, in diesem Augenblicke, daß Griechenlands Freiheit dahin war, als er Athen bis zur Knechtschaft entwürdigte, und ihm die dreißig Tyrannen gab; denn Sparta hatte fortan keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten; die Despotie erhob sich nun in seinem eignen Schooße, und die letzten Funken lykurgischen Geistes wurden von den edlen Metallen erstickt, die Lysander, als einen Raub seiner Siege, an den Ufern des Eurotas aufhäufte, wo Prunk und Weichlichkeit die Laster des Eigennutzes bis dahin erst wenig hervorgerufen hatten. Athen kehrte nie mehr zur einstigen Größe zurück, aber Sparta entging darum dennoch seiner Erniedrigung und dem römischen Joche nicht. Das wechselseitige Unrecht, die Zersplitterung des Nationalinteresses riß mit Attika und Lazedämon ganz Hellas zu Boden."

„Aber jetzt wird sich's vom Falle erheben!" bemerkte ich.

„Zeichen und Wunder geschehen!" erwiederte er. „Leicht möglich, daß der Tag des großen Gerichts für die Pforte bald hereinbricht. Wer die Apokalipse der Geschichte zu deuten verstände, würde bezeugen müssen, daß schon einige Zornsschalen über sie ausgegossen sind, und dadurch auch einst die trägen Zuschauer von dem Wehe der Vergeltung ergriffen werden könnten, welche nach hunderttausend Schlachtopfern sich noch besinnen, was es an der Zeit sei, und eine Hekatombe erwürgter Scioten ohngefähr hundert Schiffspfunden Baumwolle oder levantischer Kaffeebohnen gleich achten mögen." — —

Während wir fortwandelten, machte mich der Armenier auf

einer in einer der Seitenhallen unruhig auf und abschreitende, höchst majestätische Gestalt aufmerksam, der ein Mann zur Seite ging, dessen ganzes Wesen Klugheit, Besonnenheit und Ruhe ausdrückte. Es war das Kabinet des berühmten Königs Epirus; die darin Wandelnden waren Pyrrhus und sein erster Minister und General Cyneas, der Thessalier, ein geistreicher Redner. — Mein Führer veranlaßte mich, ihrem Gespräche zuzuhören, und bemerkte: der epirotische König, den selbst der große Hannibal im Angesichte Scipios nach Alexandern für den ersten Feldherrn ausgegeben, indem er sich nur den dritten Rang vorbehalten, habe auch, eben so wie Philipps Sohn, von den Stacheln der Eroberungssucht gereinigt, die große Lehre gegeben: daß ungerechter Angriff, aus habsüchtiger Politik, nicht immer erst im vierten oder zehnten Gliede gezüchtigt werde.

Cyneas sagte: Erinnere Dich nur, mein König! des Gespräches mit mir, ehe Du, mit den Römern Zwist zu suchen, nach Italien überschifftest, den trägen, weibischen Tarentinern einen Beistand zu leisten, den sie gar nicht verdienten. — Trotz der verhängnißvollen Tage, Deiner Kindheit lächelte Dir das Glück so freundlich, Du bestiegst, fast durch ein Wunder begünstigt, den väterlichen Thron wieder, der für Dein Haus für immer verloren zu seyn schien. Deine Großmuth, Deine Tapferkeit, Deine Kriegserfahrenheit, Dein hoher Geist hätten Dein Volk glücklich machen müssen. Ich rieth Dir zu Hause zu bleiben, die Wunden des Staats zu heilen, welche die Empörer bei der Thronentsetzung des Aeacidas, Deines Vaters, dem verwaisten Lande geschlagen hatten; aber der schönere Ruhm einer bloß beglückenden Herrschaft genügte Dir nicht.

Pyrrhus. Wenn ich aber Rom, das sich nach meinen Siegen schon für verloren hielt, würklich unterjocht, dann Sicilien genommen, nach Afrika überschiffend, selbst Karthago zu Boden geworfen hätte....!

Cyneas. Dann wäre Epirus dennoch erschöpft worden,

das Dir die Mittel zu Deinen Eroberungen darbringen mußte. — Aber das Glück, dem die fortgesetzten Anforderungen jedes Sterblichen sträfliche Verwegenheit sind, wandte sich von Dir ab; Deine frühern Siege verwandelten sich in Niederlagen; beschämt verließest Du Italien, scheitertest mit Deiner Unternehmung auf Sicilien, erreichtest die afrikanische Küste nie, und mußtest Dich glücklich schätzen, mit den Trümmern eines trefflichen Heers und einer gedemüthigten Flotte, die Gestade Deines Reichs wieder erreichen zu können, nachdem Deine Alles zermalmenden Elephanten, unter dem lauten Jubel Roms, den Triumph Deines Ueberwinders Curius verherrlicht hatten.

Pyrrhus. O, schweige davon, denn es ist sinnverwirrend! Aber der Ruhm eines Eroberers war zu verführerisch.

Cyneas. Und was fühltest Du, als Du in Dein ausgesognes Reich zurückkehrtest? — Reue? — Nein! Deine Eroberungssucht war noch nicht gesättigt.

Pyrrhus. O! wer je diesen brennenden Durst gefühlt hat, wird mich begreifen, und es nicht unnatürlich finden, wenn ich von Neuem mein Glück im Peloponnes versuchte.

Cyneas. Noch einige Sonnenblicke schenkte Dir ein günstiges Geschick. Dem Antigonus raubtest Du einen Theil von Macedonien, verheertest Lakonien, erwarbst Dir Argos durch Verrätherei und .....

Pyrrhus. O! sprich es aus, was Deine Zunge sich, zu sagen, scheut! — Der verhängnißvolle Name Argos schneidet in die innersten Nerven meines Herzens.

Cyneas. Ja! es ist schrecklich, daß der große Pyrrhus von Weiberhand durch einen Dachziegel niedergeschmettert werden mußte! — Und wenn ich auch vergessen wollte, daß es nur bei Dir stand, das, vor Deiner Herrschaft, unberühmte Cyprus, durch eine edle, weniger auf Dich berechnete, Verfassung, in der Reihe geehrter Staaten für immer zu erhalten, so kann ich es doch nicht verschmerzen, wie sehr Deine ungesunde

Politik ſich zugleich an der Welt verſündigt hat. Daß Du den Feind, den Du angriffſt, nicht genug kanntеſt, war Dein erſtes Vergehn; Dein zweites, daß Du ihm unterlagſt, und ein unſühnbares Verbrechen, daß Rom, von Dir befreit, nun keinen beſſern Gegner mehr zu fürchten hatte, als es das ſtolze Karthago zu vertilgen beſchloß, um die Herrſchaft der Erde mit Niemand weiter zu theilen.

Pyrrhus. Rechne mein Geſchick doch nicht zu meinen Fehlern!

Cyneas. Wer das Ungerechte beginnt, muß für jeden Ausgang einſtehen.

Pyrrhus. Zu meiner Zeit gab es keine andre Politik, als zu beſitzen und zu herrſchen.

Der Armenier ſah mich hierbei ſcharf an. Ich erinnerte mich, daß ich Richelieu etwas Aehnliches ſagen hören, und mein Führer erinnerte: „Nicht wahr? wenn ſich die Menſchen in vieler Hinſicht verändert haben — die Politik iſt ſich ſo ziemlich gleich geblieben? — Laß uns weiter eilen, wir haben nur noch wenig Zeit übrig.

„Noch grade habe ich völlig genug," erwiederte ich, „und wie mir ſcheint, nimmt dieſe Gallerie gar kein Ende." —

Wir gingen zurück. — Indem wir in einen andern gewölbten Gang einbogen, ſahe ich eine abermalige, unabſehbare Reihe von Gemächern. Der Begleiter errieth meine Gedanken und meinte: Hier wäre gar nicht auszulernen. Wenn ich nicht ſchon zu ſehr ermüdet wäre, könnte ich noch herrliche Despotenkabinette an dieſem Corridor in Augenſchein nehmen, als z. B. von Wilhelm dem Eroberer, Johann ohne Land, Eduard dem Erſten, Heinrich dem Achten.

„Und gewiß auch von den Stuarten!" fiel ich ein.

„Mit Nichten!" verſetzte er, „die haben nie ein Kabinet gehabt; denn auch das Schlechteſte verfolgt immer noch einen, wenigſtens nach ſcheinbaren Gründen, zu rechtfertigenden Plan;

aber jene Monarchen waren in der That politisch toll, und irren, wie Wahnsinnige, bloß in den äußern Gängen umher. — Doch siehe! da kommen sie selbst.“

Ich glaubte in Macbeths Hexenhöhle plötzlich hineinbeschworen zu seyn, wo die phantastische Königsreihe an den Zauberkessel dahinschwebt.

Voran schlich Jakob der Erste, dessen bigottes, eigensinniges Gesicht von der Schönheit seiner liebenswürdigen, unglücklichen Mutter, die auch er verließ, keine Spur verwahrt hatte. — Freundlicher folgte ihm Karl der Erste, aber die Befangenheit seiner Züge ließ auf Geistesverlegenheit schließen, die durch keine Begebenheit zu setzen war. Doch selbst der Gram und die Trauerkleidung, mit der er das Blutgerüst bestiegen hatte, vermochten nicht, die Lieblichkeit seines Wesens zu entstellen. Die Ausstattung der Natur machte ihn als einen echten Sprößling Mariens kenntbar. — Leichtsinnig, mit Augen, welche Sinnlichkeit und Hochmuth zugleich ausdrückten, kam nun Karl der Zweite. Unreif, trotz seiner widrigen Schicksale, schien er, hinter der würdevollen Persönlichkeit seines Vorgängers, ein mündiger Emporkömmling zu seyn. — Endlich schloß Jakob, der Zweite, der unbedeutendste von Allen, den melancholischen Zug.

Ich wurde ganz trübsinnig, als ich eine ganze Dynastie verblendeter Fürsten durch das stille Gewölbe dahinziehen sah. Ein unvermuthetes Ereigniß riß mich aus den niederschlagendsten Betrachtungen; denn plötzlich flog eine Thür auf, und ein derbes Mannshaupt, halb mönchisch, halb soldatisch, wild und devot, verschmitzt und herrisch, ernst und schadenfroh zugleich, wurde sichtbar, bohrte die Vorübergehenden drohend an, und entzog sich unserm Anblick eben so plötzlich unter einem höhnischen Gelächter, indem sich das Gemach wieder schloß. — Unwillkührlich öffnete ich, vor Erstaunen, Mund und Augen weiter. So wunderbar und furchtbar hatte ich mir Oliver Cromwell doch nicht gedacht. — Der kurze Commentar meines Füh-

ers zu der ganzen, gespenstischen Erscheinung erschütterte mich. Er sagte:

„Diese ganze Königsreihe zerstörte den neuerworbenen Thron durch zwei Tollhäusler-Ideen. Sie wollte, in einem protestantischen Lande, ihre Gewalt durch den Katholizismus begründen, und verwechselte den Thron von England mit dem Despotenstuhl Attilas — als wenn der Geist der Reformation ein Licht wäre, das jeder finstere Kopf nach Belieben ausblasen könnte, und die Verfassung von England auf einer Krämerdüte, und nicht im Herzen der Nation geschrieben gestanden hätte. Wenn das Bild eben so edel als treffend wäre, möchte ich behaupten: die Stuarts wären sammt und sonders darauf ausgegangen, sich den Tod zu hohlen, gleich den Fliegen, die, zehnfachen Abwehrens ungeachtet, sich immer wieder auf die nämliche Stelle sezzen, wo man sie endlich belauern und vernichten muß, um sich vor ihnen zu retten. — Elisabeths weitumfassender Geist hatte die Nation zur Folgsamkeit gewöhnt, weil sie that, was dem Lande frommte; aber sie hüthete sich wohl, die Repräsentation des Volks im Parlamente zu verhöhnen. Jakob des Ersten enge Seele flüchtete, aus Furcht vor einer zweiten Pulververschwörung, obgleich protestantisch erzogen, in die Arme der Jesuiten, und verletzte dadurch tödtlich den, bei weitem größesten Theil seiner Unterthanen. Die Puritaner hatten die Ideen von Freiheit und Menschengleichheit schon zu einem Nationalbegriff erhoben, und dennoch trotzte Jacob auf die unbeschränkte Willkühr seiner Macht. Dadurch rief er zuerst eine Opposition des Parlaments ins Leben, und der Groll des Volks folgte ihm in sein Grab. Karls des Ersten edlere Natur rettete ihn nicht von den eingesogenen Grundsätzen des väterlichen Hofes. Da er genöthigt war, die oftberufenen Parlamente, wegen Widersetzlichkeit, immer wieder aufzulösen, so regierte er einige Zeit ganz ohne Parlament. So hoffte er, souverain zu werden, und verlohr den Kopf unter dem Beile. — Nur der Abscheu vor der —

an ſich großartigen — Despotie des Protektors, die Richard Cromwell, ſeinem Vater gleich durchzuführen, keine Kraft hatte, konnte dem unbeſonnenen und ausſchweifenden Karl dem Zweiten die Krone noch einmal zuwenden; aber das Unglück ſeines Vorgängers hatte ihn nicht gewitzigt. Verſchwendung, Gewaltthätigkeit, Genußſucht und Begünſtigung der katholiſchen Partei beeinträchtigten die Freiheit der Nation von Tag zu Tage mehr, und ſein Nachfolger, Jakob der Zweite, ganz öffentlich zur römiſchen Kirche übertretend, wähnte, beim Tode ſeines Bruders, das Syſtem der Tyrannei ſchließen zu können, überſchritt jede Grenze der Willkühr, ſinnloſer, wie alle Vorgänger, und verhehlte es kaum, daß er dem Proteſtantismus in England das Garaus zu machen gedenke; aber kaum war ſein Eidam, Wilhelm von Oranien — nicht um ihn zu entthronen, ſondern nur, die religiöſen Ueberzeugungen vor Verfolgung zu retten — von der, im innerſten Leben gekränkten, Nation nach der britiſchen Küſte zum Beiſtande gerufen und erſchienen, ſo floh der feige Tyrann nach Frankreich und beſtieg den verlaſſenen Thron nie wieder. Doch wenn er ihn auch wieder gewonnen hätte, er wäre nicht anders geworden; denn wie durch den körperlichen Organismus ganzer Geſchlechter der Keim ſchwindſüchtiger Anlagen ſich forterbt, ſo ſcheinen auch die geiſtigen Krankheitsſtoffe politiſcher Verblendung und bigotter Beſchränktheit durch die ganze Familie der Stuarte verpflanzt worden zu ſeyn." —

Unterdeſſen verſchwand der traurige Zug. Die Luft in dem wunderſamen, großen Hauſe fing an, mir unerträglich zu werden, und ich hatte große Luſt, für die politiſchen Säze des Armeniers zuzugeſtehen, was er nur immer verlangte; ſo ſehr ſehnte ich mich wieder hinaus zu kommen. Sollten wir dieſe unabſehbaren Zimmerreihen ganz durchlaufen, ſo mußte ich ermatten. Der Begleiter errieth meine Wünſche und meinte: es wäre wohl Zeit, an den Rückweg zu denken. Da wir aber einmal die weite Fahrt gemacht hätten, verlohne es ſich wohl der

Mühe, noch einige besondere Anstalten des Pallastes kennen zu lernen. Dies gab meiner Neugierde weitern Anstoß.

„Eigentlich," äußerte er, „kamen wir nur her, um die eine Abtheilung des Gebäudes, das politische Fegfeuer, kennen zu lernen, und da haben wir, für unsern Zweck genug erfahren. Jetzt wollen wir am Rande der zweiten und dritten Region noch so eben hinstreifen, und uns dann nach Hause machen." —

Wir stiegen ein Stockwerk höher, wo der Eindruck des Gebäudes unbeschreiblich freundlich wurde. „Hier ist der politische Himmel!", nahm der Armenier das Wort wieder auf. „Kabinetsmänner, die durch einen kräftigen, reinen Willen und wahren Patriotismus sich ihrer großen Bestimmung würdig erwiesen haben, erhalten hier angenehme Wohnstellen. — Die Luft in dieser Region hat das Eigenthümliche, daß sie die, im eben verlassenen Stockwerke, wie mephytisches Gas, auf und abströmende Reue in Seelenfrieden auflöst. Nur auf einige Gemächer will ich Dich aufmerksam machen." —

„Hier, Nro. I. wohnt Chatam, in dessen Brust schon auf Erden ein Himmel erschlossen war, der noch größere Vater des großen Pitt. So einsichtsvoll als tugendhaft, strebte er, begeistert für sein Vaterland, unter steter Heiligachtung der Menschenrechte, jede politische Sünde vom Staatsgewissen Englands abzuwehren. Seine letzte Anstrengung galt der Freiheit Amerikas, dessen Unabhängigkeit er nach den Gesetzen der Vernunft für eben so gerecht als natürlich hielt. Seine glühende Seele hatte für irrdisches Wohl die letztern Funken gestreut; ohnmächtig wurde er aus dem Parlamente getragen." —

„Hier Nro. II. Ximenes, unsterblichen Andenkens, vom Schicksale bestimmt, manche Wunden, die der katholische Ferdinand schlug, dem gedrückten Spanien wieder zu heilen. Er war der einzige Großinquisitor, dem es um Erhellung des verdüsterten Landes zu thun war. Sein durchschauender Geist gab dem spanischen Kabinette den Einfluß, welchen es eine lange

Zeit behauptete. Sein vielleicht zu strenger Katholicismus gehörte seinem Jahrhunderte. Er verdiente diesen Platz hier im Himmel wohl.“ —

„Hier, Nro. III., Görz, lange Zeit Karls des Zwölften und des, durch den hochsinnigen, aber zu stürmischen König gedrückten, Schwedens leitender Genius, treu und beharrlich bis zum Schaffot, welches der irrdische Lohn seiner Verdienste wurde.“

„Hier, Nro. IV., Colbert, der Vater der Cultur Frankreichs, der Ludwigs des Vierzehnten prachtsüchtige Verschwendung für den, durch ihn neu aufblühenden, Staat, während der Dauer seiner Verwaltung wenigstens, unschädlich machte.“ —

„Hier, Nro. V., Walpole, der durch seine ruhige, kluge Einsicht und durch Vaterlandsliebe die Regierung der beiden ersten George verschönte. Ein glücklicher Friede blieb ihm, bei der Energie, womit er den Krieg führte, der Zweck aller Thätigkeit.“ —

„Auch der redliche, weise, menschenfreundliche Sully, den Frankreichs Heinrich der Vierte so liebte und verehrte, die Nation aber fast anbethete, genießt hier, Nro. VI. der schönsten Erinnerungen.“ —

„Auch Choiseul, an dem sein König ese bereuten Undank beging, ist weiter unten anständig eingerichtet.“ —

„Selbst Fleury, der matte Nachschimmer Colberts, hatte, unter Ludwig dem 15ten, Frankreich noch so gute Dienste geleistet, daß er ein Kämmerchen, dort unten, in den hintersten Kämmen erhielt. Wer weiß, ob er ohne die, zu lebendige Theilnahme an der Bulle Unigenitus, wobei er mehr den fanatischen Bischof, als den Staatsmann durchblicken ließ, hier nicht viel besser untergebracht worden wäre.“ *) —

*) Die Bulle Unigenitus erhielt ihr Daseyn in der devotesten Lebensperiode Ludwigs des 14ten, indem sein Beichtvater le Tellier diese unchristliche, jetzt außer aller Wirksamkeit stehende kirchliche Constitution, im Jahre 1713, dem Papste Clemens dem 11ten ab-

„Doch was helfen Dir alle Namen weiter, wenn Du dieſe Einrichtung überhaupt nur kennen gelernt haſt. In allen drei Regionen ſind, wie Du ſelbſt erachten kannſt, noch viel Gemächer leer, denn das Ende der Tage iſt noch nicht gekommen, und die Zeit ſpinnt ihren Faden zum wunderbarſten Gewebe noch immer fort; aber verhältnißmäßig iſt dieſe politiſche Himmelsregion doch am wenigſten belegt, und überhaupt ſind Himmel und Hölle nur durch Minima beſetzt, weil Du wohl weißt, daß die regierenden Fürſten ſelbſt ohne Verantwortlichkeit, alſo auch ohne Strafe und Belohnung für ihr politiſches Treiben und Thun bleiben müſſen. Im Fegefeuer freilich hat es eine andre Bewandniß, wie wir zur Genüge geſehn haben.“

Ich ſchüttelte bedenklich den Kopf, mein Geſellſchafter achtete aber wenig darauf, und hieß mich, ihm nun abwärts, in die Hölle zu folgen, wobei mir graute.

„Bequeme Dich nur zu dieſem letzten Gange noch!“ ſagte er.

„Aber mir wird ganz angſt und bange!“ verſetzte ich, „und ich wünſchte, aufrichtig geſprochen, ich ſäße erſt wieder unter

---

nöthigte, „Unchriſtlich war ſie nicht ſowohl deswillen, weil ſie dem Janſenismus in Frankreich den Todesſtoß geben ſollte, ſondern wegen des Anathems, das gegen eine Menge, faſt durchgängig mit dem Inhalte der heiligen Schrift und den Erklärungen der Kirchenväter übereinſtimmender, Sätze des berühmten Quesnels, die ſeinen moraliſchen Betrachtungen, über das neue Teſtament, zum Grunde lagen, ausgeſprochen war. Sie ſollte ein Rachewerkzeug der Jeſuiten werden, und hätte beinahe ein völliges Schisma in der katholiſchen Kirche erzeugt. Die dadurch veranlaßten Bewegungen ſind, während einer Reihe von zwanzig Jahren, nur durch despotiſche Gewaltſchritte der, Ludwig den 15ten leitenden Faction, an deren Spitze der Cardinal Fleury ſtand, wieder gedämpft worden. Mit der Aufhebung des Jeſuitenordens verlohr die Bulle ihre Authorität immer mehr, und wird jetzt von den Päbſten ſelbſt nicht mehr, als Glaubensregel betrachtet.

Aus d. Anmerk. d. Hrn. Syndikus.

Deinem Mantel, oder noch beſſer, ich läge zu Hauſe in meinem Bett."

Er lächelte, faßte mich bei der Hand, und zog mich fort. Wir ſtiegen bis in die Keller unter dem Erdgeſchoß. Ein fahles, von unſichtbaren Fackeln ausgeſtreutes, Licht warf ſich auf alle Gegenſtände, Leichengeruch wehte an den kalten Mauern hin, und mitten durch den froſtigen Hauch zuckten einzelne Ströme heißer Luft, als wenn uns Fieberhitzige anathmeten.

„Hier iſt es gräulich!" ſtammelte ich heraus. „Mache nicht lange an dieſem verfluchten Ort, oder ich erliege! Mein Herz will ſich zur Bruſt hinausklopfen. — Aber, was iſt das?"

Ich ſah eine lange, unüberſehbare Tafel, mit hunderten von Gedecken, unter der ſtillen, grauſenhaften Halle ſtehen. Kein lebendiges Weſen war zu erſpähen, aber der Tiſch völlig belebt.

„Tritt näher!" flüſterte mein Erklärer. „Die Bewohner dieſes Geſchoſſes werden gleich zur Tafel gehen. Sieh! die Schüſſeln werden ſchon aufgetragen. Die Gäſte treten bereits aus allen Thüren." —

„So war's — Ich konnte mich nur taumelnd nähern — ich ſahe — und meine Zähne klappten zuſammen — menſchliche Leiber, entſeelt durch Dolch, Strick und Hunger, von Schwertern zerſtückelt, von Geſchoß zerriſſen, in glühenden Pfannen als Speiſen aufgetragen; die Becher aus Schädeln bereitet, ſprudelten ſiedendes Blut und brennende Thränen. — Leichengewänder vertraten die Tiſchlaken und über jedem Gedeck lag ein gebrochener Traktat als Mundtuch. — Ketten und Henkersinſtrumente verſchlangen ſich zu phantaſtiſch-ſchauderhaften Feſtons um das thyeſtiſche Mal, und ſtatt der Blumenvaſen ſtarrten, in grauſigen Gewinden, bittend zuſammengefaltene Hände, gefeſſelte Arme, ſterbende, gebrochene oder weinende Augen, aus qualmenden Oefnungen der Tafel, hervor in die Höhe, wie ein Flehen um Rache gen Himmel gerichtet.

Ich wollte umsinken. Der Führer legte mich an seine Brust, hielt mir die Stirn und sprach bewegt:

„O! man hat nur zu lange geglaubt, daß es für politische Sünden keine Ewigkeit und keinen Richter gebe, und daß nur die Lasterthat des einzelnen Bürgers auf ein höheres, als das bloß geschichtliche Urtheil warte. — Ermanne Dich einen Augenblick! Wir ziehen gleich von hinnen."

Und nun sprach er weiter:

„Der aus der nächsten Nähe herausschleichende, ist Pombal. Der Adel seiner Gestalt ist unverwüstlich, wie Du siehst. Ein seltnes Genie macht ihn der Geschichte unvergeßlich. Er hat vieles Gute bewürkt; die Landescultur gehoben, den zu großen Einfluß der Geistlichkeit beschränkt, den stolzen Uebermuth des hohen Adels gebändigt, die Grausamkeit der Inquisition gemildert, die still wuchernde Pflanze des Jesuiterordens in Portugall mit der Wurzel ausgerottet — und Du wirst Dich wundern, daß wir ihn hier finden. — Hätte er nur nicht den fürchterlichen Grundsatz des, von ihm vertriebenen Ordens: *) daß der Zweck die Mittel heilige, selbst ausgeübt, und durch sieben und zwanzig Verwaltungsjahre zu viel blutige Opfer fallen lassen, oft so grausam hingeschlachtet, daß auch das schönste Streben dadurch für geschändet erachtet werden muß; hätte er nicht der Rache statt der Staatsklugheit, der unbeschränktesten Despotie statt der Macht des Gesetzes, der rücksichtslosesten Beherrschung des Königs, seines Herrn, statt eines durch Vernunft begründeten Einflusses seine außerordentlichen Kräfte geweiht, und die Menschheit mehr geliebt, wie seine stolzen Pläne — Fürwahr! wir hätten ihn eben bei Chatam und Ximenes gefunden. Aber seiner großen Verdienste willen, wird die Begnadigung des strengen Richters ihn einst gebessert aus diesem Aufenthalte des Entsetzens abrufen, denn Joseph Emanuels

*) 1759.

Schwäche,*) hat einen großen Theil zu seiner Verschuldung beigetragen.“ —

„Zunächst siehst Du nun Alberoni an den Tisch treten. Als Staatsminister Philipps des Fünften **) hat er Verdienste um Spanien, die auch ihm vielleicht künftige Rettung von hier erwürken, aber für einen Cardinal hat er zu viel blutige Händel erregt, als daß er dieser Verdammniß hätte entgehen können ***). Seine Politik war von der verruchtesten Art; falsch, betrügerisch, grausam. In seine Entwürfe verliebt, hetzte er die europäischen Staaten an einander, ohne glücklich genug zu seyn, seine politischen Verbrechen durch günstige Erfolge gekrönt zu sehen. — Ist Dir je eine verschmitztere Bildung zu Gesicht gekommen?“ —

„Den Folgenden betrachte Dir einmal genauer. — Harte, unmenschliche Züge, welche von allen Leiden der Hölle noch nicht erweicht sind. — War es nicht ein unbegreiflicher Mißgriff Ludwigs des Vierzehnten, diese kriegerische, blutdürstige Natur, welche zum Kriegsminister allenfalls taugen mochte, zugleich zum Minister Staatssecretair zu machen? Du wirst nun von selbst den unbändigen, doch willensstarken und geistvollen Louvois in ihm erkennen. Ein gräßlicher Mann, der, um das unsymmetrische Fenster in Trianon, Hundert Tausende von Franzosen und Feinden auf die Schlachtbank führte, damit sein König ernster beschäftigt würde ****). — Neid, Stolz und Härte ver-

*) Von 1750 bis 1777.

**) † 1746.

***) Seine Politik war so bösartig, daß die europäischen Mächte ihn, als den allgemeinen Ruhestörer anklagten, ohne dessen Verbannung kein Friede zu Stande kommen könne, und er wurde 1719 würklich aus Spanien verwiesen.

Anmerk. des Setzers.

****) Der König hatte sich mit vielem Verdrusse über das Mißverhältniß eines Fensters in dem neu erbauten Trianon geäußert. Louvois bemerkte hierauf: es sei hohe Zeit des Königs Aufmerk-

schwisteten sich so lang in seiner unbeweglichen, starren Brust, daß er den, durch Colbert geschaffenen Flor Frankreichs niedertrat, um Schlachten liefern zu können. Er gab die grausame Veranlassung, daß die herrlich blühende Pfalz zur Einöde gemacht, die Niederlande verwüstet, Deutschland, zur Schaubühne unsäglichen Jammers verheert wurden. Und wenn alle diese glänzenden Mordthaten dem erschöpften Frankreich noch einigen, wahren Gewinn gebracht hätten! Wenn der große Ludwig dadurch nicht so klein, Englands Seewacht nicht entschieden begründet, die Politik Hollands nicht erst recht befestigt worden wäre! **) — Mit einer solchen Ausstattung der Natur hätte dieser Louvois unsterblich werden müssen, und ist die Geißel seines Vaterlandes und der benachbarten Staaten geworden. Für diese politische Todsünde wird der Unverbesserliche hier noch lange, lange siedendes Blut trinken müssen!" —

„Ihm gegenüber steht Calonne, der leichtsinnige Berather des unglücklichen sechszehnten Ludwigs; keine böse Seele, wie seine anmuthigen Züge schon andeuten; aber eben so talentvoll als unbesonnen, eben so verschwenderisch als einsichtig, war er es, der das schon leck gewordene Staatsschiff auf die Klippe führte, wo es scheitern mußte. Wunderbar genug siehst Du in dieser politischen Hölle auch den politischen Leichtsinn verdammt. Doch

---

samkeit auf wichtigere Gegenstände hinzuleiten, und war seitdem mit bemüht, den unglücklichen, neunjährigen Krieg gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England — der mit der barbarischen Verwüstung der Pfalz begann, und 1697 durch den Ryswiker Frieden beendet wurde — einzufädeln.

Aus d. Anmerk. d. Hrn. Syndikus.

**) Der Verfasser hat wohl nicht so sehr die Resultate des Ryswiker Friedens, als das große Hauptresultat der Regierung Ludwigs des 14ten überhaupt im Sinne, zu denen Louvois, so lange er lebte, das Seinige eifrig beigetragen hatte.

Aus d. Anmerk. d. Hrn. Syndikus.

iſt er nur zum Thränenbecher verurtheilt, weil er das Böſe nicht wollte, doch zu hindern unterließ. — Nachdem er den furchtbaren Zuſtand der Finanzen durch alle Künſte ſeines erfinderiſchen Kopfs verheimlicht, und mit immer neuen Geldopfern den Glauben der Nation: daß die Quellen noch nicht verſiegt wären, lange genug hinzuhalten gewußt hatte — nur damit er nicht ſtirbt — griff er doch endlich zu dem letzten Mittel, das nur die Verzweiflung gebiethen konnte. In ſeinem Hirn entſprang die unſeelige Idee, durch die Notablen die Begränzung ſeiner Einſicht erweitern zu laſſen, und Ludwig gab nach *). Aber als das Volk ſahe, daß die Regierung in der Weisheit der Nation ihre Rettung ſuche, und der, ſonſt ſo rückſichtsloſe, Vormund ſich unter die Tutel des Pflegbefohlenen zu ſtellen, genöthigt werde, fielen die Schranken der Furcht und mit ihnen die Pflichten des Gehorſams zuſammen, und die große Revolution erſchütterte die Welt.“ —

„Hier ganz nahe, uns zur Linken, ſteht Graf North, der despotiſche Miniſter eines freien Staats. Die Schuldenlaſt mit der er England faſt erdrückt hat, wiegt eben ſo ſchwer, als die Kette ſeyn ſollte, die er den jungen Freiſtaaten in Nordamerika anzulegen gedachte. Ohne ihn würde die Geſchichte Georgs des Dritten ein ſchöneres Blatt in den Annalen Großbritanniens füllen. Wenn Pombal das unentwickelte Portugal, Richelieu das an Sklaverei ſchon gewöhnte Frankreich mit tyranniſcher Gewalt darnieder hielt — in England war der geſetzlich gewordene Freiheitsſinn, ſeit einem Jahrhundert bereits, zur vollen, männlichen Reife gelangt, und Norths Sünde war größer, als daß ſie vergeben werden könnte, da er die Menſchheit von ihrer Veredlung zur Nichtswürdigkeit zurück und hinabreißen wollte. Das Glück der Befreiten, die öffentliche Stimme Englands, die

*) 1787. Gleich darauf wurde Calonne entlaſſen und floh aus dem Reiche. Anmerk. des Setzers.

Ansicht der Edelsten und Weisesten im Parlamente, die Wünsche der Besseren auf der ganzen Erde und, vor Allen, ein höheres Geschick haben gegen ihn entschieden. Aus der politischen Hölle wird keine Erlösung für ihn seyn." — —

Halb ohnmächtig hatte ich die Erklärungen angehört; mit einer Spannung und Beklommenheit, die unser sich bemächtigt, wenn wir Verbrecher zum Tode führen sehen. Die Plätze um den Tisch waren indessen eingenommen, und mein Führer wollte in seiner Charakteristik fortfahren, als ein herzdurchschneidender, kläglicher Ton, wie aus dem Boden, herauf dröhnte, und eine Stimme daraus sprach: „Ihr Nimmersatten! greift zu!" — Alle streckten die Arme nach den Bechern — führten sie an die blassen, bebenden Lippen — der Abscheu überwand mich, und der Armenier sah, daß ich unterliegen wollte. Mit kräftigen Armen trug er mich die dunklen Stiegen hinauf, bis an die kleine Ausgangspforte. Sie that sich vor uns auf, und kaum war ich in die freie Luft geretirt, so traten alle Bilder der eben gemachten Erfahrungen tief in den Hintergrund meiner Seele, als wenn zwischen ihnen und meiner Erinnerung eine lange, lange Zeit läge.

Betroffen sah ich den Armenier an. „Sage mir, was ist das!" sprach ich, nach langem Besinnen. „Ich habe so viel, und doch nichts von dem gesehen, was eigentlich mein Herz erfüllt. Als wir an Ort und Stelle waren, wollte ich nach tausend Dingen fragen; aber jeder Schritt weiter ließ mich immer die Frage wieder vergessen. Ich wollte Napoleon sehen und den jüngern Pitt, durch Dein Fernrohr einmal nach Griechenland schauen und in den Divan zu Konstantinopel. Alles ist versäumt! was ich sehr bereue." Jener versetzte:

„Alle diese Fragen sind zu vorzeitig; sie berühren oder füllen die Gegenwart zu sehr, und dann wird mein Glas sehr trübe. Ueberdies werden Napoleon's und Pitt's Kabinette erst eben eingerichtet. Willst Du übrigens Dein Herz beruhigen, so

suche Dein Heil nicht in politischen Aufschlüssen. Sie sind bloß Nahrung für den Verstand."

„„Aber sind nicht die Objecte der heutigen Politik ganz geeignet, das glühende Herz zu füllen? — Der Jammer Spaniens, die Befreiung Griechenlands, das Schicksal Südamerikas, die Rettung der heiligsten Menschenrechte aus dem Kampfe selbstsüchtiger Interessen — was sagen die einsichtsvollsten Regenten und Staatsmänner Europens darüber?""

„Nichts!" entgegnete er trocken.

„Nichts?" fuhr ich fort. „Nun, was denken sie hierüber?"

„Daß weiß ich nicht!" entgegnete er eben so.

„O! Du weißt mehr, als Du mittheilen möchtest!" rief ich übereilt aus. „Wer bist Du denn?"

„Mich wundert, Freund!" sagte er lächelnd, „daß Du grade diese Frage so spät und nebenher thust. — Ich bin Apollonius von Tyana!"

„„Wie? — der unsäglich gelehrte Wunderthäter und Weise? der die Völker belehrte, die römischen Kaiser bereith und Todte erweckte?"" *)

„Wer anders hätte Dich hierher führen können?"

*) Apollonius von Tyana in Kappadozien, ein Zeitgenosse Christi, hat durch seine Kenntnisse, so wie durch seine Schwärmerei, die sich der Theurgie, Magie und Necromantie hingab, ein außerordentliches Aufsehn in der heidnischen Welt erregt, dergestalt, daß Kaiser Alexander Severus den Apollonius, so wie Christus, Abraham und Orpheus, im innersten Heiligthume seines Pallastes, unter den Hausgöttern verehrte, Caracalla — den Apollonius vergötterte, und ihm Tempel weihte. In vielen Städten Kleinasiens und Griechenlands wurden ihm Tempel, Altäre und Bildsäulen errichtet, und wenn gleich der, von Philostrat — lebte zu Ausgang des 2ten und in der ersten Hälfte des 3ten Jahrhunderts — geschriebenen Biographie dieses merkwürdigen Mannes wenig zu trauen ist, da sie von Wundern und Abentheuern wimmelt, ja für eine Parodie der Lebensgeschichte Christi selbst gehalten worden ist, so bleibt denn doch immer noch dasjenige, was wir historisch als wahr annehmen müssen,

„Warum verkleidest Du Dich in dieses fremde Gewand?“

„Weil es bequem ist, und ein Mann meiner Art in dieser Tracht gern gesehen wird.“

„O so beschwöre ich Dich! Zeige mir Griechenlands, zeige mir Europens Zukunft!“

„Thor! Du sollst die Gegenwart benutzen, die Vergangenheit auffassen, aber nicht die Zukunft durchdringen. — Kennst Du das Schicksal des Ikarus, der sich zur Sonne erheben wollte?“

„„Weise mich nicht mit Fabeln ab!““

„Willst Du wirklich belehrt seyn, wo Dir bloße Ahnungen ersprießlicher sind?“

„„Auf meine Gefahr! Immerhin!““ — —

Sein Mantel umhüllte mich. Wir begannen von Neuem die luftige Fahrt, aber immer aufwärts, bis mir Blut aus Augen und Ohren trat. — „Nicht höher!“ bat ich.

„So schaue jetzt hinab auf die Erde! Schau in ihre Zukunft!“

Ich blickte hinab auf die rollende Kugel, die mir keinen Augenblick gestattete, auf einem ihrer Punkte zu verweilen. Blos ein seltsames Gewirr stand vor meinen schwindelnden Blicken.

„Du äffst mich!“ rief ich erzürnt aus. „Ich sehe ja gar nichts!“

„Nun!“ erwiederte er. „Setze Dein Unvermögen nicht auf meine Rechnung. Die Zukunft erspähen, ist ein Fernsehen. Taugt Dein Auge dazu nicht, so betrachte das Ding einmal näher!“

---

hinreichend, einen ganz besondern Zusammenfluß von Verhältnissen Thatsachen und Kräften in dem Leben des Apollonius mit Staunen wahrzunehmen. Die von alten Schriftstellern ihm beigelegten Werke, müssen einen Schatz von Gelehrsamkeit enthalten haben. Uns ist nur eine Sammlung von Briefen übrig geblieben, deren Aechtheit aber auch Niemand verdächtigen kann.

Aus d. Journal d. Hrn. Syndikus.

Unvermuthet war ich aus dem Mantel losgewickelt, deſſen Zipfel ich vergeblich ergriff um mich über der bodenloſen Tiefe zu halten; er blieb in meiner Hand zurück. Mit der Schnelligkeit eines Lichtſtrahls ſchoß ich hinunter — jetzt ſollte ich eben an dem harten Boden zerſchellen, als ich in die Höhe fuhr und — erwachte. — Den Aermel meines Mantels hielt ich noch zwiſchen die Finger gekniffen. Die Traumempfindung des Sturzes und das Gefühl der Rettung zwangen mir ein ſchallendes Gelächter ab.

Beſinnung.

Einiger Zeit bedurfte ich, um mich wieder zurecht zu finden. Bald aber brachte die friedliche Umgebung — lauter Eigenthum des abweſenden Freundes — die Eindrücke des geſtrigen Abends und alle durch ſie hervorgerufenen Vorſätze in meine Erinnerung zurück. Ich gedachte meines Zwecks, der durch das wunderbare Traumgebilde der verfloſſenen Nacht ſehr erleichtert ſchien, da mir eine Menge von Namen und Thatſachen noch vorſchwebten, die ich nun, bei meinen Betrachtungen beſtens benutzen wollte.

Voll innigen Vertrauens verrichtete ich mein Morgengebet. Meine Bruſt war voller Frieden. Die Schattenſeite der menſchlich geſelligen Verknüpfung behielt wenigſtens einen goldenen Saum, wenn ich bedachte, daß das Unrecht ſich immer ſelbſt beſtrafe, und, am Ende, wider Willen das Gute befördern helfen müſſe.

Auf einem Spaziergange durch den balſamiſchen Morgen ſammelte ich meine, ſich durch einander jagenden Ideen, und brachte ſie, in den nächſten Tagen, unter ſtiller Muße, zu Papier.

Wer dieſen ſchwärmeriſchen — ich will nicht grade ſagen chimäriſchen — Aufſatz durchzuleſen Muth hat, findet ihn hier unmittelbar folgen. Ich ſelbſt hätte nicht geglaubt, daß der

trockne, kalte Stoff, den ich zu bearbeiten hatte, so viel Herzenswärme erforderte, und einen verführen könnte, Schlösser über Schlösser in Luft zu bauen. Wer sind nicht auch Winterlandschaften reich an glänzenden Lichtern? und tritt nach großer, schmerzlicher Erstarrung in der Kälte nicht gerade das Blut kochend heiß in die Fingerspitzen zurück? —

Die Politik.

Das Wort ist vielfältig gemißbraucht worden. — Schon von einem Knaben sagt man: „Es ist ein politischer Junge!“ wenn er geschickt Verlegenheiten zu entgehen, oder ist er darin, sich mit Gewandtheit herauszuhelfen weiß, auch von selbst bemerkt, was er zu thun habe, um aus den Umständen Vortheil zu ziehen, könnte es auch nicht anders, als mit Verkürzung seines Spielgenossen, geschehen.

Politische Menschen im bürgerlichen Verkehr sind nichts anders, denn diese politischen Knaben, als Männer gedacht, also nach einem vergrößerten Maaßstab gezeichnet. Sie kommen selten zu kurz, und kennen mehr die Vorschriften der Klugheit als das sittliche Gesetz der Selbstverläugnung, wenn es auf den zu berechnenden Vortheil ankommt.

Im höhern Sinne des Worts ist darunter immer die Staatspolitik verstanden; man theilt sie in eine innere und äußere, und beide haben eine gute und böse Bedeutung.

Eine gute innere Staatspolitik nennt man eine solche, welche zur Erreichung des Gesammtwohls die gesetzlichen Einrichtungen nicht allein zweckmäßig trifft, sondern auch zweckmäßig ausführt. Eine solche Politik betrachtet Regierung und Volk als völlig in einander verschmolzene Einheit.

und den Lehren der Klugheit mit den Gesetzen der Gerechtigkeit als sich nirgend widersprechend.

Eine böse innere Politik ergiebt sich, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, als realer Gegensatz der guten, schon von selbst. Sie betrachtet Regierung und Volk als zwei geschiedene, einander gegenüberstehende Größen, und stellt die Klugheit als unumschränkte Gebieterin der Gerechtigkeit entgegen, wo diese ihr die Mitwürkung versagt. Sie trachtet unaufhörlich danach, die eine Größe — das Volk — zu vermindern, um die andere — die Regierung — zum stets vermehrtem Uebergewicht gelangen zu lassen, bis jene Null geworden ist. —

Die äußere Staatspolitik ist die Kunst, Wissenschaft, das System der Klugheitslehre, auf welche Weise Regierung gegen Regierung sich vortheilhaft zu stellen und zu handeln habe. — So einfach diese, leicht zu findende Begriffsbestimmung auch immer seyn mag, so schwer ich ihre theoretische Ergründung, so verworren ihre praktische Anwendung geworden, und daher hat sie — wunderbar genug — den Ereignissen gar häufig dann die bedeutendste Gestaltung gegeben, und unverdient eine große Rolle gespielt, wenn sie mit ihrem eignen Wesen in Widerspruch trat, also als Kunst ihre Ideen, als Wissenschaft ihre Grundsätze, als System kluger, praktischer Berechnung ihre höchsten Zwecke aufgab. —

Aus der mannigfachen Bedeutung des Wortes Politik, treten jedoch zwei allgemeine Kennzeichen dem Beobachter entgegen, nämlich: Bezweckung des Vortheils und kluge Berechnung der Verhältnisse zur Erreichung des Vortheils; sei er positiv oder negativ (d. i. Schadensentfernung) ist dabei ganz gleich.

Hier beschäftigt uns bloß die Staatspolitik; nicht als wenn wir die Theorieen oder Verfahrungsweisen einzelner Staaten und Kabinetsmänner zu zergliedern uns getrauten, sondern, wo möglich in einem erträglichen Zusammenhange unsre eignen Ansichten, und was wir von dem so viel besprochenen Gegen-

stande für wahre oder irrige Vorstellungen hegen, an den Tag zu fördern.

Und damit wir unsere Aufgabe, um davon nicht überwältigt zu werden, nach Möglichkeit begrenzen, sondern wir nach das ganze große Gebiet der innern Staatspolitik hier gänzlich ab, weil diese, als reine Folgerung aus einer guten Staatsverfassung sich von selbst ergiebt, und der Versuch, den Staat in seinen allgemeinsten Umrissen zu zeichnen, schon gewagt worden ist.

Sonach bliebe uns für den aufgestellten Zweck die äußere Staatspolitik allein noch übrig; und auch ihr Reich ist fast unübersehbar. — Laßt uns von den einfachsten Grundsätzen ausgehen, auf welche, glücklicherweise auch, die verworrensten Gegenstände menschlichen Nachdenkens zurückgeführt werden können, weil sie sonst gar keiner vernünftigen Behandlung fähig seyn würden.

Wo der Mensch auf der Erde auch vorgefunden werden möge, mit ihm zugleich stellt sich der Gesellschaftszustand dar, so roh und gebildet letzterer auch immer erscheine.

Der rohe unterscheidet sich von dem gebildeten Gesellschaftszustande darin, daß in diesem die Einwürkung der Vernunftsaussprüche, in jenem das Uebergewicht physischer Kraft vorwaltet, und eine unendliche Stufenreihe wird, von der bloßen Herrschaft äußerer Gewalt bis zur Magistratur der Vernunftgesetze, hinauf gedacht werden müssen.

Von da an, wo der Wilde in seinem Weibe nur die Beischläferin und Sklavin erkennt, bis zu der Höhe der Chevallerie, wo der Ritter, im sittlichen Anschauen der geliebten Frau, den schönsten Antrieb zu einer edlen, hochsinnigen Bestimmungsweise seiner Thätigkeit findet — welch eine Erhebung der menschlichen Natur mußte da schon vorangegangen seyn.

Wer die menschliche Natur historisch und philosophisch zu

gaben unternimmt, kann ſich nicht wohl die große Wahrheit verhehlen, daß es dieſer Natur unmöglich iſt, ſtill zu ſtehen, oder eine feſtgeſteckte Grenze ruhig zu behalten. Dieſes ewige Fortſchreiten iſt zwar durch umgebende Verhältniſſe, durch eintretende Ereigniſſe bedingt, aber der Menſch klammert ſich feſt an ſie an, um durch ſie vorwärts, auch wohl rückwärts geſchleudert zu werden; doch im letztern Falle verdoppelt das Geſchick meiſtentheils die Entwickelung unſres Geſchlechts, und die Ausbeute geſchichtlicher Forſchung bleibt wohl die beruhigende Ueberzeugung, daß die Menſchheit, in der Maſſe betrachtet, höher ſteige.

Dieſes unwandelbare Fortſchreiten geiſtiger Veredlung iſt eine Frucht der Veredlung des Geſellſchaftszuſtandes und wiederum der Saame zu deſſen weiterer Erhebung. Aus bloßen Familiengeſellſchaften werden endlich Staatsgeſellſchaften, freilich nicht durch bloße Vorſchrift der Vernunft, ſondern nach den Geſetzen der Nothwendigkeit, bedingt durch eine Maſſe von Thatſachen, welche nicht bloß im menſchlichen Willen, ſondern in unabwendbaren, geſchichtlichen Ereigniſſen, denen der menſchliche Wille zu folgen lernt, ihren Grund haben. Die Staatsgeſellſchaften nun müſſen ſich ebenfalls veredlen, jemehr deren Bedeutung nach ihrem höchſten und letzten Zwecken erkannt wird; die bloß phyſiſche Kraft wird ſich je mehr und mehr vor der Herrſchaft der Vernunft beugen, und ſomit die Willkühr in Geſetze übergehen.

Dieſelbe Vernunftnothwendigkeit: wie der Menſch zum Menſchen in der Staatsgeſellſchaft ſtehen müſſe, tritt auch in der großen Weltgeſellſchaft, alſo auch bei Staaten gegen Staaten ein. Das Naturgeſetz der Staaten zu einander kann kein anderes ſeyn, als das des Menſchen zum Menſchen im einzelnen Staate, denn das Element, was behandelt werden ſoll, iſt gar nicht verändert, ſondern bloß die Maſſe dieſes Elements hat ſich mehr ausgedehnt.

Man verständige sich nur darüber, was das Naturgesetz aller menschlich-geselligen Verbindung sei.

Welche schlechte Anwendung des Worts bei den Wahrnehmungen und Erfahrungen, die der rohe Wilde zu machen, Gelegenheit gab, welcher ja mit der schönsten Hälfte seines Wesens, mit der geistigen, erst im Menschwerden begriffen ist! Als wenn ein, noch in der Thierheit befangenes, dem Menschen bloß nach äußern Umrissen ähnelndes, und mit scharfen Sinnen begabtes, Geschöpf, das seine Feinde frißt und nur die Befriedigung der Begier kennt, die Richtschnur zu einem Naturgesetze für die Menschheit geben könnte! — Wenn ein solcher dagegen Naturmensch heißen dürfte, der die Bestimmung erreicht, welche bei der Schöpfung des Menschen bedungen war, und, in der Blüthe geistiger Entwickelung, die abstracte Idee der schaffenden Kraft möglichst in sich individualisirt, also der Natur seines Geschlechts entspricht; so verdienen Keppler, Schakspear und Fichte den Namen von Naturmenschen bei weitem eher, als ein Karaibe oder Feuerländer, die aus dem dumpfen, thierischen Bewußtseyn fast nicht heraus zu gelangen vermögen.

Diese ergraute Verwechselung von Thiermensch und Naturmensch hat eine Schaar verkehrter Begriffe in die Welt gesetzt, ja sogar zu einem Naturrechte Veranlassung gegeben, welches, glücklicherweise als höchst unnatürlich erkannt, seine unseeligen Folgerungen nicht weit zu verbreiten im Stande gewesen ist, und man ward so ziemlich darüber einig, daß Naturgesetz und Vernunftgesetz, auf die Coexistenz des Menschen gedeutet, wohl völlig Eins und dasselbe sei.

Gewiß bestanden schon alle geistigen Wahrheiten, ehe man dahin gekommen war, sie auszusprechen. Eben so gewiß gab es objectiv ein Natur- und Vernunftrecht schon zu jenen Zeiten, wo die Vernunft selbst noch im tiefsten Schlafe lag, und man jenes in jedem Augenblicke verletzte. Die Aufstellung eines Naturrechts daher konnten die Philosophen wohl nur um des-

willen versucht haben — nicht um auszuführen, was in einer längst entschwundenen Welt hätte geschehen sollen, denn dies wäre eine ganz unnütze und vergebliche Arbeit; noch weniger, was wir selbst zu beobachten hätten, wenn, nach Auflösung der Staatsgesellschaften, wir wieder in den Urzustand zurückkehrten, denn dies wäre völlig ungereimt; sondern, um die Gesetzgeber zu lehren, durch welche höhere Gesetzgebung ihre positive beschränkt werde, und welche Rücksichten sie nehmen müßten, den Inbegriff derjenigen Rechte, welche dem Menschen auch in der Staatsgesellschaft unveräußerlich verbleiben, zu erhalten und zu sichern.

Diesem Zwecke gemäß, sehen wir denn nun auch das Naturrecht, von den scharfsinnigsten Geistern, so behandelt, daß sich seine Sätze, nur unter einer fortgesetzten Fiction von Urzuständen, einzig in Anwendung bringen lassen, und man hüthe sich wohl, diese Behandlungsweise als eine bloße Uebung, für den philosophisch-juristischen Scharfsinn, zu betrachten. — Es ist freilich eine ganz wunderbare Wissenschaft, welche, ihrem Wesen nach, jeder andern Gesetzgebung praktisch hätte vorangehen sollen, und ihr dennoch erst, als höchster, strahlender Punct juristischer Philosophie, theoretisch folgt; denn es ward dann erst möglich ein System des Naturrechtes aufzubauen, als man vollständig die Grenze erkannt hatte, wo die beiden Gebiete der innern und äußern Rechte und Verbindlichkeiten sich trennen, und nun unternahm es die Vernunft, die ganze Reihe der äußern, also erzwingbaren, Rechte in der bloßen Stellung des Menschen zum Menschen, außer dem Staate, zu entwickeln, weil die positive Gesetzgebung im Staate die Vernunftsatzungen vertritt und jeder Einzelne dadurch genöthigt wird, im Genuß der Garantie eigner Existenz und der damit verbundenen Rechte, auch die des Andern in gleicher Garantie gelten zu lassen.

Setzen wir uns daher in den Urzustand zurück, so ergiebt sich zunächst: daß die Existenz eines Menschen an sich eine bloße Thatsache sei, und kein Rechtsverhältniß aufstelle; denn im Zu-

ab völligen Alleinſitzes kann, wenn von äußern Befugniſſen
Rede iſt, der Alleinſetzende thun, was er will. Wenn der
chtsbegriff ins Leben treten ſoll, muß erſt ein Verhältniß
iſchen einer und noch einer Perſon gegeben werden, alſo die
xiſtenz. Jede Coexiſtenz bildet eine natürliche Begrenzung
ſonſt ins Unermeßliche hinausreichenden Befugniſſe, und dieſe
eben immer mehr umzäunt, jemehr Individuen in der Coe-
tenz hinzutreten. In dem Begriffe der Exiſtenz iſt das Stre-
n zu deren Erhaltung an ſich ſchon gegeben, und die Vertheis
gung derſelben gehört zu den unbeſchränkteſten Gerechtſamen,
bald dieſe Exiſtenz in Coexiſtenz tritt. Hier bildet ſich der
le Vernunftſatz des Naturrechts: Unverletzbarkeit der gegenſei-
en Exiſtenz, oder, was gleichviel iſt, der Coexiſtenz.

Die Erhaltung der eignen Exiſtenz iſt aber nicht bloß an
chirmung von Leib und Leben gebunden, ſondern an alle Be-
rfniſſe die das Daſeyn friſten. Hierzu ſtehen den im Urzu-
nde ſich begegnenden Menſchen zwei Mittel zu Gebote: die
yſiſche Kraft und der Vertrag.

Die phyſiſche Kraft dient entweder zur Vertheidigung
s bereits Erworbenen, oder zur Erlangung des Erwerbs. Der
rwerb darf aber nicht hineingreifen in das von dem Andern
reits Erworbene, weil er es vertheidigen darf, und der Rechts-
ſtand ſonſt aufhört, den das Naturrecht vorausſetzt; ſondern
uß ſich auf die Mittel beſchränken, welche übrigens die Natur
rbiethet. Unverletzlichkeit des Eigenthums und des rechtlichen
eſitzes wird ſich daher als zweiter Grundſatz ergeben.

Der Vertrag oder die Willenseinigung wird nothwendig
ntreten müſſen, theils zur möglichſten Schonung der Kraft,
eils und vorzüglich zur wechſelſeitigen Erleichterung des Lebens,
ch allen Richtungen des Bedarfs; da die Coexiſtenz die un-
hinderte, rechtliche, unmittelbare Erwerbung oder Beſitzergrei-
ung aus der Natur ſelbſt immer mehr erſchwert, jemehr Indi-
iduen coexiſtiren, und der Austauſch der Dinge und der Rechte

eine natürliche Ausgleichung der Bedürfnisse bewirken müssen. Von der Willenseinigung darf aber Niemand freiwillig zurücktreten, weil unter dieser Voraussetzung kein Vertrag eingegangen werden, oder dessen Abschließung vernünftig seyn würde. Die Unverletzbarkeit der Verträge bildet daher den dritten Grundsatz.

Diese drei Grundsätze: Unverletzbarkeit der gegenseitigen Freyheit, des Eigenthums und der Verträge nebst ihren Folgerungssätzen bilden die Basis des ganzen Naturrechts, und seine Theorie bestimmt nun noch die Folgen einer eintretenden Rechtsverletzung, und legt dem rechtlich Gekränkten eine Befugniß bei, seine Gerechtsame oder deren Schadloshaltung durch Gewalt, bis ins Unendliche, zu verfolgen und zu erzwingen *).

Diese physische Kraft kann aber, in der rechtlichen Verfolgung ihres Zwecks, von der größern Kraft abprallen, oder ihr gar völlig unterliegen, und nun bleibt der Zustand widerrechtlicher Gewalt bestehen. Im Urzustande sind nun alle Mittel zur Rechtshülfe zu Ende; nur ein Gesellschaftszustand höherer Art kann diesem Elende entziehen. Man hat daher die Fiction weiter treiben wollen und angenommen: der Unterdrückte oder auch nur Schwächere sehe sich, zur Abtreibung widerrechtlicher Gewalt, oder zur Erzwingung seines Rechts, genöthigt, sich mit einem Dritten zu vereinigen. Sei dieser Dritte stärker und mächtiger, so trete ein Schutzverhältniß, sei er nur eben so stark, ein eigentliches Bündniß ein. Aus beiden Fällen, welche die Elemente aller Staatenbildung hergäben, gehe nach und nach entweder die Monarchie und Aristokratie, oder die Demokratie hervor; denn dieselbe Uebereinkunft, welche hier anfänglich nur bei Zweien Platz greife, umschlinge fortsteigend Drei, Zehn, Hundert, Tausend, und es scheine nichts natürlicher, als daß nun, da die widerrechtliche Gewalt Einzelner oder Mehrerer nicht mehr

*) Jus offensi est infinitum.
Bemerk. des Hrn. Syndikus.

zu fürchten sei, die verbündete Gesellschaft sich entschließe, die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung und die Rechtsentscheidung und Vollziehung, in sich ernannten Autoritäten zu übertragen. Dem ganzen großen Vereine liege demnach ein Gesellschaftsvertrag bei sich immer mehr entwickelnder Fortschreitung zum Grunde.

In dem Versuche über den Staat haben wir aber den Glauben schon an den Tag gelegt, daß, auf historischem Wege, die Begründung der ersten Staaten durch einen Gesellschaftsvertrag nicht geschehen sei, sondern, ganz entgegengesetzt, Kraft, Gewalt und Erhebung über Andre dazu weit mehr Veranlassung gegeben; daß mithin eine Anwendung der Grundbestimmungen des Naturrechts im Urzustande eben so wenig Statt gehabt, als das Bestreben, eine Garantie desselben zu suchen, zur Staatenbildung geführt habe; und hiernach sind denn auch wohl Viele verleitet worden, die Naturrechtswissenschaft als eine rein speculative, aller positiven Anwendung ermangelnde, fruchtlose Grübelei zu betrachten, da ja offenbar im Staatsvereine ein nicht unbedeutender Theil der, bald so, bald auf andere Weise gestellten, Axiome des Naturrechts in der positiven Gesetzgebung aller Regierungen völlig untergehn, ja, zur Beförderung des Gemeinwohls sogar solche Festsetzungen erlassen werden müßten, welche den Elementarbestimmungen des Naturrechts grade entgegengestellt sind *).

Welche also argumentiren, würden ganz unwiderlegbar dastehen, wenn sie zwei Gegengründe nicht durchaus übersehen hätten, nämlich zuvörderst: daß die echte positive Legislation die Grenzen ihrer Befugniß nach dem Inhalte des Naturrechts erst zu begrenzen lernt, und die Dictatur der Despotie wird, sobald sie auch die unveräußerlichen Rechte unter ihre Verfügung

*) z. B. alle Einfuhr- und Ausfuhrgesetze.
Der Hr. Syndikus.

Welt — und sodann: daß, wie oben schon erörtert worden, alle Coexistenz eine Beschränkung der Existenz, ihrer Natur nach, schon ist; die so vervielfachte Coexistenz in einem Staate daher eine größere Einzäunung der, sonst weniger begrenzten, Befugnisse zur natürlichen Folge haben muß, und die positive Legislation also naturrechtliches freies Schalten für den Fall (aber auch nur dann allein) modificiren und beschränken darf, wenn das Gemeinwohl des Staats dadurch befördert wird; und sie thut alsdann nichts weiter, als was, nach dem Grundbegriffe von dem Wesen eines Staates, ebenfalls Ausspruch der Vernunft ist.

Alle Wissenschaft strebt, das Abstracte verwirklicht zu sehen, und, durch ihren eigenen Charakter gezwungen, geht sie, vom Besonderen zum Allgemeinen, Schritt vor Schritt aufwärts. Es mußten daher erst viele Geschlechter vergehen, ehe der menschliche Geist zu einer Staatswissenschaft gelangte, welche die große Frage zu lösen hatte: Was ein Staat sei? Welche Zwecke er sich aufzustellen habe? Und auf welche Weise sie erreicht werden könnten?

Diese Fragen je genügend zu lösen, würde kaum, auch nur in abstracto gedacht, viel weniger in praktischer Anwendung, möglich werden, wenn eine andere Frage unbeantwortet blieb, nämlich die: wie weit gehen überhaupt die Verpflichtungen und Gerechtsame des Menschen zum Menschen, so weit er, sich selbst überlassen, mit seines Gleichen zusammentrifft? Und nachdem die Vernunft diesen Rechtszustand erklärt hat, mag der Staatskünstler, ohne daß das Naturrecht unmittelbar darauf antwortet, sich selbst die weitere Frage aufgeben: wie weit die angebornen und natürlichen Rechte des Menschen im Staate beschränkt und unter Modificationen gestellt werden? Es werden sich dem Staatsmanne alsdann drei feststehende Sätze darbieten, und zwar folgende:

„Der Rechtszustand des Menschen ist durchaus nur ein äu-

also durch Gewalt erzwingbaren. Es muß daher im Staate ein Vermögen vorhanden seyn, den verletzten Rechtszustand wieder in seiner Integrität herzustellen. Kraft. Staatsgewalt."

„Die Rechtsverhältnisse unter den Staatsmitgliedern müssen allgemein kenntlich gemacht, und denn Störungen vorsorglich verhütet werden. Die Legislation, welche dies bewürkt, muß die Rechtsfestsetzungen und deren Sicherstellung, unter gehöriger Berücksichtigung des Vortheils der Gesammtheit, erlassen und begründen. Gesetzklugheit."

„Das ganze innere Gebiet des Menschen kann weder einem äußern, also erzwingbaren Rechtszustande unterworfen werden, noch sich selbst unterwerfen; aber der Staat kann, wenn kein Recht, doch einen großen Einfluß darauf erlangen, und zwar durch Ausbildung der sittlichen Kräfte, das religiöse Gefühl mit eingeschlossen. Religiösität und Sittlichkeit erleichtern nämlich den Bestand des äußern Rechtszustandes, und verhüthen auch, Seitens der Regierung, den Mißbrauch der Staatsgewalt. Sittlich-religiöser Charakter des Staats."

Ohne dies Zurückgehen auf die wesentlichsten Elemente des Staatslebens und der innern Politik desselben, wären wir gar nicht im Stande gewesen, die Grundlinien zu ziehen, worauf wir unser Ansicht von der äußern Staatspolitik zu bauen gedenken.

Statt der einzelnen Menschen im Urzustande und im Staate, stellen wir nun ganze Staaten gegen einander, und untersuchen, unter dem Standpunkte der Coexistenz, das Rechtsverhältniß des Einen zum Andern. Das Völkerrecht, welches diesen Zustand zu entwickeln bemüht ist, kann und darf nur, als ein reiner Ausfluß des Naturrechts betrachtet werden; nur behandelt es statt einzelner Individuen, Massen von Individuen. Der

Gegenstand hat sich also nicht qualitativ, sondern bloß quantitativ verändert.

Ehe wir nun unsern Pfad weiter beschreiten, müssen wir noch einige geschichtliche Erfahrungen vorausschicken, welche sattsam bewähren, daß die angewandte Politik, bis jetzt, sich bis zu einem würklichen Rechtszustande hinaufzuschwingen, noch gar nicht vermochte; denn theils ist man noch immer zu sehr gewöhnt gewesen, Massen von Menschen wie Sachen zu betrachten, theils die Kraft, gar zu häufig, ohne Abwägung moralischer Motive zu verwenden.

Welchen Entwicklungsgang eine solche Politik nehmen mußte und würklich genommen hatte, wollen wir, in einigen Andeutungen, zu zeigen versuchen.

So wie es naturrechtlich zwei Mittel giebt, die Coexistenz im Urzustande zu sichern, nämlich die Kraft und die Willenseinigung, so sichern auch Staaten ihr Bestehen gegen einander durch Kraft und Traktaten, also durch ein physisches, und durch ein, mittelst der Vernunft, begründetes Mittel — das Recht des Uebereinkommens.

Wenn die Gerechtsame des Individuums im Urzustande der größern Gewalt des andern unterliegt, so wird nicht für immer geschehen können, denn es bilden sich Staaten — wie? darauf kommt es hier nicht an, sondern nur darauf, daß sie werden, und dann ist die Privatwillkühr dem Gesetze unterworfen. Ein Rechtszustand muß sich früher oder später unausbleiblich einstellen.

Wenn nun aber ein Staat von überwiegender Gewalt den schwächern überwältigt und gar seine Coexistenz bedroht — welches Auskunftsmittel bleibt dann übrig? — Man wird gleich mit der Antwort fertig seyn: daß die übrigen Staaten zu ihrer eignen und des unterdrückten Rettung sich zu verbünden haben,

weil sonst einer nach dem andern das nämliche Schicksal erfahren könne. Wie der einzelne Staat eine Masse von Individuen in einen, durch die Verfassung garantirten, Rechtszustand versetze, so umschließe wieder der Weltstaat die einzelnen Staaten zu einem allgemeinen Rechtsbunde.

So will es die Vernunft, und darum ist es leicht gefunden und ausgesprochen, keineswegs aber das verworrene Räthsel gelöst, welches der Zustand der Dinge so oft den theoretischen Aussprüchen der Vernunft, zur praktischen Entzifferung, demüthigend aufgiebt.

Die Staaten haben, wie die einzelnen Menschen, ihr Kindheitsalter gehabt, und wie von einem Naturrechte zwischen zweien Irokesen niemals die Rede seyn wird, so denken die Staaten in ihrem frühsten Entstehen wohl schwerlich an ein Völkerrecht. Der geringste Reiz, ja oft der, aus sich selbst hervorgehende, Uebermuth der Kraft bringt dem schwächern Staate, von Seiten seines mächtigern Nachbarn, den Untergang; andere werden in einer Art von Abhängigkeit oder gar Dienstbarkeit erhalten, worin sie den Namen selbstständige Staaten nicht mehr verdienen, bis geschichtliche Ereignisse einen noch gewaltigern, erobernden Staat bilden, der den bisherigen Tyrannen wiederum zum Sklaven umwandelt. So ist es immer gewesen.

Wie sich also erst dann ein Naturrecht bildete, als der, durch dasselbe bedungene, Urzustand nicht mehr vorhanden war, so suchte man erst nach einigen Grundlinien des Völkerrechts, als eine Reihe von Staaten, unter den mannigfaltigsten Einflüssen günstigen oder ungünstigen Geschicks, durch lange Jahrhunderte, neben einander stand. In wunderbaren Gegensätzen sah man die größere intensive Kraft sich mit der größern extensiven reiben, die physische Ueberlegenheit mit der höhern Intelligenz im Kampfe, kleine Staatsgesellschaften an der Grenze kolossaler Nachbarn sich behaupten, ohne daß alle diese Zustände eine Rechtsgrundlage gehabt, und das Blutvergießen dadurch abgewendet oder auch

nur vermindert hätten, welches fortwährend der Trieb der Selbsterhaltung oder der Vergrößerungssucht oder der geringsten Handelsspeculation veranlaßte. Der dauernde Wahn: den Vortheil, ganz ungehindert von allen Dictaten unveränderlicher, Rechtsgrundsätze, suchen zu dürfen, wurde vom einem Egoismus ins Leben gerufen, welcher diejenige Politik als die höchste betrachtete, die durch alle Windungen und Strudel des, sich tausendfach durchkreuzenden, Interesses, unbemerkt und ohne zu scheitern, durchzuschiffen, und so die große Kunst auszuüben, verstand, aus dem Haushalte des Andern, mit gewaltiger oder geschickter Hand, heraus zu langen, was ihm grade beliebte. Man erfand zur Ausübung dieser Kunst ein System von Systemen, in welchem, für längere oder kürzere Zeiträume, die Kabinetsmänner ihren Scharfsinn und ihre Kräfte zugleich verschwendeten. Der Trieb der Selbsterhaltung erfand ein Gleichgewichts-, die Vergrößerungssucht ein Arrondirungs-, der, das Metall weit über den Menschenwerth stellende, Geldgeist ein Mercantil-System u. s. w., und, indem man vielleicht alle zugleich in Anwendung zu bringen suchte, obschon mit temporairem Uebergewichte des einen über den andern, entstand jenes Schwanken in der politischen Welt, welches aus zu großer Subtilität der Grundsätze, das Nächste und Natürlichste, man darf daher auch wohl sagen, das Vernünftigste und Nützlichste, völlig übersah, und in gescheiterten Hoffnungen und mißlungnen Plänen nur um so größere Veranlassung fand, das schon zu Künstliche zu einem durchaus Erkünstelten zu sublimiren. Daher denn auch die, allerdings seltsame, Erfahrung, daß sehr häufig der schlichte Menschenverstand die Resultate politischer Unternehmungen ziemlich richtig voraussah, und den Staatsmann um so mehr überraschte, wenn dieser, nach den Regeln seines Systems, einen ganz andern Ausgang erwartet und wohl gar verkündigt hatte.

Bei diesem gefährlichen, politischen Spiele, das, in seiner

Unnatürlichkeit fortgesetzt, am Ende zu einer völligen Auflösung aller Civilisation hinführen mußte, konnte die Vernunft nicht länger schweigen; sie mischte sich wenigstens theoretisch in den verworrenen Handel und fand einige Grundsätze des Völkerrechts — welche freilich noch mit manchem bloß Willkührlichen vermischt blieben — wodurch wenigstens der Vortheil erreicht wurde, daß man, aus dem Menschen angebotner, heiliger Scheu vor dem Vernunftgemäßen und Gerechten, wenigstens eifriger, wie sonst, einen Schein desselben suchte, wenn man das Gewaltthätige und Ungerechte durchzusetzen Belieben fühlte.

Diese häufige Nothwendigkeit: Vorspiegeln zu müssen, was gar nicht vorhanden war, nämlich einen hinreichend vernünftigen Grund und einen gerechten Zweck beim politischen Verfahren, trieb nun aber die Kabinette auf die äußerste Spitze der diplomatischen Kunst, dergestalt, daß man sich innerlich zuletzt davon völlig überzeugt fühlte, ja gelegentlich es auch wohl unumwunden aussprach, sobald kein andrer Weg mehr übrig blieb: daß das Scheinen dem Wesen eben so überlegen sei, als das Vortheilhafte dem Gerechten, und die Fassung einer Willensmeinung bei weitem noch nicht bewähre, was man eigentlich gewollt; die Erfahrungen und Thatsachen es auch unwiderleglich erwiesen, wie die Politik, bei ihren Entzwecken, mit einer sittlichen Richtung nicht allein ganz unverträglich, sondern sogar lächerlich und thöricht sei.

Dies war der Culminationspunkt aller Selbsttäuschung, worin die Diplomaten vom größten Rufe befangen waren, und die Nemesis folgte den Verfechtern so unnatürlicher, empörender Grundsätze auf dem Fuß. Denn je allgemeiner solche Ueberzeugungen wurden, je unsichrer, und dem Zufalle der Ereignisse ausgesetzt, blieb die Lage aller Staaten; und in der festen Voraussetzung eines Jeden, daß die Heiligkeit des Rechts und der geschlossenen Tractaten keine andre Grundlage habe, wie den selbstsüchtigsten Eigennutz, hielt sich Niemand länger an seinen

Verpflichtungen, als er nothgedrungen eben mußte, und ſchaute mit argwöhniſchem Auge auf die kleinſte Bewegung ſeines Nachbarn. Eine politiſche Heirath, ein hingeworfenes Wort dieſes oder jenen Souverains oder Miniſters, ein angeordnetes Luſtlager, eine perſönliche Zuſammenkunft zweier Regenten, waren mehr als hinlänglich, alle diplomatiſchen Federn in Bewegung zu ſetzen, und einen Courierwechſel höchſt beunruhigender Art zu erzeugen, und Nichts konnte, über den Geiſt und die Baſis jener erzſchlauen und ewig zitternden Politik ſo belehrend ſeyn, als die Leichtigkeit, womit Ereigniſſe, die aus der Maſſe der Weltbegebenheiten doch nur wie unbedeutende Schneeflöckchen abrollten, zu verheerenden Lawinen anwuchſen und das Glück ganzer Geſchlechter unter ihren Sturz begruben. — Was war, bei dem Mangel alles Rechtszuſtandes, denn nun erſt mehr erſichtlich, als der rohe Urzuſtand, wo ſich, wie bei dem Wilden vor allem Anfange ſeiner Geſittung, ſo auch bei den Staaten, bloß noch das Uebergewicht der äußern oder innern Gewalt, nämlich die der Kraft oder der Ueberliſtung geltend machen konnte? —

Bei dieſer Lage der Dinge hatte die Kabinetsklugheit bereits zu dem letzten Rettungsmittel gegriffen: zur möglichſten Aufrechthaltung des politiſchen Gleichgewichts; denn kein Rechtsprinzip, ſondern einzig noch gegenſeitige Hemmung der Kraft, ſollte die Integrität und Coexiſtenz der Staaten retten. Aber der Begriff des Gleichgewichts ſetzt ſchon voraus, daß nicht der mindeſte Druck nach der einen oder der andern Seite hinüber neigen dürfe, ohne die ganze künſtliche Maſchine zum Ueberſchlagen zu bringen. Und in der That war dies Syſtem die Ausſaat einer unendlichen und blutigen Befehdung, wo bald Spanien, bald Oeſterreich, dann wieder Frankreich oder England am ſchwerſten wog, und das Gewicht der kleinern Staaten zu der Schaale herabkollern mußte, in welche die politiſche Nothwendigkeit es hinriß. In reiner Selbſtſtändigkeit beſtand kein

Staat zweiter oder dritter Klasse. Man gönnte den Schwächsten die schwankende Existenz nur um deswillen, damit sie kein Mächtiger besäße, und die mehr Bedeutenden zog man nur soweit in eine ehrenvollere Erwägung, als man sie gewinnen wollte, das Uebergewicht nach dieser oder jener Seite zu bestimmen. Dieser Abschätzung entsprachen denn auch die Verhandlungen bei den Friedensschlüssen, wobei die geringern Staaten meistens nur ein consultatives Votum hatten, und die Protestationen derselben konnten — wenn die Hauptmächte gegen die Interessen solcher Beisitzer einmal entschieden hatten — höchstens noch für die Mit- und Nachwelt zum Beweise dienen, daß vor einem derartigen Tribunale eine wohlzusammengesetzte Armee viel einleuchtender argumentirt, als hundert Deductionen voll bündiger Rechtsschlüsse. Das politische Gleichgewicht sicherte daher wohl nur die größern Staaten, und die kleinern, welche als Mittel zu diesem Zweck gebraucht wurden, haben mehr wie einmal erfahren, daß man ihre Häuser anzündete, wenn man willens war, sich zu erwärmen. *)

Endlich drückte die Nothwendigkeit zu gewaltig; man fühlte, daß die Coexistenz der Staaten ohne Zugabe sittlicher Gesichtspunkte gar nicht bestehen könne, und versuchte die ersten Schritte auf einer noch nie betretenen Bahn. Die heilige Alliance ward geschlossen. Es hatte schon einmal eine heilige Ligue gegeben **),

*) Exempla sunt odiosa.

Der Syndikus.

**) Die heilige Ligue, zwischen Papst Julius dem 2ten, Kaiser Maximilian dem 1sten, Ferdinand dem Katholischen und den Venetianern, zur Unterdrückung Ludwigs des 12ten von Frankreich, im Jahr 1510, geschlossen, hieß doch wohl nur darum liga sancta, weil der heilige Vater an der Spitze derselben stand. Sie ging bald aus einander, und Maximilian allein mochte dabei aufrichtig an einen guten Zweck geglaubt haben. Die übrigen Verbündeten hatten bereits einen Namen in der Geschichte argliſtiger Diplomatik erworben. Aus den Noten des H. Syndikus.

aber der Zweck und die Mittel derselben waren zu weltlich, und der fromme Verband erwies sich von kurzer Dauer, als daß das gemißbrauchte Prädicat jenem Bündniß hätte die Ehre des Vortritts erwerben können. Die heilige Alliance hat vor aller Welt ausgesprochen, daß sie das Reich der Wahrheit, des Rechts und des Friedens aufrecht erhalten wolle. Eine göttlichere Stimme, von den Thronen herab, hat sich noch nie vernehmen lassen, aber sie hat ihre Verheißungen: den Völkern Verfassungen zu geben! bis jetzt — wir kennen die Gründe nicht — unerfüllt gelassen; und ehe diese Blüthe wahrer Nationalveredlung nicht erschlossen, und aus einer heiligen Kabinetsalliance ein heiliger Völkerbund geworden ist, dürfen wir dies erfreuliche politische Ereigniß nur als den Vorabend jenes großen Festes betrachten, das vielleicht früher kommen wird, als die Unfreundlichkeit der Herkommensvertheidiger meint, und mit einem schönern Morgen anbrechen möge, als die wilden Enthusiasten übereilter Neuerungen versprechen können; denn leider! lehren uns grausenhafte Begebenheiten, daß für das Glück der Menschheit die gemeinsame Uebereinstimmung der Kabinette nicht hinreicht, und zur Berathung des Nationalwohls noch eine bedeutende Stimme gehört, nämlich die des Volks.

Der, selbst für den bloß historischen Zuschauer, schmerzlichste Zustand eines Landes, mit seiner Regierung zerfallen zu seyn, wird dadurch nicht geheilt, daß die andern Regierungen diese in Schutz nehmen, und mit ihr sogar sich gegen die Nation stellen; im Gegentheil wird alsdann der Zustand eines Reiches betrübter und verworrener, als je, weil man immer annehmen kann, daß der schlechte Charakter der bedrängten Regierung allein Schuld an allem Bösen ist, das sich ereignet, und die Beweise hiervon liegen wirklich nicht aus dem Gesichtskreise der heutigen Zeit! Da nun die Regierung keineswegs letzter Zweck im Völkerleben ist, sondern bloß Mittel zum Zweck, daß es nämlich den Nationen möglichst wohl ergehe, so ist das Be-

streben der andern Regierungen, eine unvermögende aufrecht zu erhalten, auch bei der besten Absicht, ein großer Fehlgriff, weil sodann ein sehr hoher Zweck einem schlechten Mittel aufgeopfert wird, was ganz natur- und vernunftwidrig ist.

Indessen könnte die heutige Politik für die moralische Absicht ihres Verfahrens einen sehr weisen Grund aufstellen; sie könnte durch die vollwichtigsten historischen oder philosophischen Schlüsse zur vollsten Ueberzeugung gelangt seyn: daß der langsame, aus der Natur und dem Wesen der Menschheit selbst entnommene Gang aller Entwickelung, auch keine vorreifende Bildung in den Verfassungen gestatte, ohne ein eben so frühes Welken und Abfallen herbeizuführen; daß also irgend ein Prinzip gefunden werden müsse, welches, bei dem allgemeinen Weltgesetze steten Wandelns und Umbildens, gewissermaßen das einzig Bleibende sei, woran die ewig erneuerten Gestaltungen sich legen und aufrollen — und in der That ist ein solches Prinzip, wenn gleich noch nicht gefunden, doch ausgesprochen worden in dem Grundsatze der Legitimität.

Dieser Begriff ist von solcher Bedeutung und Einwürkung auf die Zeit, daß es wohl der Mühe lohnt, dem Wesen desselben um so mehr näher zu treten, als in dem Charakter der heiligen Allianz eine wechselseitige Garantie mitbedungen zu seyn scheint, ihn, als Grundlage der gesammten Verbündung, aus allen Kräften, Einer für Alle und Alle für Einen, geltend zu erhalten? —

Was ist nun überhaupt legitim? — Im nächsten Sinne unstreitig Alles und Jedes, welches

in Folge freier Uebereinkunft der dabei Betheiligten ohne Verletzung des Gesetzes,

oder auch

nach bloßer Bestimmung eines Gesetzes geschieht und besteht.

Alle legitimen Handlungen und Zustände erfordern daher eine freie Uebereinkunft unter Genehmigung des Gesetzes, oder auch wohl nur ein Geschehen und Bestehen in Folge eines Gesetzes allein. Dies Gesetz selbst ist nun nach dem Naturrechte, also in einem angenommenen Zustande der Coexistenz außer dem Staate, das Vernunft-, in dem Staate aber das positive- und in dem Verhältnisse der Staaten zu einander abermals das Vernunftgesetz.

Die heutige Politik hat jedoch dem Begriffe der Legitimität einen ganz eigenthümlichen Sinn beigelegt, und versteht darunter, in einer weit strengern Begrenzung, lediglich die Behauptung der Dynastien auf den ererbten Thronen. Schwerlich würde diese Bedeutung des Worts aus seiner etymologischen Abstammung, oder nach juridischer Bestimmung erkannt werden können, da der neue, willkührliche Gebrauch, von der sonstigen wissenschaftlichen und gewöhnlichen Sprachanwendung bedeutend abweicht. In der That ist es auch nicht glücklich erfunden und angewandt, da aus ihm die Folgerungen gar nicht fließen, deren man nöthig hat, um das Erbgangsrecht der Kronen und ihre Unveräußerbarkeit für den Besitzer — und das will man doch nur — unbedingt unter den Gesichtspunkt der Gesetzmäßigkeit zu bringen, und man hat nicht daran gedacht, wie sehr man sich, ohne alle Noth, beeinträchtige, einen Gegenstand zu einer Rechtsansicht und wirklichen Gerechtsame erheben zu wollen, der bis jetzt in bloß factischen Bestandtheilen seine Garantie finden kann.

Die Throne stützen sich fast ausschließlich auf Eroberung oder Verleihung durch Eroberer, und die Feudalaristokratie hatte mehr oder mindere Mitregentschaft. Der Erwerbungstitel war kein anderer als der der Gewalt — die doch nimmer ein Recht begründen kann — und der erste Souverain devolvirte sein Herrscherrecht, unter mehr oder minderm Widerstande, auf seine Fa-

mille, und ſo immer fort, bis uns noch heut jene alten Fürſtengeſchlechter begegnen, und um ſo ehrwürdiger erſcheinen, je älter ſie ſind.

Aber eine vorherrſchende Empfindung in uns iſt noch bei Weitem kein Rechtsgrund, und man hüthe ſich, die urſprüngliche Gewalt, die den Eroberer erſt zum Herrſcher erhob, zu überſehen, um aus dem bloßen Beſitze des Scepters zu beweiſen: es ſei, von Natur, aus der Hand gewachſen, die es trägt. Gewiß muß man heilige Scheu tragen, was lange Jahrhunderte geadelt haben, noch in ſeinem erſten Keime unterſuchen zu wollen; aber wo iſt hier auch nur ein geiſtiges Atom von jenem Begriffe zu finden, der rechtlich, alſo auch ſtaatsrechtlich in der Legitimität geſucht und verſtanden wird? — Gehörte zu der Legitimität einer Dynaſtie nicht unerlaßlich ein Vertrag mit der Nation? und ſind es nicht grade die Herolde des modernen Legitimitätsſyſtems, welche einen ſolchen Vertrag nicht allein für völlig entbehrlich, ſondern ſogar als die Herrſcherwürde befleckend erachten, und die Unumſchränktheit mit der Legitimität, als weſentlich Eins, durchaus vermiſchen?

Nun gut! Da ein durchgehender Verfaſſungsvertrag bei den wenigſten Dynaſtieen anzutreffen iſt *), ſo bleibt ein anderer Rechtsgrund, als der Vertrag, aufzuſuchen, nämlich der Beſitz. Hat nun dieſer in einer Verjährung durch ruhige Gewährung, hat er in einer vermutheten, ſtillſchweigenden, allgemeinen Einwilligung, oder worin ſonſt ſeine Legitimität? — Alle dieſe Fragen werden mit Unwillen abgewieſen, obgleich ſie allein, aus der Geſchichte der meiſten Staaten, durch künſtlichen Beweis noch erträglich bejaht werden könnten; denn eben nur ſchlechtweg der Beſitz, und eine kurze theologiſche Deduction:

*) Vielleicht bei keiner. Die hier und da von den einzelnen Ständen bald errungenen, bald wieder verlohrenen Privilegien können, als partiell und ſucceſſiv entſtanden, keine Charte bilden.
Der Hr. Syndikus.

„daß die Herrschermacht von Gott komme," sollen den Legitimitätslehrern allein zureichen.

Kommen die Fürsten von Gott, so ist das Recht aller glücklichen Usurpatoren geheiligt, und der heutige Begriff der Legitimität völlig vernichtet. Giebt der bloße Besitz das Legitimitätsrecht, so fragt sich zuvörderst wieder: wie lange er gedauert haben müsse, und wo das Normaljahr zu suchen sei? Ob seit achthundert fünfzig Jahren mit der Thronerhebung der Kapetinger *), ob seit fünfhundert und fünfzig mit den Habsburgern **), oder seit vierhundert mit den Hohenzollern ***), oder gar nur seit etwas mehr, denn zweihundert, mit dem Hause Romanow ****) — — oder endlich bedürfe es gar keines Normaljahrs, und reiche die Besitzergreifung allein hin? Dann läßt sich wiederum nicht fassen, wie die Dynastieen Napoleons wieder verdrängt werden durften, und es scheint alsdann, als gehöre zum Rechte für den Thron, also zur Legitimität, nichts weiter, als das Vermögen, sich in dessen Besitz schwingen zu können. Ja, erwägt man, wie die Merowinger von den Karolingern, und die Karolinger von den Kapetingern von der Herr-

*) 987.

**) 1282 wurde Oesterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen an Rudolph von Habsburg von Ottokar von Böhmen abgetreten, den der Verlust der Schlacht auf dem Marchfelde — 26. Aug. 1278 — zu dem unfreiwilligen, großen Opfer zwang.

Der Setzer.

***) Friedrich der 6te, Burggraf zu Nürnberg, wurde 1411 zum Statthalter, und 1415 zum Churfürsten der Mark Brandenburg von Kaiser Sigismund ernannt. Der Setzer.

****) 1613 wurde Michael Fedrowitsch Romanow zu Moskau durch die Deputirten des Clerus, Adels und der Bürgerschaft zum Zaar erwählt. Die Leibeigenschaft der Bauern verstattete ihre Zuziehung wohl nicht. Hätte diese noch erfolgen können, so wäre hier eine volle Nationalwahl eingetreten, wie sie das aufgeklärteste Staatsrecht nur immer verlangen kann.

Bemerk. des Hrn. Syndikus.

ſchaft ausgeſchloſſen wurden *), ſo bleibt kaum zweifelhaft, daß die Legitimität gar kein Rechtsverhältniß ausdrücken ſolle, ſondern eine bloß diplomatiſche Redefigur ſei, welche, wie jede ihrer Gattung, für alle gegebene Lagen und Verhältniſſe, wäre es auch auf die entgegengeſetzteſte Weiſe, immer zulänglich bleibt.

So ſchmerzliche Erörterungen werden aber zur Welt befördert, wenn ſie durch hohle, nichtsſagende Begriffe regiert werden ſoll. Wohin ſich der Begriff der ſogenannten Legitimität auch hinwenden möge, er wird logiſch und factiſch erdrückt, und es wäre ſehr zu rathen, nach ſo vielfachem Mißbrauche das Wort wieder in integrum zu reſtituiren, oder es, nach ſeiner ſchiefen Erklärung, im politiſchen Lexikon ganz zu ſtreichen. —

Das Recht der Dynaſtieen iſt ein viel heiligers und höheres, als die unmenſchliche Befugniß, über Gut, Freiheit, Leib und Leben von Millionen ſouverain zu ſchalten. Es iſt ein inneres, aus dem Weſen der Menſchheit emporgewachſenes, deſſen Wurzel Liebe, deſſen Pflege Sittlichkeit heißt. Das ſind feſte Kronenträger, wo eine unſinnige Politik ſie nicht ſelbſt umſtürzt. Das Recht: bedingungslos über meine unveräußerlichen Menſchengerechtſame gebiethen, mich fremden Mächten für deren Kriege verkaufen, mich in meinem Glauben tyranniſiren, mein mühſam erworbenes Eigenthum nach Luſt einziehen zu können — ein ſolches Souverainitätsrecht wird ewig beſtritten werden, wenn die Vernunft nicht plötzlich, gleich einer abgelaufenen Uhr, ſtill ſteht; aber den Vorzug einer alten, ehrwürdigen Dynaſtie, die Helden, Weiſe und liebevolle Väter ihres Volks erzeugt, mich, meinen Vater und alle meine Urväter zu vertrauungsvollen Unterthanen gehabt, wird Niemand in Zweifel ziehen, ſobald ich

*) Durch Pipin den Kleinen wurde Childerich der 3te, der letzte Merovinger, vom Throne geſtoßen. 987 bemächtigte ſich Hugo Capet des Throns, mit Ausſchließung des Herzogs Karl von Niederlothringen, welcher der letzte Sproß aus dem Hauſe der Karolinger war. Der Geger.

und jeder Knabe gefragt werde: wer mich beherrschen solle? — Ich habe mich von Kind an gewöhnt, in dem Thronerben meinen künftigen König zu sehen, und die Majestät umstrahlt schon sein Knabenhaupt. Es ist so menschlich und natürlich, das eigne Fürstengeschlecht zu lieben, und die Erfahrung hat uns so viele und glänzende Beispiele von hingebendem Enthusiasmus der Völker aufgestellt, daß wir in Wahrheit behaupten dürfen: nicht das Volk sei daran Schuld, wenn der Nimbus des königlichen Glanzes den ertödteten Glauben an das Wohlwollen des Herrschers nicht mehr aufrecht zu erhalten vermag und die, durch Jahrhunderte so eng gezogenen, Bande endlich nachlassen. Ein altes Fürstengeschlecht hat unglaubliche Vorzüge in den Augen aller Welt; aber es kann die Sehnsucht nach einem neuen erregen, wenn die Linien zu sehr divergiren, welche die Pfade des Herrschenden und Beherrschten bezeichnen, und ist der Augenblick, wo sich beide völlig durchschneiden, genaht, vermag keine menschliche Macht und Klugheit mehr, ihre Richtung so zu ändern, daß sie wieder, wie sie immer sollten, parallel laufen.

Die Macht der Idee ist unglaublich groß im Menschen; das Herkommen befestigt diese Ideen; das Gefühl erwärmt sich an ihnen, und auf der Idee und dem Gefühl steht der Königsstuhl sichrer, wie auf einer Heeresmacht und einer Verfassungsakte, weil jeder innere Grund auch einen innern Zwang in der Brust ausübt, wohin der bloß äußerliche Grund nimmer reicht; aber es ist darum nicht überflüssig, da, wo der innere Grund besteht, auch den äußern Rechtstitel hinzuzufügen, damit die innere und äußerliche Verbindlichkeit ein zusammenschmelzendes Ganze bilden, wo die rechtliche Verpflichtung einen sittlichen Anhalt finde, und durch diesen erleichtert werde, und die sittliche Stimmung, wenn sie von leidenschaftlichen Gefühlen bestürmt und wankend gemacht wird, durch die Rechtsschranke wieder zur Besinnung gelange.

Hat ſich die heutige Politik zur Aufgabe gemacht, daß die alten europäiſchen Fürſtenhäuſer einander wechſelſeitig die Herrſchaft garantiren, ſo liegt darin ſchon die große Beruhigung, daß ſie gegen ſich ſelbſt nichts unternehmen werden, und die heilige Alliance wird, von dieſem Standpunkte aus, in Europa den Frieden erhalten, und des Seegens der Mit- und Nachwelt gewiß ſeyn; aber die einmal völlig aufgelöſten Bande zwiſchen einer Dynaſtie und einem Volke wird ſie, ohne alle Umänderung der Naturgeſetze, nicht wieder befeſtigen, und, wo ein ſolcher Fall eintritt — die Folge mag es lehren — alle Opfer vergeblich gebracht haben. Denn ſelbſt dann, wenn man bloß wenigen Ränkemachern und Uebelgeſinnten jene Volksbewegungen zuſchreibt, die heut einzelne Nationen ſo unglücklich gemacht haben — man glaube ſicherlich, dergleichen Ruheſtörer würden beim erſten Verſuch zu Schanden werden, wenn nicht die Regierung ſelbſt ihnen reichlichen Stoff in die Hände geliefert, und die größere Maſſe zur Ueberzeugung geführt hätte: daß die Aufwiegler, wenn nicht ihrem Zwecken, doch den Gründen und Veranlaſſungen nach, mit mehr, als dem bloßen Scheine Rechtens zur Ausführung ihres Vorhabens geſchritten ſind. Dergleichen Unternehmungen, um nur ein Beiſpiel anzuführen, in Preußen bewerkſtelligen zu wollen, würde wahnſinnig ſeyn, und, wo ſich Attentate zeigten, der Charakter immer mehr lächerlich als gefährlich erſcheinen. Ja ſelbſt die, hin und wieder, in Deutſchland von politiſchen Schwärmern angezettelten Verbindungen liegen, wie in einer Traumwelt, über alle Schranken des Volkslebens hinaus; die Maſſe iſt davon gar nicht berührt worden, und ſelbſt in den gebildetern Ständen mögen wohl nur ſehr Wenige eigentlich auch nur wiſſen, was man recht gewollt, und wie man es anzufangen gedacht habe. Was zur öffentlichen Kunde gekommen, ſtreut nur ſparſames Licht.

Ob wohl das unglückliche Spanien jetzt, nachdem die Dynaſtie nicht allein, ſondern auch ihre volle Souverainität gerettet

ist, den traurigen Beleg zu vorstehenden Behauptungen geben werde, wollen wir von der Zukunft erwarten.

1.

Jetzt legen wir alle Erfahrungen bei Seite, und betrachten die äußere Staatspolitik, nicht als praktische Kunst, sondern theoretisch als Wissenschaft.

Die Politik — und wir sprechen von nun an ausschließlich von der äußern — soll die Grundsätze aufstellen, wonach die Staaten ihre Handlungsweise gegen einander zu bestimmen haben, um ihre Coexistenz zu sichern und, wo möglich, zu veredlen. Die Richtung nach diesen Grundsätzen ist eine doppelte, deren eine die nothwendig werdende Vertheidigung eines Staates gegen den andern, und die zweite das passive Verhalten eines Staates zum andern, in Rücksicht der Integrität eines Jeden, zum Gesichtspunkte nimmt.

Der roheste Zustand der Politik kennt nur die Selbstvertheidigung und die Uebermältigung, also bloße Benutzung der physischen Kraft, einmal zum erzwungenen Gebrauch der Vertheidigung, und dann zum willkührlichen der Eroberung.

So wie die Menschen, mit ihnen die Staaten und, durch diese, die Politik sich veredlen, tritt die bloß physische Kraft einen nicht unbedeutenden Theil ihrer Einwürkung der Klugheit ab. Man ist inne geworden, daß, auch ohne Waffengewalt, durch die Kunst der Unterhandlung, das heißt, durch künstliches Einwürken auf die Vorstellungsweise des Andern, von dem, oder mittelst welches ein beabsichtigter Vortheil gesucht wird, mancher politische Zweck erreicht werden kann. Es werden freie Verträge geschlossen, oft freilich nur scheinbar ungezwungen, da dem schwächern Theile mitunter nichts übrig bleibt, als zu unterzeichnen, was der Ueberlegne, der ihn erdrücken könnte, begehrt.

Auf den Grund freier Traktaten baut sich nun ein Rechtsverhältniß auf. Der Zweck dabei ist, die Gewalt zu beseitigen, und den wechselseitigen, in Vereinigung getretenen, Willen gelten zu lassen. Ist dieser Wille wirklich allseitig frei gewesen, so begründen die geschlossenen Traktaten einen dauernden Frieden, und die Coexistenz der Staaten ist garantirt.

Aber die Verträge werden nicht gehalten, theils wegen günstiger gewordner Verhältnisse des, bei der Unterzeichnung, nicht völlig frei gewesenen Schwächern, theils wegen veränderten Gelüstes des Stärkern, theils wegen überhaupt veränderter Umstände, welche die Aufrechthaltung der Uebereinkunft dem Einen oder dem Andern, oder Beiden zugleich, lästiger machen, als sie, zu ertragen, sich verpflichtet fühlen — der Rechtszustand hört auf, und die physische Kraft, die Waffengewalt, tritt wieder ein. Der wirklich Beeinträchtigte unterliegt dabei vielleicht völlig, und nun dauert — grade wie bei einzelnen Individuen im Natur- oder vielmehr Unzustande — auch zwischen Staaten die grausame Lage einer vollendeten Rechtslosigkeit fort. Eintretende Ereignisse können ihn vielleicht vorübergehend wieder heben, aber garantirt ist er nie.

Wenn dagegen im Staate selbst der Vertrag gebrochen ist, so wird er durch die richterliche und executive Gewalt wieder in Kraft gesetzt; doch eine solche höhere Authorität giebt es außer den Staaten, oder vielmehr, in der Stellung derselben zu einander, über ihnen nicht, und da, wo man es am wenigsten erwarten sollte, wird, weil alle äußern Mittel unzulänglich bleiben, unumgänglich zu einem innern weitere Zuflucht genommen werden müssen. Grade die Politik wird, durch Vernunft und Erfahrung, endlich gezwungen werden, ein sittliches Princip zu ihrer letzten und höchsten Instanz zu wählen, dem die Kraft und die Klugheit untergeordnet bleiben, da zwar die Kraft von der Klugheit geleitet werden muß, die Klugheit aber, da sie eben so willig dem guten als dem bösen Zwecke dient, ihre Authori-

tät, die Kraft benutzen zu dürfen, erst von dem sittlichen Prinzip zu erwarten hat.

Wenn das Recht gleich nur eine Beziehung auf daß äußere Leben haben kann, so reicht seine Wurzel doch tief in das Gebiet des Sittlichen hinein. Ja, ohne Annahme einer sittlichen Verpflichtung zur Erfüllung des Vertragsmäßigen, ist die Einigung irgend einer Willenseinigung ein reiner Widerspruch. Treu und Glauben sind die Hauptstützen aller Traktaten, und im Grunde ist der äußere Zwang nur ein Verzweiflungsmittel unserer moralischen Natur, welches die Wort- und Treubrüchigkeit durch physischen Druck nöthigt, in das Gebiet sittlicher Selbstbestimmung zurückzukehren.

Kraft, Klugheit und Gerechtigkeit, oder wir wollen des Ursprungs der letztern willen noch lieber sagen Sittlichkeit sind also die drei Pfeiler jeder gesunden Politik. Keiner von ihnen darf einstürzen, oder das ganze politische Gebäude sinkt nach. Fehlt die Kraft, so ist das Mittel vernichtet, das sich dem Ausbruche widerrechtlichen Bestrebens entgegendämmen kann; fehlt die Klugheit, so ist die zweckmäßige Leitung der Kraft, oder die Wahl des wahrhaft Nützlichen unmöglich; fehlt endlich das sittliche Prinzip, so wird der Mißbrauch der Kraft nicht ausbleiben, und die Klugheit ein Werkzeug der Leidenschaften werden, die in der Politik gefährlicher sind, als in jeder andern Sphäre praktischen Lebens, da ihr Gebiet so groß, die Erregung so leicht, der Erfolg so zerstörend ist, und der Egoismus der Eitelkeit dabei eine so glänzende Rolle spielen kann, daß er selbst die Länderhabsucht aufwiegt.

2.

Die Kraft. — Jeder Staat muß seine Kräfte, so weit es ohne Erschöpfung möglich ist, immer concentrirt erhalten und auf den höchsten Punkt zu stellen suchen, weil im politischen Leben auf nichts so sicher zu rechnen ist, als auf Ueberspringung der Schranken des Sittlichen und Gerechten.

Die Verwendung der Kraft ist entweder angriffs- oder vertheidigungsweise nöthig, und ein Staat wird, vor dem andern, hierbei in der Natur und Masse seiner Kräfte ungemein begünstigt erscheinen.

Die politische Kraft eines Staats besteht, zusammengenommen, aus der Masse seiner Streit- und finanziellen Kräfte. Beide unterstützen sich wechselsweise, dergestalt, daß durch die Streitkräfte häufig die finanziellen gesichert, und durch diese jene wieder erhöht werden.

a) Streitkräfte. — Eine zahlreiche und gesunde Bevölkerung erleichtert die Concentrirung der Streitkräfte, wie sich von selbst versteht, sei es beim Angriff oder der Vertheidigung; aber eine übertriebene oder zu gemischte Bevölkerung kann sie wiederum schwächen, weil die financiellen Kräfte hinunter sinken, auch der Mensch dann im Werthe fällt, sobald man entdeckt, daß deren zu viel in einem Lande dem Hunger ausgesetzt sind. Der Mensch ohne Sinn der Achtung ist immer ein schlechter Soldat.

Der schlechteste Krieger bleibt immer der, ohne ein Vaterland. Der fremde, gewerbene Söldner verläßt bei dem geringsten Glückswechsel, sobald er es nur ungestraft kann, gewiß seine Fahne. Der, auf den Boden groß gewordene, Sklave liebt den Boden zwar, den er vertheidigen helfen soll, aber er haßt die Menschen, welche drauf wohnen, und wirft sich dem ersten Eroberer in die Arme, von dem er Erleichterung seiner Kette hofft.

Der freie Mensch ist des Heldenmuths fähig; nur er hat ein Vaterland. Sein Tod und sein Sieg erhalten die höchsten Güter dieser Welt für seine Brüder und Söhne — einen gesetzmäßigen Staat. Tausend freie Männer kämpfen zehntausend Söldner nieder. Wir haben es immer gesehn. — Ein Söldner von Profession, dem es gleich viel gilt, wem und warum er ficht, wenn er nur Beute, Beförderung und sichre Löhnung erwarten darf, ist ein fürchterlicher Mensch, dem man, wie dem

Falken auf der Baidjagd, bloß nach dem Wilde den Blick zu richten und zu sprechen braucht: Nun würge!

Der gesetzmäßige Staat wird immer dadurch begünstigt, daß er in der mindern Quantität seiner Streitkräfte eine qualitative Vermehrung derselben erwarten darf. Die Politik eines geistreichen Staatsmanns wird daher den Staat frei zu machen suchen, welchen er eroberungssüchtigen Nachbarn nicht als Raub überlassen will. In einem freien Staate ist, außer dem Krüppel, jeder Bürger Soldat und jeder Soldat bewacht sich und seine Pflichten von selbst.

Ein bunt gemischtes Heer von Männern jedes Volks und jeder Zunge wird nur durch Noth und Zwang zusammengehalten, und der feindseelige Geist duckt oft in den ersten Momenten der Erholung schon wieder auf. Die unvertilgbare Blutverwandschaft der gemeinsamen Nationalsprache, sogar des Provinzialdialekts hält die Schaaren freiwillig zusammen, welche, beim unverständlichen Gegeneinanderstammeln, den Mann in der Nachbarreihe beinahe wie einen Kundschafter aus dem feindlichen Heere betrachten. Die Politik, welche ihre Streitkräfte nicht nach bloßen Rollen und Listen abwägt, wird jedesmal sehr viel Gewicht auf den Umstand zu legen wissen: ob sie gemischte oder ungemischte Truppen ins Feld zu stellen habe.

Bei dem Angriffs- und Vertheidigungskriege, besonders aber bei dem letztern, verdient die geographische Lage eines Staats, in Berechnung der Streitkräfte, eine vorzügliche Berücksichtigung. Eine Küste, ein Strom, ein Gebirge, eine Wüste erleichtern den Kampf der Vertheidigung nicht allein, sie geben sogar nicht selten dem Kriege den Ausschlag; und jedes Land, welches seine Grenzen durch die Natur selbst gedeckt sieht, und im Innern mit bedeutenden Vertheidigungspunkten begünstigt ist, wird, mit einem Aufwande von wenigen Truppen, ansehnliche Heere zurückzuhalten im Stande seyn. Der Mangel guter, natürlicher Grenzen hat manchen Staat gezwungen, ein militairischer zu werden, das

ist ein solcher, der seine Streitkräfte zu einer Höhe hinaufschrauben muß, mit der seine Bevölkerung und sein finanzielles Vermögen, wenn nicht grade in einem zerstörenden, doch sehr erzwungenen und drückenden Verhältnisse stehen. Solche Staaten sind nicht glücklich zu preisen, und wenn dennoch Heiterkeit, Wohlstand und Achtung des Bürgerstandes in einem solchen nicht unterdrückt erscheinen, so mag man mit Recht auf eine humane Regierung und seltene Industrie in dem Staatshaushalte schließen.

Das Bestreben, natürliche und sichre Grenzen zu haben, ist bei jedem Staate sehr natürlich, aber auch oft ausgeartet, und das Arrondirungssystem, welchem dies Bestreben zum Grunde lag, hat der Eroberungssucht nur zu oft zum Vorwande dienen müssen, die grausamsten, ungerechtesten Besitzergreifungen in dem Charakter politisch nothwendiger Einschreitungen darzustellen. Da aber die Sicherheit des einen Staats nicht durch das Eigenthum des andern erzielt werden darf, so sind diese Arrondirungen politische Machthandlungen der gehässigsten Art, und dies um so mehr geworden, als nicht die Scholle Land allein zum fremden Erwerber übergeht, sondern auch Menschen, auch Bürger, deren Stellung, nach der Verfassung des besitzergreifenden Staats, vielleicht dieselbe Stimmung in ihnen erregt, welche, bei der Sehnsucht Israels aus Babylon nach Kanaan, in so rührende und schmerzliche Klagen ausbrach.

Wenn die Unterhaltung der Streitkräfte mit dem finanziellen Vermögen eines Staats in ein bleibendes Mißverhältniß geräth, so muß eine verderbliche Verschuldung der Regierung entstehen, und wenn das Land auch noch so reich an innern Quellen wäre. Fast alle Umwälzungen haben einen finanziellen Grund. — Sparta hatte wenig Bevölkerung, aber jeder freie Mann war ein Bürger, und jeder Bürger ein unüberwindlicher Soldat. Es giebt kein besseres Mittel, die stehenden Heere zu vermindern, als die Verfassung zu veredlen; dadurch wird das

Vaterlandsgefühl wahre Liebe zum Staate, die von Außen beleidigt, sicher auf alle seine Söhne rechnen kann, und noch den großen Vortheil erreicht, für die innere Ruhe keine bedeutenden Massen besolden zu dürfen, weil bei einem freien Manne das Wort des Gesetzes eine unbeschreibliche Macht ausübt. Je freier ein Staat wird, je mehr darf er seine stehenden Heere vermindern, welche in schlecht und roh organisirten Staaten, nicht selten das Mark des Landes verzehren und den Staatsbanquerutt herbeiführen. Ist eine Regierung aber erst auf den Punkt gesunken, daß sie sich selbst, factisch oder ausdrücklich, für insolvent erklärt, so mag sie sicher darauf rechnen, daß die Nachbarn umher auf Theilungstraktate sinnen, und nur ein sehr seltenes und günstiges Zusammentreffen von Umständen den völligen Untergang abwendet.

b) Finanzielle Kräfte. Die finanziellen Kräfte eines Staats können sogar vor den militairischen das Uebergewicht bestimmen. England, trotz seiner enormen Staatsschulden, giebt davon den sprechendsten Beweis. Seine unerschöpflichen Quellen bieten in jedem Augenblick, zur erforderlichen Vermehrung seiner Streitkräfte, die Mittel dar; aber freilich ist es durch seine geographische Lage und, was noch mehr sagen will, durch eine Verfassung begünstigt, welche die Unterhaltung großer Heeresmassen, außer der Zeit ihres würklichen Gebrauchs, sehr überflüssig machen. Ja, nicht allein seine Flotte, auch das Vermögen, Subsidien zahlen und, mit dem Blute anderer Nationen, den Gang des Krieges für seine Zwecke leiten zu können, haben ihm unter den Mächten Europens den hohen Rang, und in den übrigen Welttheilen einen Einfluß gesichert, der keine Nebenbuhlerei der übrigen Mächte zu fürchten braucht.

Die finanziellen Kräfte eines Staates hangen freilich zunächst von der Natur des Landes ab, aber die Benutzung dieser Natur ist Aufgabe für Volk und Regierung, oder, man möchte sagen, der Regierung allein. Eine müßiggängerische und träge Nation ist es gewiß nur in Folge schlechter Staatseinrichtungen,

denn die Sucht zu erwerben ist allen Menschen eigen. Wird jedoch die Industrie gestört, der Handel gehemmt, der Landmann gedrückt, tritt ein unsinniges Monopol an die Stelle des freien Verkehrs, hebt Kastenbegünstigung die Gleichheit vor dem Gesetze und die gegenseitige bürgerliche Achtung auf, so bringt Mißtheiligkeit und gleichgültige Gesinnung die Kultur des Landes zurück, und die schlechtern Regierungen, denen der Zwang ihrer Vorgänger bei Einführung der Steuern und Zölle, zur Wiege ungerechtfertigter Selbsttäuschung wurde, schwindeln vor plötzlichem Erstaunen, wenn mit einmal die öffentlichen Kassen leer bleiben, weil nun, bei den erschöpften Unterthanen auch die Erpressung kein Geld mehr auszudrücken, wenn gleich noch alle mögliche Quaal ausüben kann. Daß, in einer solchen Lage, der Staat gegen ungerechte Angriffe sich nur schlecht vertheidigen könne, versteht sich von selbst.

Die finanziellen Kräfte eines Staats heben, heißt aber nicht: das Geld vorzüglich in die Staatskassen ziehen, sondern: es auf eine beförderliche Weise durch den öffentlichen Verkehr in Umlauf bringen. — England abermals wird, selbst bei den günstigsten Verhältnissen, vielleicht in Jahrhunderten nicht daran denken können, jährlich auch nur zehn Pfund, als reines Ersparniß in den Schatz zurück zu legen, aber der unermeßliche Reichthum der Nation steht ihm zu Gebote; und die Pforte sieht, trotz ihrer, in den Gewölben des Serails aufgehäuften, Schätzen, jedem ausbrechenden Kriege mit ökonomischer Verzweiflung entgegen, eben weil das Gold, bei der Regierung und den einzelnen Reichsbeamten, zu einem todten Bestande zusammen gesackt ist.

Allerdings ist es löblich und weise, durch gute Staatsökonomie, für den Fall der Noth, Ersparnisse zurück gelegt zu haben; aber daß diese Massen nur nicht zu groß werden, mit der Menge des ganzen baaren Geldbestandes im Staate ihr Verhältniß nicht überschreiten, und Furcht und Stockung in dem Handel und Wandel des bürgerlichen Betriebes veranlassen; ein Fall, der

freilich bei den ungeheuren Administrationsausgaben faſt aller Staaten und deren Zinszahlungsverbindlichkeiten nicht leicht zu befürchten ſeyn möchte, weshalb denn auch die eben ausgeſprochene Warnung jetzt faſt lächerlich werden könnte.

Sind jedoch die Staaten allgemein tief verſchuldet, ſo wird derjenige eine bedeutende Präponderenz gewinnen, der es, nach Verhältniß, am Wenigſten iſt, oder hauptſächlich nur ſeine eigene Bürger zu Gläubigern hat. Da in letzterm Falle das Geld ſeinen natürlichen Umlauf in den Landesgrenzen behält, werden die Quellen leichter zu finden ſeyn, die Schuldenlaſt zu vermindern oder gar abzutragen.

Die höchſte Speculation auf den Gewinn finanzieller Kraft liegt nun in dem Streben, das finanzielle Vermögen anderer Staaten herüber zu ziehen. Dieſe Tendenz hat ein Merkantilſyſtem erzeugt, welches, mit ſeinem Gewebe mehr als ſubtiler Grundſätze den großen Nachtheil offenbar machte, daß nicht die Natur des Landes, nicht der Menſch in demſelben, ſondern das baare Geld als der eigentliche Träger des Staatslebens betrachtet und untergeſchoben wurde. Wo aber der Metallgewinn die höchſte Berückſichtigung der Politik erhält, fällt der Menſch im Preiſe, und es bedarf doch keines Beweiſes, daß das Geld, als bloßes Ausgleichungsmittel bei dem Umſatz der Dinge, nicht den unentbehrlichen, nützlichen Charakter der Dinge ſelbſt haben, noch weniger je in Anſchlag kommen kann, wenn es gegen einen Menſchen, für den das Geld und die Waare nur da iſt, aufgewogen werden ſoll. Bei dieſer Verwechſelung des Zwecks und des Mittels zeigt ſich der begangene Irrthum auch ſonnenklar in den Folgen; denn das Geld verliehrt immer mehr in ſeinem Werthe, je größer deſſen Anhäufung wird, und in demſelben Verhältniß ſteigt der Werth der Dinge wieder; dergeſtalt, daß es nicht wenig Mühe und neue finanzielle Künſte koſtet, die Dinge mit ihrem Aequivalent, dem Gelde, wieder in einige, wohlthuende Bilance zu bringen, damit der Geldwerth ſich wieder

erhebe, ſo wie der Sachwerth ſinke. Aus dieſer Erfahrung erhellt wenigſtens, daß die mindere Geldmaſſe eine eben ſo leichte Ausgleichung des Verkehrs geſtatte, und ein Gegenſtand, der ſolchem Wandel unterliege, keine feſte Baſis für das eigentliche Glück der Völker werden könne.

Für die Seele des Mercantilſyſtems wird der auswärtige Handel gehalten. Der handelnde Staat ſtrebt, dieſem Syſteme gemäß, nach einer Bilance, in Folge welcher er, bei dem Wechſelverkehre mit einem andern Staate, mehr baares Geld gewonnen hat, wie dieſer. Dies ſetzt alſo einen größern Waarenabſatz voraus. Bei dieſem gegenſeitigen Umtauſch der Dinge läßt ſich keine andre Grenzlinie für das erlaubte oder unerlaubte Erwerben ziehen als die, widerrechtlicher Gewalt. Eine Navigationsakte *), eine Herrſchaft der Meere iſt eine eben ſo arge Despotie, als eine Beſitznahme der Luft, weil der Menſch eben ſo wenig ein Luftbewohner als Waſſerthier iſt, und Napoleon war im Stande, dadurch, daß er die Idee einer Freiheit der Meere ausſprach, für eine Zeit die Welt ſich geneigt zu machen, ſo ſehr dieſe Freiheit ſich auch von ſelbſt verſtand, denn jene Waſſertyrannei iſt zu unnatürlich.

Beinahe alle Zoll- und Mauthverordnungen gehen von der Idee aus: das Abſaugen des baaren Geldes zu erſchweren, und die Einfuhrverbote können keinen andern Zweck haben, als zur Erhaltung der innern Induſtrie, es ganz zu verhindern.

Die ſo außerordentlich ſchwer zu berechnenden Handelsverhältniſſe der Staaten zu einander, auf der Schaale unzweideutigen Vortheils abgewogen, haben eine Menge von Anſichten

---

*) 1651 zuerſt von Cromwell aufgeſtellt, durch die folgenden Regierungen immer mehr ausgebildet, ſtellt die Schiffahrt aller übrigen Mächte unter die drückenſten Handelsbeſchränkungen Englands, welchem die Herrſchaft der Meere noch ſobald wohl nicht entzogen werden wird.

Aus d. Bemerk. d. Hrn. Syndikus.

und Theorieen erzeugt, welche, nach ihren, ganz der Erwartung entgegen gesetzten, Folgen, mehr denn alle Auseinandersetzungslehren, daß das Mercantilsystem auf sehr schwankenden Basen beruht, und der freie Handel durch die ganze Erde, bei Rückführung der natürlichsten Grundsätze, am Ende vielleicht am Ersprießlichsten seyn möchte. — Ob die Staaten bei ihrer strengen Grenzhut wohl so viel gewinnen, als die Einwohner zu verlieren scheinen, liegt außer dem Gebiete dieser Untersuchung. So viel aber ist gewiß, ein Uebel erzeugt das andre, und die Beschränkung an einer Seite macht die Wiedervergeltung von der andern nöthig, und schnürt am Ende den Verkehr der Völker unter einander so ein, daß die Contravention ihre tausend Arme heimlich nach dem Vortheile ausstrecken muß, der, bei einer liberalern Ansicht, nur den Regierungen und ihren rechtlich gesinnten Bürgern zufließen würde.

3.

Die Klugheit. Immer ist die Klugheit für das eigentliche Lebensprinzip der Politik gehalten worden. Sie ist es auch, wenn man erwägt, daß die untergeordnete Kraft nicht selten durch die Klugheit das erreichte, was jene, gegen überlegne Macht, durch sich selbst nimmermehr durchgesetzt haben würde. Indessen hat man der Klugheit immer noch andre Beimischung gegeben, man hat sie mit Schlauheit — die an sich wohl erlaubt seyn möchte — versetzt, und endlich mit Intrigue so gänzlich versalzen, daß das sonderbare Gemisch von Regeln, welches man mit dem Namen einer diplomatischen Kunst, so wie die Fertigkeit, es anzuwenden, welche man Unterhandlungsgeschick benannte, größtentheils nur ein Amalgama von Intrigue und Schlauheit blieb, und die reine Klugheit nur alsdann hervortrat, wenn die Politik, nothgedrungen, einen offenen Charakter annehmen mußte.

Was wir unter Klugheit, Schlauheit und Intrigue ver-

ſtehen, müſſen wir erſt hier näher angeben, um nicht mißverſtanden zu werden.

Die Klugheit iſt das Vermögen, den Zuſammenhang der Verhältniſſe, zur Berechnung des, ſich daraus ergebenden, Nützlichen oder Nachtheiligen, klar zu durchſchauen. Sie wird daher auch die beſten Mittel anzuwenden verſtehen, das Nützliche zu erreichen oder das Schädliche nach Möglichkeit abzuwenden, und ſonach das Verfahren beſtimmen, welches die Politik eines Staats für eine gegebene Lage einzuſchlagen hat.

Schlauheit wird die Klugheit alsdann, wenn ſie nicht Thatſachen, ſondern Geſinnungen zu durchſchauen hat. Die Schlauheit iſt alſo die Fähigkeit, über die bloße Aeußerungsweiſe des Andern hinaus, die dahinter liegenden Willensbeſtrebungen zu errathen, und, daß ſie bis dahin gedrungen ſei, ihrer Seits völlig verbergen zu können. Die Schlauheit muß die politiſche Klugheit nothwendig begleiten, weil in der diplomatiſchen Welt die Verhältniſſe nicht nach dem Worte, ſondern nach den Geſinnungen bearbeitet, und die Traktaten ſo häufig nach unausgeſprochenen, oft ſehr künſtlich verheimlichten, Nebenabſichten, gefaßt werden. Der Diplomat wird daher auch den beſten, reinſten Zweck verfehlen, wenn er, bei ihm begegnender Zurückhaltung, nicht weiter ſieht, als er ſoll; und, wenn er blicken läßt, daß er den Andern durchforſcht habe, dieſen zu neuen Wendungen und zu noch größerer Verheimlichung nöthigen, die neue Anſtrengungen und noch ſchärfern Blick erfordern.

Dadurch aber grade, daß Schlauheit gegen Schlauheit geſtellt iſt, ändert ſich deren Charakter leicht zur völligen Intrigue um. Die Intrigue ſucht nämlich nicht ſowohl die eigentliche Willensmeinung und Anſicht noch zu verbergen, als vielmehr, durch Vorſpiegelung falſcher Motive und Mittel für ihre Zwecke förmlich zu betrügen. Ihr hat der grabſinnigere Theil ſehr oft unterlegen, und grade die Wiederhohlung ſolcher Beiſpiele zu

dem unglücklichen Wahne Veranlaſſung gegeben, daß das offene, unumwundene, politiſche Verfahren diplomatiſche Todſünde ſei.

Allein ſchon oben iſt angedeutet, daß die Allgemeinheit ſolcher Anſichten den völligen Untergang aller und jeder politiſchen Maximen überhaupt zur Folge haben müſſe, denn ſie führt zur Unmöglichkeit, außer der Gewalt und äußerlichen Nothwendigkeit, durch bloße Uebereinkunft irgend eine Gerechtſame aufrecht zu erhalten.

Die echte Staatsklugheit wird ſich nicht berücken laſſen, aber auch nie intriguant werden. Falſch, gar heimtückiſch anders verhandeln als handeln, wird jene Diplomatik allein, welche, vom nächſten Vortheile berauſcht, zu blödſichtig iſt, um die eigentliche Ordnung der Dinge zu erkennen, nach welcher, wenn auch mitunter erſt entfernt, der Fluch immer dem Unrecht folgt.

Als noch die politiſchen Angelegenheiten mehr Sache der Reichstage und der Nationalrepräſentationen waren, machte die Oeffentlichkeit der Verhandlung das Gewebe beſtrickender Argliſt weniger gefährlich, und das Unrecht kündete ſich als ſolches ſelbſt offen an. So wie aber die Mitberathung der Stände aufhörte, und der politiſche Betrieb auf das Kabinet allein überging, das bald das Geheime ſich ſelbſt nannte, hing die Wahl des diplomatiſchen Charakters lediglich von dem perſönlichen des Regenten und ſeines Miniſters ab. Es ward Ehrenſache der Diplomaten, ſelbſt vor jeder Vermuthung ſchon, die Thür zu verſchließen, und unergründlich zu heißen galt unendlich mehr, als gerecht zu ſeyn. Je länger der politiſche Horizont den zuſammengeladenen Gewitterſtoff verbergen, je unvermutheter der Schlag herabfahren konnte, deſto mehr ſtaunte die überraſchte Welt die Größe des Unerforſchlichen an, während man jedoch dabei den ſo nahe liegenden Umſtand völlig überſah, daß die Ueberzeugung von dem ängſtlichen Geheimhalten des Andern an ſich ſchon den ruhigen Friedenszuſtand aufhebt. Spannung und

Beſorgniß nöthigten, wie in einer Fechterſchule, einen Jeden, der nicht in das Geheimniß gezogen war, ſich ſo auszulegen, daß der befürchtete Stoß nicht allein aufgefangen, ſondern auch zurück gegeben werden konnte. Die innerliche Feindſchaft, wenn ſie auch nicht in Handlungen ausbrach, fand in dem verewigten Mißtrauen volle Nahrung, und jene glatten, ruhigen, zuweilen ſelbſt freundlichen Geſichter, welche auch nicht einen Tropfen des, ſich aus dem Herzblute diſtillirenden Wermuths in die Oberfläche verdampfen laſſen, ſind bei Jedem, der Anſpruch auf den Rang eines Diplomaten macht, zum Stereotyp geworden. Daher bedarf es denn auch ſogar in den Fällen, wo man es aufrichtig meint, einer außerordentlichen Bethätigung, um das Gegentheil nicht glauben zu laſſen. Der, oft ſo langſame Gang diplomatiſcher Verhandlungen lag nicht immer in der Schwierigkeit, wegen des weſentlichſten Punkte einig zu werden, als in der Verlegenheit, für das Erlangte und Zugeſtandene eine Garantie zu finden.

So lange die Politik ihre Sicherheit nicht in dem Rechtsprinzip ſchlechtweg ſucht, iſt ſie nun genöthigt, ſich für jeden Augenblick wohl vorzuſehen. Die Klugheit wird ihr rathen, die Kräfte anderer Staaten nicht überhand nehmen zu laſſen. Das Syſtem des politiſchen Gleichgewichts hat dieſe Aufgabe zu löſen geſucht, aber nicht vollſtändig löſen können, weil es unmöglich wird, auf jedem Punkte des Staatenlebens, welches in einem ſteten Vor- und Zurückſchreiten begriffen iſt, wagerecht zu bleiben; denn eine einzige große und entſcheidende Schlacht kann eine andere Kraftabſchätzung erfordern. Die übermächtige Kraft, welche, kurz zuvor, die Vereinigung mehrerer, geringerer Kräfte zur entſchloſſenſten Vertheidigung ihrer Exiſtenz zwang, kann bald darauf, durch den Gang des Kriegsgeſchicks, dahin gebracht ſeyn, um ihre Erhaltung wieder bei andern Staaten Beſorgniſſe zu erregen, weil die zuvor Gefährdeten nun ein zu großes Uebergewicht erlangen, und würklich zeigt es uns die

Erfahrung also. Daher denn auch die betrübende Erscheinung, daß ohne allen weitern rechtlichen und sittlichen Grund, bloß dieses Systems wegen, Engverbundene sich trennen und entgegenstellen, Widersacher, als jetzt Befreundete, die Sache des frühern Feindes vertheidigen, und morgen zwei, heut verbundene, Heere die Bajonette gegen einander kehren. Und doch kann es nicht anders seyn, so lange der Besitz der Kraft allein über das Schicksal der Staaten entscheidet, und das Recht nur eine untergeordnete, formale Rolle spielt.

Weil das Gleichgewicht fortwährend verrückt wird, liegt eben in dem Systeme desselben der Grund fortwährender Befehdung, und wir sehen ja geschichtlich, daß die meisten Kriege, die zu seiner Wiederherstellung unternommen worden sind — denn wer kann den Gang der Begebenheiten beherrschen? — in ihren, durch die Umstände meistentheils erzwungenen, Friedensschlüssen selbst den Funken zu immer neuen Verwüstungen streuten *). Es liegt in der Natur dieses Systems, ewig nach dem Gleichgewicht ringen zu müssen, ohne es je erreichen zu können. Auch bei der friedfertigsten Stimmung der Mächte, welche jedem Territorialzuwachse entsagen, müssen die, durch die erlaubtesten Mittel, als z. B. Landeskultur, Industrie und Handel, sich zu bedeutend vergrößernden, finanziellen Kräfte eines Staates mit Recht beunruhigen, weil er dadurch seine Streitkräfte zugleich beliebig ausdehnen und gefährlich werden kann; und gewiß haben die erschöpfenden Handelskriege nicht sowohl bloß die Gewinnsucht, als vielmehr, von einem höhern Gesichtspunkte aus, die gegründete Besorgniß zum Hauptmotive gehabt,

*) Ludwigs des 14ten Regierung belegt die Behauptungen des Autors ganz vorzüglich. Der Pyrenäer, der Aachener Frieden, der zwanzigjährige Waffenstillstand mit Spanien und Deutschland, der Nymweger, der Ryswicker, der Utrechter Frieden konnten keinen Frieden begründen. Die Ermattung allein stellte auf kurze Zeit die Ruhe wieder her. Der Setzer.

daß das Uebergewicht finanzielle Kraft das Gleichgewicht aufheben könnte.

Bei dieser beklagenswerthen Lage der Staaten gegen einander müssen wir zur Ueberzeugung gelangen, daß die politische Klugheit, wenn sie die eignen Staatskräfte richtig benutzt, und das Eindämmen der fremden nach Möglichkeit versucht hat, in ihrer Thätigkeit erschöpft, und mit ihren Mitteln zu Ende ist. Sie allein, mit Hülfe der Kraft, vermag das Glück der Staaten nicht zu gründen und zu erhalten, das Blutvergießen und das unbeschreibliche Elend der Kriegsverheerungen nicht abzuwenden. Der Rechtszustand ist und bleibt dabei immer précair, d. h. er ist so gut, wie gar nicht vorhanden, und besteht nur so lange, als er nicht hinderlich wird. Wenn er ganz fehlte, würden Klugheit und Kraft grade so verwendet werden, wie jetzt, und die Lage der Dinge nicht schlimmer, das bedeutet freilich, immer noch sehr schlimm seyn. Die Politik hat sich daher zu dem letzten Mittel aufzuschwingen, welches ohnfehlbare Garantie für die Unverletzbarkeit des Völkerrechts leistet, nämlich zu einer politischen Moral.

4.

Gerechtigkeit. Sittliches Prinzip. Schon der Ausdruck: politische Moral ist verdächtig. Man hat darunter häufig eine sehr laxe, nämlich eine solche verstanden, die das Sittengesetz laut bekennt, sich ewig darauf beruft, wenn sie aus demselben ihren Vortheil deduciren kann, und, Falls dasselbe Sittengesetz im Wege stände, es zwar nicht verläugnet, aber mit einer so gewandten Dialektik zu ihren Gunsten auslegt, daß die Politik auch dann, wenn sie eigentlich am bösartigsten ist, wenigstens mit einem trügerischen Schein moralischer Rechtfertigung umhüllt ist. Sie würde in einer Geschichte der Politik einen bedeutenden Abschnitt ausfüllen, aber wir erwähnen ihrer

hier nur um deswillen, um den Mißverstand des Ausdrucks abzuwenden.

Es giebt zwischen Himmel und Erde freilich allenthalben nur eine und dieselbe Moral. Sie ist ewig und unveränderlich, wie die sittliche Welt selbst. Sie läßt sich nicht deuteln und wenden nach den Umständen und dem Bedarf des Augenblicks, und was eine politische Moral eigentlich heißen solle, läßt sich im ersten Augenblicke nicht so recht begreifen. Und doch wollen wir bei dem gewählten Ausdrucke verbleiben, und denken ihn auch zu rechtfertigen.

Das äußere Recht, kann es, im Falle der Verletzung zwischen den Staaten, nicht durch die Gewalt erzwungen werden, hat keine andre Gewähr, als das Sittengesetz. Allein das Sittengesetz umfaßt bei Weitem mehr, denn die Vorschrift: dem äußerlichen Rechte gemäß zu handeln; es giebt auch eine Menge innerer Verpflichtungen für die Gesellschaft auf. Die Erfüllung dieser innern Verbindlichkeiten kann aber keinem Zwange unterworfen werden, so gewiß sie auch eben sowohl Vernunftsätze sind, wie die Aussprüche des Natur- und Völkerrechts.

Wer seiner innern Verpflichtung nicht nachkommt, hat keinen andern Richter, als den in sich selbst, und dieser ist das Gewissen. Das Gewissen ist aber nicht — wie Manche behaupten — eine bloße Einsicht, daß dem Pflichtgesetze Genüge oder nicht Genüge geschehen sei, sonst würde es keinen andern Zustand, als ohngefähr denjenigen in uns erzeugen, welcher bei der Ueberzeugung von der Wahrheit oder dem Ungrunde eines Gegenstandes, oder einem wohlgelungenen, oder fehlerhaften Schlusse hervorgerufen wird; das Gewissen ist vielmehr — und wir sprechen im gemeinen Leben schon von einem guten und bösem Gewissen — ein, die Prüfung unserer Handlungsweise nach dem Sittengesetz begleitendes, Gefühl von Seelenfrieden oder Seelenangst, je nachdem die Vernunft und das Bewußtseyn

beifällig, aber verwerfend das Urtheil gesprochen haben. Das Gewiſſen iſt ein, ſich innerlich unmittelbar ankündigendes Factum, ein für ſich Daſeyendes, nicht Erſchloſſenes, kein Product intellectueller Combination oder Anſchauung, wie die Ueberzeugung und die Einſicht. Wäre das Gewiſſen nur dies, ſo hätte jeder Fehlſchritt mit dem Anerkenntniſſe der Vernunft: „daß es ein Fehlſchritt ſei," ſo wie mit dem Rathe: „zum Rechten wieder einzulenken," ſeine volle Abfertigung erhalten, und die Verbeſſerung des Verfehlten würde jede Gewiſſenspein heben müſſen, da dieſelbe Vernunft ja nun ferner ſagt: daß ein Mehreres durchaus nicht geſchehen könne. Aber ſo iſt es nicht. Wider alle Zurede der Vernunft dauert der Schmerz, auch nach möglichſter Vergütigung des Fehlers, wenn gleich dann weniger heftig, fort und verliehrt ſich oft gar nicht, oft aber dann erſt wieder, wenn eine reiche Ausbeute ſittlicher Handlungen den Fehlenden, vor ſeinen eignen Augen, als mit der moraliſchen Natur wieder völlig verſöhnt, ſich erſcheinen laſſen.

Das Gewiſſen zeigt daher auf eine noch höhere, als die intellectuelle Sphäre hin; es führet unmittelbar in das religiöſe Gebiet hinüber und würde unerklärlich und grundlos ſeine Stimme in uns erheben, wenn es uns nicht unmittelbar vor den Thron und Richterſtuhl Gottes lüde. Alle Vorſchriften der Moral ſind zwar reine Vernunftgeſetze, aber an ſich noch ohne religiöſen Grund, oder was daſſelbe iſt, ohne innige Verbindung eines warmen, liebenden Gefühls; und ohne Aufſchwung des Gemüths zu Gott, dem Urquell aller Intelligenz und Liebe, würde die bloße Sprache der Vernunft nur das bloße Schemen einer ſittlichen Welt ſeyn. Das Gefühl, daß das Geſetz der Liebe verletzt, das Band zwiſchen dem Geſchöpf und ſeinem Schöpfer zerriſſen worden ſei, dies und nichts anders iſt eben die Sprache des Gewiſſens, und daraus ergiebt ſich auch als richtig, daß das Gewiſſen nicht durch das, was abſolut recht iſt, ſondern was individuel dafür gehalten und verletzt wird, ſchmerz-

lich erregt seyn kann. Dieser Schmerz des Gefühls und der Irrthum im Denken können sich begegnen, sprießen aber aus zweien ganz verschiedenen Wurzeln. In abstracto läßt sich ein Sittengesetz ohne Religion denken, aber erfahrungsmäßig würde sich schwerlich ein sittliches Volk darstellen können, das gar keine Religion hätte.

Sittlichkeit und Religion sind die Quellen aller Veredlung, aber wenn der Staat durch sie würken will, kann er es nur belehrend, nie durch executive Gewalt. Die Staaten gegen einander haben die wechselseitige Verbindlichkeit den Rechtszustand in voller Integrität zu erhalten, und wir haben gesehen, daß dieser nur durch ein sittliches Princip garantirt ist, und daß das sittliche Princip zwar nicht in abstracto, doch in praktischer Würksamkeit wieder auf einem religiösen ruht; doch weiter, als auf das äußere Recht kann die gegenseitige Einwürkung des sittlichen Princips nicht ausgedehnt werden, und diese Beschränkung sittlicher Bestimmungsweise auf die wechselseitigen äußern Rechtsverhältnisse der Staaten zu und gegen einander bildet die Sphäre der politischen Moral — in einem edlern Sinne, als gewöhnlich, genommen. Sie ist die hohe Staatstugend, die wir auch öffentliche Gerechtigkeit nennen.

5.

Die Beschränkung des sittlichen Princips, in der gegenseitigen Handlungsweise der Staaten, auf bloß äußere Rechtsverhältnisse schließt also, nach einer sich von selbst ergebenden Folgerung, die Anwendung physischen Zwanges selbst dann aus, wenn dadurch — was doch nicht möglich seyn wird — mittelst der Einwürkung des einen Staats die bürgerliche Lage eines andern verbessert werden könnte. So wie kein Individuum das andre zwingen kann, den Umfang seiner äußern Rechte zu erweitern und glücklicher zu werden, so darf auch kein Staat den andern

nöthigen, ſeine Freiheit, durch ſich ſelbſt regiert zu werden, aufzugeben, denn

a) die Souverainität aller Staaten iſt ſich völlig gleich.

b) Der Grund der Bevormundung, welcher bei dem noch unreifen oder verſtandesloſen Menſchen eintritt, fällt bei einem ganzen Staate von ſelbſt zuſammen, denn es wird nie eine blödſinnige Nation geben. Jedes Volk lebt in dem Zuſtande politiſcher Großjährigkeit, und kann ſelbſtſtändig über ſeine Verfaſſung beſtimmen.

c) Kein Reich tritt, ohne gebieteriſche Nothwendigkeit, zu einer Umwälzung und organiſchen Neubildung ſeiner Verfaſſung über. Wo ſie ſich ereignet, iſt ſie gewiß naturgemäß, denn willkührliche Revolutionen ſind unmöglich; wenn gleich es leicht ſeyn mag da, wo der Brennſtoff nur auf den erſten, leichten Funken wartet, die Flammen aufzujagen.

d) Jeder Staat fühlt und kennt ſein Bedürfniß am Beſten, und ſucht, wenigſtens die natürliche Richtung dafür. Der fremde Staat erſchließt die Krankheit bloß und fühlt die Schmerzen des Kranken nicht mit. Wirft ſich der fremde Staat zum Arzt und Vormund auf, und glaubt an das Weh nicht, worüber der Leidende jammert, ſo ſtellt er ſich gegen den Entwickelungsgang der Thatſachen mit falſchen Mitteln, und reizt, indem er den Krankheitsſtoff vermehrt, den bevormundeten Staatskörper, das Uebel und den Arzt zugleich, mit aller Heftigkeit einer nach Geneſung ſehnſüchtigen Natur, von ſich abzuſtoßen, und die Criſis wird fürchterlicher denn je. Sollte es wohl nöthig ſeyn für dieſe Wahrheit noch erſt hiſtoriſche Belege aufzuſtellen?

e) Keine Revolution kann — ſchon ihrem Weſen nach — ein bleibender Zuſtand ſeyn, denn grade ſie gebiert eine allgemeine Sehnſucht nach geſetzlicher Ordnung, welche während der Gährung und Arbeit der Staatselemente, oft auf ſo furchtbare Weiſe, verletzt wird. Selbſt die mächtigſten Fac-

tionen, nur in der Gesetzlosigkeit ihren Vortheil suchend, gehen in ihrem eignen Princip unter, und befördern, wider Willen, das Ende anarchischer Zustände.

f) Da also jede Einmischung in fremde Verfassungsangelegenheiten — insofern sie mehr als berathend, mithin bloß freundschaftlich ist — einmal unglückbringend wird, und sodann die factische Erklärung enthält: daß die Souverainität eines Staats nicht mehr anerkannt werde; hierin aber der erste Grundsatz, auf dem die Coexistenz der Staaten beruht, tief verletzt, oder vielmehr völlig umgestoßen erscheint; so ist eine solche Einmischung — die Absicht mag noch so wohlwollend seyn — unpolitisch und widerrechtlich zugleich, und das unpassende Bild von dem brennenden Nachbarshause möge doch endlich außer Gebrauch gesetzt werden, da der Retter, welcher meine Geräthschaften, die das Feuer nicht verzehrt, noch obendrein davon trägt oder zerschlägt, schlechten Dank verdient. Die Sicherung der eignen Grenzen setzt der Befugniß des Nachbarstaats ihr rechtliches Ziel *).

g) Wird unter Staat die Regierung allein verstanden, so gehen aus dieser Begriffseinzwängung so schauderhafte Folgerungen hervor — und die Folgen werden alsdann nicht ausbleiben — daß auch die kühnste Phantasie alsdann den Gipfel des Jammers nicht mehr erfliegen kann, unter dem der Mensch und alles Edelste und Höchste in ihm zerdrückt werden muß. — Die Vernunft legt nothgedrungen allen Dingen, welche die Welt darbietet, einen Stoff und eine Form bei. Eins ohne das Andre ist undenkbar.

---

*) Ob der Verfasser falsche Ansichten hege, wird Spanien am Besten beweisen. Mit der Herstellung der unbedingten Souverainität des Königs scheint dort allerdings der alte Verfassungsbau noch nicht gehörig unterstützt, und der Feuerstoff unterdrückt zu seyn.

Aus d. Anmerk. d. Hrn. Syndikus.

Offenbar iſt bei einem Staate die Nation dieſer Stoff, und die Regierung dieſe Form. Beide, zuſammen genommen, ſind die unzertrennlichen Beſtandtheile für den Begriff von einem Staate. Nun iſt eben ſo offenbar der Stoff, ewig und unveränderlich derſelbe; die Form aber kann in wechſelnden Modificationen hervortreten, derſelbe Stein kann zum bloßen Laſtträger eines Götterbildes behauen, oder zum Götterbilde ſelbſt ausgemeißelt werden, und wenn eine Nation Nation bleibt, mag ihre Erſcheinung in der Reihe der Staaten, ganz unabhängig von einer beſtimmten und feſtſtehenden Regierungsform, immer gelten; ſie ſtehe nun da, als abſolute oder als conſtitutionelle Monarchie, als Republik oder in ſonſtiger vielfacher Miſchung.

b) Kein Stoff modificirt ſich nach der Form, wohl aber iſt die Form genöthigt ſich nach der Natur des Stoffs zu bequemen. Nur mit dem veredelten Stoffe kann ſich die Form veredlen; aber dann muß ſie es auch. Der Stoff wird zertrümmert, ſoll er naturwidrige Formen annehmen. Die Geſammtheit des Stoffs in einem Staate ſind Menſchen. Sittliche und bürgerliche Freiheit ſind das Weſen dieſes veredelten Stoffs. Vernichte dies Weſen und du haſt keine Menſchen mehr, wie du nur Aſche ſammeln kannſt, wenn du Feuer an den Fruchtbaum legſt. — Die Regierung verdient den Namen eines ſolchen nicht, welche bloß abgerichtete, ſprechende Thiere begehrt, um an ihnen nicht die Form der Nothwendigkeit, ſondern der Willkühr zur Schau zu ſtellen. Der Staat, welcher irgend einer Regierung zur Ausübung dieſer Verſündigung behülflich iſt, verletzt das Völkerrecht, und mit dieſem, wie ſich von ſelbſt verſteht, das ſittliche Princip; denn die Staaten ſind Mittel zum Glück, alſo auch zur Veredlung des Menſchengeſchlechts. — Der letzte und höchſte Zweck der Regierungen darf nicht ſeyn, die Menſchen in Hürden zu treiben, und

nach nothwendigstem Bedarf auf die Weide zu schicken. Eine Verbindung der Regierungen zu diesem Zwecke würde eine Maaßregel der Ungerechtigkeit gegen sich selbst seyn, denn so wie das Volk versinkt, versinkt die Regierung mit. Die höchste Kraftentwickelung einer Regierung ist nur bei einem glücklichen und gesetzlich freien Volke möglich. Despotie ist politische Selbstschwächung.

6.

Jede bedeutende Menschenmasse, die zu einem Organisationsakte bürgerlicher Verfassung gelangt ist, tritt in die Reihe der Staaten factisch und kann der formalen Anerkennung, die, über kurz oder lang, Seitens der Andern, dennoch erfolgen muß, füglich entbehren. Aber es ist vernünftig und rühmlicher, diese Anerkennung nicht zu versagen, damit nicht aus Schwäche geschehe, was, als eine Handlung freier Entschließung, die Heiligachtung natürlicher Gerechtsame bewährt. So wurde die Schweiz ein europäischer Staat, so wurden es die Niederlande. England erschöpfte sich, um die nordamerikanischen Freistaaten in das Joch des Colonialzwanges zurück zu führen, aber vergeblich; die südamerikanischen Republiken und Brasilien werden nie mehr bloße Pflanzungen Portugalls und Spaniens seyn; auch Griechenland ist jetzt, da der ursprüngliche Aufstand zu einer würklichen Revolution geworden, und die Nothwehr der Verzweiflung sich bis zu einem Verfassungsentwurf aufgeschwungen hat, eben so wahrscheinlich für die Pforte für immer verlohren.

Alle diese neuern Staaten haben vor den ältern den großen Vortheil, daß ihre Organisation das Werk gereifter Vernunft, die Bildung jener des zufälligen Ganges der Ereignisse ist; daß sie von Anbeginn eine rechtliche Grundlage haben, jene aber zu freien Verfassungen sich nur allmählig hinaufarbeiten können, wenn es ihnen überhaupt durchweg je gelingt. Da die Elemente der Organisation dieser neuen Staaten nicht bloß der successiven

Gestaltung durch die Zeit, wie die europäischen, sondern der Behandlung praktisch und theoretisch staatsrechtlicher Grundsätze übergeben worden sind, so kann es nicht anders kommen, als daß sie unglaublich schnelle Fortschritte machen, und die Staaten der alten Welt in ihrem Kulturaufschwunge überflügeln müssen. Auch der Umstand, Brasilien ausgenommen, mußte die ursprüngliche Bildung der amerikanischen Staaten sehr erleichtern, daß sie bei ihren Verfassungsprinzipien auf keine Dynastieen gerechtsame Rücksicht zu nehmen, mithin nicht auch zugleich persönliche Herrschaftsbefugnisse abzuwägen, und in der höchsten Staatsauthorität Familien- uud Nationalanforderungen neben einander auszugleichen hatten. Die nordamerikanischen Staaten geben das herzerhebendste Beispiel, auf welchen Grad politischer Bedeutung eine Nation, in wenigen Jahren, sich zu heben vermag, der die Staatsverfassung, gleich bei ihrem ersten Grundrisse, die bürgerliche Freiheit und die religiöse Unabhängigkeit zum staatsbürgerlichen Angebinde weihte, und für diese Sicherstellung der heiligsten Güter des innern und äußern Menschen, die reinste Vaterlandsliebe und gesetzlichen Gehorsam von den beglückten Republikanern zum Gegengeschenk nahm.

7.

Wenn die Souverainität aller Staaten ganz gleich ist, so stehen China und die Schweiz, Rußland und St. Marino auf gleichen rechtlichen Grundpfeilern, d. h. ihre Existenz ist nicht durch das größere oder mindere Maaß physischer Kraft, sondern durch das unvertilgbare Recht schlechtweg: daß sie sind, gesichert.

Der angegriffene Staat hat ein unbeschränktes Recht der Vertheidigung, und es läßt sich nicht wohl zusammen reimen, wie man bei Anwendung der Streitmittel von einer völkerrechtlichen Einschränkung oder Beachtung hat sprechen können. Ob man die Schießgewehre mit gehacktem Eisen oder Glasladen, die Speisen und Brunnen vergiften, die Gefangenen niedermachen

dürfe? — Welch eine bewundernswürdige Zartheit, welche gewissenhafte Zweifel und moralische Bedenken bei den Mitteln, wo der Zweck selbst kein anderer, als Untergang des Gegners ist! Was soll der gesunde Menschenverstand dazu sagen, wenn die Regel des Kriegs es ehrenvoll erachtet ein Quarree in Stücke zu hauen, durch Kartätschen ganze Treffen niederzustrecken oder Hunderte von Menschen durch Pferde zerstampfen zu lassen; aber die Bedingung macht, daß das tödtliche Blei ja rund und nicht eckigt, der mähende Säbel nicht schartig und jeder mit Metall, durchaus nicht mit Glas vom Leben zum Tode gebracht werden solle? Daß mit Arsenik gemischtes Wasser ein schändlicher Verrath an den Gesetzen der Menschlichkeit sei, eine aufsliegende Mine indessen zur ehrlichen Handthierung des Kriegshandwerks gehöre? — Als wenn die Nebendinge durch Rechtssatzungen gesichert werden müßten, wenn die Hauptsache selbst ein völliges Vernichten aller Rechtsgrundsätze bezweckt.

Was hätte denn die Vernunft dagegen einzuwenden, wenn ein angegriffener Staat, zur Vertheidung seiner Existenz jedwegliches Mittel versuchte, den Feind abzuwehren oder gar ganz zu vernichten? Nur die Klugheit allenfalls könnte noch anrathen: Bei der Möglichkeit des Erliegens, den übermüthigen Feind, in dem Uebergewicht seiner Macht, nicht zur höchsten Wuth zu entflammen, damit das nahende Verderben, durch erfinderische Grausamkeit, nicht noch fürchterlicher werde; indessen von einem Rechte kann dabei wohl nicht mehr die Rede seyn. Und wenn es die Menschlichkeit gebietet, den besiegten und entwaffneten Feind nicht mehr unter dem Schwerte fallen zu lassen, wer bürgt dafür, daß der Verschonte, in dem Wechsel des Glücks, nicht morgen den Schädel seines Wohlthäters spaltet? — Wir sehen jedoch auch, daß zum Kampf gezwungene Völker und geängstigte Staaten auf die sogenannten Rechte des Kriegs wenig Rücksicht nehmen, und einer andern Gesetzgebung folgen, die

bloß aus dem Gebote der Nothwendigkeit und dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung hervorgegangen ist. —

Der Krieg kann allerdings den schönen Zweck haben, einen aufgehobenen Rechtszustand zurückzuführen, den Beeinträchtigten zu entschädigen, und künftige, weitere Verletzungen zu verhindern; aber das Mittel zum Zweck kann er ja das auf keine Weise schon in sich enthalten, was durch ihn erst erreicht werden soll, und wir setzen hier doch einen Krieg voraus, der, selbst beim Angriffe, in seinen Motiven durchaus rein und sittlich ist. Um von einem Völkerrechte, im Kriege selbst, Gebrauch machen zu können, müßte man zu dem Widerspruche seine Zuflucht nehmen, eine Rechtsbeachtung da vorauszusetzen, wo die Rechtssistirung factisch eingetreten ist, und durch die Gewalt eben wieder gehoben werden soll. Geschichtlich hat sich auch hinlänglich bewährt, daß das vermeintliche Recht des Krieges von dem Bedrängten selten mit Würkung in Anspruch genommen, und von dem, durch das Kriegsgeschick Begünstigten nur dann citirt wird, wenn es zur Ausschmückung seiner Gewaltthätigkeiten dient; und es kann in der That nicht anders seyn, da es nie zu einer positiven Vorschrift geworden ist und werden wird, als stillschweigende Uebereinkunft aber viel zu viel Ausnahmen und zu wenig Anwendung erfahren hat, um auch nur als Gewohnheitsrecht zu gelten.

Was wir gewöhnlich, und in einem bessern Sinne, Recht des Kriegs genannt haben, ist, näher beleuchtet, wohl etwas anders, als ein, von dem äußern Rechtsbegriff abstrahirtes Produkt, denn ein solches giebt es nicht. Es ist die Stimme der Menschlichkeit vielmehr, welche, hie und da, individuell dem Gefühle des Mitleids und den Anmahnungen unserer sittlichen Natur entlockt ist. Das dunkle Vorschweben des Sittengesetzes, vor dem der kämpfende Krieger, bei seinem blutigen Beginnen, ehrerbietig das Herz öffnet, rettet oft, mitten in der Schlacht und der Verwüstung, unsre moralische Würde. Die höhere

Bildung gestattet das Niedermetzeln oder die kaltblütige Hinrichtung eines Gefangnen nicht mehr. Kein äußeres Motiv, am wenigsten das chimärisch präsumirte Recht des Krieges, sondern die erweckte Idee von Menschenwerth und Menschenwürde machen sich da geltend, wo eine barbarische Zeit früher in den Handlungen empörender Grausamkeit sich selbst der Gottheit angenehm zu machen wähnte.

8.

Jeder Angriffskrieg muß nach dem Ausspruche des Völkerrechts dann endigen, wenn das gekränkte Recht hergestellt, und, daß es nicht von Neuem gekränkt werde, Sicherheit geleistet ist.

Ein Angriffskrieg kann auch dann vertheidigt werden, wenn dadurch eine, mit Gewißheit zu berechnende, Rechtsgefährdung abgewandt wird. In diesem Falle nimmt der Angriff den eigentlichen Charakter der Vertheidigung an, und wird erst dann widerrechtlich, wenn über den ursprünglichen Zweck hinaus, die Gunst des Kriegsglücks dazu dienen soll, die Gerechtsame des Feindes anzutasten und zu beschränken, denn nun geht das Recht der Nothwehr in Mißbrauch der Gewalt über.

Keine Entschädigung des gekränkten Staats darf mittelst Land und Leuten erfolgen, weil der Boden ohne Menschen nicht abgetreten werden kann, und Menschen nie zur Waare herabgewürdigt werden dürfen. Die Sicherstellung durch Einräumung gewisser Plätze kann nur eine vorübergehende Maßregel, nur so lange rechtlich gestattet seyn, als noch Gefahr zu befürchten steht, daß sonst die Rechtsverletzung fortgesetzt oder erneuert werde.

Das Arrondirungssystem ist in seinen Mitteln und in seinem Zwecke gleich sehr verwerflich und widerrechtlich, denn wie ein Staat nun einmal gestaltet ist, muß er verbleiben, wenn er sich nur durch Verletzung anderer Staaten zu arrondiren vermag; sonst ist die ewige Fehde geheiligt, weil die natürliche Begrenzung eines Staats, und seine geographische und statisti-

sche Lage selten allen Wünschen entsprechen wird, welche die politische Stellung desselben an sich entschuldigt. Die Arrondirung wird, ihrer Natur nach, nie ohne Zwang des einen Theils geschehen, weil kein Staat, ohne dringende Nothwendigkeit, Boden und Einwohner abtritt. Sie ist daher in ihren Mitteln, durch Mißbrauch der Macht, und in ihrem Zwecke, als Sicherstellung durch Entblößung und Schwächung des Nachbarn, wider die ersten Grundsätze des Völkerrechts geltend gemacht worden.

Der Uebergang eines einzelnen Staatsgebiets oder eines ganzen Staats auf einen andern Staat, ist durch die Praxis dann wohl sanctionirt worden, wenn Dynastieen ausstarben oder sich freiwillig ihrer Herrscherrechte begaben. Bisher geschah dies lediglich auf Grund besonderer Verträge der herrschenden Häupter unter sich, und die Nation ist darüber nimmer befragt worden. Es ist auch zu bezweifeln, daß je ein Volk seine Zustimmung gegeben haben würde, wenn gleich der Fall eintreten kann, daß ein Staat sich unter den Schirm eines andern stellt. Dieser Act ehrenvollen Vertrauens kann jedoch für sich selbst noch keine Hoheitsrechte erwerben, indessen bei der größern Kraft sehr leicht den Reiz erwecken, den Herrn zu spielen. Daß eine Dynastie sich ihres Herrscherrechtes begeben könne, leidet keinen Zweifel, dieses aber fällt alsdann in die Hände der Nation zurück, und die Wahl ihrer künftigen Regentenfamilie hangt nunmehr von ihr ab. Freilich hat es bisher eine ganz andre Bewandniß gehabt; wir gehen jedoch hier von dem schönen Traume aus, daß alle Staaten freie sind, wie z. B. England, wo die einseitige Disposition der Herrscherfamilie über die Krone mehr wie lächerlich erscheinen müßte.

Die Einverleibung eines Staats, bloß nach dem unmenschlichen Rechte der Eroberung, verdient keine Erörterung, da es ein solches Recht gar nicht giebt.

9.

Die natürlichſten Grenzen eines großen Staates ſind nicht grade Berge, Ströme und Küſten. Die Sprache eines Volks iſt der ſtärkſte Nationalverband, und wo wir es, leider! anders erblicken, ſind durch politiſch unnatürliche Behandlungsweiſen die Grundzüge keineswegs verwiſcht, ſondern blos unleſerlich geworden, und müſſen durch Ausbildung des Nationalgefühls wieder nachgezogen werden. Es liegt in der Natur des Menſchen, ſein Intereſſe zu concentriren. Sein Haus, ſeine Familie feſſeln ihn zunächſt, dann ſein Geburtsort, darauf ſein Vaterland, und Kosmopolit wird er nur, als ihm von ſeiner Theilnahme für die Erſtern ein Mitgefühl für alles Andre noch übrig bleibt. Darauf gründet ſich auch die Erfahrung, daß die kleinern Republiken die entſchloſſenſten Patrioten erziehen, wie Athen, Theben, Sparta. Roms große Patrioten aus jenen Zeiten, wo ſein Gebiet nicht weit über ſeine ſieben Hügel hinausging, waren nicht mehr zu finden, als ſich ſeine Legionen in allen drei Welttheilen ſchlugen. Kleine Republiken haben aber ſelten ein wahres Nationalgefühl, da ſie das Wohl eines ganzen, durch dieſelbe Zunge verwandten, Volks ſelten im Auge behalten, und ihre Bürger nur für die Stadt begeiſtert ſind, die ſie geboren hat. Italien giebt uns in ſeinen lombardiſchen Städten darüber großen Aufſchluß. Dieſe ſchenkten lieber einem Ausländer Vertrauen und Zuneigung, als einem Geſandten der nächſten, kleinſten Republik, und der Name „Italiäner" elektriſirte den Mailänder und Paduaner wenig; der bloße Name „Franzoſe" begeiſtert aber jeden Landeseingebornen von Chalons bis Bayonne. So wird es allenthalben ſeyn, wo die Sprache die Grenzen eines großen Reichs beſtimmt. Deutſchland könnte dieſes Vorzugs genießen, wenn es nicht durch den entgegengeſetzteſten Provinzialgeiſt, den ſeine politiſchen Schickſale recht entwickelt haben, zerſplittert würde, denn es umſchließt eine Menge von Staaten, welche lange, in mannigfacher Reibung, ſich zu mißtrauen ge-

lernt haben. Nur der gebildete Theil der deutschen Stämme nährt ein gemeinschaftliches Vaterlandsgefühl in sich, nur dieser ist nicht zu vergessen im Stande, daß der Brandenburger und Oesterreicher, der Tyroler und Sachse, der Hesse und Schwabe Kinder aus einem und demselben alten Blute sind. Daß die ganze Nation nur in vorübergehenden Zeitpunkten großer Drangsale fühlen und danach handeln konnte: Es gebe nur Ein Deutschland und Ein deutsches Volk, hat seinen Grund in zu tief liegenden Verhältnissen, die nun vom Schicksal einmal gegeben sind, und noch für lange Zeit, vielleicht für immer, Ursach seyn werden, daß Deutschland in politischer Bedeutung, als das Herz Europens nicht gelten könne und werde, und seine unermeßliche physische und intellectuelle Kraft, wie die Schweizergarden, bestimmt zu seyn scheint, nur der Tagelöhner fremden Interesses zu bleiben.

Der Verband des Menschen durch die Sprache ist durchgreifend und ewig, wenn keine gewaltsame Störung dazwischen tritt, weil er sich dann auch nach seinem Innern völlig darstellen, und den Grundcharakter der Lebensanschauung, die durch den Sprachcharakter so sehr mitbestimmt wird, geltend machen kann. Die Nationalität wird durch die Sprache immer wesentlich mitgebildet. Ein Volk ist geistig vernichtet, dem seine Sprache genommen oder unterdrückt wird, und jedes Attentat darauf wird mit demselben Schmerze und mit demselben Ingrimm empfunden, als wenn man ihm fremde Götter aufdringen will. Solche Versuche sind wohl schon gemacht worden. Ob aber je der, dabei beabsichtigte, Vortheil aus Politik so viel wog, als der tausendfältig begangene geistige Todschlag, so schwer in seinen Folgen, die Schaale niederdrückte, ist sehr zu bezweifeln.

Die höchste politische Sünde, eine Sünde wider den heiligen Geist der Menschheit, ist der Angriff auf die Nationalität eines Volks. Es wird zur verlassenen Waise, wenn man ihm

die selbstständige Staatsexistenz nimmt. Doch haben wir auch gesehen, wie Gott sich der Waisen annimmt, und sie sind, trotz des bitter empfundenen Verlustes der vaterländischen Verfassung, wieder mündig geworden und haben den Unterdrücker mehr wie einmal zur strengsten Rechenschaft gezogen. Alle die systematischen Versuche, zur völligen Verkrüppelung eines Volks — damit es sich nur recht leicht binden und pressen lasse — waren durchaus die gräßlichsten, grausamsten Ausschweifungen arglistiger Politik *). Von Geschlecht zu Geschlecht wird die, aufrecht zu gehen bestimmte, menschliche Natur immer mehr gebeugt und niedergedrückt, bis sie die bequemste Stellung zum Lastthiere erworben, und, auf allen Vieren kriechend, die Brüderschaft mit dem unvernünftigen Vieh wieder gemacht hat, von dem sie nach dem Adel ihrer Anlagen, sich doch erheben, und ein Ebenbild Gottes werden sollte. Bei den tiefverwundenden Erscheinungen dieser Art, die sich uns, leider! auch geschichtlich darstellen, und mehr wie misantropische Voraussetzungen sind, bleibt uns nur der Trost übrig, daß Menschen entwürdigt werden können, aber die Menschheit nicht, deren Genius das duldende Opfer wieder aufrichtet, und, als Ersatz für den lang gehemmten Aufschwung, in beflügelten Fortschritten, meist über den Leichnam seines Peinigers, forteilen läßt.

10.

Nach vorstehenden Betrachtungen scheinen wir ermächtigt zu seyn, folgende Grundsätze für den abgehandelten Gegenstand aufzustellen.

---

*) Griechenland. Ob die Pforte aus Maxime, und nicht vielmehr aus Barbarei die, den Griechen — und wie konnte es denn anders kommen — so oft vorgeworfene, Gesunkenheit verschuldet hat, kann kaum zweifelhaft seyn. Leiden um Freiheit und die errungene Freiheit selbst werden sie aber läutern. Schon leuchtet der Glanz des Demants durch die Schlacken, die ihn so lange umhüllt haben. Der Verfasser.

a) Staaten treten an die Stelle der Individuen. Die natürlichen Rechte der Staaten, gegen einander, gründen sich auf die natürlichen Menschenrechte der Individuen gegen einander. Das Völkerrecht ist eine erweiterte Anwendung des Naturrechts.

b) Das Naturrecht ist eine Sicherstellung der Coexistenz menschlicher Individuen; das Völkerrecht sichert eben so die Coexistenz der Staaten. Jeder Grundsatz, der diese Coexistenz gefährdet, ist falsch und widerrechtlich.

c) Die Coexistenz begründet an und für sich das Recht selbstständiger Existenz der Staaten. Das Recht der Existenz berechtigt zur unbegrenzten Vertheidigung derselben. Jedes Mittel daher, das die widerrechtliche Gewalt abzuwenden vermag, ist erlaubt und vernunftgemäß. Die möglichste Anwendung physischer und geistiger Kraft liegt mithin in der Befugniß eines jeden Staats zur Selbstvertheidigung.

d) Physische Kraft, Klugheit, Sittlichkeit tragen die Staaten; die physische Kraft muß aber von der Klugheit geleitet, und die Klugheit von der Sittlichkeit bestimmt werden, damit die erstern Beiden das Recht nicht verletzen und gefährlich werden.

e) Die Willensvereinigung der Staaten für gerechte Zwecke dient dazu, das politische Leben derselben nicht von der Gewalt, deren Ergebniß ungewiß ist, abhängig zu machen, sondern durch Uebereinstimmung zu sichern. Die freien Staatsverträge müssen daher für unverletzlich erachtet werden, und jeder Traktatenbruch ist eine Felonie gegen das Völkerrecht. Der Bundbrüchige kann durch Gewalt, zum Rechten zurückzukehren, gezwungen werden.

f) Die Gewalt, als bloßes Nothmittel kann dem, sein Recht verfolgenden Beeinträchtigten, fehlschlagen, und führt nicht mit Gewißheit zum Ziele. Der theoretische Rechtsbegriff

sichert daher die Integrität der Staaten für sich allein nicht, wenn dessen praktische Durchführung nicht äußerlich begünstigt wird, und da in einem solchen Falle die Hülfsleistung anderer Staaten ebenfalls unnütz, oder nicht nachdrücklich geleistet ist, oder vielleicht ganz verweigert bleibt, so muß, ohne Hinzutreten eines höhern Prinzips, das politische Verhältniß der Staaten zu einander immerdar dem Zufalle Preis gegeben, und dem möglichen Mißbrauche der Kraft anheim gestellt seyn.

g) Dieses höhere, alle rechtlichen Verhältnissen der Staaten zu einander ausgleichende Prinzip ist das Sittlichkeitsgesetz; der Felsen, worauf das äußere Recht erst seine unerschütterliche Grundlage findet.

h) Nachdem die Vernunft den Satz leicht gewonnen hat: daß die fremde Existenz geachtet werden müsse, wenn nicht die eigne gefährdet werden solle, und daß die Nichtachtung fremder Existenz nur die umgekehrte Anwendung meines eignen Grundsatzes erfordere, um mich zu verderben; so ist die unerlaßliche Bedingung alles Staatenlebens: wechselseitige Garantie ihrer Erhaltung.

i) So wie das Recht vom Sittlichkeitsgesetz getragen wird, so gedeiht die sittliche Befestigung dann erst zur vollsten Blüthe, wenn ihre Wurzel Religion ist. Das Recht, das Sittliche, das Religiöse werden alle drei gleich sehr von der höhern Vernunft bedungen, und sind nur in ihren Beziehungen verschieden, indem das Recht für die Nothwendigkeit der äußern Coexistenz, das Sittliche für den innern Verband des Staates gesammter Menschheit gegeben ist und das Religiöse mittelst des Gewissens einen geistigen Zwang über die Autonomie jeden Vernunftwesens ausübt, Recht und Sittlichkeit nicht zu überschreiten.

k) Sittlichkeit und Religiösität stehen ganz außer dem Zwange äußerer Gewalt, garantiren aber die Aufrechthaltung des

äußern Rechts durch freie, ihrer Natur gemäße Selbstbestimmung für dieses, das im einzelnen Staate durch richterliche und executive Gewalt durchgesetzt werden kann, aber bei Staaten gegen Staaten den Zwang durch Waffengewalt immer zu einem gefährlichen Mittel macht.

l) Für die Ruhe und Integrität der Staaten bleibt daher kein anderes Mittel übrig, als das höchste politische Princip dem sittlichen zu unterwerfen, so weit es auf äußere Rechtsverhältnisse ankommt.

m) Das äußere Recht wird vom sittlichen Prinzip mit eingeschlossen. Wer daher dieses nicht verletzt, kann auch kein Recht verletzen. In unmittelbarer Beziehung auf gegenseitige äußere Gerechtsame der Staaten zu einander nimmt jedoch das sittliche Princip einen bloß negativen Charakter an, d. h. es verpflichtet keinen Staat das Wohl des Andern zu vermehren, sondern bloß seine Gerechtsame ungestört zu lassen.

n) Das politische Verhalten der Staaten gegen einander muß daher nicht von leidenschaftlichen Motiven geleitet seyn, sondern von der Vernunft dictirt werden, d. h. es darf die Vorschriften des Rechts nicht verletzen, und bei der Unmöglichkeit einer durchgehenden, positiven Gesetzgebung für die Staaten unter sich, kann es keine andre als reine Vernunftgesetze für die äußere Politik geben.

Die nächsten und ersten Aussprüche dieser Vernunftgesetze bestimmen nun:

die wechselseitige Garantie der Existenz oder die Aufrechthaltung der Coexistenz, welches Eins und Dasselbe ist. Hieraus folgt:

die Integrität eines jeden Staats. Hieraus folgt wieder:

die gleiche Souverainität aller Staaten, d. h. die Befugniß: innerhalb seiner staatsrechtlichen Machtvollkommenheit un-

gebindert und frei zu ſchalten und nach eigner Selbſtbeſtimmung zu handeln, woraus ſich wieder ergiebt:

daß keinem Staate eine Einmiſchung in die innern Angelegenheiten des andern, außer dem einzigen Falle zuſtehe, wo ſeine Vermittelung aus freiem Antriebe angerufen worden;

daß dieſe Anrufung vom Staate ſelbſt, nicht von einem einzelnen Theile geſchehen ſei; da die ſchiedsrichterliche Würkſamkeit nur erſt dann eintreten darf, wenn ſie allſeitig von den Betheiligten verlangt iſt;

daß mithin weder die Regierung allein, noch eine bloße Faction aus dem Volke, zu der Einmiſchung eine Berechtigung geben könne;

daß die Prüfung des Hauptpunktes: ob die Anrufung, als von Seiten des ganzen Staats erfolgt, zu betrachten ſei? nach der Verfaſſung des anrufenden Staats beurtheilt werden müſſe;

daß die angerufene Vermittelung nicht weiter ausgedehnt werde, als ſie verlangt worden;

daß die Souverainität eines jeden Staats ſchon das Recht begründe, ſeine Verfaſſung, nach eigner Einſicht, zu organiſiren und zu reorganiſiren;

daß der dabei ſich aufwerfende Factionsgeiſt der alleinigen Behandlung des, ſich reorganiſirenden Staats überlaſſen werden müſſe;

daß die Beurtheilung: ob ein Organiſationsakt gültig gewordene von ſeiner, in Ausführung gekommenen Anwendung durch den ganzen Staat, oder doch den bedeutendſten Theil deſſelben, abhängig ſei;

daß ſich neue Staaten bilden können, wenn der Stoff dazu vorhanden iſt und ſie ſich zu organiſchen Formen zu entwickeln vermocht haben;

daß der Stoff eines neugebildeten Staates aus einer hinreichenden Menge menſchlicher Individuen, welche das zu-

langende Grundgebiet gefunden und rechtlich erworben, oder auch schon beseſſen hat, um eine Staatsgeſellſchaft möglich zu machen, beſtehe;

daß ein ſo neugebildeter Staat, wenn der Zuſammentritt durch einen allgemeinen Organiſationsakt geſetzlich begründet worden, und die Vereinigung auf keine, dem Völkerrechte entgegen ſtehenden Grundlagen gebaut iſt, von den andern Staaten theoretiſch anzuerkennen ſeyn wird;

daß ein ſo neu entſtandner Staat, im Falle der Nichtanerkennung, alle ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte und Mittel verwenden dürfe, um ſich zu behaupten;

daß mithin der Reichstitel zur Bildung eines ſolchen Staates kein poſitiver, als auf Geſtattung und Erlaubniß andrer Staaten gegründeter zu ſeyn brauche, ſondern in den ewig unveräußerlichen und immer reclamationsfähigen Menſchenrechten ſelbſt liege, die ſich geltend machen dürfen, ſobald die nöthige Kraft erwachſen iſt, die Gegenkraft, die dieſe Rechte verkannte oder niederdrückte, zurück zu drängen;

daß, da ein Volk und ſeine Regierung, zuſammen genommen, erſt einen Staat bilden, alsdann kein neuer Staat entſtehe, wo bloß die Form der Verfaſſung ſich ändert, oder ein Dynaſtieenwechſel eintritt, da die Grundlage des Staats, das Volk mit ſeinem Boden, geblieben iſt.

Auf wie wenig Grundſätze ließe ſich doch am Ende das Weſen der Politik zurückführen, wenn die Vernunft dabei mitſprechen dürfte, und welch ein unüberſehbares Chaos iſt es geworden, darum weil der Vernunft nur ſo wenig mitzuſprechen erlaubt war. Es iſt deshalb wohl nicht befremdend, daß ein Syſtem immer wieder ein Gefolge neuer Syſteme erzeugte, ohne daß man darum beſſer wußte, woran man war, und erſt nach langen, bittern Erfahrungen zu *ahnen* anfing, daß zunächſt

Gelegene sei doch wohl das Beste. Die einfachen Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit können weder Wirrwar noch Widerspruch erzeugen; die verschlagendste Politik aber war nie außer Verlegenheit, und glaubte dann am Meisten zu glänzen, wenn sie sich aus einem Gedränge retten und ins andre stürzen konnte; und zuletzt lag der ganze Triumpf in dem unbeneidenswerthen Bewußtseyn, nicht, daß sie das Gute erreicht, sondern daß sie recht viel Böses zugefügt hatte.

Die Geschichte hat uns belehrt, daß die treulose Politik sich in den historischen Folgen immer selbst bestrafte, ja daß selbst jede engherzige Politik schon, ohne eigentliche widerrechtliche Zwecke, den Mangel hochsinniger Ansicht und selbstsüchtigen Bedenkens mit Verlust und Reue bezahlte. Der fürchterlichste Nachtheil einer widerrechtlichen Diplomatik jedoch liegt in der Verschlechterung des eignen Volks. Wie soll die Heiligachtung für das Gerechte und Sittliche sich in den Klassen der Nation erhalten, wenn die höchste Regierungsauthorität nur auf dem Wege der Verkennung alles Wahren und Guten ihre Größe sucht? Wie soll der religiöse Grund die Masse der Einwohner tragen, wenn Gott durch ein Te Deum verspottet wird, das den Sieg habsüchtigen und eitlen Blutvergießens zu verherrlichen, bestimmt ist?

Es giebt kein Verbrechen, daß die Politik nicht schon verübte, keinen so großen Widerspruch, den sie nicht schon zum rechtlichen Vorwande benutzt hätte. Die Welt ist zu sehr darüber belehrt; es bedarf weiterer Beweise nicht.

Böses gebiert Böses. So liegt es im Zusammenhange des Weltganzen; aber das Böse fällt vorzüglich auf die Brust dessen zurück, von dem es ausging. Doch die ewige Ordnung der Dinge soll nicht von den Ansichten und Thaten der Menschen abhängig seyn, und darum muß auch das Uebel zum Guten führen. Manche bösartige Politik hat schon den nützlichsten Aufschwung zu einer veredelnden Kraftanstrengung gegeben, und,

nach den Folgen für die Menschheit berechnet, mag mancher grausame Diplomat den Dank mit den Wohlthätern der Erde theilen, wenn gleich seine Absicht nur den Fluch der Völker verdient. —

Ob die unendliche Reihe von Erfahrungen an dem Geiste der Staatsmänner, ohne ersprießlichen Einfluß auf ihre Grundsätze, denn immer vorübergehen wird? — Ob sich die großen Köpfe — so hat man häufig solche genannt, denen moralische Bedenken zu tief lagen — nicht endlich bequemen sollten, die Natur der äußern und innern Welt wieder lieb zu gewinnen? da sie doch wohl sehen müssen, daß jede Unnatur, als Auswurf der Dinge, in ihrer eignen, giftigen Atmosphäre erstickt. — Ach! es ist eben so sehr zu wünschen, als schwer zu glauben! Und dennoch regt sich die Seele des Menschen unaufhörlich, um das, was da seyn sollte, an die Stelle dessen zu setzen, was da ist. Wie lange wird die vergeblich ringende Vernunft die Arbeit des Sysiphus noch treiben und die aufgeklärtere Menschheit, wie ein Tantalus, nach den Tagen des Friedens und der Gerechtigkeit haschen müssen, die ihr die Sonnenhelle des Jahrhunderts so nahe hinstellt, und die Charakterlosigkeit der Zeit als bloße, nächtliche Schatten so schöner Träume in die zugreifende Hand spielt.

Doch es ist immer Gewinn, auch über die finstre Seite der Dinge zum vollsten Bewußtwerden zu gelangen, nicht, um sich dabei zu freuen, sondern damit zu trösten:

daß das Leben in der Idee auch ein Leben ist, und, was die Menschen zertrümmern, von der Menschheit wieder aufgebaut werden kann.

Berichtigungen.

Ein Paar Tage hatte ich auf meine Arbeit verwandt. Eines Morgens war ich damit beſchäftigt ſie noch einmal durchzugehen, als ich einen Hund bellen hörte. Kaum war ich vor die Hütte hinaus getreten, als ich meinen Freund daher wandeln ſah. Schon aus der Ferne winkte er mir Willkommen! zu, und in wenigen Minuten ſchüttelten wir einander die Hände. Seine unvermuthet frühe Rückkehr war durch den plötzlichen Tod ſeiner kranken Pflegbefohlnen veranlaßt. Wir gingen in die Hütte, und mit Lüſternheit ſah ich ihn einen verdeckten Korb, woran er ziemlich ſchwer getragen hatte, auf den Tiſch ſetzen, indem er einen flüchtigen Blick auf mein neues, in einzelnen Bogen umher liegendes Manuſcript warf. Er lobte meinen Fleiß, und freute ſich, daß ich, trotz meiner niederſchlagenden Aufgabe, ſo aufgerichtet daſtände, bemerkte indeſſen, daß ich blaß ausſähe.

„Das iſt kein Wunder!“ nahm ich das Wort. „Ich bin ſehr hungrig. Mit Brot und Waſſer habe ich mir behelfen müſſen, und ſeit geſtern, wo mir auch das Brot ausgegangen iſt, habe ich das ſtrengſte Faſten gehalten und von bloßer Speculation gelebt. Haſt Du etwas zum Inbiß in Deinem Korbe?“

„Da bin ich denn wohl zu recht guter Zeit gekommen,“ erwiederte er freundlich. „Hier wähle!“ und ſomit deckte er ſein kleines Magazin auf. Ich nahm, was mir anſtand; indeſſen würzte er mir das Frühſtück ziemlich ſcharf durch den Tadel: daß es zu meinem Beſten gereichen würde, wenn ich in allen Dingen mehr Maaß und Ziel zu halten lernte, und die Neigung, über die nothwendigen Grenzen fortzuſchreiten, unterdrückte. So ſei mein Menſchenhaß, meine Furcht vor der Welt, die Erregbarkeit meines Gefühls, mein Eifer für irgend eine Idee, übertrieben, und mehr die Frucht einer aufwallenden Lebhaftigkeit als begründeter Lebensanſicht. „So biſt Du,“ ſchloß er endlich, „gewiß auch in Deinem Fleiße unmäßig geweſen, und haſt lieber

nicht eſſen, als von Deinem Thema abgezogen, und genöthigt ſeyn wollen, zum nöthigen Einkauf ins Thal hinabzuſteigen. — Was wäre Morgen aus Dir geworden, wenn ich nicht kam?"

Sehr kleinlaut geſtand ich ihm, daß dem Allen ſo wäre.

„Geſelle Dich nicht zu denen," fing er wieder an, „die den ſchädlichſten Enthuſiasmus blicken laſſen, welchen es giebt; ich meine den kleinlichen; jene Steckenpferdsreiterei, die beim ſteten Auf- und Abſitzen ihres Ideenſpiels jede Kraft an die Kleinigkeit ſetzt, und dann alle höhern Lebenszwecke nüchtern und langſam verfolgt, ja wohl ganz aus dem Auge verliehet, wenn nur die liebgewonnene Kinderei ihre Kurzweil findet."

„Verdient denn aber," rief ich empfindlich aus, „meine Beſchäftigung eine kindiſche Spielerei genannt zu werden?"

„Keinesweges, lieber Freund!" verſetzte er, „denn ich ſelbſt ermunterte Dich dazu; aber die Art, wie Du ihr oblagſt, möchte ich tadeln. Der Menſch ſoll genießen und arbeiten, doch nicht ſo arbeiten, daß er nicht mehr genießen kann, und ſeine Thätigkeit ein zu frühes Ende nimmt. Unſer irrdiſches Leben hat ſehr viel Geſichtspunkte feſtzuhalten, und wenn wir unſer Auge bloß auf Eins heften, iſt es nicht allein die Einſeitigkeit, welche uns nachtheilig wird. Das gefährlichſte Uebel iſt das immer ſteigende Unvermögen, die eigentliche Bedeutung unſers Daſeyns auf Erden zu faſſen, unſre Stellung zu würdigen und in die Geſammtthätigkeit unſrer Mitmenſchen kräftig einzugreifen. Betrachte nur einmal einen gelehrten Pedanten, oder einen bloßen Geſellſchaftsmann. Bei jenem wird jedes vorkommende Ereigniß in ein Citat gezwängt, oder ihm nur in ſofern bedeutend, als er irgend eine paſſende Schriftſtelle darauf zu deuten, Gelegenheit findet; und dieſer ſchlüpft ſo oberflächlich an den Außenſeiten menſchlichen Weſens dahin, daß er weder Geiſtestiefe noch Herzenswärme mehr zu würdigen verſteht, und nur Mode und Convenienz ihn durchaus beherrſchen. Beide ſind unfähig nützlich zu werden; der eine, weil er den Menſchen nur aus den

Büchern, der ander, weil er ihn nur aus dem Rock ergründen will und beurtheilt. Du gehörst zwar keineswegs zu den einförmigen Leuten, die durch Einseitigkeit, Liebhaberei oder den Schlendrian der Gewohnheit verführt werden, mechanisch zu denken, zu handeln und zu empfinden; ich kann Dich bloß vor einem zu überhand nehmenden Interesse warnen, wenn Du von einem besondern Gegenstande erregt und erfaßt bist, weil dadurch andre Lebenszwecke leiden."

„Kann man denn," bemerkte ich, „wie Du da eben sagst, auch mechanisch denken und empfinden? Oder ist Dir der Ausdruck vielleicht nur so entschlüpft, da ich einen Widerspruch in ihm finde?"

„Wenn Du die Sache nicht zu genau nimmst," erwiederte er, „ist allerdings viel Wahres in dem Ausdrucke. Es giebt Menschen, die sich zu gar keinem selbstständigen Denken erheben, sondern Andern bloß nachdenken, und denen man erst ein Paar Grenzpfeiler stellen muß, zwischen welchen ihr Verstand auf und ab spatzieren gehen kann. Nach Zeit und Gelegenheit kommen denn nun gewisse Modegedanken in Umlauf, mit denen sie ihre Intelligenz aufs Beste herauspuzen, ohne zu wissen, oder sich auch nur darum zu bekümmern, woher das Metall zu einem solchen, in Cours gesetzten Gedanken entnommen worden, noch wodurch er sein Gepräge erhalten. Das ganze geistige Thun solcher Leute ist doch nun offenbar kein freies, sondern ein mechanisches Denken."

„Also die ganze Klasse der Nachbeter," fiel ich ein, „die ganz entsetzlich groß ist. In den Schulen aller Systeme möchten sie häufig zu finden seyn. Und so giebt es denn freilich auch Nachempfinder, welche, als Gecken des Modegeschmacks, durch nichts anders gerührt werden, als was von geltend gewordenen Aristarchen, nun einmal als klassisch gepriesen worden ist. Diese Glockenzieher sind ganz vorzüglich zu gebrauchen, die ästhetische Gemeinde zusammen zu läuten, wenn der Kunstfeuerwer-

des Kirchspiels einen neuen Vortrag hält, oder auch nur zu halten Willens ist. Auch fehlt es unter ihnen an wilden Fanatikern, die das Wort aus einer fremden Diözese, welches laut werden will, gleich an den kunstreichterlichen Galgen nageln. Was mag dabei zum Grunde liegen?"

„Die Befangenheit im Denken und Fühlen, welche sich," erwiederte mein Freund, „selbst auf die schmerzlichste Weise Preis geben kann, und sogar, bei einem sonst gesunden Verstande, die natürliche Gutmüthigkeit zu unterdrücken stark genug ist. Statt vieler Fälle gebe ich Dir nur einen der auffallendsten Art zum Belag. Als ich einst, mit einem herzlichen und verständigen Manne, durch die Vorstadt einer sehr volkreichen Residenz spazieren ging, wurde ein Kind — ein etwa, dreijähriges wunderschönes Mädchen — übergefahren. Es war auf der Stelle todt, denn das Rad war der Kleinen grade über die liebliche, schneeweiße Brust gegangen. Der Kopf blieb unversehrt, und die langen, geringelten braunen Locken wanden sich um das blasse Engelshaupt auch im Tode so schön, daß neben Entsetzen und Mitleiden, welche uns beide durchdrangen, die Fülle von Anmuth des zarten Leichnams die Rührung noch vergrößern mußte. Bald ergab sich, daß der verzweifelnde Vater, der den todten Liebling auf seinen krampfhaft zitternden Armen vor uns dahin trug, ein Jude war, denn noch mehr als seine Gestalt, verriethen uns die zerreißenden Ausbrüche seines Jammers den Nichtchristen, und ich bemerkte nun, indem jetzt ein höherer Schmerz sich in mir zu dem frühern noch gesellte, wie mein Begleiter in diesem Umstande eine Art von Linderung seiner Theilnahme fand. Ich fühlte mich in dem Augenblicke unsäglich niedergeworfen, wo ich die Entdeckung machte, wie groß die Gewalt des Vorurtheils über den Anspruch reiner Menschlichkeit, auch bei den Bessern, werden könne; denn geirrt hatte ich mich nicht, wie der Verlauf der Unterhandlung mit meinem Freunde ergab."

„Wie war das möglich!" rief ich aus.

„Möglich bloß durch die Befangenheit der Lebensansichten," versetzte er. „Seit der Zeit jener traurigen Erfahrung hatte ich aber gelernt, was der letzte und höchste Zweck aller unsrer Bildung seyn müsse. Ich war inne geworden, daß Alles, was wir lernen und durchforschen, keine schönere Frucht treiben könne, als die Vorurtheilslosigkeit; jene natürliche Anschauung der Dinge, die anders Gesehenes nicht mit dem eben Gesehenen vermischt; Alles und Jedes zuvörderst für sich betrachtet, und dann erst nach seinem Verhältnisse zu dem Gesammtganzen in Erwägung zieht. Dadurch erlangen wir den großen doppelten Vortheil, einmal, daß wir jedem besondern Gegenstande seine ihm absolut zustehende Würdigung nicht versagen, und alsdann, wenn das Maaß dieser Würdigung, zu Gunsten des Abgeschätzten, auch nicht groß ausfallen sollte, dennoch, in seinen Beziehungen zu allem Uebrigen, Grund genug finden werden, wegen des mittelbaren oder unmittelbaren Guten, das aus seinem Daseyn hervorgeht, dessen Nothwendigkeit, sei es in der physischen oder moralischen Weltordnung, zu erkennen. Alle Standes-, Glaubens-, Kunst-, National- und jegliche andere Vorurtheile haben keinen andern Vater, als den Mangel selbstständiger Erwägung, und keine andre Mutter, als die verhätschelnde Gewohnheit herkömmlicher Ansicht, also einen schwachsinnigen Vater und eine blinde Mutter. — Wer sich selbst ganz vorurtheilsfrei nennen dürfte, hätte allein erst das, was wir einen ganz gesunden Verstand heißen; aber Wenige werden sich dessen rühmen dürfen; im strengsten Sinne vielleicht Keiner, denn es ist das Vorurtheil eine geistige, wie die Pocken eine leibliche Krankheit, wovon wir alle ergriffen werden, und nur dahin zu sehen haben, daß sie durch Impfung guter Erziehung weniger bösartig ausbreche. Ja ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß nicht selten die hellsten Köpfe mit einem gewissen Vorurtheil über die Vorurtheile richten."

„Daraus wird folgen," entgegnete ich, „daß die Vernunftkrankheit ein allgemeines Uebel sei und bleiben werde."

„Laß uns bei dieſer Metapher nicht bleiben," ſagte er, „ſie verwirrt den Gegenſtand mehr, als daß ſie ihn recht deutlich machte. Die Vernunft iſt vielmehr der, in viele Schlacken verhüllte Demant. Das Licht der Wahrheit kann nur dann ſich in ihm brechen, und aus ihm zurückſtrahlen, wenn die verfinſternden Hüllen — und als ſolche möchte ich die Vorurtheile betrachten — mehr und mehr von ihm abgebrochen werden. Die Erfahrung, dieſe Erzieherin des Menſchengeſchlechts, iſt der Künſtler, welcher auf dieſe Weiſe den Edelſtein reinigt, und von ſeinen ſchmutzigen Umgebungen befreit, damit er dem Lichte zugänglich werde. — Die Vernunft an ſich kann nicht ungeſund ſeyn. Wäre ſie es, wer und was könnte ſie heilen? Aber ſie hat ihre Bildungsperioden, wie Alles in der Welt. Nicht was aus ihr herauskommt kann unvernünftig ſeyn, ſondern was ſich von Außen auf ſie wirft, um ſie zu blenden. Nun giebt es freilich auch viel unechte Steine; ich will ſagen, Vieles glänzt, wie Vernunft, und iſt es nicht. Das ſollſt Du bei Deinen Betrachtungen über die Politik wohl erfahren haben; ich kann mir wenigſtens nicht vorſtellen, daß ihre falſche Dialektik Dir nicht viel Mühe gemacht haben ſollte."

Ich ſtellte ihm meine Ideenfolge mündlich dar, und als ich auf den Satz kam: daß ohne ſtrengſte Beachtung des Sittengeſetzes keine Rechtsbegründung geſichert werde, und ohne Rechtsbegründung alle Politik nur ein gefährliches Spiel des Augenblicks bleibe, ſagte Ambroſius:

„Allerdings darf das Moralgeſetz nur allein alles Streben vernünftiger Weſen begründen; aber hüthe Dich vor dem Wahne es durchweg ausgeübt ſehn zu wollen. Berufe Dich nicht auf Platon, der ſich für dieſe erhabne Anſicht eine Republik ſchuf. Dieſe Republik iſt ein Ideal — und dennoch wäre ein Staat mit einer ausſchließlichen Herrſchaft des Sittengeſetzes viel eher denkbar, als wie eine bloß ſittliche wechſelſeitige Politik der Staaten; denn es kann eine Menge von Reibungen und Conflicten

geben, die nicht durch menſchliche Leidenſchaften und Intereſſen, ſondern durch Ereigniſſe entſtehen, welche höhere Mächte über die Erde hinwälzen."

„Alſo müßte Alles bleiben, wie es einmal iſt?" unterbrach ich ihn. „Das wäre ſchrecklich!"

„Mit Nichten!" fuhr er fort. „Siehſt Du denn nicht, wie die Gewalt moraliſcher Grundſätze ſchon mehr Land gewinnt? Ja, daß diejenigen, welche ihnen am meiſten entgegen arbeiten, nichts eifriger zu thun haben, als dieſe Moralgrundſätze zu bekennen? Dieſe Heuchelei iſt der ſicherſte Beweis der Furcht, als ſchlecht erkannt zu werden, und dieſe Furcht hemmt wenigſtens die Hand, welche nach lauterer Gewaltthätigkeit lüſtern iſt. Vielleicht erſchlafft dadurch die Spannkraft zum Böſen nach und nach immer mehr, daß ſie ſchon, ſo oft wider Willen, das Gute thun muß, um mitunter auch wieder ein Unrecht begehen zu können. Vergleiche einmal die Zeitperioden mit einander, um inne zu werden, daß doch auch Manches würklich ſchon beſſer geworden iſt. Die Macht der Vernunft ſucht ſich allenthalben mehr geltend zu machen, und der Ideenkampf des letzten Jahrzehents hat keine andre Quelle, als die mehr gefühlte Nothwendigkeit vernunftmäßiger Reformen. Aber plötzlich totale Umgeſtaltungen ſind immer verderblich, und damit nur allmählige Entwickelung eintrete, wirft das Weltverhängniß den Zwieſpalt der Anſichten zwiſchen die ſtreitenden Theile — gewiß nicht, daß die Rechte der Menſchen untergehen ſollen, ſondern, damit ſie im Kampfe ſich deſto feſter begründen und die Kräfte, die zu ihrer Vertheidigung beſtimmt ſind, im Widerſtande der Gegenkraft erſtarken."

„Denke Dir überhaupt," fuhr er fort, „einen ewigen, allgemeinen Zuſtand des Friedens und der Ruhe — ſo ſehr ich Krieg und Unrecht, als große Uebel verabſcheue — aber woran ſollte die Kraft der Menſchheit ſich emporringen? Kann ſie es anders, als am Widerſtande? — Eine durchaus ſittliche, allge-

mein reinvernünftige Politik wird es nie geben; aber wenn es möglich wäre, würde vielleicht der Bildungslauf der Menschheit mit ihr auch geschlossen seyn; und wenn diese Menschheit auch einige Zeit silberhell und ruhig, wie ein schöner See, das Bild des Himmels abstrahlte, endlich würde sie doch eintrocknen, ja gar in Fäulniß übergehen, da Stürme darüber hintoben, und Wolkenstürze sich darauf ausladen müssen, wenn sie nicht zu einem stehenden, todten Sumpfe werden soll."

„So mögen die Weltverwüster," seufzte ich, „in ihren Gräbern ruhig schlafen; die seeligen Folgen ihrer Unthaten werden, vor dem Weltrichter, für sie sprechen."

„Diese Bitterkeit," schloß Ambrosius, „kommt aus Deinem liebenden Herzen, und darum verzeihe Dir Gott, wenn Du sein Weltlenkeramt, das die Folgen unsrer Thaten leitet, mit seinem Weltrichteramte, das unsre Handlungen moralisch abwägt, verwechselst. — Es wäre doch warlich nicht die beste Welt, deren Untergang durch das Maaß des Bösen und Ungerechten, welches die Leidenschaften der Menschen, bis zur Ueberwucht vollschütten, möglich bliebe. Wenn wir aber das Gute nicht allein bestehen, sondern auch wachsen sehen, so dürfen wir immer der Hoffnung Raum geben, daß die Menschheit im Ganzen gebildeter, die Staaten freier, die Politik gerechter werden müssen. Mehr, wie stete Annäherung mögen wir aber hier nicht, und die Verwürklichung des unerreichbaren Ideals erst in dem Leben über den Sternen suchen."

Ich fühlte mich zu der Bemerkung bewogen: Nach seiner Ansicht werde es unumgänglich nothwendig, daß ein Staat von Zeit zu Zeit sich durch Stürme erschüttert fühle, damit es ihm wohl ergehe.

„Du kannst aus Deinem Spott noch nicht wieder heraus!" nahm Ambrosius noch einmal das Wort auf. „Aber in Deiner Ironie hast Du lautere Wahrheit gesprochen. So wie der einzelne Mensch nur im Ringen mit den Verhältnissen des Lebens erstarkt und seine Kraft entwickelt, so wird — und hat es

ſich denn nicht hiſtoriſch bewährt? — ein Staat ohne den Gegendruck andrer Staaten, wie ein ruhender Magnet, an ſeiner eignen Kraft zehren und ſchlaffer werden. Nennſt Du nun das Wohlergehen eines Staats nicht bloß ſein phyſiſches Behagen, ſondern eine große Maſſe geiſtiger und körperlicher Kraft, und die, damit unzertrennlich ins Leben tretenden, höhern Tugenden, welche beim ſteten Sinnengenuß und der äußern, darauf berechneten, Behäglichkeit einer weichlichen Zeit, nach und nach zu Grabe gehen, ſo wirſt Du mir Recht geben müſſen. Welche Verherrlichung der menſchlichen Natur hat ſich nicht ſchon in dem Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe vor unſerm betrachtenden Auge in der Geſchichte dargeſtellt! — Nur die innern Stürme halte ich für ein großes Unglück, da ſie, wie der Familienzwiſt in einem Hauſe, bloß Haß und Rache gebären, und die heiligſten Bande zerreißen, welche grade geknüpft worden ſind, um den Fortſchritt der Veredlung zu ſichern. Wehe daher der Regierung, die durch Liebloſigkeit und Unverſtand die Gährung aus ihrer Drachenhöhle heraufbeſchwört, die bei einer weiſen Staatsverwaltung unmöglich iſt."

„Unmöglich?" wandte ich ein. „Laß doch nicht die Mannichfaltigkeit der Anſichten, Meinungen und Wünſche ſo ganz außer Betracht, die, bei den wunderlichen Menſchen im Staate, ſo oft das Entgegengeſetzteſte wollen, und das Beſtehende unabläſſig zu tadeln und beſſer, oder vielmehr nur anders, zu machen beſtrebt ſind! Liegt nicht grade in dieſer, bald durch Leidenſchaft, bald durch Meinungsverſchiedenheit, herbeigeführten Spaltung der Gemüther das Element aller Revolutionen ſchon in ſeinem Keime?"

„Durchaus nicht!" ſagte Ambroſius. „Eben dieſe Mannigfaltigkeit nöthigt auch zu einer allgemeinen Vereinigung. Wenn Jeder erfahren muß, daß ſein Eigenwille ſich, nach allen Richtungen, an dem Eigenwillen eines Andern bricht, ſo iſt er gezwungen, ihn aufzugeben, und da nur das Vernunftgemäße Al-

len erſprießlich iſt, ſo geht am Ende nach dieſem allein die Mehrzahl aus, weil ſonſt gar nichts zu erlangen ſeyn würde. Die Nothwendigkeit iſt noch viel gebieteriſcher wie die Leidenſchaft, wie hätten ſonſt Revolutionen ein Ende nehmen können? Wie wäre ſonſt an Beendigung der Kriege zu denken geweſen? Was hätte ſonſt die Wuth der Factionen gebrochen? — Die Meinung iſt frei, aber die Stellung eines Jeden in der Staatsgeſellſchaft von Außen gegeben, wo willige Fügung eintreten muß, wenn folgerechte, vernunftgemäße Handlungsweiſe die Regierung leitet. — Nichts iſt aber unzweckmäßiger als auch die Freiheit der Meinung beſchränken zu wollen. Darf ſie ſich durch Schrift und Rede nicht äußern, zieht ſie ſich ſtill ins Verborgene zurück, dann erſt kann ſie gefährlich werden; denn nun erſt vereinigen ſich Alle oder die Meiſten, dies geiſtige Bedürfniß wieder geltend zu machen. Darf ich meine Meinung aber laut ausſprechen und drucken laſſen, ſo tritt der urſprüngliche Zuſtand der Meinungsverſchiedenheit wieder ein, mein Gegner erhebt ſich auf der Stelle, die Regierung lernt die Anſichten Aller kennen, mit Gründen und Gegengründen, und es wäre doch ſonderbar, wenn der Indegriff aller Stimmen des Publikums nicht ſo viel werth ſeyn ſollte, als die, oft eben ſo getheilten, vota eines geheimen Staatsraths, und die Verwaltung von der Weisheit eines ganzen Volks nicht ſo viel Vortheil zu ziehen im Stande wäre, als von dem Gutachten des vortragenden Beamten. Dieſer Meinungskampf bleibe der einzig innere Kampf im Staate; er iſt nothwendig, und daher gewiß heilſam. Unſchädlich bleibt er ſchon um deswillen, weil er ſich zerſplittert. In den ſeltnen Fällen jedoch, wo ſich alle Meinungen vereinigen, wird die Regierung von ſelbſt ſo klug ſeyn, ihnen zu folgen."

„Aber, wie geſagt, dann und wann eine hartnäckige Balgerei mit den Nachbarn hältſt Du für ſo übel eben nicht." Bemerkte ich.

„Um Gottes Willen!" entgegnete er raſch, „halte mich doch für keinen Verfechter des Kriegs! Wer könnte ihn wün-

schen? — Wer wünscht ein Erdbeben? — Aber es kommt dennoch. In der sittlichen Welt öffnen sich so gut vulkanische Krater, wie in der physischen Natur. Aus der Lava einer leidenschaftlichen Zeit treibt der Baum der Erkenntniß noch edlere Blüthen, wie der Weinstock über den Auswürfen des Vesuvs."

„So ist denn all mein Bemühen vergeblich gewesen!" klagte ich recht wehmüthig, und ergriff meine Handschrift. „Hier bin ich immer darauf ausgegangen, daß kein Unrecht und keine Gewaltthätigkeit im politischen Leben mehr den Frieden der Welt verkümmern möge, und nun lehrst Du mich, daß der Krieg in Gottes Einrichtungen liege und nun einmal für den Gesundheitszustand der Menschheit eine Badekur oder ein schweißtreibendes Mittel sei. Das ist sehr niederschlagend!"

Er klopfte mich beruhigend auf die Schulter, indem er sagte: „Nach dem Maaße, wie sich die Völker bessern, werden sich auch ihre Kriege veredlen; bis zu welchem Grade? wissen wir nicht. Aber wie? wenn es möglich wäre, daß sich einst Nationen so schlügen, wie es ehrenwerthe Ritter sonst im Turnier gethan?"

„Du schwärmst noch gutmüthiger, wie ich, Alter!" entgegnete ich. „Da focht die Ehre und die Liebe!"

„Nun!" lächelte er mir zu. „Laß uns hoffen, daß die Kriege zu bloßen olympischen Spielen werden. Wenn Du auf den letzten Zweck der Politik hingesteuert und ein Ideal aufgestellt hast, so thatest Du nichts anders, als was die Wissenschaft in abstracto thun muß."

Hier nahm er mir das Manuscript aus der Hand, legte es in seinen Schrank, und kam mit einem andern wieder zurück.

„Wir wollen einen Tausch machen, Theophilus!" sprach er zutraulich. „Während ich ausruhe — denn ich bin sehr erschöpft — unterhalte Dich mit diesen Blättern. Laß mich ein wenig schlafen!"

Er gab mir das kleine Heft, und ich las im Schatten des Ahorns im Gärtchen nachstehenden Aufsatz.

Die Wissenschaft.

(Ein Fragment.)

1) Bahn zur Wissenschaft.

Was ist Wissenschaft im strengsten Sinne? — Ein organisches Ordnen des Erkannten liegt bei allem wissenschaftlichen Streben zum Grunde. Kenntnisse unterscheiden sich von Wissschaft bedeutend durch die Art der Geistesthätigkeit, welche beim Entstehen beider in der menschlichen Seele vorherrschend war.

Die Wissenschaft ist die Summe des Erkannten; jedoch nicht als bloßer Inbegriff und todte Masse des Letztern, sondern als geordnetes und gegliedertes Ganze. Eben so verhält sich Erkennen zu Wissen, wie das Auffassen einzelner, zum vollen Bewußtseyn gelangter Begriffe, zur systematischen Verbindung der Gesammtheit dieser Begriffe. Die Wissenschaft ist auf das Wissen erbaut; Kenntnisse gründen sich bloß auf das Kennen in der Erfahrung. Die Erkenntniß ist mehr, wie Kenntniß, und weniger wie Wissenschaft. Erkenntniß ist ein Theil des Wissens, also ein wissenschaftliches Fragment.

Kennen heißt das bloße Bewußtwerden eines bestimmten Gegenstandes, als eines solchen. Es setzt also die Fähigkeit voraus, ihn von allen übrigen absondern und unterscheiden zu können, und eine solche Fähigkeit ist wiederum nicht möglich, ohne vorhergegangene Auffassung derjenigen Prädicate, die er mit andern Gegenständen nicht gemein hat. Hiernach gehört zum Kennen eben nicht mehr, als dies Unterscheiden. Die Kenntniß ist das Product des empirischen Auffassens der Unterscheidungsmerkmale; die unzählige Reihe der im Geiste sich bil-

denden Begriffe ist auf diese Weise entstanden. Ich kenne einen Menschen, eine Gegend, wenn ich beide nach ihren Unterscheidungsmerkmalen von allen übrigen zu trennen, oder herauszufinden weiß. Wenn wir Jemanden Kenntnisse in der Geschichte, in der Mathematik beilegen, so wollen wir im Grunde damit nur die Begrenzung des Erlernten bezeichnen, das nicht zu einer wissenschaftlichen Durchdringung der aufgefaßten Gegenstände gelangt, sondern bei einer Bekanntschaft mit geschichtlichen Thatsachen, Zahlen und Namen, oder bei der Fertigkeit, eine Reihe mathematischer Sätze lösen oder beweisen zu können, stehen geblieben ist. Der Name eines Historikers oder Mathematikers ist dadurch noch nicht erworben.

Das Erkennen ist mehr, als das Kennen, denn es bedingt schon eine Kenntniß, die der Prüfung unterworfen ist. Alle Kenntniß ist mehr factisch, die Erkenntniß aber mehr philosophisch, d. h. eine Kenntniß nach Gründen, also nach deutlich gewordenen Gesetzen. Der rohe Verstand vermag, nach empirisch gebildeten Begriffen sehr leicht eine Pflanze und ein Thier zu unterscheiden; er kennt also die Dinge, welche wir Pflanze und Thier nennen, aber die wissenschaftliche Erkenntniß des eigentlichen Unterschiedes der beiden Naturreiche, wozu sie gehören, und das ganz von einander getrennte Wesen ihrer Lebensthätigkeiten wird darum bei ihm noch nicht vorhanden seyn; denn das Kennen setzt bloßes Bewußtwerden des Unterschiedes, das Erkennen aber zu diesem noch das Bewußtwerden des Grundes und der Gesetze, worauf dieser Unterschied beruht, also die Einsicht über die Natur des Gegenstandes und deren Ergründung, voraus. Wenn daher die Kenntniß den Gegenstand bloß angiebt, so untersucht ihn für die Erkenntniß der analysirende Verstand, und hat er ihn erkannt, so wird ein fragmentarisches Wissen begründet, aber noch lange nicht Wissenschaft selbst im höhern Sinne.

Ehe wir die Wissenschaft zu definiren versuchen, müssen

wir zurückgehen, wie sie geworden, und möglicher Weise nur werden könne. — —

Ganz ohne Bewußtwerden des dabei eintretenden Verfahrens, gelangt der Mensch zuvörderst zu einer großen Menge von empirischen Begriffen, d. h. mittelst der Sinne legt er eine Masse von Merkmalen, die er an äußern Gegenständen wahrgenommen, in seiner Erinnerungskraft nieder, und bildet aus den Objecten mit gleichen Merkmalen eine Klasse. Die in seiner Erinnerungskraft verwahrten Bilder der zu dieser Klasse gehörigen Gegenstände erzeugen in ihm nun den Begriff, z. B. Thier. Aber diese Klasse läßt wieder neue Unterscheidungsmerkmale bei den in ihr enthaltnen Dingen bemerken, die wieder klassifizirt werden — z. B. Fisch, Vogel, und so fort — Raubvogel, Waſſervogel, Singvogel — bis im menschlichen Geiste, so weit die Absonderung möglich, und für das noch unwissenschaftliche Auge ausführbar ist, die Geschlechter mit ihren Gattungen und Unterordnungen gebildet worden sind, ohne welche die Naturanschauung sinn- und gemüthverwirrend seyn müßte.

Mit diesem Unterscheiden und Sondern der Dinge selbst geht der Mensch zunächst der Wissenschaft entgegen.

Schon während dieses Klassificationsgeschäftes aber treten Ereignisse an den klassificirten Gegenständen ein, die entweder durch Einfluß und Einwürkung andrer Gegenstände sichtbar erzeugt, oder, bei dem noch unerkannten, unsichtbaren, Grunde, aus den sich verändernden Gegenständen, selbst herrührend erscheinen. Unter diesen Ereignissen schwindet nun die bisherige Gestalt des Gegenstandes entweder völlig — z. B. der Blitz verzehrt eine Eiche — oder modifizirt sich bloß — z. B. die Eiche verliert ihre Blätter nach und nach und zeigt zuletzt nur die dürren Zweige. Im erstern Falle, wo ein Aschenhaufen den Platz des verbrannten Baums ausfüllt, muß die vernichtende Würkung als zorniger Ausbruch einer übermenschlichen Kraft; im letztern Falle, bei der Unbekanntschaft mit dem Grunde, dem

rohen Verstande, der Umwandlungsprozeß der Gestaltung aus dem entlaubten Baume selbst herkommend erscheinen. Alles weitere Nachsinnen bleibt jetzt jedoch noch immer vergeblich, bis andere Erfahrungen lehren, daß auch der Mensch Bäume verbrennen könne, oder es wieder Frühling und Herbst wird, und sich nun die Entdeckung von selbst macht, daß der Einfluß der Sonne und der Jahreszeiten bei dem neuknospenden Baume oder seinem scheinbaren Absterben thätig gewesen sind.

Die Beobachtung der Veränderungen an den klassifizirten Gegenständen, und die Erfahrung ihrer Umgestaltung bilden sonach das zweite Stadium auf dem Wege zur Wissenschaft.

Eine Reihe von Erfahrungen und Beobachtungen war aber zuvor nöthig, ehe der Mensch sich überzeugte, daß gleiche Gegenstände, unter gleichen Verhältnissen, auch gleiche Resultate herbeiführen. Er bemerkte z. B. daß ein Stück Holz auf dem Wasser dieses Baches oder Flusses, ein andres Stück Holz auf einem andern Wasser nicht untersank; jeder Stein aber sich auf der Oberfläche dieses oder jenen Wasserspiegels nicht erhalten konnte, und die ganze Reihe der gemachten Erfahrungen ergab immer die nämliche Erscheinung: daß das Holz auf dem Wasser schwimme, der Stein aber nicht. Dies Vergleichen einer Menge von Erfahrungen und Beobachtungen führte den Verstand zur ersten Ahnung von Naturgesetzen.

Die Vergleichung der Ereignisse an den Dingen unter gleichen oder ähnlichen Verhältnissen wird die dritte Stufe zur Wissenschaft.

Bei dieser Vergleichung liegt nun die Untersuchung ganz nahe: aus welchem Grunde bei gleichen Thatsachen und Verhältnissen die gleichen Würkungen sichtbar werden? Warum also das Holz schwimme, der Stein aber nicht? Man findet nun, daß der Stein bei weitem schwerer, als ein Stück Holz von derselben Größe sei, bemerkt aber auch, daß ein bei Weitem größeres Holz, ja ein ganzer Baumstamm von einem Gewichte,

welches die einzelne Menschenkraft zu handhaben, nicht hinreicht, dennoch nicht untersinkt, während der Kiesel, womit das Kind spielt, auf der Stelle zu Grunde geht. Die Untersuchung geht nunmehr darauf aus, das Gesetz zu finden, welches die Vergleichung bloß ahnete.

Die Untersuchung ist demnach die vierte Stufe der menschlichen Geistesthätigkeit sich eine Wissenschaft zu bilden, und steht schon an der Grenze der Erkenntniß.

Die Untersuchung an sich gelangt aber selten unmittelbar zu ihrem Zwecke, da die Natur ihre Gesetze nicht offen zur Schau trägt, sondern, bei der Sprödigkeit sich zu enthüllen, den Menschengeist erst recht zu reizen sucht, sich ihr Inneres durch eifrigere Bewerbung und Anstrengung aufzuschließen. Zu den Untersuchungen müssen daher auch die Versuche treten, das heißt: es müssen vom Verstande selbst Verbindungen von Thatsachen und Verhältnissen, wie sie die Natur nicht gradezu darbiethet, erst geschaffen werden. Diese Versuche werden nach Gründen angestellt, welche die, bei der Untersuchung bereits aufsteigende, Vermuthung, zur Auffindung des gesuchten Gesetzes, an die Hand giebt, und jetzt tritt die ganze Kraft des Combinations- und Schlußvermögens, so wie des Scharfsinns, der die leisesten Abweichungen sich ähnelnder Fälle auffindet, in volle Thätigkeit, bis das bisher unbekannte Gesetz entweder gefunden, oder eine ganz neue, unerwartete Entdeckung gemacht wird, welche abermalige Versuche veranlaßt, die wiederum Wahrheiten ans Licht befördern, nach denen, bei dem ursprünglichen Zwecke, Niemand ausgegangen war. — So wird z. B. nach vielfältigen Versuchen das Gesetz specifischer Schwere, wonach jeder flüssige Körper den spezifisch leichtern trägt, oder ihn hindert, der Centripedalkraft zu folgen, gefunden, und der Grund ist entdeckt, warum der Kiesel zu Grunde geht und das Holz nicht.

Die Versuche führen mithin auf dieser fünften Stufe zur völligen Erkenntniß des Gegenstandes, welche ein Frag-

ment der Wissenschaft ist; dergestalt, daß bis zu diesem Ausbildungspunkte der menschliche Geist folgendermaßen thätig war:

Erste Stufe: Classification der Gegenstände — empirische Begriffsbildung derselben.

Zweite Stufe: Beobachtung und Erfahrung der Veränderungen an den Gegenständen — Wechselwürkung derselben auf einander.

Dritte Stufe: Vergleichung — gleiche Erscheinungen bei gleichen Thatsachen und unter gleichen Verhältnissen.

Vierte Stufe: Untersuchung — Streben nach dem Gesetze der eintretenden Erscheinungen gleicher Art.

Fünfte Stufe: Versuche — selbstgeschaffene Combination der Thatsachen, hypothetisch hingestellt, um unter stets annähernden Modificationen das Gesetz endlich wörtlich zu finden, wodurch wahre Erkenntniß begründet wird.

Aber dies vereinzelte Erkennen ist selten rein, weil der größte Theil der Erscheinungen ohne Bekanntschaft mit den allgemeinen Naturgesetzen häufig nur approximativ erklärt werden kann, und häufigen Irrthümern unterworfen bleibt; auch die oft sich ergebenden Abweichungen nur zu deutlich darthun, daß man das letzte und höchste Gesetz noch nicht gefunden habe. Der jetzt schon viel höher entwickelte Geist des Menschen überzeugt sich hierbei leicht von der Nothwendigkeit zweier Maaßregeln,

a) einmal: daß er unaufhörlich streben müsse, die, im rohesten Zustande seiner Thätigkeit bewürkte Absonderung und Classification der Gegenstände, nach immer feinern Merkmalen fortzusetzen, bei den Beobachtungen und Erfahrungen über die Veränderungen an den Gegenständen nicht zu ermüden, die Vergleiche zu vervielfältigen, die Untersuchungen systematischer anzustellen, und bei den Versuchen die bereits gefundenen niedrern Gesetze nicht für unumstößlich zu halten;

b) und sodann den höhern Versuch zu wagen: nicht sowohl

nach einer Menge fragmentarisch neben einander stehenden einzelnen Thatsachen, und aus bloß zerstreuten Erscheinungen die allgemeinen Gesetze zu finden; denn vielmehr nach einer Weltanschauung, die die Natur als ein untheilbares Ganzes betrachtet und zu erforschen sucht, deren Gesetze im Großen und Absoluten zu entdecken, welche also auch bei Allem und Jedem, was sich der Untersuchung darbietet, im Besondern würksam seyn müssen.

Dieses doppelte Verfahren, wo vom Einzelnen und Besonderen synthetisch zum Allgemeinen hinauf, und vom Absoluten aus in alle seine kleinsten Theile methodisch hinabgestiegen wird, muß sich wechselseitig die Hand biethen, wenn Wissenschaft überhaupt entstehen soll; denn

das Einzelne ist für den Menschen unerschöpflich und unendlich, er würde also mit dem empirischen Verfahren allein, das ihn nie fertig werden läßt, nimmer zum Ziele gelangen können, nämlich das Ganze aufzufassen, an und in welchem sich doch nur die Weltgesetze als allgemeine und höchste darstellen;

und das zweite bloß speculative Beginnen für sich allein kann um deswillen, weil das Absolute nur in der Idee aufgefaßt wird, und als Unbegrenztes das empirische Auffassen nicht gestattet, keine reale Ueberzeugung gewähren, indem die Würksamkeit der allgemeinen Weltgesetze sich ja, für uns, lediglich in ihrer Herrschaft über jedes Einzelne erst offenbart.

Von diesem Standpunkte aus, also auf der sechsten Stufe, beginnt die wissenschaftliche Speculation, von zweien entgegengesetzten Polen ausgehend, thätig zu werden, indem sie ihr, schon auf den frühern Stufen angefangenes, empirisches Sammeln und systematisches Ordnen ununterbrochen, aber immer veredelter, fortsetzt; und so wie sie in ihrer frühern Thätigkeit durch die Untersuchung zu Versuchen geleitet wurde,

welche in selbstgewählter Zusammenstellung von Thatsachen und Verhältnissen die Erkenntniß des Einzelnen begründen sollten, so präsumirt diese wissenschaftliche Speculation nunmehr Grundkräfte als allgemeine Weltgesetze. Alles was die Erfahrung als Ausbeute für die Beobachtung, die Combination und den Scharfsinn dargebothen hat, wird nunmehr von der Speculation als Prüfstein benutzt, ihre hypothetischen Gesetze daran unter die Probe zu stellen, und wo sich ein Zwiespalt zwischen diesem angenommenen Weltgesetze und den Erfahrungen ergiebt, sogleich zurück gegangen, um mit neuen modificirten Hypothesen abermalige Proben durch alle Gebiete der Natur zu veranlassen; bis alle Erscheinungen sich in dem gefundenen würklichen Grund- oder Weltgesetze befriedigend auflösen, die Verzweigungen dieses allgemeinen Gesetzes sichtbar werden, und es nun dem menschlichen Geiste möglich wird, alles Einzelne, empirisch Erschaute und nach Gründen Erkannte, in dem vollendeten Systeme des Ganzen an seine gehörige Stelle hinzuweisen. Mit diesem Abschließen und Umgrenzen, so wie mit dem systematischen Ausfüllen des Umgrenzten, dergestalt, daß das Ganze mit jedem einzelnen Theile, und alle einzelnen Theile unter sich, im organischen Zusammenhange stehen, ist endlich die siebente Stufe erreicht.

Die Wissenschaft ist nun gefunden.

Wissenschaft ist also: die systematische Anordnung des vollen Inbegriffs alles Erkannten zu einem organischen Ganzen, unter steter Rückführung auf ein allgemeines Gesetz, als Träger des Ganzen und aller seiner Theile.

Wende man nicht ein, daß diese Begriffsbestimmung nur im subjectiven Sinne gemeint seyn könne. Sie soll im objectiven Sinne nicht gegeben werden, denn objectiv ist Wissenschaft die Erkenntniß alles Dessen, was Ist, nach seinem Wesen, Zusammenhange und innersten Gesetze. Ob eine solche Wissenschaft im menschlichen Geiste Raum haben, ob sie je das Erb-

theil der Menschheit überhaupt werden könne? diese Frage könnte nur ein zerrütteter Verstand bejahend beantworten. Obige Definition stellt die Wissenschaft nur als den vollen Inbegriff alles Erkannten dar, und daraus folgt:

daß sie dann auch richtig seyn wird, wenn dieser Inbegriff des Erkannten, sich in Ewigkeit fort erweitert;

daß bei jeder Erweiterung des Inbegriffs menschlicher Erkenntniß ein noch höheres Grundgesetz, als Träger der Wissenschaft nöthig und auch gefunden werden könne;

daß also das zur Wissenschaft immer erforderliche höchste und letzte Grundgesetz dennoch lediglich relativ, mithin als nur für die Peripherie des Erkannten ausreichend, zu verstehen sei; und endlich

daß Wissenschaft, ohne diese Beschränkung gedacht, zum Widerspruch werde, mit dieser Beschränkung aber jedes Zeitalter seine Wissenschaft gehabt habe, oder wenigstens haben könne.

Daß die menschliche Vernunft, unter den Bedingungen irrdischen Lebens, selbst mit der Voraussetzung immerwährender Erhebung und Fortschreitung, den Punct nicht erreichen werde, wo ihre subjective Wissenschaft mit der objectiven zusammenfallen könnte, ist durch die Schranken schon bestimmt, welche eines Theils zwischen dem Wesen der Dinge an sich und unsern subjectiven Anschauungen von ihnen, andern Theils räumlich zwischen Erde und Himmel gesteckt sind.

2) Absolute und besondre Wissenschaft.

Nach Vorstehendem ist also nur eine Wissenschaft möglich, denn sie soll ja den Inbegriff alles Erkannten ausmachen. Die Grenzen dieses Versuchs gestatten keine Beleuchtung der in verschiedenen Klassen getheilten Wissenschaften, wenn der Verfasser auch im Stande wäre — was nicht ist — gründlich über jeden Zweig derselben sein Urtheil abzugeben. Hier möchte es genügend

seyn, das Verhältniß zwischen dem absoluten Begriff Wissenschaft und den mannigfach benannten Wissenschaften anzudeuten.

Die erkannten höchsten Naturgesetze führten die menschliche Vernunft von selbst zu einem noch über ihnen Stehenden, von dem alle Gesetze ausgehen, und welches den letzten Grund alles Daseienden ausmacht, ohne wieder sein eignes Seyn aus etwas Anderm herzuleiten, als aus sich selbst. Dieses von Nichts abhangende, also Freie und Absolute, nach seinem Wesen und der Art und Weise, wie es sich offenbart, d. h. sichtbar wird in der Idee aufzufassen, ist der Gegenstand der Wissenschaft des Absoluten, welche man vorzugsweise auch Philosophie im strengsten Sinne genannt hat.

Der menschliche Geist mußte, je mehr er sich der Wissenschaft näherte, desto nothwendiger auf zwei Hauptgegenstände die ganze Anstrengung seines Nachsinnens verwenden, nämlich

auf den steten Wechsel und Wandel in den äußern Erscheinungen; und sodann

auf den Grund dieser fortwährenden Veränderungen.

Der Wandel und die Veränderungen der äußern Erscheinungen wurden ihm sichtbar in der Umgestaltung der Form aller, durch die Sinne erkennbaren Gegenstände, aber bei Nachspürung der Ursach wurde er zunächst immer wieder auf etwas Körperliches geführt, bis die sich stets verfeinernde Körperlichkeit, als Grund der eintretenden Veränderungen, den Sinnen völlig entschwand, und nun die, nicht mehr sinnlich wahrzunehmende, Ursach Kraft genannt ward.

Die gereifte Vernunft steigerte jedoch den Begriff Kraft zu dem Begriff von Leben der Natur (denn in dem Menschen selbst geht jede Thätigkeit aus den sich selbst bestimmenden freien Aeußerungen des Lebens hervor) und sahe wohl ein, daß das Vermögen, Veränderungen und Umgestaltungen hervorzubringen, keine Eigenschaft der Materie an und aus sich seyn

könne, besonders da die Kraft, welche dem Grunde der Dinge nachforscht — die Vernunft — durch die Schranken der Körperwelt nicht gefesselt wird, sondern sich über sie zu erheben im Stande ist.

Als aber diese Vernunft, um die, ihr als Object gegenüber gestellte Welt zu erforschen es unerlaßlich fand, sich zuförderst selbst zu untersuchen, und das Verhältniß zwischen ihren Anschauungen und dem Angeschauten näher zu ergründen, mußte sie, bei hellerem Aufschluß über ihr eignes Wesen, zugleich auch zugestehen, daß sie nicht durch sich selbst, sondern durch ein Höheres wäre, und ward dadurch genöthigt, eine Urvernunft und ein Urleben anzunehmen; dergestalt, daß der Menschengeist mit einem Uregeiste, und das Allleben der Natur mit einem Urleben, woraus Vernunft und Welt geflossen, in innigster und unzertrennlicher Verbindung stehe, und nannte diese Urvernunft, durch sich selbst bestehend, und dies Urleben unvergänglich dasselbe seyend — also beide in und durch sich selbst begründet — das Absolute, Gott.

Nicht, als die Speculation blind waltende Kräfte das Chaos durch Zufall ordnen ließ, noch, als eine unbewußt thätige Weltseele die Pulse der Natur belebte, eben so wenig, als eine todte Schicksalsgewalt den Gang der Dinge mit fühlloser Kälte unabwendbar entschied, war eine Wissenschaft des Absoluten möglich; denn der Zufall hebt den Begriff der Wissenschaft auf, welche ein Gesetz verlangt; die Bewußtlosigkeit eines planmäßig schaffenden Prinzips erstickt an dem eignen Widerspruch mit ihrem Prädikat, und der Tod kann kein Leben gebähren. Alle Philosophieen, die das Leben aus etwas Anderm, als wiederum aus Leben, und die Vernunft aus dem Vernunftlosen geflossen, betrachten, können bloß Philosopheme bleiben, da sie mit einem Unfreien und Bedingten den Grund ihres Gebäudes legen, und doch alle echte Philosophie — sie mag

analytisch oder synthetisch verfahren — mit einem Unbedingten und Absoluten entweder anfangen oder schließen muß.

Die Wissenschaft des Absoluten wird von der Vernunft des Menschen nicht erfunden, sondern bloß gefunden, und darum ist der Gott aller wahren Philosophen, welcher Religion und welchem Volke sie gehören, überall derselbe. Eine Willkühr der Vernunft, so lange sie sich nicht selbst aufgiebt, ist dabei unmöglich, denn sie steht unter ihrem eignen, strengen, unwandelbaren Gesetze, und die ganze Metaphysik Spinozas, der nur zu oft zum Repräsentanten des Atheismus gemacht wird, stellt doch unläugbar das Absolute in höchster Reinheit dar, wenn er die Wesenheit Gottes in dem Dualismus

a) der unbedingten Intelligenz — Gedanke, Urvernunft — und

b) Ausdehnung — Urleben, schaffender Kraft

auffaßt.

In der Idee des Unbedingten und Absoluten ist die Vorstellung der göttlichen Eigenschaften und die Nothwendigkeit eines Allervollkommensten schon von selbst mit eingeschlossen. Die Idee der Freiheit gebiert sich eben so nothwendig bei einem Seyn, das als unbedingt gesetzt wird.

Das Allervollkommenste würde jedoch durch das bloße Vermögen zum Unvollkommnen schon nicht mehr das Allervollkommenste seyn, weil das Vermögen zum Unvollkommnen auch die Möglichkeit in sich schließt, es zu seyn. Mithin ist jedes Streben zum Unvollkommnen in Gott ausgeschlossen, und die Aeußerung seines Lebens und seiner Freiheit wird eine sittliche Welt.

Damit aber eine innere sittliche Welt, als Ausdruck des göttlichen Lebens und seiner Freiheit hervorgehe, ist zugleich eine äußere Welt Bedingung der Nothwendigkeit; denn die Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes bedingt ein ewiges Seyn seiner allerhöchsten Vollkommenheit, und also einen eben

ſo ewigen Ausdruck ſeines Seyns und ſeiner Freiheit, da Leben nichts anders iſt als Kraftäußerung aus Selbſtbeſtimmung. Mithin iſt die ſittliche Welt ewig, wie er ſelbſt, und mit ihr die äußere, als Würkſamkeitsſphäre alles ſittlichen Lebens, weil abſolute Ruhe der Kraft ganz gleichbedeutend iſt mit abſolutem Tode, und Beide daher die Idee von Gott völlig vernichten würden, welcher lauteres Leben und Schaffen iſt.

Sind Gott und die Welt ewig, ſo iſt es Letztere alſo nach dem Geſetze der Nothwendigkeit, als bloße Aeußerungsweiſe Gottes, welche jedoch als die vollkommenſte Aeußerungsweiſe nur ſo, wie ſie iſt, erfolgen konnte; das Gegentheil würde die höchſte Vollkommenheit Gottes wieder aufheben. Die Welt iſt demnach das vollkommenſte Organon für die allerhöchſte Intelligenz. Die allerhöchſte Intelligenz modificirt ſich, in den Aeußerungen ihres Lebens, nach den Modificationen des Weltorganons, von der ſogenannten unorganiſchen Natur hinauf bis zur Darſtellung der Vernunft in den Gebilden denkender Weſen, namentlich auch bis zum Geiſte des Menſchen. Das Organon des Menſchengeiſtes, ſein Gebilde, erliegt, gleich aller Materie, dem Verwandlungsgeſetze der Nothwendigkeit, aber dieſer Geiſt ſelber theilt, als Ausfluß des freien Urgeiſtes, deſſen Freiheit, ſo wie deſſen Schaffen und Würken, und bewährt das Schaffen im Denken, und dieſe Freiheit im Wollen.

Da aber nur das Seyn Gottes, und Alles, was wir dieſem Seyn beilegen müſſen, abſolut, und jedes andre Seyn bloß Modification des Abſoluten iſt, ſo iſt menſchliche Intelligenz durch die Modification begrenzt, und die menſchliche Freiheit eine bloß relative, nämlich das unbedingte Vermögen nach der ſittlichen Vollkommenheit Gottes zu ſtreben. In dieſem Vermögen liegt der ſittliche Charakter des Menſchen und in der Benutzung deſſelben ſein ſittlicher Werth. — —

Solche Ideen vielleicht führten auf eine Wiſſenſchaft des Abſoluten, das einmal an ſich, dann in ſeinem Gegenſatze mit

der Welt und auch mit dem Menschen, in dessen Geiste sich Beide reflectiren, betrachtet wurde. Unstreitig erleichterte die Wissenschaft des Absoluten die Behandlung der Wissenschaft des Besondern oder schlechtweg der Wissenschaften, und eine Encyklopädie derselben ward möglich.

Jede besondere Wissenschaft setzt strenge Trennung der Gebiete voraus, in welchen die Erkenntnisse gleicher Art, mit stetem Rückblick auf einen allgemeinen Grundsatz systematisch geordnet, als organisches Ganze erscheinen; sonst wird sie leicht fremde Bestandtheile aufnehmen, und, weil eine systematische Anordnung alsdann nicht möglich ist, unwissenschaftliche Behandlung kaum zu vermeiden seyn.

Da die Wissenschaft des Absoluten von selbst auf das Entgegengesetzte, nämlich auf das Abhängige und Besondere hinleitet, so wurde der ordnende Verstand dadurch befähigt, alles besondere Wissen der Wissenschaft des Absoluten unterzuordnen, und die verschiedenartigsten mannigfaltigen Zweige desselben in den Modificationen, die die Welt als Ausdruck des göttlichen Lebens, erhalten hat, ebenfalls wissenschaftlich zu bearbeiten. Die Masse der Materialien dazu ist schon jetzt fast unübersehlich, und nur durch die strengste wissenschaftliche Behandlung erreichen wir, daß sie himmlische Nahrung unsers Geistes werden und unsre Fassungskraft nicht erdrücken.

3) Formale und reale Wissenschaften.

Man hat die Wissenschaften in rationale und praktische eingetheilt; aber rational ist eine jede, und muß es seyn, denn alles Erkannte wird nur zur Wissenschaft durch die Form, welche es im menschlichen Geiste erhält, und durch den menschlichen Geist ganz allein, weil es, außer demselben nur Thatsachen, aber keine Systeme giebt, und die Wissenschaft ein geistiges Nachschaffen der Natur, eigentlich ein Darstellen der Urideen

Gottes, aus den, durch einander fließenden, Erscheinungen der äußern Welt ist. Praktisch ist wiederum eine jede Wissenschaft, weil es der Vernunft unmöglich wird, gefundene Wahrheiten außer Anwendung zu lassen, und die Bedeutung des Praktischen auf bloß äußere Würksamkeit bezogen, eine viel zu enge Begrenzung erhält.

Vielleicht wäre die Eintheilung der Wissenschaften in formale und reale, oder vielmehr bloß die Spaltung ihres Wesens in einen formalen und realen Theil sachgemäßer.

Zu aller Wissenschaft wird nämlich bedungen: zunächst ein Inbegriff von Erkenntnissen, und sodann eine organische Verbindung derselben zu einem Ganzen — eine Form.

Der erstere, materielle Theil ist niemals geschlossen, denn wie kann der Inbegriff unserer Erkenntnisse je geschlossen werden, da wir ja täglich mehr kennen und erkennen lernen? Und es würde gar keine Wissenschaft geben, wenn dieser Theil ihres Wesens deren ausschließlichen Charakter ausmachte. Wäre die Botanik nur ein Namenverzeichniß und eine Schilderung aller, bis jetzt bekannt gewordenen Pflanzengewächse, so würde sie eben so wenig auf den Rang einer Wissenschaft Anspruch machen können, als ein Meßkatalog auf den Namen eines literarischen Systems, und diese Kenntniß um so schwieriger, ja drückender werden müssen, je mehr durch neue Entdeckungen die Anzahl der Pflanzen sich vergrößerte. Wie dürfte je die Geschichte, deren Resultate mit jedem Jahre und Tage neue, uns jetzt verborgene Ereignisse schon wieder in ihrem Schoße tragen, sich bis zur Wissenschaft erheben wollen, wäre sie nur ein großes Notatenbuch der Weltbegebenheiten, wie des Chronikenschreibers Diarium. Selbst die Mathematik, welche von den Alten schlechtweg die Wissenschaft genannt wurde, könnte, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, leicht als Nichtwissenschaft erscheinen.

Jeder Wissenschaft giebt ihr formaler Theil erst das Gepräge, und darum kommt es gar nicht darauf an, welchen

Gegenstand, sondern wie sie ihn behandelt. Der Rang aller Wissenschaften ist daher völlig gleich, sobald sie nur für sich organische Ganze bilden und das Erkannte und Gewußte nicht fragmentarisch und zerrissen neben einander steht. Die philosophische oder, was gleich viel ist, wissenschaftliche Behandlung der Erkenntnisse wird zwar, in der Anwendung nach Außen, einen sehr verschiedenen, hier und dort bei Weitem mehr sichtbaren und vorspringenden Nutzen gewähren, aber in Beziehung auf den innern Vortheil geistiger Cultur mag schwerlich irgend eine besondere Wissenschaft vor den übrigen einen sehr überwiegenden Vorzug verdienen. — Wenn die Mathematik z. B. die Gesetze der mechanischen Welt — von dem einzigen Begriff Größe ausgehend und diese wieder vom Punkte aus construirend — in so bewundernswürdigen Resultaten enthüllt, und man nun, theils wegen ihres, durch die ganze Schöpfung gehenden, unermeßlichen Gebiets, theils wegen des höchsten Grades von Gewißheit, theils endlich wegen der strengsten Consequenz, diese Wissenschaft vor allen übrigen zu erheben gesucht hat, so erscheint die Geschichte, bald wegen des Dunkels, das ewig über gewissen Regionen derselben schwebt, bald wegen der großen Schwierigkeit, das Gewirr ihrer Materialien zu ordnen und kritisch festzustellen, nicht selten auch wegen der zweifelhaft gewordenen Abstractionen aus ihren bedeutendsten Ereignissen, beim ersten Anblick weit hinter jener zurück zu stehen, ja in Vergleich mit der Mathematik kaum den Namen einer Wissenschaft zu verdienen; aber diese Ansicht verliert sich bei der nähern Erwägung, daß die Geschichte vorzugsweise wieder der Spiegel der Menschheit ist; daß sie, von ihrem höchsten Standpunkte aus betrachtet, weniger aus den einzelnen, oft entstellten Thatsachen, als aus der Masse feststehender, das geistige Leben unsers Geschlechts verfolgt; daß sie sogar den Gang der Entwickelung aller übrigen Wissenschaften, als Producte menschlicher Fortschreitung, nachweist, und die innere Natur der vernünftigen Wesen im

Staat, Religion, Kunst und jeder Beziehung sittlicher und wissenschaftlicher Erhebung, bei dem Ringen und Streben selbstständiger Kräfte grade so offenbart, wie es die Mathematik in der Enthüllung der mechanischen Kräfte und den Erscheinungen der äußern Natur vermag. So verschieden nun aber auch die Sphären beider Wissenschaften sind, für die Form im Geiste bleiben sie vom nämlichen Gewicht. Sie haben nicht einen und denselben äußern, aber einen und denselben innern Nutzen, und überhaupt kümmert die Wissenschaft, über die Wahrheit hinaus, sich um den sonstigen Vortheil so wenig, daß sie, danach den Werth der besondern Disziplinen abzumessen, gänzlich verschmäht.

Wenn der formale Theil der Wissenschaft vollendet ist, mag der reale oder materielle sich immer vermehren, er wird innerhalb der Peripherie der Form seine gebührende Stelle finden. Der formale Theil jeder besondern Wissenschaft kann aber, ohne Uebertragung der Prinzipien der Wissenschaft des Absoluten — die daher Wissenschaft oder Wissenschaften zu nennen ist — nicht definitiv gebildet werden; und hieraus wird begreiflich, warum manche besondere Wissenschaft, bei vermehrter Erkenntniß, ihren frühern Grundsatz verließ, und einen höhern adoptiren mußte, dadurch aber den bisherigen Charakter ganz veränderte, und sich formal neu gestaltete; weil nämlich das ältere Gebäude mehr empirisch, als mit Unterlegung der höchsten Prinzipien construirt war. Um dies zu bewahrheiten, darf man nur auf die veredelte Bildung der Naturwissenschaften, so wie auf den Standpunkt der heutigen Chemie verweisen; man darf nur schlechthin daran erinnern, wie die Geographie, welche früherhin wohl kaum eine Wissenschaft genannt werden konnte, jetzt den Namen einer solchen zu gewinnen, bestrebt ist.

Diese strengere Behandlung alles Wissenschaftlichen ist nun auch Veranlassung geworden, daß man Erkenntnisse, deren Inbegriff zur Bildung einer Wissenschaft noch nicht zureicht, we-

nigstens nach wissenschaftlichen Prinzipien zu ordnen sucht. Freilich mag man dabei mitunter ein wenig zu voreilig verfahren, weil eine gehörige Masse von Erfahrungssätzen nothwendig erst bedungen wird, um ein wissenschaftliches System zu versuchen; indessen gewährt diese Methode doch den unläugbaren Vortheil, daß man bei fleißiger Beobachtung und fortgesetzter Empirie, sobald beide sich dem System nicht fügen, solches sofort wieder aufzugeben, und einen höhern Grundsatz zu suchen, genöthigt ist; die wissenschaftliche Speculation also stets lebendig erhalten wird, und zur Begründung wahrhaftiger Erkenntniß, am Ende, der Irrthum eben so thätig mitwürkt, als die gelungene Forschung. Man denke hierbei nur an die entgegengesetztesten Theorieen der Erdbildung, welche von Vulkanisten und Neptunisten aufgestellt sind, an den hohen Grad wissenschaftlichen Scharfsinns, welcher zur Widerlegung oder Behauptung dieser Theorieen verwendet werden mußte, und an die Ausbeute glücklicher Resultate, deren wir uns, mittelst dieser Untersuchungen zu erfreuen haben; wie die neuere Zeit, aus den, früher bloß fragmentarischen, Sätzen der Erdlagen und Gebirgschichten in der That eine würkliche Wissenschaft hervorgerufen hat, und aus den Wahrheiten der Geognosie die Bahn zu einer befriedigendern Geogenie erleichtert ist.

4) Innerer Zusammenhang der Wissenschaften.

Das Band der Verwandtschaft umschlingt alle Wissenschaften, denn sie sind alle Kinder einer und derselben Mutter — der Wissenschaft des Absoluten, und jede einzelne verzweigt sich abermals in geschwisterliche Sprößlinge. Keine kann der andern entbehren, und der heutige Gelehrte muß ihr großes Gebiet wenigstens encyklopädisch durchlaufen. So begrenzt das subjective Wissen, mit dem, was als Gewußtes überhaupt schon begründet ist, auch immer erscheinen mag, es ist fast unmöglich,

eine besondere Wissenschaft gründlich zu behandeln, ohne die andern nach ihrem Umrisse und Wesen wenigstens begriffen zu haben. Selbst bei der Sprachkunde, deren universelles Umfassen nicht möglich ist, muß mindestens eine allgemeine oder philosophische Grammatik, als Vertreter der Gesetze, nach welchen die Sprachbildung aller Völker nur einzig möglich und denkbar wird, einem Bedürfniß abhelfen, welches schon lange empfunden und dem erst zum Theile genügt worden ist.

Jede Wissenschaft in ihrer höchsten Blüthe sucht und findet ihre Wurzel in der Wissenschaft des Absoluten. Zu dem Höchsten streben sie alle, wenn nicht unmittelbar, doch gewiß mittelbar; und wenn irgend ein Rang unter den Wissenschaften, nach äußern Zwecken, einmal Statt finden soll, so wird die tiefer stehende Wissenschaft sich an einer höhern halten, diese wieder zu einer noch höhern hinüberleiten, und der Centralpunkt von Allem, was gewußt und wissenschaftlich ergründet ist, sich in Gott oder der Idee des Absoluten befestigen.

Alle Wissenschaft ist, ihrer Natur nach, ideell. Ihre Grundsätze stehen daher oft mit der gemeinen Ansicht der Dinge im grellsten Widerspruche. Was sie als oberstes Gesetz gefunden und anerkannt hat, will sie mithin verwirklicht sehen, bei allem und jedem Stoffe, der ihr zur Behandlung dargebothen wird. Daher denn auch das Vorurtheil, welches die Praxis gegen die Theorie so häufig geltend zu machen, gewußt hat. Aber dieses Vorurtheil erscheint in seiner lächerlichen Anmaßung alsbald, wenn man zur Ueberzeugung gelangt, daß die Theorie ihren ersten Bestandtheil nur als Resultat der Erfahrung aufstellen, und den zweiten nur als Gesetz der daraus gezogenen Abstraktion hinzufügen kann, welches Gesetz der ordnende Verstand, ohne welchen alle Empirie das Umhertappen eines Blinden in einem unendlichen Chaos seyn würde, aus den mannigfaltigen und zerstreuten Erscheinungen der Außenwelt zu schöpfen genöthigt ist.

Wenn es würklich keinen vollkommnen Staat, keine Kirche, wie sie seyn sollte, keine, durchaus auf Basis der Vernunft gebaute, Politik, keinen, auf bloße Berechnung der reinen, menschlichen Natur, erzogenen Menschen giebt, so verzichtet die Wissenschaft dennoch nicht auf die Aufgabe: ein System für eine vollendete Staatsverfassung, den Charakter einer wahren Kirche, einen unwandelbaren politischen Grundsatz und eine Pädagogik hinzustellen, wie die Vernunft sie in abstracto denken muß; und in dem Augenblicke, wo die wissenschaftliche Speculation ihr Ideal aufgäbe, dürften wir nur immer mit Sicherheit annehmen, daß das noch Unerreichte und Verfehlte bis zum völlig Schlechten und zur Thierheit hinabziehenden Entgegengesetzten wieder zurücksinken müßte.

Denn die Wissenschaft ist ein Aufsuchen und Darstellen der Schöpfungsgedanken in dem Bau der innern und äußern Welt.

Die Kirmeß.

Aus Beſorgniß, den Freund zu wecken, hielt ich mich, nachdem ich das Fragment durchlaufen hatte, noch lange vor der Hütte von ihm zurück. Es mochte faſt Mittag ſeyn, als er heraustrat, friſch und rührig, mit einem ſo heitern Geſichte, das recht tief in das ſchöne, reine Bewußtſeyn ſeines tugendhaften Lebens hineinſchauen ließ.

„Schlage mir eine Bitte nicht ab, Theophilus!“ ſagte er. „In dieſen Tagen iſt Kirmeß unten im Dorfe. Der Pfarrer hat mich zu Tiſche geladen, und wenn ich Dich bei ihm einführe, wirſt Du gewiß willkommen ſeyn.“

„Was denkſt Du aus mir noch zu machen?“ entgegnete ich. „Willſt Du es darauf anlegen, die Weltluſt wieder in mir zu beleben? Glaube mir, Ambroſius! ich habe Neigung und Geſchick verlohren, die Menſchen zu ertragen und ihnen erträglich zu ſeyn.“

„Wir ſind auf Erden, um zu lernen,“ wandte er ein. „Lerne wieder, was Du verlernt haſt. Es iſt unnatürlich ſeines Gleichen zu fliehen, und ſo, in ſeiner Gattung, ſich ſelbſt zu verläugnen.“

Ich mochte nun entgegen ſetzen was ich wollte, er wußte jeden Einwand zu beſchwichtigen, und endlich, obgleich ungern, ſagte ich zu, was er verlangte. —

Ambroſius ließ mich nicht von ſich. Ohne ſich über meinen Aufſatz, den er in dieſen Tagen durchlas, zu äußern, noch meine Meinung über ſein Fragment zu verlangen, wußte er mich leicht und angenehm zu beſchäftigen. Aus dem Reichthum ſeines Geiſtes hohlte er ein Kleinod nach dem andern herauf. Die Kunſt des Lebens war ihm auf ſeinem Berge, hoch über den Menſchen, ſo klar und durchſchaulich geworden, als hätte er alle

bürgerlichen Verhältniſſe durchlaufen, und auf meine Frage: woher er das Alles wiſſe? fertigte er mich mit der kurzen Antwort ab: daß ein Auge, welches die Menſchennatur überhaupt erkannt habe, auch zum Aufſchluſſe darüber verhelfe, wie ſie in dieſer oder jener Lage ſich erweiſen werde; und als ich noch einige Zweifel aufſtellte, verwies er mich auf die Gabe aller wahren Dichter, welche den Menſchen, obgleich ihnen die Erfahrung oft abgehe, dennoch in den mannigfachen, durch das Gedicht herbeigeführten, Verhältniſſen, der Natur und Wahrheit getreu, zu zeichnen verſtänden. —

Wir gingen ſpazieren, laſen, botaniſirten. Das Wetter war ſtill und ſchön. Die Natur athmete eine Milde, durch welche die innere Stimmung noch mehr erheitert wurde. Es waren die friedlichſten Tage meines Lebens, die ich in Freundſchaft, Betrachtung und Naturgenuß verlebte. Früh morgens half ich meinem Freunde Kräuter ſuchen, die er für ſeinen ärztlichen Beruf bedurfte; abends würzten aſtronomiſche Unterhaltungen unſre letzten Stunden, und nie empfing mich der Schlummer mit ſo ſanftem Arme, als neben dem Freunde, auf der, zwiſchen ihm und mir getheilten Matte. Unter dem reinen Fluß ſo ſeliger Stunden rückte die Kirmeß heran.

Schon vor Aufgang der Sonne ſtiegen wir hinunter, und erreichten das Dorf ſehr früh, aber es war ſchon von Menſchen angefüllt. Vor einem der, am äußerſten Ende gelegenen, Häuſer lag ein umgeſtürzter Baumſtamm, auf dem wir ein wenig ausruhten und die Zuwandernden vorüberziehen ſahen. Geſchlecht, Alter, Ausdruck der Geſichter, Tracht und Gebehrde gaben uns mannigfache Unterhaltung. Weiber mit Früchten, Blumen, Bäckereien, in wohlgeordneten Körben beladen, ſtrömten herbei; Muſikanten, Gaukler, Tabuletkrämer, Leier- und Gukkaſten duckten aus der wogenden Menge auf; auch ein Kamel ſtreckte den langen Hals aus dem Gewimmel hervor, und ein, in eine Lakaienjacke zierlich eingeſchnürter, Affe zeigte ſein grämliches

Geſicht auf dem Rücken eines, an der Kette des Führers bedächtig einherſchreitenden, Bären. Ich bildete mir ein, daß ich es unter dieſem Zurufen, Singen, Lachen, Plärren, in dieſem Drängen und Stoßen nicht lange aushalten könnte, und mußte mir doch innerlich zugeſtehen, daß ich eigentlich an dem zerſtreuenden, bunten Bilde des Jahrmarkts ein gewiſſes Wohlbehagen fände. Ambroſius ſah mich an, und in ſeinem Lächeln glaubte ich eine leiſe Ironie — die ſich halb auf mich, halb auf das Treiben um und vor uns werfen mochte — deutlich zu leſen. Während ich eine Bemerkung des Alten befürchtete, gerieth ein phantaſtiſch gekleideter Knabe mit einem Buben aus dem Dorfe, nahe bei uns, in ein Handgemenge und warf dieſen zu Boden. Der Anhang des Letztern aber übermannte den verlaſſenen, kleinen Seiltänzer, und der ſich um den Kampfplatz bildende Kreis brach in ein höhniſches und gellendes Gelächter aus, als das Kind niedergerungen, ſein weißes, luftiges, mit rothen Bändern geſchmücktes, Gewändchen beſudelt war, und der grellſte Contraſt von Sauberkeit und Schmutz in der anmuthigen Geſtalt ſichtbar wurde. Ambroſius ehrwürdiges Zwiſchentreten rettete den beſchimpften Fremdling vor weitern Mißhandlungen, welcher glühend vor Schaam und Zorn, mit großer Gewandtheit ſich eilig durch das Gedränge davon machte.

„Wie verwildert doch der Menſch ſo leicht," ſagte ich empört, „wenn es darauf ausgeht, luſtig zu ſeyn! Nahm ſich wohl Einer des Unterdrückten an? — Sieh! die Schmach des armen Knaben wurde allen dieſen Leuten zu einem ergötzlichen Schauſpiele."

In dieſem Augenblick ſchritten wir ins Dorf hinein, und ein blinder Greis, der ſich an einen Zaun lehnte, hielt, laut betend, ſeinen Hut vor, um die Allmoſen darin aufzunehmen. Kupfermünze, Brot, Wurſt flogen reichlich hinein und Ambroſius bemerkte gegen mich:

„Hier iſt die beſte Antwort auf Deine, eben gemachte, bittre

Bemerkung. Die Gewaltthätigkeit war von jenem Knaben ausgegangen und — freilich unverständig genug — fühlte die Menge in der Züchtigung desselben nur eine Genugthuung der Gerechtigkeit. Das Gelächter darüber war roh, aber gewiß noch nicht grade bösartig. Hier siehst Du dasselbe ungebildete Volk den Regungen der Gutmüthigkeit folgen. Die reichlichen Gaben, die es jenem Blinden zuwirft, mögen Dich wieder mit ihm versöhnen!" — —

Die Dorfgasse war an beiden Seiten mit Buden besetzt. Käufer und Verkäufer standen im regsten Verkehr. Lebens- und Bekleidungsbedürfnisse jeder Art, Spielereien für Groß und Klein, Lieder- und Gebetbücher, Luruswaaren wurden zum Verkauf angeboten. Dazwischen übte wieder ein Taschenspieler seine Künste; Bänkelsänger gurgelten, unter Erklärung eines schrecklichen Bildes, die Geschichte eines hingerichteten Straßenräubers ab, und den Weg verstopfte das Gedränge bei einer Glücksbude gänzlich. So eben war ein großes, seidnes Tuch gewonnen worden, und ein höchst pathetischer Trommelschläger machte für den Glücksfund Platz, welcher zur Schau umhergetragen wurde, eigentlich aber der Menge zum Köder dienen sollte, sich in die Gewinnlust recht zu verbeißen, und den Schweiß der Arbeit auf den trügerischen Fall der Würfel zu setzen.

„Daß der Mensch doch so gern den Launen des blinden Glücks huldigt!" bemerkte ich. „Was er durch Fleiß und Ueberlegung, auf dem Wege vernünftiger Berechnung, erwirbt, wirft er dem unsinnigen Zufalle wieder zu, damit er, nach der getäuschten Erwartung, den Verlust seines Geldes und den Wahnsinn seines Verfahrens zugleich anklage und betraure."

„Gewiß," meinte Ambrosius, „werden diese kleinen Glücksritter zu Gunsten eines schlauen Speculanten zu Thoren; aber nimm dem Menschen das Bestreben, sein Glück zu suchen — sei es auch auf falschen Wegen — und es wird um uns gethan seyn."

Hier glaubte ich zu bemerken, daß der Alte ſich vorgeſetzt habe, heut Alles zu vertheidigen, und ſchwieg.

Wir nahten der Kirche. Der Gottesdienſt ſollte beginnen; aber es war unmöglich hineinzutreten. Eine unzählbare Menge hatte das Gotteshaus ſchon bis zum Erſticken gefüllt. — Bald präludirte die Orgel. Majeſtätiſche Tonfluthen ſchwollen durch die Kirchthüren, über die gedrückte Menſchenwoge, bis zu uns heraus. Die Muſik übte die alte Gewalt in mein Herz. Mir wurde heimlicher und wohler. Aus meinem naß werdenden Auge ſchloß ich auf baldige Erleichterung meines Gemüths. Ich täuſchte mich nicht. Inmitten des Tobens und Lärmens fanden wir auf dem, mit Leichenſteinen gepflaſterten, Kirchhofe eine ruhige Stätte. Ambroſius ſetzte ſich auf einen Grabhügel, und die muſiviſche Arbeit des Todes auf dem Leichenacker, wo die Liebe, die Erinnerung, vielleicht auch manche Eitelkeit, den Dahingegangenen einfachere oder koſtbarere Gedächtnißſteine gepflanzt hatte, welche neben einander eine große Tafel aus lauter kleinen Stückchen memento mori! zuſammenſetzten, wiegte mich in ſüſſe Schwermuth. Die milde Sonne, die, nach und nach, beim Beginn der Andacht eintretende, ehrfurchtsvolle Stille, die verwelkten Blumenkränze auf einigen friſchern Gräbern und der innige Chorgeſang, deſſen zuweilen nur aufwallende, feierliche Kraft bis zu uns verſchwamm, beflügelten mein Gebet: auch bald unter dem Raſen ruhen zu dürfen, und die Sehnſucht der Ewigkeit goß eine unausſprechliche Seeligkeit in meine ermattete Seele. Ambroſius ſprach kein Wort; ſeine Hände waren gefalten, ſeine Blicke zu Boden geſenkt. Ein junger Bauernburſche begoß eine Kaſtanie, die ſeit Anfange des Frühlings erſt gepflanzt ſeyn mochte, um das Andenken, das in einer verdorrten Akazie, deren dürres Holz er bereits in ein Bündel geſammelt hatte, untergehen wollte, wieder aufzufriſchen, und dieſe Sorgfalt um einen längſt eingeſcharrten Todten, der gewiß hochgeachtet und innigſt geliebt war, rief mir Klopſtocks begeiſterte Worte zurück.

. . . . . mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,
Ja, beim Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Doch trüb hallte der Gedanke in meiner Seele nach: daß meine Gebeine unbeweint und unbetrauert einst zu Staub verfallen würden. Mußte mir denn nicht auch Leisewitzens rührende Klage im innersten Herzen forttönen?

„O daß der Mensch so spurlos über die Erde dahingeht! Wie der Gesang des Vogels durch den Wald, oder das Lächeln im Angesicht!"

Für mich, der ich so einsam unter diesen Tausenden stand, waren diese Worte geschrieben; jene für Glücklichere. Aus meinem schwermüthigen Gefühle sollte ich zwar zu rechter Zeit, doch nicht angenehm gerissen werden.

Zwei Männer von dunkler, blasser Gesichtsfarbe — ich hielt sie für Franzosen — schickten sich an, ein Seil auszuspannen, dessen ein, über die hinterste Stütze hinunterreichendes, Ende an die Kirchhofsmauer befestigt wurde. Das entgegengesetzte Ende lief über den vordersten Träger nach der Kirche zu, und wurde durch einen Ring in der Kirchenmauer festgezogen. Bald kam der gemißhandelte Knabe mit seinem wiederhergestellten Kleidchen herbei, und nicht lange nach ihm schlenderten zwei Mädchen, von acht bis zwölf Jahren, in Jäckchen und Hosen, herbei, still und mißlaunig. Ich erfuhr zu meinem Erstaunen von der Bande, in gebrochnem Deutsch, daß sie aus Mangel eines bessern Raums die Erlaubniß erhalten habe, gegen Erlegung der Gebühr, auf dem Gottesacker ihren Schauplatz zu wählen, und in der That wandte sich das, nun aus der Kirche strömende, Volk unmittelbar nach diesem offnen Theater der Luftspringer, welche damit begannen, eine Matte auf zwei, sehr eben neben einander liegenden, Leichensteinen auszubreiten, und die beiden Mädchen nebst

dem Knaben ihre, in Verrenkungen und unnatürlicher Verzerrung dargeſtellten, Künſte zur Schau ſtellen zu laſſen. Die Kirchhofsmauer war von jungen Buben und Burſchen beſetzt, Weiber nahmen die Grabeserhöhungen ein, und bei Alt und Jung ſchien der Eindruck ſo eben beendigter Gottesverehrung völlig verwiſcht zu ſeyn. Um Ambroſius, bei dem Drängen der Maſſe nach bequemen Plätzen, nicht zu verliehren, hatte ich ſeinen Arm unterfaßt, und bat ihn dringend, den Ort zu verlaſſen, wo mir ein Widerſtreit und Gegenſatz der unverträglichſten Empfindungen jeden längern Aufenthalt unmöglich machte.

Er gab meiner Bitte gern nach. Wir arbeiteten uns durch die dicht geſchloſſenen Haufen nach der Ausgangspforte des Kirchhofs. Als ich zufällig zurückblickte, trieb ſchon ein Luftſpringer ſein halbbrechendes Gewerbe, und da ich das Seil ſelbſt nicht mehr erblicken konnte, ſchien er auf den Köpfen der Zuſchauer ſelbſt hinzuhüpfen. Lautes Jauchzen begleitete ſeine Geſchicklichkeit. Ich war nicht geſonnen, meinen Ekel gegen ſeine Kunſt weiter laut werden zu laſſen, als der Anblick eines alten Mütterchens, das in Thränen ſchwamm, und von dem wir bald die Urſach ſeines Kummers erfuhren, mich zu neuen Ausbrüchen meiner verhaltenen Stimmung anregte. Die Frau hatte vor wenigen Tagen ihren Sohn, die einzige Altersſtütze, begraben laſſen, und die ſchauluſtige Menge den aufgeſchaufelten Hügel und das daneben aufgepflanzte ſchwarze Kreuz des geliebten Todten niedergetreten. Die tiefe Wunde der trauernden Alten blutete von Neuem, als ſie die Zeichen ihrer letzten, äußern Verehrung des ſchmerzlich Verlohrnen von der unbändigen Menge entweiht ſah.

„O mein Ambroſius!“ rief ich innigſt bewegt aus. „Welche Fühlloſigkeit leitet hier die Angelegenheiten der Gemeinde! Wie war es möglich, neben dem heiligen Altar der Kirche ſolchen Gauklern ihren Tummelplatz anzuweiſen? Das Allerweltlichſte neben dem Ewigen ſchalten zu laſſen? Die Denkmäler ſtiller,

nachweinender Liebe durch die rohe Luft ausschweifender Fröhlichkeit zu verhöhnen? Da unten schlummern die Todten, und über ihnen wälzen sich die Lebendigen in trunknem Wohlbehagen dahin, als wenn es keine letzte Stunde, keinen Todesschweiß und keinen Sarg gäbe, in dem ein Jeder von uns auf ewig von dem heitern Lichte des Tages, von diesem Blumenteppich der blühenden Natur und, was das Fürchterlichste ist, von den krampfhaft zerrissenen Herzen geliebter Hinterlassenen Abschied nehmen muß, um still und einsam, von jeder nachfließenden Thräne unerreicht, da zu verwesen, wo nur der Wurm über uns fortkreucht, seine ekelhafte Atzung zu suchen! — O! sieh doch nur, wie über den Leichensteinen, den Schlußsteinen ganzer Lebensgebäude, die oberflächlichste Aeußerung flüchtigen Daseyns, so ganz sinn- und herzlos, die Sterblichkeit verspottet, welche doch so oft das berauschte Kind der Erde, inmitten seiner Völlerei mit Angsttropfen des Entsetzens überschüttet und dann in die dunkle Grube wirft! Und dennoch können über dem Hinabtaumelnden wieder andre taumeln..... O! mein Gott, was hast Du mit dem Menschen vor, Deinem gepriesnen Ebenbilde? — Ambrosius! stehe mir in dieser Stunde bei; sie will mich übermannen."

Bewegter, wie ich Ambrosius je gesehn, sagte er hierauf:

„Ich theile Dein Gefühl, mein theurer Theophilus, aber Deine Ansichten müssen untergehen bei einer tiefern Betrachtung des menschlichen Lebens. Glaube mir, Freund! Dieser Leichtsinn unsers Geschlechts, der uns, selbst über dem, in Anwendung gekommenen Gesetz der, auch Dich und mich und Jeden erwartenden, Fäulniß jener nun schon versunkenen Menschengebilde, noch aufrecht zu stehen, ja sogar heiter zu seyn, gestattet, ist, für den Charakter unsrer irrdischen Verhältnisse, leicht so viel werth, wie die immer gebeugte Reflexion, welche die Lebenden mit zu den Todten hinabzieht, und alles fröhlichen, gedeihlichen Aufschwungs ermangelt. Wäre die Welt voll von

Anachoreten und Bettelmönche, so würden wir statt einmal, tagtäglich, und doch bleibt nichts für die Menschengesellschaft so nothwendig, als die Berechnung des Lebens auf das Leben selbst. Würden wir auf diese Erde gesetzt seyn, wenn wir den Bedingungen, die sie nun einmal für Schmerz und Freude, Leib und Geist, Vernunft und Sinne, Reflexion und Gefühl gestellt hat, nicht leben, und Fremdlinge in dem uns angewiesenen Vaterlande seyn sollten? — Gewiß nicht! Ich achte die Herrnhuter und jeden redlichen Anhänger irgend einer strengen Secte, aber die Gestaltung aller irrdischen Verhältnisse für stete Fortbildung, würde dabei wahrscheinlich nicht sonderlich bestehen, wenn nur sie auf Erden zu schalten und zu walten hätten, weil sie leicht mit alleiniger Ausbildung des religiösen Sinnes unsre Bestimmung für geschlossen halten dürften. Das wäre jedoch ein großer Irrthum. Das gläubige Gefühl soll uns allerdings bewahren, dem Zeitlichen nicht mehr zu huldigen, als es werth ist; aber der Verstand, der Schönheitssinn, jede Kraft in uns soll sich entwickeln und hervorthun, weil wir gewiß einst Alle dieser entwickelten Kräfte, in einem höhern Daseyn, wiederum bedürfen; und wenn Dir der Seiltänzer auch nichts weiter beweist, als daß menschliches Vermögen selbst die gemeinen, physischen Bedingungen körperlicher Aeußerung und Geschicklichkeit zu verfeinern und die gewöhnliche Befähigung zu überschreiten vermag, so ist er psychologisch ein merkwürdiger und achtbarer Mann. Ja, wenn ferner die Unschicklichkeit des Orts für sein Gewerbe und die wenige Umsicht der Ortsobrigkeit mit Recht Deine höchste Mißbilligung erregt haben, so erwäge nur, daß auch er ein mühsames Brod erwirbt, die Umstände keinen zweckmäßigern Schauplatz gestatteten, sein Gewerbe an sich nicht unsittlich ist, und die Obrigkeit die Steuer solcher Handthierungen dazu verwendet, die Hospitalkranken zu erfrischen."

„Glücklicher Mann!" unterbrach ich ihn. „Du hast für Alles, was einmal ist, eine glückliche Kehrseite zu finden, Ge-

schick. Selbst die Wogen des Sturms sind Dir freundliche Najaden, weil sie Deinen Nachen lebhafter schaukeln."

„Es geht mir, wie Dir," versetzte er. „Mein Gefühl wird jeden Augenblick widerwärtig berührt, aber muß das individuelle Gefühl, welches, seiner selbstsüchtigen Natur gemäß, nur nach dem Behäglichen auf die Jagd geht, mit den millionenfachen, gleichzeitigen Bestrebungen Andrer für den nämlichen Zweck, nicht nothwendiger Weise oft in Reibung kommen oder sich wohl gar zerstoßen? Und können wir uns nicht glücklich preisen, daß wir dennoch so viel Freudenstunden zählen? Glücklicher Weise haben wir für die Schattenseite unsers Lebens den reflectirenden Verstand, der hinlänglich zu ermitteln im Stande ist, daß weise Weltgesetze auch durch die Schmerzen blicken, welche auf uns liegen; das Gefühl dagegen nimmt den individuellen Eindruck für das Leiden des Gesammten, und ist immer geneigt, nicht allein sich selbst, sondern auch die ganze Menschheit und den vollen Umfang der Dinge in Trauerflor zu sehn, wenn es einmal widerwärtig berührt ist. Du besonders, Theophilus! hast ein seltnes Talent, bei Deinen überreizten Empfindungen die Bebung des eignen Herzens für den Pulsschlag der unermeßlichen Natur zu halten. Der Tage, die ohne Morgen- und Abendröthe vorübergehen, wenn auch der Mittag trüb und grau ist, sind doch eigentlich nur wenige; etwas mehr oder weniger Sonniges scheint fast durch alle, und eben so bietet der größte Theil unsrer Lebensereignisse diese oder jene beruhigende und erquickliche Lichtseite. Freund! schaue doch nicht ewig in die Gewitterwolke; bemerke doch auch den Regenbogen auf der andern Seite, der sich ja nicht wölben könnte, wenn die ewige Liebe ihre Sonnenstrahlen dem schwarzen Schreckbilde nicht gegenüberstellte."

Hiermit zog mich Ambrosius fort. Wir traten in das Haus des Dorfpfarrers, seines Gastfreundes, und wurden freundlich aufgenommen. Zu Mittag aßen wir bei ihm, mit sieben oder

acht andern Tischgenossen, die mir sämmtlich gleichgültig blieben. Die Unterhaltung war lebhaft, ohne besonders geistreich zu seyn; die Stimmung jedoch bei Allen vortrefflich. Nur ich konnte aus meiner Einsylbigkeit nicht heraus, und bewunderte im Stillen die Gewandtheit, mit welcher Ambrosius sich in die Ansicht eines Jeden zu stellen wußte, um den Anknüpfungspunkt für das Gespräch zu finden. Unser Wirth war ein munterer, wohlwollender Mann, der es, für die Annehmlichkeit der Mittagsstunde, an Nichts fehlen ließ; ja wir sämmtlich wurden angenehm überrascht, als beim Nachtisch ein Flötenspieler und eine Harfnerin eintraten. Es ergab sich, daß es Italiäner und zwar Vater und Tochter waren. Eine tiefe Melancholie in beider Gesichtern, aus welchen glühende, schwarze Augen herausstrahlten, eine edle Haltung, ein wenig Stolz in den Zügen des Mannes, der in den Vierzigern zu seyn schien, und eine seltene Lieblichkeit über das ganze Wesen des, etwa sechszehnjährigen eben nicht besonders schönen, Mädchens verbreitet, geboten uns eine Achtung, wie dieser Stand umherziehender Musikanten selten in Anspruch nimmt; auch die Zartheit, mit welcher der Pfarrer sie behandelte, ließ uns glauben, daß sie ihm schon bekannt wären.

Eine Sonate für Harfe und Flöte war die Einleitung, und das tiefe Schweigen der Gesellschaft erwies den guten Eindruck, den sie auf uns gemacht hatte. Für die folgenden Tonstücke sollte sie uns erst recht einweihen. Nun begann ein höchst bewegter Gesang des Mädchens, das in einfachen Accorden sich selbst begleitete. Diese Klagen des Schmerzes in dem Ausdruck der Stimme und der, zart dazwischen gehauchte Flötenton des Vaters, regten die süßeste Wehmuth in uns auf. Ein Auge nach dem andern wurde feucht, und an Ambrosius Wimpern hing ein Paar großer Thränen. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Eine Welt von Wonne, Schmerz, Liebe und Sehnsucht ließ ihre Paradiese in meiner Brust aufblühen. — Als der

Geſang aufhörte, dauerte eine wunderbare Stille fort; Niemand wagte ein Wort zu ſprechen. Die beiden Künſtler ſahen ſtill vor ſich hin, wie es ſchien, ganz unbekümmert um unſre Gefühle, ſelbſt noch ganz in den Inhalt des Liedes verſunken, welches die Trauer über verſchwundenes Glück und das unbefriedigte Sehnen nach der theuren Heimath ſo ſinnig ausgeſprochen hatte.

Der Pfarrer bat ſie, eine Erfriſchung anzunehmen. Der Vater nippte, bloß der Höflichkeit halber, faſt unmerklich aus dem ihm überreichten Glaſe; die Tochter verbeugte ſich und lehnte Alles, was ihr dargeboten wurde, ab. — Nun begann ein Doppelgeſang mit Harfenbegleitung. Feuerſtröme wurden dieſe Töne; die Augen der Sänger brannten, Begeiſterung durchzuckte alle Muskeln ihres Antlitzes. Der Ausdruck auf dem Worte Libertà wurde zu Schmerz, die Betonung auf tiranno faſt Zorn. Wir waren mit hingeriſſen, und Italien mit dem Gewitter ſeiner Ereigniſſe ſtand, wie ein, mit den glühendſten Farben hingezaubertes Panorama vor meiner Seele.

Ohne uns weiter um unſer Verlangen zu befragen, ſtanden ſie auf, um ſich zu entfernen. Sie waren ſichtbar tief bewegt. Wir ſahen einander, wegen der gewöhnlichen Abfindung ſolcher Leute verlegen an, denn keiner von uns hatte den Muth ihnen etwas anders als gefüllte Goldbörſen anzubieten, und die beſaßen wir nicht. Der Wirth jedoch gab uns einen leiſen Wink, und folgte ihnen zur Thür hinaus. Eine ehrerbietige Verneigung, wobei wir aufſtanden, bewies den Abtretenden, daß wir uns ihnen ganz anders verpflichtet fühlten, als durch den Bazzen, der einem Bänkelſänger hingeworfen wird.

Als der Pfarrer wieder hereintrat und die allgemeine Spannung bemerkte, in welche die fremdartige und vornehme Erſcheinung dieſer virtuosi ambulanti uns verſetzt hatte, äußerte er: wie er glaube, daß uns Leute von hohem Stande beim Nachtiſch ergötzt hätten. Geſtern wären ſie eingetroffen, um weiter nach Deutſchland zu gehen. Daß ſie aus Neapel entflohen,

wisse er zuverlässig. Welche Verhältnisse sie vertrieben hätten, ließe sich von selbst trachten. Ueber die weitern Schicksale habe sich der Vater, mit dem er gestern Abends einen Spaziergang durchs Feld gemacht, nicht ausgelassen. Er habe sich für einen Tonkünstler ausgegeben, der auf eine Anstellung in der Fremde bedacht sei. Allein seine seltene, geistige Bildung, die edle äußere Haltung, der gründliche Blick in die politischen Verhältnisse Italiens, und die erzwungene Zurückhaltung seines eignen Urtheils über dieselben machten es gewiß, daß er ein bedeutender Mann vom Stande, vielleicht auch bei der Regierung, gewesen, der durch sein bürgerliches Geschick in große Trübsal versunken sei.

Nach dem Betragen der Künstler und der Wahl ihrer Gesänge, die sie nicht als Erlerntes, sondern als Selbsterfundenes und Empfundenes ganz dramatisch gaben, fanden wir die Vermuthung des Pfarrers sehr begründet, und dankten ihm einstimmig für die künstlerische Bewirthung aus vollem Herzen.

„Das Sonderbarste," sagte dieser hierauf, „ist die Gefälligkeit dieses wunderbaren Mannes, der meiner Bitte, uns heut zu unterhalten, ohne Zögern nachgab, allein die Einladung zu Tische beharrlich ausschlug, als wenn er fürchtete, sich irgend zu verrathen. Wider Willen hat er ein Zeichen unserer Erkenntlichkeit, welches ich ihm heimlich in die Tasche gleiten lassen, mitnehmen müssen, denn ich glaube, er ist nicht überflüssig mit Baarschaft versehen."

„Und doch," bemerkte Ambrosius, „möchte ich diese, vom Geschick verfolgte, Familie in ihrem Unglücke wieder glücklich preisen, da ihnen ein tröstender Stern in dunkler Nacht leuchtet, ich meine ihre Kunst. Ihre drückende Sorge veredelt sich, indem sie sich in klagenden Tönen erleichtert, und ihr Talent ist wirklich so groß, daß es ihnen so lange ihre Bedürfnisse verbürgen wird, bis eine günstige Wendung der Dinge ihre Rückkehr ins Vaterland gestattet."

„Hätte ich eine solche Kunst!" rief ich begeistert aus. „Wie

ein Vogel wollte ich noch die Welt durchfliegen. Wo mich eine Quelle labte, ein Baum beschattete, ein treues Menschengesicht anblickte, wollte ich mein Glück und Leid in Liedern ausströmen. Es ist eine herrliche Ausstattung der Natur, von einer solchen oder ähnlichen Himmelsgabe auf dem Pilgerwege des Lebens begleitet zu seyn. Ueber die verworrensten bürgerlichen Lagen und über jeden innern fressenden Jammer hilft sich ein wahrer, tüchtiger Künstler hinweg. Das gemeine Leben zerrinnt vor dem künstlerischen, wie der Nachtreif vor der Morgensonne."

„Aber," fiel der Pfarrer ein, „wie blutet das arme Künstlerherz so oft an dem Hamen, worin die kalte Nüchternheit, wenn sie bedächtig ihre Angel ausgeworfen hat, die glühende Begeisterung auffängt. Die Unempfindlichkeit der meisten Menschen für das Reine und wahrhaft Schöne ist würklich tragisch, wenn wir sie, dem Bestreben des Künstlers gegenüber gestellt, diesem die Flügel brechen sehen, worauf er sich nicht allein, sondern auch die stumpfen Bleiseelen in den Himmel tragen möchte, welche ihn und sein Werk anstieren, und, Falls ihnen auch das Schönste bereits geboten ist, auf etwas recht Derbes und mit der Faust zu Greifendes immer noch warten; dann aber, wenn das Künstlerische den zarten Schleier nicht ablegen und dagegen Mütze und Wamms nicht anthun will, auf den beschränkten Menschen und sein genieloses Machwerk schimpfen, weil sie weit weniger daran herausschmecken können, als an einer leckern Schüssel. — Jeder von uns wird überhaupt die Erfahrung gemacht haben, daß die Unverständigen die rücksichtslosesten Beurtheiler sind, und der Leistung zuschreiben, was sie bloß auf Rechnung ihrer Gefälligkeit setzen sollten."

„Die Bemerkung unsers Wirths will ich gern unterschreiben," nahm Ambrosius nun das Wort, „aber dessen ungeachtet werde ich mich wohl hüthen, dem großen Haufen Unrecht zu thun. Die Kunst ist etwas so Aetherisches und Erhabnes, daß

ſich ihre volle Anerkennung nur unbilliger Weiſe von der Menge erwarten kann. Je ſehen wir nicht tagtäglich Leute aus den gebildetern Ständen, ſelbſt Gelehrte, rückſichtlich der Kunſt und ihrer Werke, noch auf ſo tiefen Stufen der Beurtheilung, daß wir dadurch faſt berechtigt ſcheinen, das eigentliche Kunſtgefühl oder den Kunſtſinn als die Ausſtattung nur ſehr Weniger zu betrachten? — Wie darf ich mich wundern, wenn dem jubelnden Volke draußen der Seiltänzer zehnmal mehr zuſagt, als es die gelungenſte Vorſtellung der Götheſchen Iphigenie vermögen würde; und fände es Vergnügen an dieſem Drama, ſo würden doch nur Nebenſachen, etwa die fremdartige Kleidung, die ſceniſche Ausſtattung und mehr dergleichen dazu beitragen; des eigentlich künſtleriſchen Vergnügens würden ſich wohl nur ſehr Wenige erfreuen. Ein ganzes kunſtliebendes Publikum iſt nirgend zu finden, ſonſt hätte die Afterkunſt nicht ſo oft die glänzendſten Triumphe gefeiert. Hätte der Künſtler nicht mit dem Phlegma der Erde zu ringen — wer dürfte ſein Glück mit dem Looſe eines ſo begünſtigten Himmelsſohnes meſſen? — Der große Künſtler aber bewährt dadurch erſt recht ſeinen Beruf, daß er in der großen Wüſte der Gemeinheit dennoch eine, von Bächen bewäſſerte Oaſe zu ſuchen weiß, wo er Blumen und Blüthen zu ſeinen unvergänglichen Kränzen findet. Dieſe Kränze wirft er hinaus auf den dürren, brennenden Sand, wo mancher freilich von dem Dromedar der Karawane zertreten wird, mancher aber auch auf ein, von Staub und Hitze gedrücktes Pilgerhaupt fällt, das er mit ſeinen Blättern kühlt und mit ſeinen Düften wieder aufrichtet. — O die Kunſt iſt ſo erhoben, daß ihr Weſen nur ſehr ſpät von den Gebildetern geahnet und von den Gebildetſten erſt erfaßt wird. Iſt es zu läugnen, daß die großen Kunſtheroen — wie Seidenraupen unbewußt ihren theuren Faden ſpinnen — nicht ſchon Kunſtwerke erzeugt hatten, ehe ſie vollkommen einſahen, wie Hohes ſie geſchaffen? Bis dahin waren ſie faſt bloße Organe einer ſchöpferiſchen Kraft, welche in

ihnen die menſchliche Natur verherrlichen wollte. — Was iſt denn die Kunſt? Wer von Ihnen ſagt es mir?“ —

Alle ſchwiegen; ich getraute mir nicht zu antworten, aber die Frage war tief in meine Bruſt gefallen. Die weitere Unterhaltung zerſplitterte ſich nun, und die Zeit rückte heran, wo wir aufbrechen mußten.

Auf der Gaſſe fanden wir den Freudenrauſch des Morgens noch geſteigert. In vielen Häuſern wurde getanzt. Ein tobendes Juchhei dröhnte aus den Fenſtern. Vor meinen Augen ſchwebten noch die Neapolitaner und ihre ernſten Züge. Der ſchneidende Contraſt ihrer verheimlichten Trauer und ihrer ergreifenden Geſänge mit dem Bilde üppiger Luſt, das ſich von allen Seiten vor mir hinzeichnete, wollte mich ſchon um alle ſchönere Nachempfindung bringen, als ich mich ermannte und meine Sinne für alle weiteren Eindrücke verſchloß. Raſch und glücklich machte ich meine nothwendigen Einkäufe, das Dorf lag uns bald im Rücken, und wir ſtiegen wieder bergan. —

Auf der Stelle, wo ſich unſer Pfad nach Ambroſius Hütte und meiner Lagerſtätte theilte, ſagte ich: „Geliebter, verehrter Freund! Meine Sehnſucht, einmal wieder ganz allein zu ſeyn, iſt heut ſo groß, daß ich jetzt dieſen Weg links hinauf zu meinem Felſen einſchlagen möchte. Das Gewühl da unten hat mich ganz betäubt; ich muß mich vor allen Dingen erſt ſelbſt wieder finden. Auch haſt Du mir, ohne es zu wollen, wieder eine ſo ſchwere Aufgabe gemacht, die ohne Schweben und Hauſen in den Wolken nicht wohl gelöſt werden kann.“

„Ich errathe, was Du vorhaſt,“ erwiederte er. „Du thuſt gut daran. Wir werden uns hoffentlich ja bald wiederfinden.“

Bei dieſen Worten, die er doch nur ſo ganz leicht hingeworfen hatte, fühlte ich mit einmal eine ſeltſame Beklemmung. Ich umarmte ihn mit einer Heftigkeit und Inbrunſt, als müßte ich lange, lange von ihm gehen. Ich wollte ſprechen und konnte nicht; meine Stimme fing an zu beben.

„Was hast Du, Theophilus?“ fragte er so herzinnigtlich.

„Ich habe Dich sehr, sehr lieb!“ schluchzte ich heraus. „Schlaf wohl, Ambrosius!“

„Guter Mensch, werde doch nur bald ruhig!“ schloß er, drückte noch einmal meine Hand, und wir schieden. —

Als ich nun allein so dahinging, wandelten Ambrosius, der ernste Sänger und seine liebliche Tochter, wie Schatten, vor und neben mir. Der Gesang stieg in den ergreifendsten Stellen aus meiner Seele wieder herauf. Ich sang mir laut die wehmüthig süße Weise nach, welche die Erinnerung so unverletzt in meinem Ohr erhalten hatte. Ich redete laut mit ihnen, die schon fern von mir waren. — Die Tage wurden kürzer; es dunkelte schon. Mein eilender Schritt hallte in der Abendstille dumpf aus dem Gestüft wieder zurück, und ein eignes Grauen übergoß mich. Es war mir, als wenn der Geist des Berges nahen und mit mir reden wollte. Von Schweiß triefend langte ich in meiner Grotte an. Die Umgebung der mir traulich gewordenen Heimath linderte das peinliche Gefühl, und meine körperliche Erschöpfung verhieß mir baldige Ruhe. Da fiel mir das Geschenk meines Freundes ein, Die Flasche Syrakuſaner ſtand noch unangerührt an der Hinterwand meiner Felsgrotte, und wurde mir in diesem Augenblick zur Arznei. Gestärkt trat ich hinaus, warf mich im Angesichte des Himmels vor Gott nieder, betete flehend für Ambrosius Leben, ohne mich des besondern Grundes grade für diese Bitte bewußt zu seyn, betete für die pilgernden Sänger, die ein neues Vaterland suchten, betete für alle Menschen und um einen baldigen Schlaf für diese Nacht. — Gott erhörte meine letzte Bitte. Die Sonne stand hoch am Himmel als ich erwachte. Der junge Tag verschlang die trüben Gedanken des gestrigen Abends. Ich gedachte meines Vorsatzes. Versuchen wollte ich, meiner italiäniſchen Sänger gedenkend, ihre Kunst und die Kunst überhaupt, nach ihrem Wesen zu erfassen. Diesen Versuch schrieb ich nach und nach nieder. Hier folgt er:

Die Kunst.

(Ein Versuch.)

„Die Kunst muß malen, wie die plastische Natur sich das Bild dachte,"

läßt Lessing seinen Maler sagen. Ein vortrefflicher Wegweiser auf dem Pfade zur Kunst, aufgestellt von einem so herrlichen, deutschen Manne, dem nachzugehen, selbst wenn er uns irre führen könnte, Keinem verargt werden dürfte.

Man hat schon oft versucht, die Kunst zu definiren — man gelangt vielleicht besser zum Ziele, sie zu umschreiben, wenn man ein Wesen, daß eigentlich im wissenschaftlichen Begriffe sein ätherisches Leben untergehen sieht und sich daher vor ihm sträubt, doch einmal in ein Wörtergehege einschließen will; denn es ist viel leichter die Kunst zu empfinden, als sie zu fassen. So empfindet man auch Gott, ohne ihn zu begreifen. Und doch muß die Aesthetik die Idee der Kunst hinstellen können, wie es die Metaphysik wagen darf, die Idee von Gott zu bestimmen. —

Ist Kunst bloß treue Naturdarstellung? — Nein! — Ist Kunst Nachbildung der bloß schönen Natur? — Eine solche Kunst wird das künstlerische Gebiet noch bei Weitem nicht ausfüllen. — Ist Kunst endlich Versinnlichung des Schönheitsideals? — Dann wird Vieles ausgestoßen werden, was uns doch wahrhaft künstlerisch anregt. Der Klimax von Natürlichem, Schönem, Idealem muß in jedem würklichen Kunstwerke zu finden seyn; durch Natur, Schönheit Ideal haben wir je-

doch nur Bruchstücke gelungener Schöpfungen des künstlerischen Genius angegeben — das Wesen, ich erlaube mir den Ausdruck, die Substanz der Kunst, ist dadurch noch nicht gefunden.

Ist Tenniers Bauernhochzeit kein Kunstwerk, weil sie, gegen Raphaels Erklärung gehalten, keinen Vereinigungspunkt für beide Bilder mehr zu gestatten scheint? Scheiden Aristophanes Wolken aus aller künstlerischen Würdigung hinab, weil sie nicht, wie Sophokles Antigone, die Thränen des Mitleids, sondern das Lachen des Spottes hervorrufen? Ist das, was Mozarts Leporello singt, keine Musik, weil das Tuba mirum, der Ruf des jüngsten Gerichts, die skurrilen Tonweisen des beweglichen Poltrons nicht neben sich dulden mag? Wenn Makbeth ein aus großer Dichtung geflossener Charakter ist, wie soll man Falstaf beurtheilen, der mit derselben Genialität alle lächerlichen Seiten menschlichen Eigendünkels zur Schau stellt, wie jener furchtbare Tyrann seine tragischen Leidenschaften? — Alle Welt nennt diese ganz entgegengesetzten Werke dennoch, mit gleichem Rechte, Kunstwerke, und ihr Beispiel wenigstens macht die Behauptung unverwerflich, daß es gar nicht auf die vom Kunstwerk gewählte Sphäre ankomme, sondern auf die Gestaltung desselben in jeder Sphäre.

Nun sind die lächerlichen Gesichter, Stellungen und Gruppen Tenniers gewiß nicht das, was man im gewöhnlichen Leben Schön nennt; ein Confutatis maledictis ist wohl keine sogenannte natürliche Tonweise, und im Falstaf idealisirt sich wahrlich nicht die menschliche Natur. Wer aber den Tennier nicht als Künstler anerkennen, eine Fuge als unnatürlich verwerfen, und in dem Falstaf nur den Possenreißer sehen wollte, würde offenbar ein ganz falsches Urtheil ausgesprochen haben und auch schwerlich im Stande seyn, eine Madonna, ein einfaches Lied und einen Brutus wahrhaft künstlerisch zu würdigen, sondern nachbetend blos das als kunstwürdig lobpreisen, was die ihm eingeprägte ästhetische Dogmatik dafür anerkannt.

Ehe wir weiter gehen, laſt uns vor allen Dingen unterſuchen, was in der Kunſt natürlich, ſchön, ideal genannt werden dürfe? Vielleicht kommen wir dadurch weiter.

Natur in der Kunſt iſt die Form des Dargeſtellten nach ſolchen Bedingungen, wie wir es, erfahrungsgemäß in die Erſcheinung treten ſehen. Geſetzt, ein Bildhauer meißelt einen Phöbus in ſeinem Sonnenwagen; die Roſſe ſtehen aber perpendicular aufgerichtet, wie ein Menſch, und der gemeinſte Verſtand wird ausrufen: Das iſt unnatürlich! Er ſoll nun aber die Pferde ſo dargeſtellt haben, daß ſie in verſchiedenen Winkeln mit der Grundlinie die Vordertheile des Körpers in die Luft ſprengen, um ihr Feuer, ihre Kraft, ihre Schnelligkeit anzudeuten — und nach den zerſtreuten Eindrücken, die wir, hie und da, über die Bewegung der Pferde geſammelt haben, werden wir das Natürliche in dem dargeſtellten Gegenſtande ſogleich anerkennen. Aber nicht immer grade ſo, wie ſie iſt, darf die Natur in das Gebiet der Kunſt übertreten. Es giebt Natürlichkeiten, vor denen der Künſtler erröthen, oder ſein Blick ſich ſogar mit Abſcheu abwenden würde. Dagegen erfüllt die Natur ſehr oft, bloß für ſich allein, alle Anforderungen der Kunſt, und der Künſtler iſt glücklich, wenn er die Kunſt der Natur gefühlt, und getreu nachzubilden im Stande geweſen. Kunſt und Natur ſtehen ſich daher nicht abſolut, ſondern nur bedingt entgegen. Der Maler, welcher eine Schweizerlandſchaft, im Lichte der auf oder untergehenden Sonne, mit allen Reizen der Wirklichkeit, auf die Leinewand hinzaubern könnte, würde unſtreitig ein großes Kunſtwerk liefern, da hier die Natur ſchon von ſelbſt thut, was die Kunſt erſt zu erſtreben ſucht. Ferner iſt es nicht bloß das Erhabene und Schöne in der Natur, was uns künſtleriſch berühret und ergreift; auch das Naive, das Drolligte, das Komiſche darin erregt unſer Wohlgefallen. Ein Kind, das, unbekannt mit den Geſetzen geſellſchaftlicher Sitte, in der Unſchuld ſeines Thuns, den Helden, der es im Arme

hält, am Barte zupft, ein Pudel, der, hinter dem Stuhle seines Herrn, mit lächerlicher Gravität dient, sind Gegenstände, welche die Kunst ungern entbehren möchte, welche nur das Widerwärtige und Gleichgültige verschmäht. — Es ist daher wohl ein unbedingter Grundsatz, daß die Kunst die Natur suchen, und ihr getreu bleiben müsse; aber die Natur überall und unbedingt, kann nicht von der Kunst benutzt werden, sondern was die Kunst darstellen darf, muß natürlich seyn. Hieraus ist zu entnehmen, daß jeder künstlerische Stoff eine Sichtung und Sonderung alles dessen schon voraussetzt, was den Ekel und Widerwillen erregt oder auch ganz gleichgültig läßt, und nur bei demjenigen freie Wahl behält, was, als annehmlich empfunden, das Wohlgefallen erzeugt.

Natur im künstlerischen Sinne bleiben ferner alle solche Gegenstände, welche gewissen Vorstellungsarten entsprechen, die sich zwar nicht auf Erfahrungsbegriffe, jedoch auf ein angenommenes Daseyn stützen. Wer würde die Hexen in Macbeth, oder den Geist in Hamlet für unnatürlich halten? da das Uebernatürliche, so wie es zu sinnlicher Gestaltung wird, sofort in die Grenze des Natürlichen hinuntertritt; aber es darf die Bedingungen nicht übertreten, unter denen es Leben und Form im Volksglauben gewonnen hat. Nimm dem Geiste das Heimliche, Nächtliche, Schaudererregende; führe ihn am hellen Mittage auf einen öffentlichen Spaziergang, und er wird eben so lächerlich als unerträglich werden. Das Wunderbare ist ein so edles Kunstgebiet, daß wir um einen bedeutenden Theil der schönsten Genüsse gebracht würden, wenn man es ausschlösse; aber es muß den Charakter des Natürlichen im künstlerischen Sinne annehmen, d. h. unsrer ganzen Vorstellungsweise angemessen seyn.

Selbst die Bedingungen unsrer Anschauungsweise in Zeit und Raum brauchen nicht den Gesetzen der strengsten Wirklichkeit unterworfen zu werden. Verlege die Scene des Kunst-

werks in den Olymp; dränge die Zeit der dramatiſchen Handlung, welche mehrere Jahre umfaßt, in die engen Grenzen zweier Stunden zuſammen, und Niemand wird einwenden: daß Zeit und Raum unnatürlich gehandhabt worden. Laß in einer Oper alle Aeußerungen der Empfindungen und Gedanken in Melodieen geſchehen — noch iſt die Natur nicht verläugnet; laß, ganz ohne Worte, ein lebendiges Gemälde mimiſch an dir vorübergehen — du wirſt dich über Unnatur nicht beklagen. Jedes Kunſtwerk iſt berechtigt ſeine Sphäre ſelbſt zu beſtimmen, und iſt es ſonſt ein ächtes, ſo ſind wir bereit und willig, in die Bedingungen einzugehen, ohne deren Anerkennung der artiſtiſche Genuß unmöglich wird. Wir fügen uns daher, bei der Oper in eine Welt zu treten, wo lauter Geſang ſtatt Rede gilt; beim Ballet einigen wir uns, daß Tanz und Mimik die einzige Darſtellungsweiſe menſchlichen Empfindens, Handelns und Wollens ſei; wir finden, daß eine Unterhaltung im Olymp, zwiſchen Jupiter und Ganymed, ſo einleuchtend werden könne, als ein Geſpräch zweier Conſuln auf dem römiſchen Forum, und werden es nicht unbegreiflich erachten, wenn Cäſars Tod und die Schlacht bei Philippi einen und denſelben Abend ausfüllen.

Erſt dann, wenn das Kunſtwerk über die von ihm ſelbſt geſteckten Grenzen hinausreitt, wird es unnatürlich; denn alsdann hebt es ſeine eignen Geſetze auf. Ein Hexenkeſſel, der in einem Iffländſchen Converſationsſtücke zur Erregung ſchauerlicher Spannung ſichtbar würde, wäre nicht zu ertragen, und wenn in einem pantomimiſchen Ballette plötzlich ein geſprochener Dialog der Mimen einträte, den wiederum ein Tanz unterbräche, möchten wir uns des lauten Lachens nicht enthalten können. So hat die ſogenannte Operette, wo Geſpräch und Geſang wechſeln, nur durch die Gewöhnung das Widerwärtige gemildert, das beim jedesmaligen Eintritt des Dialogs unvermeidlich uns überfliegt. Dieſe Gattung iſt wahrhaft unnatürlich, und verſchuldet, beiläufig geſagt, den Verfall dramatiſcher Kunſt vor-

zöglich mit, von deren bessern Theile das verlockte Volk schon so sehr abgewendet worden ist.

Was wir unwahrscheinlich nennen, ist nichts anders als das sich Widersprechende in den Thatsachen, welche die Organe eines Kunstwerks ausmachen, und die Verrenkung derselben, so wie das Unvermögen sich einander zu dienen, erzeugt diejenige Erscheinung, welche wir Unnatur nennen. Hieraus folgt, daß Natur in der Kunst: die Darstellung und Erfüllung der, durch das Wesen eines Kunstwerks, innerhalb seiner bedingten Grenzen, nothwendig gewordenen äußern Gesetze sei.

Alle diese äußern Gesetze können in einem Werke, welches als Kunstwerk gelten soll, streng beobachtet, der Natur also ihr Recht geschehen seyn, wir finden es darum noch nicht schön. Laßt uns daher versuchen dem Wesen des Schönen nunmehr näher zu treten.

Das Schöne hat eine engere und weitere Bedeutung. Die letztere müssen wir bei Anwendung des Worts auf die Kunst zum Grunde legen.

Im gewöhnlichen Sinne des gemeinen Lebens wird die Eigenschaft Schön zunächst allem Gebilde beigelegt, das, durch den Eindruck der Form, anmuthig auf uns einwürkt und ein Vergnügen der Beschauung veranlaßt. Eine menschliche Gestalt, eine Blume, ein Schmetterling, ein Pferd veranlassen z. B. dies Vergnügen der Beschauung.

Dem analog nennen wir auch solche Gegenstände schön, welche uns durch die andern Sinne ein gleiches Vergnügen zuführen. Wir sprechen daher von einer schönen Musik, einem schönen Geruche und sogar einem schönen Geschmacke. Demnächst übertragen wir den Ausdruck von äußern Empfindungen selbst auf die innern, und preisen eine schöne Handlung, wobei Edelmuth und Selbstverläugnung einen hohen Grad moralischer Kraft entwickelt haben. Den Gegensatz des

Schönen bildet das Häßliche, welches nicht anzieht, ja nicht einmal gleichgültig läßt, sondern abstößt.

Die Kunst hat nun einen größern Maaßstab das Schöne zu würdigen, und indem sie den, im gemeinen Leben eintretenden Mißbrauch des Worts vermeidet, wendet sie es bloß für solche Gegenstände an, wofür ihr die Sphären ihrer Schöpfungen angewiesen sind. Bei den Anschauungen durch das Auge, bei dem Auffassen durch das Ohr bleibt sie stehen, soweit durch äußere Sinne auf innere Kunstempfindung gewürkt wird. Für diese beiden edlern Sinne allein, für die übrigen schafft sie nicht. Sie weiß, daß sie durch das allgemeine körperliche Gefühl, durch den Reiz der köstlichsten Speisen keinen ihrer Zwecke erreichen kann; und wenn gleich nicht zu bestreiten ist, daß die Lieblichkeit schöner Gerüche die Empfänglichkeit für Kunsteindrücke zu steigern, ja sogar poetische Zustände vorzubereiten vermag — es ist bald ausgemittelt, daß damit für den Sinn des Geruchs nun eben alles gethan und erschöpft sei.

Nun ist es allerdings zwar Aufgabe der Kunst, schöne Formen fürs Auge, schöne Tonweisen fürs Ohr zu schaffen, aber damit ist ihr Gebiet bei Weitem noch nicht ausgemessen. Sie kann sich auch in Gestalten ergötzen, die nicht an sich schön genannt werden dürfen, aber als anregender Typus für eine, nur vom innern Sinne aufzufassende Bedeutung das Schöne vertreten, welches durch sie in uns erweckt wird. Ein Petrus, der ans Kreuz genagelt wird, ist kein Gegenstand sinnlicher Schönheit; uns erfaßt bei dem Anblicke ganz etwas anders, als das Vergnügen gefälliger Form. Das Gesicht eines Pudels hat gewiß keine Schönheitslinien, und doch könnte ein Bild, das ein Kind mit einem solchen Hunde spielend darstellt, nicht bloß des Kindes sondern auch des Thieres wegen, sehr schön seyn.

Ferner ist der weiteste Raum des Kunstgebiets der Poesie eingeräumt, und wenn wir den musikalischen Theil derselben, nämlich Vers und Rythmus, welche nicht einmal nothwendig

ſind, überdenken, ſo ergiebt ſich das Weſentliche derſelben, als ein Erregen von Vorſtellungen in uns, wobei die Sinne nur die ganz gewöhnlichen Funktionen verrichten, alſo nicht, wie bei den bildenden Künſten und der Muſik auf eine reizende Weiſe angeſprochen werden. Ein Gedicht kann uns beim ſtillen Recitiren höchſt lebendig anſprechen, und für den Kunſtgenuß ſind weder Deklamation noch metriſche Faſſung eben nöthig, obgleich dieſe jenen erhöhen. Hieraus folgt, daß es lediglich die, durch den dichteriſchen Gedanken in uns unmittelbar, ohne ein anderes ſinnliches Mittel, als das der Wörter und ihrer Schriftzeichen, hervorgerufenen Vorſtellungen ſind, welche uns bei der Dichtkunſt das Gefühl des Schönen geben.

Noch mehr. Eine großmüthige Handlung kann unſre innigſte Theilnahme in Anſpruch nehmen, wir werden dadurch an und für ſich weder Kunſtgenuß noch Kunſtgefühl haben. Die edle Handlung, welche das geſellſchaftliche Leben ſchön nennt, wird im moraliſchen Sinne dieſe Bezeichnung verdienen, aber in künſtleriſcher Bedeutung noch keinen Anſpruch darauf machen können, wenn nicht die Art und Weiſe, wie ſie Form annimmt, ihr den Charakter des Schönen erwirbt. Im Gegentheil werden moraliſche Unvollkommenheiten, Schwächen und Laſter der Gegenſtand vorzüglich ſchöner künſtleriſchen Bildungen ſeyn können, und wollen wir uns unter den Kunſtwerken umſehen, ſo werden uns von allen Seiten beſtätigende Beiſpiele entgegen treten. Ja man dürfte wohl behaupten, daß ein durchaus vollendeter Menſch eben kein dramatiſcher Charakter ſeyn könnte. Nehmen wir Don Carlos, Poſa und Philipp; des Erſtern edles jugendliches Gefühl, des Andern von der Tugend durchglühte Seele haben immer den höchſten Enthuſiasmus moraliſcher Theilnahme erregt; aber Jedermann, der im Kunſtwerke die Kunſt für das Höchſte erachtet, wird den herrlich gelungenen, an ſich ſo unliebenswürdigen, Philipp bald über jene Beiden ſtellen, und die Zeichnung des blinden Großinquiſitors,

welche in so wenig Worten so bewundernswürdig furchtbar hervortritt, sie ein Denkmal wahrhaft dichterischer Genialität gelten lassen.

Endlich, wenn nicht die Form, sondern der Inhalt den Werth des Kunstwerks bestimmte, wie sollte das Komische, das in liebenswürdiger Schwäche so oft die feinste Grazie entwickelt, je schön genannt werden dürfen? Das Wesen des Komischen ruht ja meist auf einem Grunde, wo Zweck und Mittel, Richtung und Ziel, Wille und Ereigniß sich entweder durchkreuzen oder gar nicht zu erreichen vermögen, wo also der Stoff eigentlich Nichts und die Form Alles ist. Der Contrast zwischen den Dingen und ihren Verhältnissen, die sich berühren sollen und nicht erfassen können, ist die Seele des Lächerlichen, und das Lachen eben das Empfinden alles Mangels realer Uebereinstimmung.

Worin liegt denn nun aber der Charakter des Schönen in der Kunst und ihren Werken? — Mir scheint, in dem Vermögen: durch das Dargestellte das Ideale in uns zu erwecken; und um das Schöne kenntlich zu machen, müssen wir Rechenschaft darüber geben, was wir uns unter dem Idealen denken.

Das Ideale ist von der Idee abgeleitet. Die Idee unterscheidet sich vom Begriff wesentlich dadurch, daß sie ein selbstgeschaffner Gedanke ist, wenn der Begriff bloß das Bild des Würklichen, wie es die äußere Welt darbietet, umfaßt. Der sich veredelnde menschliche Geist schuf nun nach diesen, von der Würklichkeit entlehnten, Begriffen ähnliche Wesen in seinem Innern, aber ohne alle Unvollkommenheiten, welche uns die Individualität der einzelnen Erscheinungen erblicken läßt. Je höher der innere Sinn steigt, je reiner und höher werden diese geistigen Nachbildungen, und endigen in einer Uridee, d. h. in einer Vorstellung, welche die Wesen der bildenden Natur nicht nach dem Maaßstabe der bloßen Erfahrung, also der Würklichkeit, sondern nach dem Maaßstabe der Möglichkeit, mit

bin vollkommen, innerlich nachschaffe. Dieses höchste Abstractum des Begriffs für das denkende Vermögen gegeben, wird zur Uridee; mittelst der künstlerischen Anschauung aber auf das empfindende Vermögen bezogen, Ideal oder Urbild der Form und Gestaltung.

Der Kunstsinn zeigt sich in uns auf eine doppelte Weise thätig; bald schaffend, bald das Geschaffene aufnehmend. Das Erstere bestimmt den Character des eigentlichen Künstlers; aber auch das Aufnehmen eines Kunstwerks ist kein bloß leidender Zustand — ein solcher würde zwar Vergnügen, aber noch keinen Kunstgenuß gewähren, und der Kunstgenuß erfordert immer gleichfalls eine Thätigkeit, worin ich künstlerisch beschäftigt bin. Nur das hat der eigentliche Künstler voraus, daß er mich zum Nachbilder und Schöpfer erhebt, und je mehr er dies vermag, je schöner ist sein Werk.

Ist nun der Typus, den die Künstlerphantasie gewählt hat, geeignet, ihr inneres Schaffen und Bilden durchaus auf mich zu übertragen, so ist dieser Typus zwar vollkommen, aber daraus folgt noch nicht, daß es auch zugleich die künstlerische Idee sei. Diese wird es erst alsdann für mich, wenn ich dadurch befähigt werde, auch in mir das Ideal zu beleben. Sie ist alsdann für mich schön. Ob sie es an und für sich sei? bleibt wiederum eine höhere Anfrage. Ein Beispiel mag dies erläutern. Eine Magdalene ist in der christlichen Kunst ein stehendes Symbol der Reue und Buße für eine, mit allen Reizen der Sinnlichkeit begabte, Natur geworden, welche aus den Verlockungen der Welt, denen sie oft unterlegen, an den Pforten der Gnade, auf Erbarmen hoffend, ihr Herz prüft und sich das heilige Gelübde der Besserung selbst ablegt. Der Maler, der diesen Gegenstand behandelt, kann so glücklich im Ausdrucke gewesen seyn, daß die innere Zerknirschung, die er sich als Hauptcharakter dieses Bildes gedacht hat, mit wunderbarer Kunst aus Stellung und Zügen der schönen Frau, ohne Verletzung

ihrer Reize, hervortritt. Ich erfasse seinen Gedanken auf der Stelle, und finde den Typus dafür vollkommen; aber meine Idee von dem Gegenstande ist ganz anders. Der Charakter soll nicht bloß Zerknirschung, er soll auch das Aufdämmern der Hoffnung, im Glauben an die göttliche Barmherzigkeit, ausdrücken. So gestaltet sich bei mir Idee und Wunsch für die Ausführung eines solchen Werks. Diesen Anforderungen entspricht ein anderes Gemälde, das mir dargestellt wird, und da es meinem Ideale zusagt, so finde ich es schön; aber es bleibt ja immer noch nicht ausgemacht: ob das Ideal einer Magdalene, wie es vollendet gedacht werden müsse, in meinem Geiste lebendig geworden sei, und in dem zweiten mir zusagenden Bilde gefunden werden könne?

Wie soll denn nun aber das, an und für sich Schöne kenntlich gemacht werden, da die verschiedenartigsten Urtheile nach Zeit und Nationalansichten, individueller Bildung und Geschmack, ja, unter den Gebildetesten selbst, alle Kennzeichen vom Werthe der Kunstwerke durch einander zu wirren scheinen, und die Ideale der Einzelnen so sehr in sich verschieden seyn müssen, wie ihre Aeußerungsweisen bei den Kunsturtheilen? —

Man antwortet: „Nicht das Ideal, das sich hier und da in dem Geiste Dieses oder Jenes individualisirt, sondern das, bis zum absoluten Urbilde gesteigerte, Ideal der Menschheit, die Abstraktion von den Idealen aller Einzelnen darf den Maaßstab geben.“ — Das ist vortrefflich, aber man zeige nur erst, wie dieser Maaßstab zu finden sei. Wenn wir, z. B. die Madonnen aller Künstler zusammenstellen könnten, so würden wir allerdings die Progression der Idealausbildung für diese künstlerische Aufgabe ordentlich historisch wahrnehmen können, und nicht minder Gelegenheit haben, bei den wiederhohlten Versuchen der einzelnen Künstler selbst, die successive Veredlung ihres Ideals, wonach sie malten, zu bemerken. Aber nehmen wir einmal an, Raphael habe die Aufgabe am glücklichsten gelöst, und unter

seinen Mitkommen sei wiederum eine die gelungenste — wird denn diese das höchste Ideal als Vorbild gehabt haben, so daß es Ideal der Menschheit genannt werden könnte? — Wer würde das zu behaupten, und dadurch einzuräumen wagen, es könne nichts Idealeres, dann noch Idealeres, und so immer fort, hervorgebracht werden? — Wir nennen die mediziesche Venus das Ideal weiblicher [illegible]heit. Sollte die Plastik nicht noch Schöneres bilden können? Gewiß! denn alles Streben zum Ideale, absolut genommen, kann nur annäherungsweise geschehen, und es ist unmöglich, daß das abstrakt gedachte Ideal durch künstlerische Produktion jemals dargestellt werde. Das Streben nach dem höchsten Ideale ist eben die unendliche Aufgabe der Kunst, die von dem Augenblicke an geschlossen wäre, wenn sie die Aufgabe gelöst hätte; denn alsdann fände die geistige Anschauung in der sinnlichen ihre absolute Befriedigung, und der Grund aller Kunst: durch ein sinnliches Bild den Aufschwung zum geistigen Ideale zu erzielen, und durch den äußern Sinn den innern zu erregen, — wäre alsdann zusammengesunken, weil ganz umgekehrt, nun die innere Anschauung nach Außen hintreten, und das Ideal an der Wirklichkeit zerschellen und ersterben müßte.

So werden wir denn also nie erfahren, woran das Schöne zu erkennen sei, wenn es sein Wesen darin findet, daß es das Ideale erregen und beleben soll, dies aber subjectiv so mannigfach modificirt erscheint, und in abstrakto, oder objectiv, durch keine Kunst erreicht werden kann. — Doch! — Die Idee wird nur von der Vernunft ausgebildet, das Ideal nur von der Vernunft erkannt. Die Einsicht des Vollkommnern und Vollkommensten ist bloße Vernunftfunktion. Die Gesetze, wonach der Begriff zur Idee, das äußerlich Angeschaute zum Ideal erhoben werden, sind reine Vernunftbestimmungen. Sie gründen sich auf Prüfung der Uebereinstimmung und des sich Widersprechenden. Trägt das äußerlich Angeschaute seine Unvollkommenheit

in die innerlich werdende Nachbildung mit hinüber, so kann, wie sich von selbst versteht, kein Ideal werden. Der Widerspruch zwischen dem Bedungenen und würklich Hervorgegangenen fällt sogleich in die Augen. Veredelt sich aber innerlich das von Außen Erschaute von Stufe zu Stufe, bis die Vernunft sagt: Eine höhere Vollendung des Angeschauten — seine fernere Idealisirung — ist nicht möglich, so wird das Vorausgesetzte mit dem im Geiste Entstandenen als übereinstimmend anerkannt und zwar nach nothwendigen, ewigen und unabänderlichen Denkgesetzen. Die Kunstkritik wendet diese Gesetze an. Sie ist nichts anders als die, über die Anwendung solcher Gesetze richtende, Vernunft. Winkelmann, Lessing, Engel, Tiek sind solche deutschen Kunstrichter, wovon die drei Erstern, selbst ohne eignes eigentlich producirendes Genie, das Wesen der Kunst tiefer ergründeten, als andre poetische Naturen, welche nach einem, weniger zur Klarheit gekommenen — man verzeihe den Ausdruck — Kunstinstinkte, sogar von dem Besten, das sie hervorgebracht, keine hinlängliche Rechenschaft zu geben wußten, und Lessing durfte wohl von sich selbst sagen: Die Kritik habe seinem Talente etwas gegeben, das dem Genie sehr nahe komme.

Es ist daher wohl möglich, gründlich darüber zu entscheiden, ob ein Werk schön sei oder nicht. Eine gebildete Vernunft wird darüber nicht in Zweifel bleiben, aber sie muß wahrhaft gebildet seyn, und man wird nun auch begreiflich finden, warum manches herrliche Meisterwerk von dem großen Haufen übersehen, und mancher Afterkunst gehuldigt wird. Das eine Werk kann über das Auffassungsvermögen der Menge hinausgehen, und wird diese kalt lassen, während es die Kunstkenner entzückt; ein anderes der, grade nur so eben noch im Gewirr zwischen Realität und Idealisirung hangen bleibenden Mehrzahl lebhaft zusprechen, und wahrer künstlerischer Bildung zuckeln; noch andre Werke ergreifen alle Klassen, weil das natürliche Gefühl, bei ihrem Genusse, leicht und unvermerkt ins ideale Leben hin-

übergetragen wird. Die Natürlichkeit des Stoffs und die herrliche Gabe des Künstlers haben oft gleichen Theil daran; aber der Grund, warum ein solches Erzeugniß Allen gefällt, ist bei Kunstkennern und Laien dennoch nicht derselbe; denn die Behaglichkeit des Gefühls, dessen sich der Nichtkenner erfreut, wird in der gefundenen Harmonie zwischen dem Zwecke des Künstlers, den von ihm gewählten Mitteln und der Art, wie er mit ihnen zum Ziele gelangte, bei dem kunstgebildeten Geiste noch unendlich erhöht.

Das Schöne ist daher in jedem künstlerischen Gebilde die Annäherung an das, von der Vernunft aufgestellte, höchste Ideal. Diese Idealausbildung ist mehr oder weniger in der Seele jedes über den rohen Zustand geistiger Cultur hinausgewachsenen Menschen erfolgt. Das Schöne eines echten Kunstwerks liegt also, wie wir oben zu behaupten wagten, allerdings in dem Vermögen, das Ideale in dem Geiste des Genießenden zu beleben. Dennoch wähne man nicht: das Kunstwerk sei bloßes Produkt der Intelligenz. Wir werden das Gegentheil finden, wenn wir uns zuvor über das Ideale noch mehr verständigt haben.

Das Ideal ist nicht bloß Urbild der Schönheit in dem engern Sinne des gewöhnlichen Lebens, sondern Urbild jeder andern Gestaltung, und man mag sogar künstlerisch von einem Ideal der Häßlichkeit sprechen, freilich nicht von einer solchen, die Ekel erregt, sondern die irgend einem künstlerischen Zwecke dient. Alles und Jedes was der artistischen Behandlung dient, ist der Idealisirung fähig; daher das Komische, Naive, Groteske eben sowohl, wie das Erhabne und Prächtige; das Schauerliche, Schreckliche, Wilde nicht minder, wie das Liebliche, Zarte und Sanfte, das Entsetzen wie das Entzücken, ja selbst die Schwäche und das Laster, wie die Tugend.

Denkt man sich unter Ideal das Vorbild höchster Vollkommenheit in Form und moralischer Kraft allein, so möchte

ein bedeutender Theil des Kunſtgebietes wüſt liegen bleiben, und es wäre z. B. die Sphäre des Dramas nicht allein beſchränkt, ſondern völlig geſchloſſen. Denn ſo wie das Laſter, ganz erſchöpft dargeſtellt, ohne alles Licht, das die beſſere menſchliche Natur darüber ſtreut, als unnatürlich, uns mit Widerwillen erfüllt, ſo würde eine vollendete Tugend — wohlverſtanden als dramatiſche Charakterzeichnung — uns langweilen, weil vollendete Tugend ja eben das Ideal der Sittlichkeit iſt, und das Ideal bei ſeiner Verkörperung oder ſeinem Hinaustreten in die Realität, wie wir vorhin geſehen haben, die Kunſt aufhebt. Daher iſt unſtreitig der Charakter von vorzüglich dramatiſcher Würkung, deſſen Tugend, innerhalb ſeiner eignen Grenzen, an irgend einer Unvollkommenheit ihren Gegenpol findet, oder deſſen große Kraft mit einer, ihn dennoch begleitender Schwäche ringt, weil die menſchliche Natur ſodann nicht das Ideal darſtellend — welches unnatürlich ausfallen würde — ſondern nach dem Ideale ſtrebend, richtig gezeichnet, vor uns ſteht. Aus dieſem Kunſtprinzip, das von allen deutſchen Dichtern ganz vorzüglich Göthe feſtgehalten hat, laſſen ſich, beiläufig geſagt, auch die mancherlei Vorwürfe zurückweiſen, welche man ihm, wegen vieler ſeiner Charakterzeichnungen, namentlich auch wegen des Egmont gemacht hat. Egmont iſt tapfer und heldenmüthig, lebensfriſch, gutmüthig, zärtlich, aber eben ſo unachtſam, faſt leichtſinnig, ohne Scharfblick für die politiſchen Verhältniſſe, wie es ein Mann in ſeiner Lage und Stellung für das Wohl ſeines Vaterlandes gar nicht ſeyn durfte, und ſeine Unbefangenheit, die ſein Privatleben ſo verſchönt, aber in ſeinem politiſchen zum Fehler wird, führt ihn aufs Schaffot. Er wird erſt groß, als der Pfad aller fernern Würkſamkeit ſchon hinter ihm abgeſchnitten iſt, und wie wir ihn vorher liebenswürdig und tadelnswerth fanden, ſo lange ſein Schickſal in ſeine Hand gegeben war, ſo bewundern wir ihn, als er dem ſchönen Leben entſagen muß, und muthig gefaßt, wie ſonſt in der Schlacht, dem Tode entgegen geht.

Obgleich kein großer Charakter, iſt er ein überaus ſchön dramatiſcher, und es bedarf des Genies bei Weitem weniger, die Größe zu zeichnen, welche, ohne beſondere künſtleriſche Zuthat, ſchon durch ſich ſelbſt gewinnt, als einen Mittelcharakter aus den unendlich vielen Modificationen, in welchen menſchliche Eigenthümlichkeit ſich abſchattirt, herauszuheben, und, mit feſter Hand, in ſolchen Umriſſen zu geben, daß er in voller Individualität, ohne daß dieſe verſchwimmt, dem Idealen ſeiner Gattung entſpricht und gleichſam deren Repräſentant ſeyn kann. Iſt nicht Hamlet aus gleichem Grunde ein ſo außerordentliches Gebilde? — Der Menſch, nach ſeinem innern und äußern Weſen, bleibt immer der ſchönſte Gegenſtand der Kunſt; aber ſeine Schwächen und Laſter idealiſiren, heißt nicht: Ein non plus ultra von Unfähigkeit und Bosheit darſtellen, ſondern die Schwäche: als lähmende Begleiterin des Entſchluſſes und der Ausführung, ſo wie das Laſter: als Impuls großer Thätigkeit für die Handlung, welche zu einer Kunſtaufgabe geworden, künſtleriſch, d. h. ſo zu benutzen, daß der Zuſammenhang des Kunſtwerks dadurch erklärt wird, und der Zweck des Künſtlers nur auf ſolche Weiſe erreichbar erſcheint.

Zur größern Deutlichkeit wollen wir hier noch angeben, wie wir die gebrauchten Ausdrücke: Idee, Ideal, Ideales und Idealiſirung praktiſch gebrauchen.

Unter Idee iſt der künſtleriſche Gedanke, die Aufgabe, welche ſich der Künſtler gemacht; unter Ideal das Urbild, welches, als Mittel für ſeinen Zweck, in ſeinem Geiſte Geſtaltung gewonnen hat; unter Idealem der Grad der Annäherung zum Ideal und unter Idealiſirung das Beſtreben zu verſtehen, das Würkliche zum Ideale und Idealen zu erheben. — Geſetzt, ein Maler will das Bild des Erlöſers, alſo ein menſchliches Antlitz entwerfen, aus welchem der Ausdruck göttlicher Verklärung, der Sanftmuth, Liebe, Ruhe, des milden Ernſtes, tiefen Geiſtes, bei dem höchſten Adel männlicher Schönheit,

hervorstrahlen soll, so wird diese Aufgabe zu seiner künstlerischen Idee. — Seine schaffende Einbildungskraft hat in seinem Gemüthe ein Bild entworfen, das allen jenen Eigenschaften subjektiv entspricht, und welches, durch seine Kunst aus ihm heraustretend, auf der Leinwand das Mittel werden soll, das in ihm lebende Bild auch im Geiste andrer Menschen hervorzurufen. Dieses geistige Bild ist sein Ideal. — Als er sein Werk vollendet hat, findet er, daß der gezeichnete Christuskopf dem Ideale in seinem Innern nicht vollkommen entspricht, aber sich ihm mehr oder weniger nähert; er sieht Ideales, etwas dem Ideale Verwandtes in seiner Arbeit, aber das Ideal nicht selbst. — Unvermuthet begegnet ihm ein schönes Manneshaupt, welches das Urbild, das Ideal in seiner Seele, mit neuer Stärke hervorruft. Jetzt malt er dies, ihm durch die Würklichkeit hingestellte, Antlitz, aber er vermeidet jede Unvollkommenheit, welche die Natur darin gelassen, und ersetzt die zu irrdischen Züge nach dem himmlischen Bilde seiner Phantasie — er idealisirt sie.

Nachdem wir uns jetzt darüber verständigt haben, was natürlich, schön, ideal in der Kunst heiße, versuchen wir, dem Wesen der Kunst selber näher zu treten. Wir wählen den Laokoon, ein anerkanntes Kunstwerk, um daran zu prüfen, ob unsre Ansichten bestehen können.

Die ganze Gruppe — der Vater, die Söhne und die Schlangen — ist in einer solchen Verbindung des Natürlichen und Lebendigen vor uns hingestellt, daß wir die Natur selbst zu sehen glauben. Muskel und Ader, jedes Glied arbeitet entweder noch in der höchsten Anstrengung, oder listet, schon überwältigt, nur so eben noch den letzten Gegendruck, und für den Sachkundigen gewährt es ein eigenthümliches Vergnügen, den Ausdruck der Kräfte nach anatomischen Gesetzen so wahr dargestellt zu sehen. — Mit diesem Vergnügen wäre aber der Beschauer völlig abgefun-

den, wenn das Werk nur ein Produkt getreuer Naturbeobachtung und Nachbildung seyn sollte. Der Kunstgenuß macht aber größere Ansprüche. Will er hier etwa bloß Darstellung der schönen Natur, das Prädicat Schön im Sinne des gewöhnlichen Lebens genommen? — Nun man darf doch nicht sagen, daß die Natur sich in den Augenblicken für ihre Aeußerungsweisen vortheilhaft darstelle, wenn Entsetzen, Schmerz und Todesangst menschliche Gesichter durchzucken. In diesem Sinne würde die Gruppe des Laokoon gewiß nicht Nachbildung der schönen Natur seyn.

Und doch ist sie im künstlerischen Sinne schön, weil die innere oder ideale Vorstellung: wie das Leiden eines Vaters, der mit zweien Söhnen einem grausenvollen Verhängnisse unterliegt, in dem ästhetischen Ausdrucke des Kunstwerks, volle Befriedigung findet. Dasselbe Ereigniß in der Würklichkeit, würde alle Gesichtszüge in Krämpfen und Verzerrungen der Verzweiflung erblicken lassen und das Auge abstoßen; aber das Gemüth soll gerührt, nicht mit Abscheu erfüllt werden, und das Ideal verlangt einen Ausdruck, wo das Ekelhafte der Würklichkeit zurückgelassen, und der reine Schmerz bis auf die Linie gesteigert, und nicht weiter, vor uns steht, über welche hinaus das epileptische Zucken anhebt, das Niemand mehr erblicken mag.

Ist nun Laokoon nach dieser Anforderung ideal, so ist er auch zugleich schön. Worin anders könnte seine äußere Schönheit zu suchen seyn? und so betrachtet, wird das Kunstwerk unsre Bewunderung erregen, weil es natürlich, ideal und daher schön zugleich ist. Der Kunstgenuß hat nun die Prädikate gefunden, die an jedem Werke des Genies hervortreten müssen, aber er wird erst vollkommen durch das Auffassen der künstlerischen Idee selbst, und durch die Nachbildung derselben in unsrer eignen Seele.

Wer nämlich die Geschichte Laokoons auch nicht kennt, und betrachtet mit einem gesunden Auge, warmen Herzen und einiger Phantasie dieses bewundernswürdige Werk, wird von Entsetzen

und Mitleid ergriffen werden. Die schönen Söhne, an dem Herzen ihres starken Vaters von den Schlangen umwunden, der, den Tod von ihnen, noch weit mehr denn von sich selbst, abzuhalten, die gewaltigen Kräfte vergebens verwendet, sind ein höchst rührendes Bild des Untergangs jugendlicher Unschuld und unverdienten Hasses feindseeliger Mächte! Ihr Kampf gegen das Ungethüm ist es nicht, der dem Werke die lebendige Thätigkeit giebt. Es ist die in Verzweiflung ringende Vaterliebe, welche die Wuth, besonders des einen Ungeheuers, reizt und verdoppelt. Kraft, Schmerz, Unschuld, Liebe sind die innern Pulse der hinreißenden Gruppe, der lebendige Odem, der den kalten Marmor erwärmt. Unsre eigne geistige Thätigkeit steigt mit jeder Minute der Betrachtung; wir schauen am Ende nicht mehr den zum Menschen gewordenen Stein vor uns — in der Seele verdoppelt sich das äußere Bild — wir folgen der Begebenheit von ihrem Anfange bis zu ihrer Katastrophe, weit über die Grenzen des Kunstwerks hinaus; und nachdem wir so ein großes Drama still geschaffen, kehren wir nach Außen zu dem Gebilde zurück, und finden, daß es in allen seinen Theilen der körperliche Ausdruck unsers innern Schaffens und Fühlens geworden ist — die Idee des Künstlers und unser eignes Bilden sind zusammengeflossen, sein Kunstwerk ist unser eignes geworden. — Das ist ein Kunstgenuß.

Aber noch um Vieles wird dieser Kunstgenuß gesteigert, wenn wir nun überdies die Geschichte des Unglücklichen kennen; wenn wir wissen, daß eine erzürnte Gottheit dies Leiden über sie verhängte. Die Veranlassung des schrecklichen Ereignisses, der Gang der ganzen Handlung und ihre Erfolge erleichtern alsdann das Auffassen der künstlerischen Idee und die Entzifferung des Zwecks derselben. Und wenn wir nun tiefer nach dem letzten Grunde fragen: warum wir von der Gruppe so mächtig angezogen, so bedeutsam angesprochen werden? so begegnen wir der Idee menschlicher Abhängigkeit von einer höhern Macht, worin

die innere Freiheit den Riesenkampf mit der äußern Nothwendigkeit ewig durchzukämpfen hat. Der Werth dieses, wie jedes echten Kunstwerks wird also dadurch bestimmt:

daß es eines allgemeinen Gedankens individuelles Bild, als völlig entsprechendes Symbol, unter der Form des Schönen geworden ist.

Alle höhern Kunstwerke werden, bei genauer Zergliederung, dieser Ansicht über das Wesen der Kunst entsprechen, und in ihrer tiefsten Bedeutung einen philosophischen Sinn haben. Des Künstlers Genie wird um so größer seyn, je glücklicher er den individuellen Typus für den allgemeinen Gedanken zu finden, und in schöner Form darzustellen weiß. Alle Kunstwerke verlangen daher Individualität, an welcher sich eine allgemeine Idee verkörpert; aber nicht, wie bei einem rein religiösen Symbol, das einen gleichen Zweck hat, darf der Typus bloß richtig — nein! er muß auch schön seyn, daß heißt, durch ästhetisches — nicht bloß moralisches — Wohlgefallen an der erscheinenden Form, der Intelligenz und dem Gefühle zugleich zusprechen. Die Idee des Künstlers ist daher ein Akt reiner Intelligenz, aber das Erfinden des individuellen Bildes dafür und die Ausführung desselben ein Werk seiner schaffenden Phantasie.

Auf der innigsten Beziehung des äußern Typus zu der Idee beruht nun die künstlerische Wahrheit. Durch den Widerspruch zwischen beiden, dem Typus und der Idee, giebt sich die Afterkunst bloß. Doch es ist nicht nöthig, daß die Idee immer grade metaphysisch begründet, oder wissenschaftlich wahr sei; sie darf nur hypothetisch gehörige Haltung haben, und dann das äußere Bild ihr entsprechen. Die Götter Griechenlands und Resignation von Schiller, Göthe's Braut von Korinth haben in ihrer Idee gewiß keine absolute Wahrheit — Weh uns, wenn dem so wäre — sondern nur eine hypothetisch bedingte; aber sie sind gewiß als schöne Dichtungen, als würkliche Kunstwerke zu betrachten, da es jedem Künstler, nach seiner schöpferischen Frei-

heit, zusteht, unbeschränkt den Gesichtspunkt zu wählen, von dem aus er, sei es auch nur für den Moment des Schaffens, die Welt betrachtet, um deren Lebensreflexe in seiner Brust aufzufangen und zurückspiegeln zu lassen. Hat der Künstler aber einmal von der Freiheit, seine Idee festzustellen, Gebrauch gemacht, so ist er an die Nothwendigkeit gebunden, die Ausführung nun nach solchen Gesetzen zu bewürken, welche die Idee für ihre künstlerische Individualisirung erfordert.

Geht denn also alles Kunststreben darauf aus, eine innere Idee durch ein schönes Bild zu versinnlichen, so folgt von selbst, daß jeder fremdartige Stoff, jede Beimischung und Zuthat, welche der Idee nicht eigenthümlich sind, auch von deren künstlerischem Bilde entfernt gehalten werden müssen, und hierbei gehen Kunst und Natur selten Hand in Hand mit einander. Die Natur, oder ich will lieber sagen, die äußere Wirklichkeit schafft das Verschiedenartigste, oft scheindar sich Widersprechendste neben- und durcheinander, und es ist ja eben die Arbeit des menschlichen Geistes, die verdeckte Ordnung der Schöpfung ans Licht zu ziehen und den scheinbaren Wirrwar zu systematisiren. Das innere bildende Leben aber kennt das bunte Chaos des äußern nicht. Jedes Kunstwerk reinigt sich daher und grenzt sich ab von allen ihm fremdartigen Stoffen, und wird dadurch eben ideal. Es läßt uns in eine Welt treten, wo alle Bestandtheile der Außennatur nach den Gesetzen der strengsten Wahlverwandschaft in einander fließen und verwebt sind, und so entsteht jenes Ideal-Seyn in unserm Gemüthe, das uns mit unaussprechlicher Seeligkeit und Sehnsucht erfüllt. — Wenn die Wissenschaft schlechtweg ein Reich der Begriffe und Ideen begründet, welches grade in der Entkörperung sein letztes Ziel aufstellt, so sucht, ganz entgegengesetzt, die Kunst wiederum die Ideen zu verkörpern, und eine Sinnenwelt, aber höherer und überirdischer Art, aufzuschließen, in der wir auf ideale Weise walten und empfinden; wo veredelter Schmerz und gereinigte Lust das Leben ausfüllen,

und was geschieht und erscheint, nicht mehr von dem Phlegma der Erde begleitet wird; wo die Zeit nicht uns beherrscht, sondern von uns beherrscht wird; wo der Raum nicht uns ermüdet, sondern schrankenlos von uns durchflogen wird; wo selbst der Tod sein physisches Entsetzen und das Grausen der Verwesung hinter den Glanz reizender Gestaltung verbirgt.

Darum nun ist des echten Künstlers Werk so ehrwürdig und herrlich, weil es jene höhern Sphären, wo hinauf wir so sehnsüchtig und wehmüthig blicken, zu erschließen vermag; denn wir alle empfinden mehr oder weniger, daß das äußere Leben, stehe es, nach moralischer Würdigung noch so erhaben da, den Reichthum der menschlichen Seele nicht erschöpfen könne, sondern noch etwas ganz Anders anheben müsse, worin wir uns erst einheimisch fühlen. Wie wäre der Mensch auch zur Kunst gelangt, ohne das Bewußtwerden seiner Fähigkeit und Bestimmung für ein höheres, ideales Leben.

Natur und Kunst, sagten wir oben, stehe sich nur bedingt entgegen, denn die Natur ist oft selbst der größte Künstler, und sie war es ja, die zuerst alle Anleitung zur Kunst gab. Das Reich ihrer schönen Formen ist unübersehbar und der Sinn des Menschen durfte nur die Augen aufthun für ihre prächtigen und lieblichen Bildungen. Aber freilich schuf sie neben dem Schmetterlinge die Kröte, den Delphin neben dem scheußlichen Hai, die Distel neben der Rose, einen Thersites und einen Alcibiades, die Fledermaus und den Goldfasan. Ihre Gestaltungen gehen von dem Erhabensten und Edelsten bis zum Widerwärtigsten und Grausenhaften hinunter, und diese Abstufungen grade wurden die Anleitung, welche sie uns zur Auffindung des Ideals gab. Ohne Contraste, ohne Darstellung des mehr und minder Schönen, besonders bei den Geschöpfen einer und derselben Klasse, hätte nie eine Idealausbildung erfolgen können. Nur durch Vergleichung

des Schönern mit dem Häßlichern lernten wie nach einem Schönen streben, das über die vorgefundene Wirklichkeit hinaus lag.

Mancherlei Antriebe gewiß leiteten zu den ersten Kunstversuchen. Musik und Dichtkunst, Bildnerei, Baukunst, Tanz mußten ganz rohe Anfänge haben. Wie der Vogel strömt der wilde Mensch seine Lust in Tönen aus, und begleitet seine innere Bewegung durch eine, ihr entsprechende, rythmisch äußere, in Tanz und Mimik. Ereignisse und Eindrücke, die seine Seele erfüllen, faßt er in Sprache und legt sie seinen Gesängen unter. Sein Nachbildungstrieb schnizt aus Holz eine Gestalt; aber Malerei und schöne Baukunst darf er nur erst dann versuchen, wenn seine Bildung so weit fortgeschritten ist, daß die dabei bedungenen technischen und wissenschaftlichen Fertigkeiten, als schon erworben, ihn begleiten.

Mit immer steigender Kultur veredelt sich die Kunstbestrebung; aber sie hat auch ihre Wendepunkte, nimmt, wenn sie gesunken, einen andern Charakter an, und erreicht abermals ihr Zenith, wo sie wieder zu verkümmern anfängt, um nach einer dritten Richtung sich aufzuschwingen, und so fort; indessen wird ihre jedesmalige Eigenthümlichkeit durch den, über Sinn und Gemüth herrschenden, Geist des Weltalters bestimmt, in welchem sie sich entwickelt.

So weit nun die Kulturgeschichte der Menschen bekannt geworden, zeichnen sich folgende Kunstperioden aus, die freilich in sich wieder ein Steigen und Fallen der Kunst nachweisen, auch nur successiv den bestimmten Hauptcharakter des Zeitalters annehmen; indessen soll davon in diesem Versuche nicht weiter die Rede seyn.

a) Erstes Kunstzeitalter. Kindheit der Kunst. — Bloße Naturnachbildung und Naturnachahmung.

b) Zweites Kunstzeitalter. Schöne Periode hellenischer Kunst. — Idealisirte Natur.

c) Drittes Kunstzeitalter. Romantik. Wendung des

Kunstcharakters von äußerer Naturdarstellung zur Behandlung und Symbolisirung innerer, besonders religiöser Ideen. — Christliche Kunst.

d) Viertes Zeitalter. Kunst aus Reflexion. — Häufige Vermischung philosophischer und artistischer Thätigkeit; daher eben so häufig erkünstelte Kunst.

Es kann nicht anders seyn, als daß das Kindheitsalter der Kunst innig an der liebenden Mutter, der Natur, hangt, und ihrer Anleitung folgt. Die große Unschuld des menschlichen Sinns, bei einer eben so großen Ideenbeschränkung, verlangt es so. Die Bildnerei schätzt sich glücklich, wenn das dargestellte sinnliche Object nur eben getroffen, anfangs gar nur erkennbar ist. Die Dichtkunst besingt ohne weitern Schmuck das würklich Geschehene, wie es sich grade ereignet, das Angeschaute, wie es grade in die Sinne fällt. Die Einbildungskraft ist in voller Thätigkeit, aber noch nicht die Phantasie; daher wird aus innerer Hervorbringung noch nichts hinzugefügt. Die Musik drückt sich, ohne sonderlichen Wechsel in einfachen Tönen aus, und die Melodie strömt kräftig aber einförmig hervor. Der Mensch hat die innere Natur der Tonkunst noch nicht durchdrungen, die Mißklänge eines Tons, die Grundgesetze der Harmonie mit ihren Wundern, die ihm Geheimniß bleiben, noch nicht erlauscht. Die Mimik ist lebendig, aber ohne Grazie, der Tanz eine einförmige, bald langsame bald wilde, Bewegung. Die Hütte wird, ohne Schönheitssinn, nach dem bloßen Bedürfniß zusammengesetzt, und technisch und artistisch kann von einer Baukunst noch gar nicht die Rede seyn. Einen solchen Anfang der Kunst für die gesammte Menschheit können wir nicht historisch nachweisen, sondern nach dem, was wir durch die Erfahrung, bei noch rohen Völkern, kennen gelernt haben, bloß erschließen.

Aber die Zeit mit ihren Ereignissen dehnt den Ideenkreis des Menschen immer mehr aus; seine äußern Bedürfnisse werden auf veredelte Weise gestillt; er sehnt sich nach einem Höhern,

als was die Wirklichkeit darbietet, und nach und nach tritt er in eine Welt, „wie die plastische Natur sich deren Bildung dachte.“ Es wurde Griechenland und Kleinasien leicht gemacht, die schönen Bildungen einer reizenden Natur mit ihren Menschen, welche Phantasie und Gefühl in Schwung zu setzen, fähig waren, immer mehr zu idealisiren. So ging allmählich hellenische Kunst hervor, nachdem technische Kunstfertigkeit bei Babyloniern, Phöniziern, Aegyptern und Indiern bereits einen hohen Grad der Vollendung erreicht hatte. Das glückliche Geschlecht der Griechen, mit aller geistigen Ausstattung reich beschenkt, hat diese zweite Kunstperiode unsterblich gemacht. Was uns daraus erhalten worden, reißt uns zur Bewunderung hin, und Homer, der, in der Uebergangsperiode vom strengen Nachbilden der Natur zu deren Idealisirung, Kind und Künstler zugleich war, wird auf alle Zeitalter einen ewigen Zauber der Poesie ausstrahlen. Die Menschennatur steht bei den Griechen in aller Herrlichkeit ihrer äußern Bildung und Würksamkeit vor uns da, und ihre Götter sind nicht aus transcendentalen Ideen in ihren Dichtungen hervorgegangen, sondern nach dem Maaßstabe höchster menschlicher und irrdischer Vollkommenheit geschaffen, daher liebliche und erhabene Bilder, sinnlich anschaulich, keine phantastische, sondern wahrhaft lebendige Wesen, die unter und mit den Menschen verkehren, und den Olymp nur wie ihre Hofburg bewohnen, zu der, mitunter aus besonderer Gunst, auch Sterbliche den Zugang erhielten, wie Ganymed, und dann ewiger Jugend und Unsterblichkeit theilhaftig wurden. Eben so bestimmte die Gunst der Götter oder ihre Ungunst das Geschick der Irrdischen; aber die Himmlischen selbst standen nicht unbeweglich und unantastbar in ihrem ewigen Glanze. Da sie vollendete Menschen waren, wurden sie auch darin vermenschlicht, daß sie ebenfalls einem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen blieben. So entstand das Fatum, der von Ewigkeit her geltende, unabänderliche Verband der Dinge, hervorgegangen aus dem, auch intellectuell

erweiterten Sinn eines Volks, das dadurch seinen Dramen eine so hohe Bedeutung gab, wenn es menschliches, freies Handeln in dem Conflict mit einer unbeugsamen Nothwendigkeit, als dennoch abhängig von den Schicksalsmächten erscheinen ließ, und so das große Interesse erklärt, welches die Menschenbrust bei tragischen Dichtungen so tief bewegt. — Bei ihren plastischen und malerischen Bildungen huldigten sie nur der Schönheit im engern Sinne, d. h. in äußerer Form, welche nicht, wie in den Werken der folgenden Periode, mittelst der, durch das Bild erregten Ideenverbindung, sondern mittelst der unmittelbaren Anschauung das Kunstgefühl ansprach. Ihre Mimik und ihr Tanz hatten durchaus nur dramatische Bedeutung, und würden als künstlerische Darstellung unbedenklich verschmäht worden seyn, wenn jene bloß der nachahmende Ausdruck des gemeinen Lebens, und dieser nur das Trillerschlagen und die tolle Raserei der Füße gewesen wäre. — Ihre Musik, welche, wie die Technik ihrer Malerei, uns größtentheils Geheimniß ist und bleiben wird, muß nach ihren, uns geschichtlich bekannt gewordenen, Würkungen von außerordentlich melodischer Kraft gewesen seyn, dabei jedoch einen sehr einfachen Charakter gehabt haben; denn nach dem Wenigen, was uns zur Kunde gelangt ist, verschmähten sie melodische Ausschweifung und harmonische Ueberladung gleich sehr. Auch ist dies natürlich, wenn man erwägt, daß die Tiefe der Gesetze der Harmonie von ihnen noch nicht durchdrungen war, und die Beschaffenheit ihrer Instrumente eine solche Gefügigkeit für die Ausführung jedes musikalischen Gedankens noch nicht besitzen mochte, wie in späterer Zeit; daher das Eine wie das Andre eine gemäßigte Behandlungsweise bedingte, um seine eignen Zwecke nicht wieder aufzuheben. — Da die Natur für die schöne Baukunst eigentlich keine Vorbilder giebt, so wurde es gewiß sehr schwer, diejenigen Gesetze zu abstrahiren und in Ausübung zu bringen, welche in den Darstellungen dieser um so höhern Kunst, deren nächster Zweck vom Nutzen und Bedarf

bestimmt ist, das Gemüth zu erheben, weil bei ihr das Schöne zum Guten nur wie zufällig gesellt seyn darf, und der griechische Geschmack folgte auch hier dem Rufe einer freundlichen, innern Stimmung. Nicht in dem Riesenhaften und Schauerlichen, sondern in dem Anmuthigen, Würdevollen und Gefälligen schied sich die hellenische Baukunst mit ihren Säulenordnungen von den finstern, einförmigen Titanenwerken der Aegypter wesentlich ab, und wurde und blieb Muster der spätern Zeiten für manches Gebäude — die christlichen Kirchen abgerechnet — welches zum öffentlichen Gebrauch bestimmt war. — —

Mit der ganz umgestalteten Ansicht des Lebens, mit einer durchaus veränderten Gefühlsweise, beide durch das Christenthum begründet, ging in der dritten Hauptperiode ein ganz neuer Kunstcharakter hervor.

Die christliche Welt richtete den Blick von der äußern Gestaltung der Dinge in die übersinnliche Natur des Menschen. Nicht die Idealform körperlicher Gebilde sowohl, als die Begeisterung für das Ewige, Innerliche, Sittlich-Schöne bestimmte nunmehr das Streben der Kunst. Ein Trachten nach Anregung christlich religiöser Ideen gab den Werken aller Kunstgattungen Erhebung für das Ueberirrdische, wo die äußere Schönheit nur als zufällige Ausstattung erschien, und dann um so bewundernswürdiger werden konnte, als der reinste Gedanke in seinem artistischen Symbol oft auch die schönsten und lieblichsten Formen gestattete. Freilich vergingen lange Jahrhunderte, ehe, nach dem Abfall hellenischer Kunstblüthe, die neu entsprossene Blume christlicher Kunst sich würdig entfalten konnte, und die barbarischen Ereignisse der Völkerwanderung, hatten die griechische Kunst — die nur in Byzanz noch einen Nachsommer erlebte — längst zertrümmert, bevor die christliche sich zu heben begann. Ein höheres Geschick rettete einen kleinen Theil der alten Schätze aus dem allgemeinen Verderben.

Die Poesie dieser Periode wurde Romantik, d. h. die Hand-

lungen, Gefühle und Begebenheiten hatten eine religiöse Grundlage, wobei die Andacht, die Liebe, das Mitleid, und die Tapferkeit als schützender Begleiter jener drei, die natürlichen Elemente vertraten, und das Abentheuerliche und Wunderbare, wie glänzende Lichter aus jener Welt, über die Gebilde hinflossen, ohne welche die, nach dem jenseitigen Reiche hingewandten Gemüther selten volle Befriedigung fanden. — Die Baukunst, der Richtung des innern Sinns getreu, kannte fast keinen andern ihr würdig scheinenden Gegenstand mehr, als Tempel und Kirchen zur Verherrlichung Gottes aufzuführen. Ihre Thürme strebten in den Himmel hinein, um bildlich dem, unter des Doms erhabnem Gewölbe, knieend Hingeworfenen anzudeuten, wie hoch sein inbrünstiges Gebet aufsteigen müsse zum Unendlichen; und diese schauerlich großen Massen prangen mit den lieblichsten Verzierungen bis in die kleinsten Theilchen der gewaltigen Werkstücke, als sollten sie sagen: daß nichts zu klein, nichts zu groß sei vor dem Auge des Herrn, das Alles durchdringe. — Die Bildhauerkunst ging fast leer aus an tüchtigen Werken, da sie ihr Gebiet nur vorzüglich in Darstellung des Sinnlichen findet, und mit wenigen Ausnahmen zeigen gescheiterte Versuche in den Gestalten der, in den Kirchen aufgestellten, Heiligen, Apostel, Päpste und allegorischer Bildnerei meist rohe Anfänge, wodurch sich bewährt, wie wenig es rechter Ernst gewesen, auf dieser Bahn weiter fortzuschreiten. — Ganz anders fiel das Loos der Malerei, die recht eigentlich im Stande ist, ohne körperliche Ausdehnung dennoch jedes innerliche Bild äußerlich räumlich darzustellen, und beim bloßen Scheine sinnlicher Wahrheit eine übersinnliche Welt aufzuthun. Welche Kunstwerke aus der Religionsgeschichte hat sie uns geschenkt! Doch, wenn auch in einem Johannes, einer heiligen Jungfrau uns die verklärtesten Bildungen entgegen treten, wir werden nicht immer finden, daß es die, im engsten Sinne so genannte, äußere Schönheit ist, welche uns ergreift. Das, von Dornen

zerrissene Haupt Christi, ein von Pfeilen durchbohrter Sebastian, ein Hieronymus, der mit einem Steine die abgezehrte, braungebrannte Brust zermalmt, können nur durch ein Zurückgehen auf die, zum Grunde liegende geistige, religiöse Idee uns das Anschauen versüßen. Nicht, wie bei den alten, uns erhaltenen plastischen Werken dieser Gattung, z. B. bei dem sterbenden Fechter oder dem Laokoon oder der Niobe, ist es allein der ideale Ausdruck des Leidens eben so idealer Gestalten, der uns anzieht, als das Vertiefen des, durch das Gemälde erregten, Gemüths in die Geheimnisse der Liebe und der Erlösung. — Keine Kunst aber schloß sich der christlichen Religion inniger an, als die Musik, diese göttliche Seherin und Führerin in das wunderbare, übersinnliche Leben. Ihre höchste Mystik, der Zauber der Harmonie, stellte sich in den tiefsten Gesetzen dar. Die alten Kirchenkomponisten schufen Wunder. Die Fuge bildete sich aus. Die Tonkunst hatte ein neues, höher entwickeltes Daseyn erhalten. Was sie im profanen Verkehr erzeugte, war nur Abfall ihres unendlichen Reichthums. Das gläubige Gefühl blieb der beseeligende Genius dieser Kunstperiode. — —

Es ist schwer die vierte und letzte zu charakterisiren. Man hat der Reformation oft vorgeworfen, daß sie den Kunstgeist ertödte — aber gewiß ist diese Behauptung mit großer Behutsamkeit und Umsicht aufzustellen, wenn sie auch nur als halbwahr erscheinen soll. Denn da, wo noch jetzt der Katholizismus in größter Strenge seine Herrschaft behauptet, steht es mit der Kunst nicht viel besser, und andrer Seits haben protestantische Länder aus dem Schooße ihrer Kirche echte Künstler hervorgehen sehen. Daß die Reformation jedoch die Richtung der Kunst wesentlich wenden half, wäre eher zu unterschreiben. Die Reformation ist aber kein, aus der bloßen Ansicht eines hellsehenden, charakterfesten Mönchs hervorgegangenes Welterzeugniß, als vielmehr ein absolut nothwendiges Resultat geschichtlich und innerlich erfolgter Entwickelung des Menschengeschlechts,

der ſich der Kunſtgeiſt in jeder ihrer Perioden immer eng anſchloß und anſchließen mußte. Zur Beſtätigung deſſen müſſen wir auf einige Augenblicke wieder zurückgehen.

Das erſte Culturalter der Menſchheit iſt das, der bloß ſinnlichen Ausbildung. Wenn hier der innere Sinn thätig zu werden ſucht, bildet er ſich die Welt nur nach dem Maaßſtab gegebner Würklichkeit ſtreng nach, daher ſich denn auch die Kunſt in bloßer Naturnachahmung genügt. In dem zweiten Culturalter indeſſen, wo der weiter entwickelte Geiſt über die Grenzen der materiellen Schöpfung hinausgeht, wird ihm eine innere Ideenwelt zwar eröffnet, aber er kann ſich noch nicht losreißen von äußerer Realität, und die Kunſt wird daher das materiell Gegebne zu idealiſiren beſtrebt ſeyn. Das Chriſtenthum endlich enthüllte ein wahres Reich überſinnlichen Lebens, dem das äußere völlig dienſtbar werden ſollte, und ſo wurde auch die Kunſt in ein unſichtbares Gebiet geführt, wo nicht ſowohl die bloße Schönheit äußerer Formen, als die geiſtige Schönheit ſittlicher und religiöſer Ideen den Enthuſiasmus der Künſtler und die Empfänglichkeit der Menſchen für deren Werke beſeelte. Dieſe innere Anſchauung des Göttlichen hatte lediglich und unbedingt den Glauben zu ſeiner einzigen und feſten Grundlage, bis die Verirrungen, denen auch der edelſte Glaube, welcher prüfendes Denken als ruchlos betrachtet, hingegeben iſt, aus dieſer dritten Culturperiode zur vierten hinüberleiteten; denn ſelbſt der gemeinſte Verſtand fing an, ſich vor dem zu entſetzen, was als Folgerung aus religiöſen Satzungen ſich rings umher ereignete. Die Ueberzeugung wurde lebendig, daß das Göttliche und Vernünftige nothwendigerweiſe einander wechſelsweiſe bedingen, und ſo trat die Reformation mit allen ihren Folgen, zu einer gänzlichen Neugeſtaltung der Dinge, in die Entwickelung der Menſchheit. Nach dem Geiſte der Reformation ſind nun aber Prüfen und Glauben, Wiſſen und Ahnen, Welt und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Wollen und Handeln, mit einem Worte, der

Gesammtmensch mit seiner Gesammtkraft und seinen Gesammtansichten in das Gebiet freier Betrachtung getreten, die zu einem rationalen Glauben führte, welcher ungläubig wird, sobald kirchliche Satzung und Vernunftausspruch in Hader und Feindschaft gerathen.

Konnte nun wohl die Kunst in dieser vierten Periode einen andern Charakter annehmen, als den kosmopolitischen, der jeder Zeit und jedem Bedürfniß sich anzuschmiegen sucht? Das Plastische und Antike, das bloß Natürliche, das Romantische, Moralpoesie und Feenmährchen, sinnliche Schönheit und geistige Idealität, jede Aera, jedes Volk, Stand und Geschlecht, Weltliches und Ewiges ziehe, wie in einer Zauberlaterne, täglich vor unserm innern und äußern Auge dahin. Diese Kunstuniversalität hat eine unendliche Menge und Mannigfaltigkeit von Produkten aller Gattung herbeigeführt, und müßte sich ein großes Lob erwerben, wenn nicht die meisten Werke bloße Studien und die geringere Zahl allein aus wahrer künstlerischer Begeisterung hervorgegangen wären. Dieser überschwengliche Zufluß entsteht aus dem natürlichen Grunde, weil man nie mehr eingesehen hat, denn jetzt, wie der Menschengeist sich in der Künstlernatur besonders verherrliche, weshalb es nun auch — da jeder nach dem Kranz auslaufen möchte — bald soviel künstlerische Produzenten als Kunstliebhaber geben wird, und ein großer Theil der Werke ungenossen bleiben muß, da es immer schwieriger wird, sich durch die Menge durchzuarbeiten, ja selbst manches gute Werk, wenn der Zufall sein Bekanntwerden nicht begünstigt, schon jetzt nur noch vor den Augen und in der Brust seines Schöpfers allein lebt. Wer dichtet, componirt, malt, agirt heut zu Tage nicht, dem die Natur einen ganz andern Beruf angewiesen hat? Wie viele könnten durch die Kunst ihr Leben veredeln, wenn sie bloß aufnehmende und nicht schaffende Künstler seyn wollten!

Die heutige Universalität unsers geistigen Strebens, die

auch die Kunst sich mitgetheilt hat, erfordert ein außerordentlich stärkliches und ausgebildetes Auffassungsvermögen. Wer dies Princip dahin in einer mythisch künstlerischen Brust kräftig abbilden kann, muß ein hochbegabter Mensch, ein großes Genie seyn, das in der schärfsten Reflexion, in der verwaltenden Herrschaft intellectueller Thätigkeit dennoch ein kräftiges, sinnliches Darstellungsvermögen besitzt, welchem das Bild unter dem Begriffe nicht ertödtet wird; bei dem schöpferische Phantasie und analysirender Scharfsinn sich gegenseitig nicht Eintrag thun, und die Fülle und Tiefe des Gefühls an der Klarheit metaphysisch gewonnener Wissenschaftlichkeit nicht erkaltet. Auch kommt gleich am Eingange dieser Kunstperiode ein außerordentlicher Dichter uns entgegen, welcher der, durch den unendlich erweiterten Ideenkreis, erhöhten Anforderung an den künstlerischen Genius völlig entsprach. Ich meine Shakespearn *). Dem Britten grade gegenüber, und ein Zeitgenosse von ihm, steht Calderon **), als ächtster Repräsentant der dritten eben abgelaufenen Periode, auf die sein Auge feurig zurückschaut. Tiefe des Gefühls, Phantasie, Größe der Lebensansicht, Kühnheit des dramatischen Entwurfs, unübertreffliche Charakteristik theilen sie beide, aber der Spanier ist der Dichter des positiven, unbedingten kirchlichen Glaubens, welcher in des Künstlers Vaterlande jeden Einfluß der Reformation noch mit Schwert und Flamme abzuwehren trachtet, und die Andacht zum Kreuz, der wunderthätige Magus, der standhafte Prinz werden unsterbliche Denkmäler religiöser Kunst bleiben; Shakespear hingegen, der unter dem Einfluß des neugebornen Protestantismus aufwuchs, stellt seine Dramen in den Mittelpunkt religiöser Unabhängigkeit, und wenn wir von seinen philosophirenden Monologen, wo die persönliche Ueberzeugung des Dichters durchzuschimmern scheint, auf

*) † 1616.

**) geb. 1601.

die Basis seiner individuellen Weltansicht zu schließen, berechtigt sind, so ist die Behauptung nicht zu gewagt: daß ein kühner Nationalismus der Grund war, dem er seine bewundernswürdigen Gemälde auftrug. Sein freier Geist durchbrach die Schranken positiver Dogmen, welche nach der Reformation das menschliche Gemüth schon viel schwächer umengten. Der Kosmopolitismus tritt bei Shakespearn kühn hervor, und wenn die Form seiner Stücke in Koriolan und Julius Cäsars Tod nicht antik erscheint, der durch diese Dramen wehende Geist ist es gewiß. Die Möglichkeit dazu lag in dem Vermögen, die Menschennatur aufzufassen, nicht, wie sie nach bestimmten Religionsbegriffen seyn sollte, sondern wie sie zu allen Zeiten ist, war und seyn wird. Durch das Menschliche nur ließ er immer das Göttliche bloß mittelbar herausleuchten, Calderon aber läßt das Göttliche künstlerisch sinnliche Gestalt annehmen und als unmittelbaren Impuls der dramatischen Handlung erscheinen. Er schaute nach dem Ewigen hinauf, Shakespear in das Unendliche hinein; jener kann nur von Christen gewürdigt werden, dieser von allen Menschen.

Die Reformation führte die Wissenschaft auf dem Wege freier Forschung in jedes Gebiet, das geistiges Interesse zu nähren im Stande ist, und bis zu unsern Tagen hat man unglaubliche Fortschritte gemacht. Immer mehr verbreitet sich der Reichthum von Ideen und Begriffen über eine größere Menge; aber eben so begreiflich vermindert sich die kindliche Unbefangenheit des Volks, das nun schon Alles, was es sonst mit lebendigem Gefühl hinnahm, mit einer seichten Critik genießt. Es urtheilt schon in dem Empfindungsmoment, und das ist ihm nur möglich, weil es kalt bleibt. Manches, was ihm dunkel vorschwebte, wurde ehedem durch das Kunstwerk zur höhern Deutlichkeit hervorgerufen, und bei einer solchen Erhellung des Gemüths fand sich die herzliche Theilnahme, das Wohlgefallen und die Freude an der Sache von selbst ein. Der Enthusiasmus blieb

der ſchönſte Dank für den Künſtler. Jetzt, ſo eben nur auf dem Wege zur reifern Einſicht, verbittert ſich der Haufen ſeine Anſchauungen und Genüſſe durch ſchlaffe Empfänglichkeit und voreiliges Abſprechen, und das um ſo mehr, je deutlicher es gewahr wird, daß die Halbmeiſter, durch Nährung, ja wohl Huldigung ſeiner Schwäche, um ſeine Gunſt zahlen. Das Unerhörte muß daher das Einfach-Erhabne und Große, die Erſchütterung wahre Rührung, das Bunte und Phantaſtiſche das würklich Wunderbare vertreten; und zu dem Allen tritt in neuſter Zeit endlich noch jenes, alle Kunſt tödtende Beſtreben, daß das Werk ja ſeine zum Grunde liegende Metaphyſik, ſeinen tiefſten Grundſatz, ſelbſt ausplaudere, und ſo das künſtleriſche Symbol völlig unnütz mache, oder wenigſtens ſeinen Eindruck ſchwäche, damit vor Allem die geheime, große Tendenz nicht verkannt und verborgen bleibe. Daher denn auch, bei dieſem Mangel wahrhafter Begeiſterung, die oft ſichtbare Verlegenheit, „recht genial und originell" zu erſcheinen; daher denn auch eifriges Haſchen nach Ungewöhnlichkeit und mit ihm völlige Einbuße jener künſtleriſchen Unbefangenheit, der Mitgift aller großen Meiſter; da den Künſtler zwar nichts mehr belohnt, als Hingabe der Gemüther für ſeine Leiſtung, aber dieſe Belohnung nur dann verdient wird, wenn er die Bewunderung lieber entbehren, als den Zorn der Muſe und das ſtille Erröthen der Scham vor ſich ſelber ertragen will.

Künſtler und Publikum verbilden ſich leicht wechſelſeitig, beſonders bei ſolchen Productionen, deren Würkung auf große Maſſen übergeht. Die Muſik, Mimik und dramatiſche Poeſie genießen des Vorzugs, vor der Menge glänzen zu können, und ſie ſind dem Verderben auch leichter ausgeſetzt, wie die übrigen Künſte; denn bald als Verführer bald als Verführte, ſtellen die Afterartiſten nur zu oft ihre falſche Speculation zur Schau, daß ihnen nämlich viel Anders lieber ſei, wie ihre Kunſt, die

doch allein das belebende Prinzip jedes künstlerischen Gemüthes seyn darf.

Die Musik hat in dieser Periode ihre eigentliche Heimath, die Kirche, verlassen, um sich in der Welt einen glänzenden Wirkungskreis zu suchen, und das Theater gewählt. Wenn sie zur Kirche zurückkehrt, bringt sie meistens ihre weltlichen Gedanken mit. — Der eigentliche Kirchenstil, der sich zu Anfang der vierten Kunstära noch streng erhielt, wurde nach und nach immer mehr verdrängt. Wenige widerstanden; Händel bleibt der ewige Anhalt der Bessern. Statt in Demuth, Andacht und frommer Rührung das Herz vor dem Angesichte des Ewigen zum Himmel zu erheben, jauchzte die spätere Kirchenmusik in üppiger Fülle und Lust nur zu oft durch die heilige Stätte, von der wunderbaren Mystik des strenggebundenen Satzes verlassen, der, seinen harmonischen Reichthum beim Gottesdienst ganz zu entfalten, berufen ist. Selbst der unsterbliche Haydn, der alle Mittel zu einem großen Kirchenkomponisten besaß, ist von der Luxuriität, die wir meinen, nicht durchweg frei. Mozart, dessen ganzes Erdenleben ein Fortklingen überirdischer Harmonieen war, sahe doch erst in seinen letzten Jahren die erhabnen Geister Hasses, Händels und der beiden Bachs, als würdige Nebenbuhler oder Nacheiferer Durantes, Palestrinas, Scarlattis, Porporas, Jomellis, ihm winken zur rechten Bahn. Neuere Bestrebungen sind nicht unbeachtet zu lassen, und ein herrlicher Künstler in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hatte mit ungemeiner Gewalt die Kunst zum Altar zurück beschworen, aber in seinen Zauberkreis traten nur Wenige. Fasch hätte aus der bunten Verwirrung herausführen können, aber ökonomische Rücksichten — und das ist kein gutes Zeichen der Kunstzeit — haben bewürkt, daß seine Werke nun das Eigenthum weniger Freunde bleiben müssen, und als ein Kunstlehn bloß auf ihre Familien vererben werden, statt als ein Gemeingut aller Kunstgenossen der Welt zu gelten.

Dagegen strahlt in dieser Periode die theatralische Musik mit neuem, unerhörtem Glanze. Gluck brach die Bahn. Leben, Empfindung, Einfachheit und Größe machen ihn unvergeßlich. Großer Verstand und Geschmack neben den seltensten künstlerischen Gaben werden nicht leicht in dem Grade vereinigt gefunden. Mozart durchflog in niegebeugter Kraft ein unbekanntes Gebiet. Glühend und unerschöpflich, schloß er es in seiner Unnachahmlichkeit auch beinahe mit sich wieder. Natur und künstlerische Tiefe zugleich haben ihn allen Klassen auf der Stufenleiter der Bildung theuer und werth gemacht. Er ist einer der wenigen Glücklichen, die Jeden befriedigen. Das Ausland nahm erst Kenntniß von diesem Gestirn, nachdem es untergegangen war. — In Italien erhoben sich große Meister; auch einzelne Franzosen stiegen von oberflächlicher oder affektirter Manier zu begeisterter Darstellung hinauf. Wunderbar genug, blieb Cherubini, der Mozart am ersten ersetzen können, nicht genug beachtet. Er wollte lieber der Huldigung der Welt, als der hohen Eigenthümlichkeit seiner reichen Künstlernatur entsagen. Viel tiefer stehende Componisten liefen ihm den Rang ab. Das nichts sagende Geklingel nahm zu, welches in Rossini seinen Heros finden sollte, der durch bestechende Melodieen und angenehme Instrumentirung das Ohr berauscht, und das Herz nüchtern dabei schmachten läßt. Er hat auch echte, herrliche Künstlermomente gehabt; sie verlieren sich aber unter die Menge von Erzeugnissen, welche vom Zufall zusammengewürfelt erscheinen, und die Wiederholung seiner Arbeiten läßt recht merken, daß die Ueberraschung das Meiste gethan. Denn alsdann ist ihre Würkung Langeweile, und sogar noch mehr. Dennoch begleiten Glück, Ehre und Beifall ihn und seine Kunstraqueten, die er, wie ein geübter Feuerwerker, in zahlreicher Menge auffliegen läßt, damit, wenn die eine zerplatzt, die dunkle Leere nicht eintrete, sondern gleich wieder eine andre, nicht wie ein Stern, sondern wie dessen Schuppe, sich in leuchtenden Dunst auflöse.

Ob aber nicht grade die groſſe Ausbildung dieſer Inſtrumentalmuſik den Verfall der Muſik mitbewürkt haben möchte? — Man wird es zu glauben geneigt, wenn man erwägt, daß die Muſik, ſich ganz allein überlaſſen, und ohne Unterlage von einem beſtimmten dichteriſchen Gedanken, einer ſehr feſten und geſchloſſenen Behandlung bedarf, um ſich nicht ins Blaue hinein zu verlieren, und mit den dunklen Gefühlen, die doch immer in eine beſtimmte, geiſtige Thätigkeit übergehen müſſen, ein ſinnverwirrendes Spiel zu treiben. So entſteht auch wohl nur die widrige Ermattung, ſogar Abſpannung nach manchen Inſtrumentalſtücken, wo alle ſchönen Melodieen, kühnen Uebergänge, wechſelnden Tempos und Rhythmen, Schnörkel und Figuren jeder Art, Fortiſſimos und Pianiſſimos, Crescendos und Decrescendos, wenn wir ihnen ganz gutmüthig eine Weile zugehört haben, uns vor dem herzlichen Wunſche des bedrängten Gemüths nicht zu retten vermögen: daß doch nur erſt Alles vorüber ſeyn möchte, damit die wohlthuende Stille uns wieder befähige, alle durch einander geworfene Gefühle, von Wehmuth und Jubel, Luſt und Schmerz, Klage und Freude, Zorn und Zärtlichkeit, ein jedes wieder an ſeinen gehörigen Platz zu ſetzen. — Bei dieſem Anſehn, welches die Inſtrumentalmuſik gewonnen hat, will nun auch der Virtuoſe in ſeiner techniſchen Fertigkeit unübertroffen ſeyn, und ſo ergiebt ſich's, daß wir uns fügen müſſen, nicht mehr den muſikaliſchen Gedanken, ſondern den muſikaliſchen Griff zu bewundern, den der groſſe Haufe ſo gern anſtaunt und dabei das innige Leben und Weben der Kunſt ganz überſieht, die wahres Genie erfordert, wenn die Augenmuſik mit tüchtiger Fertigkeit abkommen kann. Hierbei glaubt die Menſchenſtimme wirkungslos zu ſeyn, wenn ſie jene Sprünge nicht mitmacht, und wird nun, ſtatt Seele zu bleiben, willig zum bloſſen Inſtrument, und ſo erledigt ſich die Muſik für den Sinnenkützel, und kümmert ſich deſſen wenig, daß ſie nicht in das Heiligthum der Bruſt dringt, ſondern drüber hingleitet.

Die [illegible] nicht haben. Es ist nicht der Werth der Instrumentalmusik, den wir anzugreifen wagen, als vielmehr der Mißbrauch derselben, wovon wir sprechen. — —

In der Baukunst kann das Große, Kühne und Dauernde der frühern Zeit nicht mehr dargestellt werden; schon die Staatsverhältnisse sind dagegen. Jetzt wird in jedem Styl gebaut, und jedem Geschmack gehuldigt, aber im verjüngten Maßstab, und oft zeigt sich der Charakter der entgegengesetztesten Bauarten an einem und demselben Gebäude zugleich, wie die Propfreiser verschiedener Fruchtarten auf einem und demselben Stamme. Wir müssen daher demüthig bewundernd vor die erhabnen Denkmäler unserer Altvordern hintreten und kriechen durch Schutthaufen, um mit Gefahr und Kostenaufwand einige Ruinen des Alterthums zu betrachten. Die Zeitverhältnisse begünstigen die schöne Baukunst zu wenig, und Niemand ist von der Gestaltung des öffentlichen Lebens so abhängig, wie der Baukünstler. Ein Lustschloß oder ein Theater geben vielleicht noch hie und da dem Architekten Gelegenheit blos anzudeuten, was sein Genie in einem andern Jahrhunderte vermocht hätte. Mit Ende der 10ten Periode ist die Sphäre dessen, was die Nachwelt anstaunen könnte, geschlossen. —

Die Poesie dieses Kunstzeitraums hat ein zu weites Feld erlesen, als daß mehr, wie bloße Andeutungen, gegeben werden könnte. Je reicher die Welt an hellen Begriffen wurde, je mehr traten die Empfindungen mit ihrer begeisternden Kraft in den Hintergrund zurück. Die Anregung zur Kunst durch den reinen Bildungstrieb wird seltner, obgleich die Menge der Producturen aus Eitelkeit sich vermehrt; aber die Begriffserweiterung verlangt, daß man die Einsicht über das Wesen der Kunst dringend suche; daher das ewige Raisonniren darüber, bei stetem Abnehmen der wahren Begeisterung dafür. Ein erkünstelter Enthusiasmus tritt uns im Concert, im Theater, auf

dem Museum, in der Bildergallerie, wie häufig! entgegen, der zwischen Gähnen und Bewundern die Langeweile und die Extase methodisch wechseln läßt; oft zum Erschrecken, immer zum Ekel.

Als Repräsentant eines Theils dieser Periode mag unstreitig die französische Poesie zu betrachten, Sie bildete die schönste gereimte Prosa, die je ans Licht trat. Nach ihren Gesetzen durfte der Witz sich nur im Hofcostüme, der Pathos sich nur in conventionellen Formen der Etiquette bewegen; selbst das Gefühl suchte zum Begriff zu werden, und die Wendung triumphirte gern über den Gedanken, der, von jener verlassen, bei den Franzosen selber, nicht selten die Nächternheit zur Schau getragen haben würde, welche sich in bloßen Phrasen zu berauschen versucht. Der französische Dichter ist indessen des Beifalls gewiß, da er den Geschmack der Nation zu treffen weiß, und seine Verse werden von Allen nachgesprochen, die Anspruch auf Bildung machen.

Bei uns ist das, mit gestatteten Ausnahmen, in der Regel anders. Bei jener herrscht nur ein Geschmack, ein Stil, ein Grundton in allen Kunstwerken. Achilles und Mayard haben die nämliche Lebensansicht und Sprache; das Antike und Moderne unterscheidet sich bloß durch die historischen Namen, und gerade was Corneille rühmlichst auszeichnet, die Kühnheit, dem Conventionellen weniger zu huldigen, wie es vorzugsweise im Cid gethan, ist auch die Ursach, daß die Mehrheit der Nation sich für Racine erklärt. Bei der Natur der Sprache und dem Bildungsgange der Kunst in Frankreich darf es daher gar nicht auffallen, wenn jedes exotische, noch so treffliche Gewächs erst die Temperatur in einem französischen Orangeriehause aushalten und durchwintert werden muß, ehe man es wagen darf, damit das Publikum zu durchdüften. Daher denn auch, um nur ein Beispiel anzuführen, der französische Hamlet sich gegen sein englisches Original absichtlich so ausnimmt, wie ein, durch die Cen-

[illegible] zur [illegible] Wand verschnittener Buxbaum neben einer Cypresse.

Bei den Deutschen, wo nach jedem fremden Erzeugniß begierig gehascht wird, liegt das bessere Kunstelement allerdings in der Tiefe. Sie wissen wohl, daß die Kunst nicht einen ausschließlich nationellen, sondern neben diesem auch einen rein menschlichen Charakter haben, und in dem Besondern auch ein Universelles darstellen muß. Welch ein großer Meister ist Göthe z. B. auch in dieser Haupteigenschaft des Dichters von Beruf. Seine Iphigenie und sein Götz tragen so idealisch das Gepräge der entgegengesetztesten Zeit und Nationalität; Sprache, Sitte, Lebensansicht färben sich so wundervoll nach dem Bedürfniß der Aufgabe, daß man hier die Zeit des Faustrechts, dort das, unter zauberischen Duft zurückbeschworne, graue Alterthum als Mitgenosse wahrhaft durchlebt. Doch wie Wenige es verstehen, das Volk zu ergreifen, zeigen zur Genüge die sparsamen Erfolge bei einer Fluth von Bestrebungen, die nur den Verleger um seine Auslagen bringen, und wenn der Rezensent noch allenfalls darüber abgesprochen hat, mit dem Uebrigen unbemerkt in den stillen Ozean abfließen. Der universelle Sinn des Deutschen übersieht, recht im Gegensatze mit dem Franzosen, das Volksthümliche wieder zu sehr, und wird grade, wenn er volksthümlich seyn will, der großen Masse seiner Landsleute erst recht fremd, denn er stimmt gewiß alsdann leicht in einen Ton, wie er in Deutschland nun und nimmer lebendig war.

Es ist allerdings unendlich schwer — was indessen doch immer die Hauptaufgabe bleibt — in unsern Tagen künstlerisch auf das Volk einzuwürken. Es will nicht weinen, es will nicht lachen, oder weint und lacht sich doch zu bald satt. Wo es liest, sieht oder hört, will es nur die Langeweile verscheuchen und nimmt gern mit, wenn es eben etwas Amüsantes giebt. Hat es die Fabel des Dramas weg, so ist es abgefunden; der Franzose sieht seit dreißig, fünfzig, hundert Jahren seine National-

stücke, die er auswendig weiß, mit der regsten Theilnahme. Bei uns geht die Persönlichkeit des Schauspielers den Frauen, die Körperlichkeit der Schauspielerin den Männern über das Spiel selber, die Decoration über das Drama, das Costüme über die Handlung. In Frankreich ist der ausgezeichnete Künstler, der jetzt mit grauen Haaren die Liebhaberrolle giebt, worin er seit dreißig Jahren entzückte, mit rauschendem Beifall vom dankbaren Publikum empfangen, man verschmäht, außer der Oper (wohin sie auch nur gehört) die zerstreuende, vom Hauptzweck ableitende scenische Ausstaffirung der Bühne, und hat dort im Ganzen unstreitig eine verständigere Absicht vom theatralischen Genusse. Während in Deutschland die Theaterkritiken das Publikum immer mehr belästigen, kehrt sich kein Mensch an die Kunstrichter, und die Widersprüche der Männer von métier unter sich, bilden in jedem einzelnen Theaterfreunde am Ende eine Metaphysik der Kunst aus, die es bald mit Göthe, bald mit Schiller, dann wieder mit Kotzebue, Iffland oder Müllner hält. Eine Menge von Begriffen und Grundsätzen der entgegengesetztesten Art ist in Umlauf gekommen, welche man einigen höher stehenden Sachverständigen, mitunter auch wohl nur gedankenlos, nachspricht. Da will man sich nicht dem Eindrucke hingeben, sondern „frei über dem Kunstprodukte schweben;" dann sucht man wieder mit unerbittlicher Strenge „nach dem Objektiven" in dem artistischen Erzeugnisse, und wendet sich mit Widerwillen von der, überall durchblickenden „Subjektivität des Künstlers" ab. Wo sich aristotelische Einheiten in Raum und Zeit blicken lassen, wittert man „phantasielose Pedanterei der alten Schule;" die sehr verständige und achtungswerthe Form französischer Dramen — der freilich das Wesentlichere nicht aufgeopfert werden darf — betrachtet man als eine ängstigende Schnürbrust genialer Geister, die sich nun einmal nicht anders, als in Shakespearscher Ungebundenheit bewegen sollen, und nicht selten hat man die Formlosigkeit für das Zeichen eines hochfliegenden Dichtervermögens gehalten.

Wie viel Falsches ist doch aus den richtigsten Abstraktionen in Cours gesetzt worden! — Die Gährung, welche die beiden Schlegel in der deutschen Literatur veranlaßten, war gewiß sehr heilsam, denn seit Lessing hatte die Critik fast fortwährend geschlummert; der Schlendrian thronte ungestört auf seinem Lehnstuhle, und ließ Jeden gewähren. Es that Noth, daß irgend ein kritischer Terrorist schonungslos der Schriftstellerwelt ins Gesicht sagte, was er von ihr halte. Man fürchtete sich nun, und zog die Flagge des kecken Polemikers auf, da es verlautete: daß so Mancher, bis dahin mit dem Dichternahmen geehrt, eigentlich ein bloß phrasenreicher Prosaiker heißen sollte; daß Andere — und das war Alles richtig — in ihrer gepriesenen Natürlichkeit nur unnatürliche Sünder eines falschen Geschmacks wären; daß Kunst, Liebe, Religion, ein einiger Gott in drei Personen, in mystischer Anschauung am tiefsten erfaßt würden; man zeigte endlich, indem Calderon, Shakespear, Boccaz, Cervantes in ihrer eigenthümlichen Gestalt — und Dank der ehrenwerthen Anstrengung! — der ganzen Lesewelt übergeben wurden, welchen Stümpern wir bisher, als Göttern, gehuldigt hätten.

Das Alles war sehr nützlich und gut, aber es traten auch Folgen ein, die dieser literarische Terrorismus gar nicht beabsichtigte. Der ästhetische Mistizismus fing an zu spuken, und nebenbei wirbelten Sonette, Canzonette, Terzinen, Ottave Rime, Assonanzen und Alliterazionen durch das Gebiet des weiten, deutschen Landes. Alles hieß Studie, der Begeisterung blieb wenig übrig. Die ganze vaterländische Poesie wurde zu einer blinden Imitation spanischer und italiänischer Klangformen. Das deutsche, kräftige Flügelpferd, gewohnt Schiller, Göthe, Klopstock, Tiek, Herder, Jean Paul und ähnliche wackere Ritter zu tragen, wurde nun von jedem Schildknappen aufgezäumt, um die Kunststücke spanischer Reiter mitzumachen. Die Zahl der unberufenen Dichter, die nach dem ursprünglichen Endzweck der Reformatoren eigentlich dezimirt werden sollte, wuchs, ganz entgegengesetzt, zu

einen furchtbaren Legion an, und hieb unbarmherzig Alles nieder, was nicht die Kokarde der neuen Schule trug, und als wir endlich noch erfahren mußten, daß es außer Göthe und Tieck denn doch keinen ausgezeichneten deutschen Dichter mehr gebe, wurde zugleich Schiller mit Frechheit gemißhandelt, die Dichterkrone von seiner ruhmwürdigen Stirn gerissen, und er selbst in die Klasse untergeordneter Geister hinabgestoßen.

Dies that dem Herzen des größern Theils im deutschen Volke zu wehe. Mit Ingrimm verfocht' er den Liebling, den er mit großem Rechte als seinen Nationaldichter betrachtete, und wurde dabei sogar ungerecht gegen den erhabnen Mann, der auf Schillers Kosten so hoch gestellt war. — Die Schreckenszeit, von der wir sprachen, ist zwar vorüber, aber die klägliche Raisonnierperiode, die nüchterne Splitterrichterei eines affectirt vornehm thuenden Geschmacks noch nicht, welche, Gott weiß, welche Ansichten über Poesie, Schillern entgelten läßt, und die Fehde verewigt, die aus den ausschließlichen Lobrednern des Letztern oder Göthe's zwei unversöhnliche Partheien gemacht hat.

Es gab sonst wo ähnliche Partheien, und wir erinnern beispielsweise an Gluck und Piccini; aber dann standen die Gefeierten selbst an der Spitze ihrer Faction. Hier aber war es ganz anders. Göthe und Schiller waren die innigsten Freunde. Nicht die wechselseitige Persönlichkeit allein, sondern auch die Werke ihres Genies hatten sie an einander gefesselt, und nun Schiller dahin ist, ersetzt ihn bis jetzt noch kein Anderer. Sein Verlust wird von jedem unbefangenen, gebildeten Deutschen noch heut um so mehr bedauert, als eine gräßliche Gattung von Dramen, die, man weiß nicht warum, Schicksalstragödien genannt worden sind, die Lücke auszufüllen drohte, welche, durch Schillers Dahinscheiden, für unsre Bühne entstanden war. Daß glücklicherweise diese Gattung in sich ersterben mußte, war voraus zu sehen, da das herrschende Princip in ihr, nicht Schicksalsmächte, sondern hämische und boshafte Intriguen der Hölle,

mit allen Fallstricken, die nur der Teufel selbst zu legen im Stande ist, geberden sich. Das schöne Gebiet menschlicher Freiheit, die ja eben in den Kampf mit einer höhern Nothwendigkeit treten soll, und in welchem Freiheitsgebiete alle Kunst sich bewegen muß, verschwindet darin so gänzlich, daß der Mensch lediglich nach den schadenfrohen Plänen des Fürsten der Finsterniß, wie eine Drahtpuppe hin- und hertanzt, bis das bedauernswürdige Geschöpf, von dem betäubenden Blick der Schlange unwillkührlich immer näher und näher gezogen, ihr endlich in den aufgesperrten Rachen hüpft. — Die Neuheit solcher Erscheinungen wird zu Anfange die große Menge immer erfassen, aber nach einer kleinen Zeit kommt auch sie zur Besinnung, und man fragt sich endlich: Warum Einem denn nach dem Genusse solcher Poesie so wirr und wüst zu Muthe werde? und warum man sich mit abmattenden Träumen plagen solle, da man mit erhobner Seele die Tragödie verlassen, und in dem Untergange des Menschen erst recht erkennen wolle, wie viel er werth sei?

Man hat, um Göthen zu erheben und Schillern zu tadeln oder völlig herabzusetzen, gesagt: der Erstere sei objectiv, der Letztere trage dagegen nicht den dichterischen Gegenstand, sondern statt dessen, sich selbst, seine Subjectivität zur Schau. Allerdings hat Göthe ein größeres Talent plastischer Zeichnung, unverkennbar mehr und völlige Beherrschung des Stoffs, wenn, von demselben überwältigt und hingerissen, Schiller den Schatz seines Geistes nicht bloß öffnet, sondern fast leert, und den Reichthum seiner Gedanken da verschwendet, wo im Drama die Sehnsucht nach dem Wesentlichern lieber befriedigt seyn will. Ist es aber nicht offenbare Befangenheit, nach dem höhern oder mindern Grade einer freilich unerlaßlichen, dichterischen Eigenschaft, den minder Begabten gar nicht anerkennen zu wollen? — Wenn Göthe, als Herold deutscher Poesie, der Begründer eines bessern Geschmacks wurde, warum wollen wir denn den großen Ideenreichthum, welchen Schiller bei unserm Volke in Umlauf brachte,

die Tiefe ſeines Gefühls, die er allen Gauen unſers Vaterlandes übertrug, die Erhabenheit der Geſinnung, welche er, als Folge ſeines eignen, großen Charakters, in unerkünſtelter Begeiſterung durch alle deutſchen Stämme ausſtrömte, ſo vorſätzlich vergeſſen, damit nur ein Theorem in Ehren bleibe, das an ſich begründet iſt, aber uns den Mangel des poetiſchen Genies, der ſich dabei abquält, nur um ſo unerträglicher macht, wenn er in unerreichten Prätenſionen auftritt, wie wir ſelbſt bei Klopſtock und noch bei Weitem mehr aus den Erzeugniſſen aller Kunſtjünger erfahren können, die den Namen Göthe's unaufhörlich im Munde führen, wie der Andächtler ſein Ave Maria. Und iſt denn Schiller nur durchaus ſubjectiv, ſo gewähret es doch einen ſehr hohen Genuß, einem derartigen, ſich offen enthüllenden und entwickelnden, Rieſengeiſte durch alle Regionen ſeiner Welt, die er, nach ſich ſelbſt geſtaltend, werden läßt, nachfliegen zu können, ſeine eignen Sonnen leuchten zu ſehen, ſeine Gewitter rollen zu hören, und in ſeinen Strahlen ſich zu wärmen und zu beleuchten.

Offenbar wurde manches große Genie durch die Wahl eines ungehörigen Stoffs niedergehalten. Klopſtock war ein außerordentlicher Geiſt. Er hätte einen Epos, den erſten — denn wir haben noch keinen — ſchoffen können; ſeine Kräfte reichten dazu aus; allein der Entwurf zu ſeiner Meſſiade entſprang aus der Fülle ſeiner Phantaſie in einer ſo jugendlichen Zeit, wo die Verſtandesreife für die Ausführung ſeines kühnen Unternehmens noch nicht zureichte. Sollen wir die Beharrlichkeit des gereiftern Mannes bei einem Jugendplane, oder das erhabne dichteriſche Vermögen, das ſelbſt unter dem Unausführbaren nicht im Fluge ermattete, mehr anſtaunen? Das ewige Geheimniß der Erlöſung war die Aufgabe ſeiner Dichtung geworden; der Schauplatz der epiſchen Handlung geht durch alle Himmel; das Unbegreifliche ſollte dichteriſch ſinnliche Wahrheit gewinnen; das Unbegrenzte in faßliche Schranken geſtellt werden. Es war unmöglich ein ſo Unendliches durch eine künſtleriſche, endliche Form, ohne welche

als Kunstwerk selbst vorliegt, befriedigend darzustellen. Die Messiade wird daher als ein aus dem edelsten, religiösesten Gemüthe entsprungenes, höchst geniales Erbauungswerk, bei dem alle dichterischen Kräfte thätig gewesen sind, immer fortbestehen, aber ein Epos konnte nicht daraus werden; und schon bei der jetzigen Generation, so hochverehrt der Name des Dichters und des Gedichts bleibt, ist der Inhalt des Letztern schon wenig mehr gekannt. Der Grund liegt darin, daß bei aller Vortrefflichkeit der einzelnen Theile, das Ganze als ein völlig Verfehltes erscheint.

In frühern Kunstperioden hätte dies Gedicht — wenn es anders die Positivität der kirchlichen Dogmen gestattete — einen überaus großen Eindruck auf das deutsche Volk machen müssen; aber in unsrer Zeit, wo das Innere des Menschen sich mehr zum klaren Begriff hinüberneigt, mußte der Glanz seiner ersten Erscheinung bald erbleichen, da das allein gläubige Gefühl der größern Menge fehlt, und darum hat ein so großes Werk, woran ein so unerschöpflicher Geist den größten Theil seines Lebens und seine edelsten Kräfte verwandte, das Unglück, kein Nationalgedicht seyn und werden zu können. — — —

Wer den Zustand der Kunst in unsern Tagen mit ungetrübtem Auge betrachtet, wird sich nicht verhehlen können, daß wir in einem, nun schon lange gährenden, Zustande der Crisis zu einer fünften und letzten Kunstperiode sind. Vieles und fast Untrügliches deutet darauf hin. Das Dichten und Trachten unserer Tage für die göttliche Kunst sind mehr Krankheitskrisen und Rettungsversuche, als Thätigkeitsäußerungen einer wahren Begeisterung in einem poetischen Leben. Rühmliche Ausnahmen werden nicht bestritten. Doch selbst das löbliche, neuerdings wieder an den Tag gelegte, Bestreben, aus der beschränkten, kalten Begriffswelt herauszutreten, um das verlassene Gemüth in wärmern Regionen von Neuem aufzusuchen; die sichtbare Anstrengung, wieder gläubig seyn zu wollen, und den Zeit-

ergbauden, der ſich zwiſchen Dogma und Vernunftlehre krümmt und windet, vor den Anfechtungen eigner, innerlich entſtandner, Zweifel zu retten, deutet offenbar auf eine neue Zeit, wo freilich der alte, blinde Glaube nicht wiederkehren, aber auch die Herrſchaft bloßer Begriffe nicht mehr ſeyn werde; daß folglich ein Reich beginnen müſſe, wo Begriff und Glaube ſich verſöhnen; wo durch Vermittelung der höhern Vernunft, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt den ewigen Bund ſchließen, und dadurch Staat und Kirche in zwei Perſonen zur großen Einheit ſich vermählen, damit in der geiſtigen, wie in der phyſiſchen Natur, die Uebereinſtimmung eines und deſſelben Weltgeſetzes ſichtbar werde, und aus der liebenden Umarmung zweier Weſen das Dritte hervorgehe — der höhere Menſch.

Welche Gegenſtände wird dann die Kunſt zu ihrer Aufgabe machen? — Sie kann ihre Natur nicht ändern, ſie wird abermals den Charakter ihres Zeitalters begleiten, in dem Hellenik und Romantik verſchmolzen erſcheint; die ſchöne Plaſtik einer idealiſirten Natur wird die aus der ſittlichen Urſchönheit hervorgegangenen verklärten Ideen einer überſinnlichen Welt ſymboliſiren und der Menſch und ſein Leben ſelbſt zum Kunſtwerk werden müſſen, oder die Kunſt geht ganz unter, und wird nur das müßige Spiel einer phantaſtiſchen Zeit, die ſich ſelbſt nicht verſteht, und an der erhabnen Beſtimmung der Menſchheit verzweifelt.

Wir haben ja geſehen, welchen Lauf die Kunſt nahm. Von der Wirklichkeit ging ſie zur idealiſirten Natur, von dieſer zur ſittlichen Region des geiſtigen Menſchen über. Wir ſtehen in der Uebergangsperiode der Annäherung beider Kunſtgebiete, wo idealiſche Natur und ſittliche Reinheit ſich begegnen, aber noch nicht in einander aufgegangen ſind. Darin liegt auch der unbeſtimmte Charakter der heutigen Kunſt. Wird aber einſt der große Vermählungsakt vollzogen, verſöhnt ſich die excentriſche Denkkraft mit dem concentriſchen Gefühlsvermögen, wodurch die

Wissenschaft, welche den menschlichen Geist, in immer höhern Abstraktionen, den Schranken der Erde entwenden will, in eine schönere Sinnenwelt zurückzukehren, von der Kunst unablässig verlockt wird, damit er seine Gedankengebilde in lebendiger Verkörperung wiederfinde — dann ist das letzte Zeitalter der Kunst gekommen und der ewige Friede zwischen Körper und Geist mikrokosmisch im Menschen geschlossen. Denn wie die göttlichen Gedanken im Aufbruch der Welt sich offenbaren, so leuchtet dann der höhere Menschengeist aus seinen künstlerischen Gebilden und aus den sittlichen Handlungen seines veredelten Lebens.

Abschied von Ambrosius.

Der Tagesbogen der Sonne wurde immer kleiner. Schon mehrmals hatte die Morgen- und Abendkühle mich frösteln lassen, und mein Mäntel hielt kaum noch die nächtlichen Schauer ab. Es wurde hohe Zeit an den Winter zu denken, oder meinen Berg ganz zu verlassen. Das Eine wie das Andre flößte mir Schrecken ein. Ambrosius schien mich vorsätzlich zu meiden; wahrscheinlich — so meinte ich — wollte er durch diese einsamen Tage mir Gelegenheit geben, mein Gleichgewicht wieder herzustellen, daß mir bei unsrer letzten Trennung so nöthig war; denn beinahe waren zwei Wochen vergangen, seit ich ihn nicht gesehen hatte. Es wurde mir indessen unmöglich, ihn noch länger zu entbehren, und ich schickte mich an, zu ihm zu gehen.

Es war ein schöner, heller Tag des beginnenden Herbstes, als ich ihn vor seiner Hütte antraf. Er sonnte sich im milden Morgenstrahl.

„Es ist gut daß Du kommst!" redete er mich an. „Meine Füße wollten mich nicht mehr zu Dir tragen."

Seine Stimme war matt, und ich entdeckte mit Schrecken, daß er sehr bleich aussahe.

„Betrübe Dich nicht," fuhr er fort, „wenn ich der Natur ihren Zoll abtrage; lange und glücklich habe ich gelebt. Ich fühle, meine Tage sind abgelaufen."

Mir traten Thränen in die Augen. Sein Ton hatte etwas unbeschreiblich Rührendes.

„Da sei Gott vor, daß Du wahr sprichst!" entgegnete ich.

„Und wenn es beſchloſſen iſt — dürfte ich doch nur mit Dir gehen!“

Er lächelte und ſagte: „Deine Stunde kommt auch. Finde ſie Dich ſo willig, wie mich, ihr zu folgen! — Welch ein neues friſches Daſeyn mag uns dort erwarten!“

„Auch die Erinnerung an dieſe Tage der Erde?“ fragte ich.

„Ich hoffe es;“ erwiederte er, „und meine Hoffnung iſt ſo groß, daß ich ſie Glauben nennen darf. Welch ein Spiel wären wir ohne dieſe gläubige Hoffnung, welche uns die Religion giebt. — Wir ſollten lieben, weinen, denken, um wie das Gras auf dem Felde bloß zu vermodern? — Es iſt unmöglich!“

„Wer verbürgt Dir die Ernte dieſer ſchönen Hoffnung?“

„„Mein Herz.““

„Und wem das Herz nun dabei ſchweigt?“

„„Das thut kein Herz.““

„Wie? — Was ſagt das Herz des Zweifler?“

„„Die Kurzſichtigkeit einiger lockern Schlüſſe macht den Zweifler; die Klügelei eines gebundenen Verſtandes — das Herz nie. Das Herz bedarf des Beweiſes von Gott, Unſterblichkeit und Vorſehung zur Beruhigung für die Liebe, die es in ſich trägt, nicht. Das ſind ihm eben ſowohl ausgemachte Thatſachen, als daß der Himmel mit ſeinen Sternen, außer mir, da iſt, und Du jetzt mit mir ſprichſt. Laß das Alles vom Idealiſten einmal genügend beweiſen. Er kann es eben ſo wenig, als der Materialiſt eine unvergängliche Geiſteskraft in mir begreifen.““

„Und wozu ſoll uns dann die Philoſophie?“

„„Man hat oft Philoſophie genannt, was keine iſt. Jene Philoſophie, die Du meinſt, iſt in der That ein jämmerlich Ding, und hat nur dadurch genutzt, daß man ſich nach einer beſſern umſehen lernte. Sie hat eine einſeitige Kraft in uns für unſer Geſammtweſen gehalten; grade als ob uns auch die Sinnenwelt bloß durch das Auge, und nicht zugleich durch das Ohr, Gefühl u. ſ. w. erſchloſſen wäre; als ob das Empfinden

unsichtbarer Dinge nicht eben sowohl ihr Daseyn verkünde, als ihr Einsehen. — Die echte Philosophie will nun aber die Weltanschauung durch unsre Gesammtkräfte begründet wissen, welche ebensowohl einseitigen Zweifel, wie einseitigen Glauben ausschließen, aber den vernünftigen Glauben in der gläubigen Vernunft erwecken. Darum hatte Christus seine Lehren nicht zu erweisen, sondern nur zu predigen, weil wahrhaftig gläubig und wahrhaftig vernünftig seyn, Eins ist, und seine Offenbarungen schon um deswillen der Beweise entbehren konnten, weil ihr Gegentheil den Zusammenhang der sittlichen Welt auflösen würde.“

Er sprach dies Alles so zuversichtlich, daß ich, besonders in diesen wehmüthigen Augenblicken, mich ihm gern überließ. Der Glaube meines Herzens, dies Empfinden der höchsten Wahrheiten, hatte mich ja noch allein in den Stürmen meines Lebens über den Wellen erhalten.

Timbräus verlangte nach seiner Ruhestätte — ich führte ihn in die Hütte. — Als ich schweigend neben seinem Lager saß, reichte er mir die Hand; sie war kalt und zitterte.

„Ich hinterlasse Dir Alles!“ hob er an, „nimm, von diesem Augenblick an, Besitz von dieser Hinterlassenschaft. Sieh, Theophilus! so sorgt die Vorsehung für ihre Geschöpfe. Sie nimmt mich zu sich, damit Du eine Winterhütte erhältst, und mein treuer Hund nicht herrenlos bleibe.“

Die Freundlichkeit dieser, fast leicht scherzend hingesprochener, Worte veranlaßte mich, seine Hand, mich leise bückend, und benetzte mit meinen Lippen zu berühren. — Er zeigte Neigung zu schlafen; ich erwartete Hülfe von diesem Schlummer, in den er bald versiel. Es wollte Abend werden, und er schlief noch. — Der Schlaf eines geliebten Menschen erregt das bewegte Herz, das über ihm wacht, unbeschreiblich tief. Wie versteinert saß ich neben ihm, und meine gesteigerte Lebensthätigkeit, die in Hoffnung und Furcht, liebend und bangend, bald zwischen den dun-

tiefen Bildern, bald von ruhigern Betrachtungen getragen, auf- und niederwogte, hätte jedem dritten Beobachter entgehen müssen, denn nur mein Auge irrte in der Richtung von dem würdigen Antlitz des Schlafenden zu dem Christusbilde unaufhörlich hin und her. Endlich, als die Sterne durch das Hüttenfenster blinkten, erwachte Ambrosius.

„Zünde die Lampe an, ich will Dich noch einmal sehen, Theophilus!“ sagte er weich und bittend. Still weinend that ich, was er geheißen, und ließ zugleich den Hund herein, der an die Thür kratzte, und die letzten Liebkosungen von seinem sterbenden Herrn empfing, über dessen schon erstarrende Füße sich das Thier hinlegte, als wollte es sie wieder zum Leben erwärmen.

„Komm zu mir, mein herzlich geliebter Freund!“ wandte sich Ambrosius an mich. „Ich will Dich seegnen und sterben.“— Ich kniete neben ihm nieder. Nur noch mit Mühe legte er die Hand auf meine Scheitel und sprach: „Gewitter befeuchten den Schooß der erzitternden Erde; Stürme reinigen die vergiftete Luft, und die Härte der Welt veredelt unter dem Druck der Schmerzen das menschliche Herz. Wendest Du Dich nach Gott in den frohen Schwingungen glücklicher Stunden, er wird Dir nahe treten; aber in der Dunkelheit des Elends strahlt die ewige Liebe höher, und in einsamer Verlassenheit steht sie gewiß neben Dir; strecke nur getrost die Hand aus, Du wirst sie erfassen. Eine Stunde des Unglücks enthüllt Dir die vergeblich gesuchte Weisheit ganzer Jahre, und wenn Dich die Menschen verkennen, wirst Du Dir selbst am Meisten verständlich. Die höchste Offenbarung ist die Verheißung der göttlichen Liebe. Die Religion, welche Dein Herz für sie öffnet, ist die alleinig wahre. Der Götzendienst stellt sich zwischen Gott und Geschöpf; doch Dein Geist ist frei und edel geschaffen, und kann jede Kette zersprengen, die ihn fesseln will, wenn er seinem Urheber entgegen fliegt. Ewig und unauflöslich bist Du mit Allem verbunden, was aus dem Großen, Unnennbaren entsprungen ist, auch mit mir. Sein

Wort walte in Dir, Theophilus! Stehe auf mit diesem Segen! Nun lebe wohl!" —

Seine Hand glitt von meiner Stirn; sein Auge schloß sich; es zuckte noch einmal durch die zerfallende Hülle — und die entfesselte Seele gab den geliebten Zügen beim Abschied den Ausdruck eines sanften, freundlichen Schlafs.

Ich aber trat aus der Hütte in die heilige Nacht hinaus. Durch alle Sterne schweifte mein Blick, als könnte er unter ihnen den geschiedenen Freund ereilen und finden; bis unter den Thränenströmen der ganze Himmel ein Flammenmeer schien, mein Herz erlag, und die überwältigte Natur die Klage verstummen ließ. Betäubt sank ich auf den kalten, herbstlichen Rasen hin. Mir erschien mein letztes Gesicht.

Viertes und letztes Gesicht.

Das jüngste Gericht.

Ein schmetternder Posaunenschall drang bis zu den Enden der Welt, und die Erde erzitterte, wie der Missethäter beim Anblick der Blutstätte. — Ich saß an Ambrosius Grabe und blickte erschrocken in die Höhe; da färbte sich die Luft blutroth, und die Sonne hing, wie eine ausgebrannte Schlacke schwarz und verloschen in dem unendlichen Raum. Stürmende Winde schlugen die Wälder zu Boden, die Felsen zerborsten bis zu ihrer Wurzel, und entzürnte, siedende Quellen zischten aus dem Gestüft und Geniste hervor, und dampften erstickenden Broden über die Berggipfel hinaus. Das erbebende Menschengeschlecht drängte seine Angst in einen forthallenden Jammerlaut zusammen, die Adler flüchteten kreischend in die Tiefe herab, und Panther und Löwen erklimmten, brüllend vor Entsetzen, die Höhen. — „Stehe auf aus Deinem Grabe!“ rief ich. „Ambrosius erwache! Das Ende der Tage ist gekommen! Bitte für mich bei dem Weltrichter!“ — Und der Todtenhügel riß von einander, und ich erwartete grausend den Anblick des verweseten Freundes; aber ein Knabe schwebte aus der Gruft herauf, leuchtend und schön, wie ein Engel. „Hier bin ich!“ sprach er freundlich. „Fürchte Dich nicht, am letzten Tage der erkrankten Welt!“ — „Wer bist Du?“ fragte ich bebend und leise. „Ambrosius!“ erwiederte er, „in der zartern Hülle eines höhern Le-

bens." — Flügel, wie aus Aether gewoben, wankten an den blendenden Schultern und süßduftende Lilien schmiegten sich um die verklärte Stirn. Ermuthigt rief ich aus: „O sieh, wie das Verhängniß der Welt, in diesem entsetzlichen Kampfe der Natur, sich enkündigt! Doch Deine milde Erscheinung spricht prophetisch zu mir von der Gewißheit unsrer Verklärung hinter den schwarzen Stunden des Todes." —

Es wurde dunkler um uns, und die mit dickem Qualm durchwürkte, feurige Luft ließ uns kaum noch erblicken, wie der Kreislauf der Sterne sich in einanderwirrte, und Bahnen Bahnen zerschellten, und die zerbröckelten Sonnen durch das All zerstoben, und der Mond, wie ein bleiches Gerippe, strahllos und gespenstisch seinem Planeten zuwankte, um in dessen wüthend schlagenden Meeren unterzugehen; denn das Getöse der Gewässer war fürchterlich, und alle Krater der Vulkane hatten sich aufgethan, um die Feste mit Asche und glühender Lohe zu begraben.

„Wir vergehen!" jammerte ich verzweifelnd. „Nein!" sprach der Knabe. „Die Kräfte der Natur gehen, in hoher Majestät, als Trabanten des Königs aller Könige, nur vor dem ewigen Richter daher, um seine Ankunft zu verkünden, und den Thron mit Schrecken zu verherrlichen, von wo herab er jetzt das letzte Urtheil spricht." — Und während er mich so tröstete, dröhnte ein zweiter Posaunenton, und plötzliche Stille herrschte durch alle Umkreise der Welt, bänger und erwartungsvoller als die Empörung der Elemente gewesen war. Reiner als die Luft in einer Wintermondnacht wurde der Aether, angefüllt mit einem blendenden Glanze, der nicht aus irdischen Strahlen geboren war. Und unübersehbare Engelschaaren schwebten durch den Weltraum uns näher und näher, und stimmten Hymnen an, drohend und furchtbar wie Gewitter, und spannten einen Regenbogen über die Erde, gewoben aus dem glühendsten Roth des Morgenhimmels und aus dem Blau des Sapphirs und dem Gelb der Narzisse und dem freundlichsten Grün Hoffnung

leidender junger Gott. Ein Schleier aus Lichtstrahlen gewebt ging von dem Bogen des Friedens zur Erde hinab, und verhüllte jedem Auge was dahinter lag, und aus dem Schleier leuchtete der Name Jehovahs, mit flammenden Sternen geschrieben. „Es ist das Thor der Ewigkeit!“ sagte der Knabe. „Es wird sich öffnen!“

Jetzt beugten alle himmlischen Heerschaaren die Knie, und legten demüthevoll die Hände auf ihre leuchtenden Stirnen; denn den Sohn Gottes trugen Cherubim nieder. Unter ihrem Flug gebaren sich Donner, und die Blicke ihrer Augen waren zuckende Blitze, und die Bewegung ihrer Flügel jagte Stürme vor sich her. Seraphim aber hoben den Weltrichter von ihrem Nacken und setzten ihn auf den Gipfel des Bogens, den Stuhl seines Gerichts. In seiner Rechten wogte die Palme des Ueberwinders, in seiner Linken blutete die Dornenkrone große Tropfen auf die erbebende Erde und auf den Knaben und mich herab, und das Schweißtuch seiner Leiden wehte, wie ein Panier der Erlösung, vom aufgerichteten Kreuze Golgathas, neben ihm, über alle Erschaffenen hin. Zur Rechten und Linken, den unendlichen Bogen hinab, standen, ernst und schweigend, Seraphim, und zückten die flammenden Schwerter, und harrten des Worts aus dem Munde des Herrn. —

Und eine unsichtbare Stimme erscholl durch Himmel und Erde: „Die Stunde des Gerichts ist gekommen! Sammelt alle Lebendigen, sammelt alle Todten vor Ihm!“

Da rief ein Seraph zur Rechten des Erlösers: „Erscheint ihr Lebendigen vor dem Könige der Welt!“

Von Furcht ergriffen lag ich auf meinem Angesichte; der Knabe befahl mir aufzublicken; und als ich that, was er geheißen, war ich umringt vom lebenden Menschengeschlechte. Von der glühenden Wüste, von den Küsten des Meers, von den Eisfeldern des Pols hatten die Steppen, die Inseln, die gewaltigen Reiche, die undurchdringlichen Wälder, die wimmeln-

den Gräbern ihre Bewohner gestellt; sie schauten bebend, bleich oder grimm — wie ihr Gewissen mahnend oder beruhigend ihr Loos voraus verkündete — zu dem Richter hinauf.

Der Seraph zur Linken des Sohnes Gottes rief nun: „Stehet auf ihr Todten! Sammelt auch Ihr Euch vor dem Könige der Welt! Ihr Elemente! gebt den zerstreuten Staub aller vergangener Menschengebilde zurück!“

Und ein Engel schwebte herab, und berührte mit seinem Finger die Erde; und, ein unendlicher Kirchhof, spaltete sie sich zu Millionen und Millionen Gräbern; und aus den schon verfallenen, so wie aus den frischern Todtenhügeln kamen die Verstorbenen herauf. Auch die, von Erdbeben Verschlungenen, die in den Berggruben Verschütteten, die, nach mörderischen Kämpfen, in Hekatombengrüften über einander Geschichteten, die vor langen Jahrhunderten begrabnen, welche unter spätern Lusthainen und Fluren verwesten, stiegen in die Höhe; kalt, grau, von dem Schauder der Auferstehung ergriffen, und erfüllten die Lebendigen mit Entsetzen. —

Und ein zweiter Engel fuhr herab, und hauchte über das Meer, über die Flüsse und Bäche hin — und die Gewässer spieen ihre Opfer wieder aus. Die in Schiffbruch Untergegangenen, von Strudeln Verschlungenen, von Ueberschwemmungen Fortgerissenen, in Schlachten zu Grunde Gebohrten; die Selbstmörder, welche in den Fluthen endeten und die durch Schöppenurtheil Ersäuften; alle, welche zwischen Korallenriffen hangen geblieben, oder von den Fischen und Ungeheuern der Tiefe verzehrt waren, wurden von ihrem nassen Grabe ausgestoßen in den gräulichen Gestaltungen ihres Untergangs. —

Und ein dritter Engel senkte sich nieder und schwenkte gebieterisch seine Arme durch die Luft — und auch die Luft ließ die ausgetrockneten Mumien stolzer Grabmäler hervortreten, und die Marmorsärge feuchter Kirchengewölbe sprangen auf, und öffneten den Leichnamen der Gewaltigen, welche ihren Weg

durch den Modergeruch einen Punkt bezeichneten, den Gang zum Gericht. Und die Rabensteine und Hochgerichte sandten, von ihren Rädern und Pfählen, die Abscheu erregenden Gerippe blutiger Gesetze, zum Empfange des letzten Urtheilspruchs. —

Endlich stürzte sich ein vierter Engel auf den Rand eines Vulkans und sprach in die Flammen seines Kraters Worte der Belebung — und auch das Feuer gab seine Todten zurück. Alle, die in eingeäscherten Städten zu Asche wurden; die glühende Lava in zorniger Empörung der Natur verzehrte; die, als Brandstifter vom weltlichen Richter auf den Holzstoß Verwiesenen; die vom Blitz Erschlagenen; jene Opfer unglücklicher Wuth der heiligen Inquisition, welche in den Flammen der Scheiterhaufen an der Liebe Gottes verzweifelten, kamen heran. Der Ausdruck ihrer entsetzlichen Leiden verkündete, daß sie die Qualen der Hölle nicht mehr fürchteten, da sie die Martern der Verdammten schon überstanden hatten. — —

Eine Stimme rief: „Sie sind versammelt!" Christus sprach: „Scheidet sie zu meiner Rechten und Linken!"

Alle Christusbekenner traten zur Rechten, Alle, die seinen Namen und seine Lehre nicht kannten oder verehrten, zur Linken. — Als ich das sahe, wurde mein Herz von Jammer ergriffen; doch der himmlische Knabe durchschaute meine Gedanken und sagte: „In Ihm, dem Gekreuzigten, wohnt die Liebe, Du Kleingläubiger! In Dir lebt nur ein Funke der göttlichen Barmherzigkeit. Harre des Ausgangs!"

Christus aber sprach zu den Heiden und Nichtchristen mit freundlicher Stimme: „Verzaget nicht! Auch Eurer wird das Reich Gottes!"

„Zuvörderst Ihr! die Ihr die Mitgift meines Vaters, die erleuchtende Vernunft, mit menschlicher Würde gebraucht, und für Tugend geglüht habt, tretet über zu meiner Rechten!"

Und ich sahe deren eine große Zahl auf die Seite der Auserwählten hintreten, und erkannte unter ihnen Zerdusch und

Confutse und Sokrates, Platon, Odnus und Aristides, Marke Aurel, Titus und die Antonine, Zeno, Lykurg, Charondas und Solon, Numa und Epaminondas.

— Ferner sprach Christus: „Auch Ihr Alle, die Ihr der Wuth unweiser Bekehrung unterlagt und welche Schwert und Flamme grausamer Bekenner meines Namens fraß; Ihr schuldlosen Kinder der Natur! erdrückt auf eigenem Boden durch ruchlose Goldgier habsüchtiger Scheinchristen — tretet über zu meiner Rechten, daß Euch das Geheimniß der Lieb' und Erlösung enthüllt werde!"

Die Gnade des Heilandes anbetend, staunte ich über die unendliche Schaar der Beseeligten, die vom Mississippi und den Andes der Pforte des Himmels nahten; und das sanfte Volk der Peruaner und ihr letzter Inka, der Märtyrer Montezuma mit seinen Mexikanern und die ausgerotteten Bewohner der Antillen traten zu den Geretteten hin.

Der Sohn Gottes wandte sich an die Verehrer des Korans und sprach: „Auch Ihr, Nachkommen Ismaels, die Ihr auf Erden barmherzig waret und aus reinem Herzen den alleinigen Gott anbetetet — die Binde, welche Euch in den Banden der Sinnlichkeit gefangen hielt, ist von Euren Augen genommen; der Himmel Eures Propheten zusammengestürzt; das Paradies wird sich Euch aufthun für das geistige Anschauen Gottes. Tretet über zu meiner Rechten!"

Und die aus dem Moslemin bewährt Gefundenen schritten in unendlichen Zügen auf die Seite der Seeligen hin. Ehrwürdige Häupter aus der Reihe der Kaliphen führten sie.

Ernster wandte sich der Weltrichter an die Stämme Israels: „Du auserwähltes, doch unglückliches Volk meines Vaters, hast den Verrath an deinem Messias in langer Schmach gebüßt! Nach dem Rathschluß des neuen Bundes leidet der Schuldlose für die Sünden der Väter nicht mehr. Die Tugenden Eurer Erzväter sprechen bei dem Jehovah aller Erschaffenen

[illegible] Israel, der diesen Jehovah im Herzen trug, steht im Buche des Lebens verzeichnet. Tretet hin zu meinem Rechten [illegible]

Und sie Alle traten, von Abraham und David geführt, an die Pforten der Stadt. Samuel, Joseph, Jesaja, Judas der Makkabäer und Esra, die großen und kleinen Propheten strahlten im heiligen Glanze der Verklärung unter ihnen.

Plötzlich wurde das Antlitz des gnädigen Richters trüber; seine göttliche Stirne umwölkte sich — und die Hälfte der Heiden, Moslemin und Israeliten stund, bleich und zitternd vor dem Ausspruche der Verdammten, noch auf der Linken.

„Herr! erbarme Dich Ihrer!" So flehte der eifrige Heidenbekehrer Paulus, und warf sich vor den Thron des Weltrichters nieder. Aber der Heiland sprach: „Mir ward Macht gegeben, am Tage des Gerichts, alle irrdischen Schwächen in dem Quell der Erbarmung abzuwaschen; doch die Herzen derer, welche, noch vom Verbrechen starrend, der Tag des Gerichts ereilt, kann ich nicht reinigen. — Gehet Ihr Elenden in die Nacht der versunkenen, irrdischen Welt zurück; und wenn die Sonne meines himmlischen Reichs tausend Jahre abgerollt hat, dann, Paulus! führe sie zurück vor meinen Stuhl, daß ich ihre Herzen prüfe und bei dem Vater vertrete!"

Als er so gesprochen hatte, schlugen schwarze, drohende Schatten über die versammelte Menschenwelt hin, und verhüllten die Verurtheilten in dicke Finsterniß, aus der das Winseln der Verstoßenen grauenvoll herausdrang, und, wie die Nachtwolke versank, immer dumpfer und schwächer an unser Ohr schlug. — Die Erwählten aber verschwanden durch den Strahlenvorhang unter dem Regenbogen und Engelchöre empfingen sie mit Psalmen des Entzückens.

Vor Grausen erstarrt, erwartete die Christenheit den Ausspruch ihres Erlösers. Eine lange Stille trat ein, denn jedes Gewissen sollte erst Gericht halten über sich selbst. Dann streckte

der Apostel der Liebe, Johannes, die gerungenen Hände zum Sohne Gottes flehend empor, und mit ihm warfen sich Petrus und Jakobus in den Staub; und die Kirchenväter und Luther und Melanchthon beugten die Stirn auf den Boden. Johannes aber bethete inbrünstig aus zermalmter Seele:

„O Sohn Gottes! Keiner von uns Allen ist rein vor Dir! Auch nicht Einer! Willst Du Deinen Himmel bevölkern, so laß Deine Gerechtigkeit vor Deiner Gnade verstummen! — Ach die Hälfte von Jenen, die Deinen Namen nicht einmal gekannt, hast Du in die Finsterniß verstoßen! Wie sollen wir bestehen, denen Dein Evangelium gepredigt worden und die dennoch Dein Gebot der Liebe verletzten? — Herr! ich flehe im Staube für Deine Gemeinde!“ —

Mild blickte Christus den Jünger an, aber antwortete nicht, sondern befahl Petrus, die Verweser der Kirche vor Gericht zu stellen. Da reihten sich die Schaaren der Kirchenväter, Ordenspriester, Bischöfe und Päpste, die Reformatoren, Wunderthäter, Dogmatiker, Großinquisitoren und Heidenbekehrer vor dem furchtbaren Stuhl hin. Ein durchdringender Blick des Untrüglichen prüfte mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls die gedrängteste Schaar; ein edler Zorn flammte aus den Augen des unbestechlichen Richters, als er alle die vor sich zittern sah, welche in frecher Geistesprannei mit weltlicher Hand in das Gebiet der ewigen Freiheit hinüber zu langen, getrachtet; die, welche sein Evangelium verfälscht, um das Gift des Hasses und der Wuth, wie glühenden Regen über seine Kirche auszugießen; die, welche mit ruchlosem Banne unsterbliche Seelen zur Hölle verfluchten; alle, welche aus unduldsamer Mordgier die Scheiterhaufen bevölkert hatten; jene Gotteslästerer, welche aus Selbstsucht, Meineid, Mord und Verfolgung als Werke christlicher Frömmigkeit gepriesen; den milden Hirtenstab gegen weltliche Zwingherrschaft ausgetauscht; falsche Wunder üben lassen und selbst geübt, um die schlichte Einfalt unter kirchlicher Despotie blutig zu schla-

gen. — „Ihr Alle!“ rief der, tausendfältig von ihnen Gekreuzigte, „warum habt Ihr den Gnaden- und Erlösungsbund der Liebe entweiht? — Die Angst dieser Stunde erweicht Eure verhärteten Herzen noch nicht! Versinkt auf zehntausend Jahre in den Abgrund erbarmungslosen Elends! — Und Du Petrus, auf den ich meine Kirche erbaut, schließe hinter ihnen den Kerker ihrer Hölle! Nur durch die Spalte ihres tiefen Grabes erinnere sie ein matter Schimmer des Himmels an die verscherzte Seligkeit; und ist einst die Zeit abgelaufen, so will ich Alle, deren Brust durch die Kelter der Leiden gereinigt ist, aus Finsterniß in Dämmerung, aus Dämmerung in Licht führen, daß sie gerettet werden. — Trete über, Ihr Verurtheilten, zu meiner Linken!“

Und es geschah also. Ihrer war eine unermeßliche Zahl. — Ihr Haar sträubte sich empor, ihre Augen stierten unbeweglich nach dem Richterstuhl, ihre Lippen zuckten und sprachen nicht. Verzweiflung griff, mit den Krallen eines unsterblichen Todes, in ihre Brust und drückte die liebtosen Herzen zusammen. — Da umwirbelte schwefliger Dampf die Unseeligen; Flammen, womit sie gemartert hatten, leckten an ihnen hinauf; Schweiß des Entsetzens, den sie auf dem Angesicht gequälter Opfer ausgepreßt hatten, fiel nun, in zahllosen eisigen Tropfen, von ihrer eignen Stirn. Stürme heulten jammernd durch das Gebrüll furchtbarer Gewitter um sie her; der Abgrund unter ihren Füßen that sich auf, und verschlang die Flammen, den stürmenden Donner und die schrecklich Gerichteten.

Ich aber war vernichtet von dem Anblicke eines solchen Jammers, und schloß die Augen vor dem grausenvollen Verhängnisse jener Elenden. Aus der tiefen Betäubung weckte mich der Knabe und sprach: „Richte Dich an der Seeligkeit der Begnadigten wieder auf! Siehe! Alle waren Hirten der Christenheit, alle Lehrer des einen Glaubens, alle treuen Diener und Hü-

über der Leiche verschwinden durch den Stahleneingang in das Reich ewigen Friedens.“ —

Und nun befahl der Weltrichter: „Jakobus! Stelle die Gewaltigen der Erde, die Völkerbezwinger, die mit dem Lorbeer grünumwundener Schlachten Gekrönten, stelle die Fürsten und Eroberer vor meinen Richterstuhl!“

Da traten aus den unzähligen Millionen die Großen der Erde heraus. Die von Ehrsucht zerfressenen Weltverwüster, die das freie menschliche Haupt an den Ring der Sklavenkette geschmiedet, Verheerung in blühende Landschaften getragen, mit dem Schwerte gemäht, was emsiger Fleiß gesäet; mit Pestilenz und Hungersnoth um den schändlichen Ruhm, ganze Jahrhunderte zu entvölkern, gewetteifert, mit Strömen Bluts das eroberungsdurstige Herz gekühlt hatten, sie alle wurden zur Linken gestellt. — Ihnen folgten, welche das Gut verschmachtender Unterthanen bei ihren Schätzen aufhäuften; mit dem Salze der Thränen ihre Prassermale würzten; den Jammerruf der von ihren Statthaltern Bedrängten auf den Tummelplätzen wilder Völlerei überhörten, und für eine Stunde üppiger Lust den Wohlstand ganzer Provinzen verschleuderten. Sie alle traten zur Linken. — Diesen nach wankten Jene, die sich für die Götter der Erde gehalten, und alle, die ihnen ebenbürtig erschaffen waren, die ihrer liebenden Pflege bloß anvertraut wurden, wie Gewürm zu zertreten, sich berechtigt wähnten; jene, welche die erwachende Vernunft, als die Rächerin ihrer Tyrannei verfolgten, und die geistige Bildung ihrer Bürger, gleich einem zehrenden Thau an dem Laubgewinde ihrer Kronen, zu vernichten strebten. Sie alle traten zur Linken. —

Und Christus redete sie an:

„Euch ward die Sorge für das edelste Geschöpf meines Vaters. — Was habt Ihr aus dem Kleinod seiner Natur gemacht? Gebt Rechenschaft von euren Thaten!“

Da rief Jakobus flehend zum Richter empor: Herr! ihre

Werke folgen ihnen nach. Sie besiegelten ihren Glauben nicht mit ihren Thaten. Meine Bitte für sie muß verstummen. Aber Viele sind verführet von ihren Dienern, Schranzen und Schmeichlern, und in den Netzen des Wahns festgehalten worden, der sein unzerreißbares Gespinst um ihre Herzen und Hände rankte. O Herr! erbarme Dich dieser, und strafe ihre Verführer!"

„Sammle diese Verführer vor mir!" antwortete der Herr. „Doch die, für welche Du bittest, kann ich nicht retten, bevor sie gereift sind, den Glanz der Wahrheit zu ertragen und die Wärme himmlischer Liebe zu empfinden; denn ihr Auge ist an Finsterniß gewöhnt, und ihre Seelen sind erstarrt in dem Frost gemißbrauchter Gewalt; sie können nur durch Leiden zur Seeligkeit gelangen. — — Versinke darum, Bejammernswürdige, und herrscht über die unterirdische Nacht, deren Schleier Ihr über die Erde auszuspannen getrachtet. Dort dampfen Thränenströme ihren Wrodem Euch als Räuchopfer entgegen, dort kämpfen die verstoßenen Elemente den ewigen Streit um Eure Flammenthrone fort, und durchwühlen Eure grausenhaften Gebiete. Und wenn über tausend und tausend Jahre die Sehnsucht nach Lieb' und Erlösung Euren versteinerten Hochmuth besiegt hat, dann will ich Eurer gedenken!"

Und zischende Fluthen sprudelten aus dem Boden herauf, den die Verurtheilten betreten hatten, und durch die kochenden Wogen, welche das Gold der Kronen und Szepter, in brennendem Schmelz über Schultern, Scheitel und Schläfe der Tyrannen hinabsiedeten, wälzten sich eisenhafte Ungeheuer und Schlangen um die Verzweifelnden hin, und umwickelten sie mit gewaltigen Ringen und zogen sie in die Tiefe hinunter. Ueber ihnen aber verschloß sich wieder der Abgrund.

Doch die gerechten Könige, die Väter ihrer Völker, die frommen, muthigen Helden der Freiheit, die Verfechter menschlichen Adels, die Stützen der Tugend, Alle, welche zur Rechten stehen

geblieben waren, zogen durch die Pforte des Himmels, ihre ewigen Kronen zu empfangen. —

Wie ihm der Herr gebothen, ſtellte Jakobus — ſeine Züge waren von Schmerzen und Ahnung des Kommenden bewegt — alle zu Gericht, die als Amtleute, Höflinge, Kanzler, Stellvertreter und Vertraute den Großen der Erde gedient. Ihrer war eine unendliche Zahl, die zur Linken geſtellt ward. Ihre Zähne klappten zuſammen, ihre Gebeine ſchlotterten gichteriſch; die krampfhaft zuſammen gezogenen Hände wollten ſich zum Gebet zuſammenfalten, und vermochten's nicht.

Jakobus ſprach: „Hier ſtehen die Armſeeligen, die das Glück von Millionen in Scheffeln ausſpenden konnten, und nach Lothen abwägen; dieſer Roſt der Diademe; auszehrende Rankengewächſe an dem Fruchtbaume des Geſetzes und des Friedens! — Viele von ihnen krochen aus dem Staube, langſam, wie ſtechendes Inſekt, zu den Blüthen, welche den Balſamhauch königlicher Milde über die Länder ausduften ſollten, hinauf, um dieſe Blüthen zu zernagen; Viele von ihnen, in dem nächſten Schimmer der Majeſtät geboren, fingen die Strahlen fürſtlichen Wohlwollens auf, um ſie, nach klügelnder Willkühr, tauſendfach zerſpalten, in die bedürftigen Länder ſparſam auszuſtreuen, oder auch für ſich ſelbſt einzuſaugen. Wie der ſchneidende Nord des Winters haben ſie die Herzen der Menſchen gegen ihre Beherrſcher vereiſt, mit dem Gute der Unterdrückten ihren Günſtlingen Ehrenpforten erbaut, der Lüge Tempel geweiht, der Schmeichelei Rauchaltäre geſtiftet, die Tugend verſchmachten, das Verdienſt verfolgen laſſen, und den freigeſchaffnen Menſchen unter die elenden Lumpen der Knechtſchaft verhüllt. Herr! thue mit Ihnen nach Deiner Gerechtigkeit und unermeßlichen Gnade!“ —

Da warf Chriſtus wehmüthig den Blick auf ſie hin und rief aus: „O! Ihr Unſeeligen! Eure Kälte werde Eure Hölle! Ziehet dahin, wo in ewiger Erſtarrung nur der Gedanke an Eure Miſſethaten noch lebendige Regung bewahren ſoll! Eure Herzen

sind härter, wie der Demant. Liebtos habt Ihr unter Tausenden allein geathmet, wie der Geier auf einer Felsklippe unter den Wolken. Nur aus unendlicher Ferne falle ein Strahl meines Versöhnungsblutes, wie der Schimmer des Nordscheins in Eure öde Verlassenheit, wo Eis und Nacht Euch an unerweichliche Felsen bannen, damit Ihr gedenket, daß es einen Himmel gebe. Und wenn zehn tausend Jahre sich über Eure Häupter zu einer schrecklichen Ewigkeit hingedehnt haben, dann will ich Euch von Neuem prüfen, richten und erlösen!" —

Und unter den Verstoßenen that es sich auf. Unsägliche Kälte, erstarrende Schauer stiegen empor, und erfaßten die Elenden. Ihre Augen versteinerten sich zu Glas, ihr Fleisch zu gefrornem Schnee; ihre Glieder starrten, wie die Aeste einer Tanne auf dem Gebirge in der Wuth des Frostes. Sie wollten klagen, aber jeder ihrer Laute stockte wie ein gerinnender Bach. So gingen sie unter, gleich der Kuppe des Gletschers, unter der das Geripp des Vergrieſen bricht, welches sie trug. —

Hierauf wandte sich der Weltrichter zu Denen auf seiner Rechten also: „Ihr, die Ihr Euch selbst hingabt für Eurem Beruf; die menschliche Schwäche Eurer Herrn bewachtet; die Herzen der Könige zum Seegen lenktet, Eure Nächte für die Ruhe der Reiche verwachtet, den Nacken lieber dem Beile, als der Ungerechtigkeit beugtet — Ihr treuen Arbeiter und Lastträger im Weinberge meines Vaters! Gehet ein zu seinen Freuden!"

Und der Himmel that sich auf, und die Gerechtbefundenen folgten den Seeligen, die voran gegangen waren. —

Die zahllose Menge der Guten und Bösen, welche noch übrig war, wurde gerichtet; und trat zur Rechten oder Linken. Das härteste Loos traf die Scheinheiligen, Liebtosen, Schadenfrohen und frömmelnden Unduldsamen. Milderes Urtheil sprach der Herr über alle, welche dem Zorne, der Sinnlichkeit, der Leidenschaftlichkeit des Bluts schuldig befunden waren. —

Als wenn ich ausgeschlossen wäre aus dem Kreise der

Menschheit, schritt ich den zuletzt Gerichteten nach. Von Mitleid und Gram war meine Seele durchdrungen; die Betäubung meines Geistes hatte mich beinahe fühllos gegen das eigne Schicksal gemacht. Verbrechen traten nicht vor meine Erinnerung, aber das Bewußtsein unzähliger Schwächen schwebte mir vor. Der Knabe führte mich, wie ein williges Opfer vor den Thron des Gerichts. Weder die Zuversicht nahender Seeligkeit, noch die Furcht der Verdammniß wechselten in meinem Gemüthe noch länger. Es war die regungslose Stille der Gleichgültigkeit, welche, auf der schmalen Grenze von Tod und Athmen, der Vernichtung entgegen steht.

„Du stehst vor Deinem Erlöser!" sprach die Stimme neben mir. Ich blickte auf, und verschwunden war der Engel — es war Ambrosius wieder, der mich führte. Als wenn er mich bei Gott vertreten könnte, fühlte ich einen lebendigen Funken mein Herz erwärmen; aber ich vermochte nicht aufzuschauen zu Ihm, dem Gnadenreichen und Gerechten, der die verborgensten Falten meines Innern kannte. Im Angesichte der himmlischen Heerschaaren war mein stilles Flehen nur ein demüthiger Gedanke.

„Er ist gerichtet!" rief Christus über mir. „Kleingläubiger! der das Wort des Lebens im Herzen trug, und unter der Bürde irdischer Befangenheit dennoch erlag. Warum sättigtest Du Dich in frommen Gefühlen, ohne, durch das mühsame Tagwerk heilsamen Würkens, den Groschen der fleißigen Arbeiter zu verdienen? Nährtest Du in Deiner Liebe nicht den Haß, indem Du in stolzer Demuth Deine Brüder flohst? Auf erschlossene Ueberzeugungen bautest Du Dein gläubiges Vertrauen, obgleich Du Gott in Deiner Brust fühltest; und dennoch konntest Du oft Ihn in der weiten Schöpfung verschwunden wähnen, obgleich seine Stimme laut in Dir rief. — Deine Thränen habe ich gesammelt, Deine [illegible] wie Deine Zweifel gehört; Dein Wollen und Dein Gedanken sind im Buche Deiner Tage verzeichnet. Welche Früchte hast Du getragen? Wo ist Deine Ernte auf-

gegangen? — Dein Wille ist nicht reif für den Himmel; Dein Herz ist zu weich für die Hölle. Harre der Zukunft, bis Du geläutert und befestigt bist. Erstarke erst in dem Glauben an eine unendliche Liebe, die auch den letzten Verdammten nicht reinigen, sondern nur für das Bürgerrecht im Reiche Gottes befähigen will. Denn Alle, ja Alle! erwartet endlich die Stunde der Erlösung!" — —

Und der Strahlenschleier unter dem Regenbogen that sich auf! Unbeschreiblicher Anblick! Nur ein Blick in die Wonne der Ewigkeit war mir vergönnt, aber mein noch zu blödes Auge konnte ihn nicht ertragen; ich fühlte, daß ich für den Himmel noch nicht gereift war. Ambrosius trat hinüber in die Heimath seines verklärten Geistes, und hinter ihm schloß sich das goldne Thor, vor dem ich nun ausgeschlossen allein stand. Doch als ich, von Hoffnung und unnennbarer Sehnsucht erfüllt, zum Erlöser, der auch mir den einstigen Eingang verheißen hatte, dankend und preisend, aufschauen wollte, sah ich ihn nicht mehr, und alle Engelschaaren waren verschwunden. Nebel traten vor die strahlende Pforte, der Regenbogen erbleichte, und nur der Name des unerforschlichen Jehovah blickte, in seiner Sternenschrift noch leuchtend zu mir nieder. Da rieselten Schauer durch mein zitterndes Gebein, kalter Reif hauchte mich an; mir war, als sänke meine Seele in die träge, irrdische Welt zurück, als wehte rauhe Morgenluft um meine glühende Stirn. Meine Besinnung kehrte nur langsam wieder; ich wußte lange nicht, was mit mir geschehen war. Als ich aber die Erdensonne in Osten aufgehen und den Nachtreif auf meinem Mantel in ihren Strahlen erglänzen sah; als ich mich von Frost erstarrt fühlte, und vor meinem umsuchenden Auge sich auch Ambrosius Hütte hinstellte, da dachte ich des geliebten Todten darinnen, und heiße Thränen mischten sich zu den kalten Reiftropfen auf dem schon hinsterbenden, verdorrenden Grase.

Lebewohl!

Ich trat zu Ambrosius hinein. Wie süß schien mir dieser Schlaf, der Lohn eines so schönen Lebens. Ach! und wen fand ich am Todtenlager dieses wahrhaft Heiligen trauern? — Einen treuen Hund allein. Ohne mich wäre die Hütte des Verschiedenen Grab geblieben.

Ich nahm die wenigen Papiere meines Freundes zu mir, dann warf ich mich noch einmal neben ihm nieder und küßte seine kalten Lippen. Mit wankendem Fuß stieg ich ins Dorf hinab. Traurige Bestürzung, Wehmuth, selbst Thränen fand der Hingang des liebreichen Freundes und Arztes vom Berge bei allen Thalbewohnern. Andern Tags schaffte der Ortspfarrer einen schlichten Sarg hinauf. Wer die Höhe zu ersteigen vermochte, begleitete das enge Häuschen des Geliebten. Neben seinem Gartenfleckchen, das nur mit wenig Erde bedeckt war, lag ein durch die Natur ausgehöhltes Felsenstück; dahinein wurde der Leichnam beigesetzt, und die vordere Oeffnung vermauert, die Hütte mit Allem, was darin war, verschlossen, als Weihestätte eines Hochgeachteten, dessen Andenken mit seinem Verschwinden nicht erlöschen sollte. — Das Geflügel hatte sich zerstreut; der Hund wollte mir nicht folgen. —

Dort ruht, alpenhoch, ein wahrer Mensch, erhaben über dem Gewühl der Tiefe, wie sein Gemüth immer die Höhe suchte. Felsenwände umschließen sein Gebein, auf denen er oft ausgeruht hat, um durch freie Blicke in die Unendlichkeit seine Seele zu erquicken. Sein Leben war ein werkthätiger Gottesdienst, sein Wort Ausfluß eines liebenden Herzens. Was er Gutes gethan stellt ihn zur Rechten des Weltrichters. Gern ruhte er an dem Busen der irrdischen Natur, an deren Brust der edle Mensch sich immer stark säugt, um für die himmlische zu reifen. — — —

Und was hab' ich gethan? — Die Kraft meines Lebens trüb verweint oder süß verschwärmt. Kein Werk von mir schlägt eine Wurzel in den Boden der Zukunft. Die Blüthe, welche aus meinem Grabe wächst, ist durch keinen Fruchtsaamen geschwängert.

Noch höre ich den Weltrichter über mich aussprechen: „Dein Wille ist nicht reif für den Himmel! Dein Herz ist zu weich für die Hölle!" — Ich will mir einen Knaben suchen und ihn lehren, nach dem Bilde Ambrosius ein Mensch zu werden. Die Früchte, welche der Zögling trägt, sollen mein Verdienst einschließen, wie die Blumenknospe hundertfältig den Saamen, aus dessen einzelnen Korn sie entkeimte. So kann ich vielleicht durch Einen noch auf Tausende würken, und der Strahlenschleier unter dem Regenbogen wird sich auch vor mir aufthun.

Findet sich ein solches Kind zu mir nicht mehr, weil ich selbst die Zeit meiner Reife zu lange erwarten ließ, so will ich diese Blätter, die Zeugen meines Ringens und Strebens auf gutes Glück über den Boden der Menschheit ausstreuen, und überlasse es dem Lenker der Welt, sie auf ergiebiges Ackerland, oder auf steinigen Boden fallen zu lassen. Ob sie zehn- ob hundertfältige Früchte tragen, ob sie beim Aufgehen verkümmern ob sie schon im Keime vermodern werden, hangt von Dem allein ab, der allem menschlichen Thun, soll es gedeihen, den Sonnenschein und Regen seines Seegens verleihen muß. —

Und somit verlasse ich meine Alpe und das Grab meines Freundes, und trete noch einmal in die Welt zurück. Zum Abschiedsgeschenk weihe ich Euch die stille Ansicht Ambrosius über das Letzte und Höchste, das sich im Bildungslaufe der Völker entwickeln muß; doch, so lange es mit Haß und Blut getränkt wird, die Dornenkrone der Christenheit bleibt.

Die Kirche.

Ich schaue in Deinen Sternenhimmel, mein Herr und Gott! und finde Dich. Ich fühle Deine Nähe, wenn ich Dich auch nicht begreife. Dort aus dem Sirius und hier in den Schlägen meines Herzens sprichst Du gleich liebevoll zu mir. Dieser unsichtbare Tempel der Natur, die Kirche Deiner Allmacht und Gnade trägt mich im Schooße. Im Dünkel ihres Hochmuths wähnen die Menschen, sich einander daraus verstoßen zu können. Undankbares Beginnen! ich will Dich beleuchten.

Hier habe ich eine Nacht verwachen müssen, um mich selbst zu prüfen: ob ich ein Christ sei? ob ich den Geist der Kirche Christi erfasse? — Die andern Kirchen kümmern mich nicht. Ich will niederschreiben, was mir als heilige Wahrheit erscheint. Erhellung des Gemüths ist höher zu achten, als tausendjährige Meinung.

1.

Die innere Kirche ist das Reich Gottes auf Erden; das geistige Verband der Menschheit in allen Zeiten und Zonen. Jesus Christus hat ihre innersten Pforten erschlossen, damit die Brüder jeder Zunge und jeden Volks zu ihrem heiligen Altare wallfahrten, und sich selbst zu einem wohlgefälligen, reinen Opfer weihen mögen.

Die äußere Kirche ist ein Werk, von Menschenhänden gemacht, wieder eingerissen, wieder aufgebaut, geflickt, getüncht, verschönert, völliges Dunkel oder Dämmerlicht ausgestreut, durch blaue, rothe, gelbe Scheiben oft lieblich bunte Erleuchtung angebracht worden — ein Cölner Dom, an dem Schönheit und Unvollendung, herrliche Säulen und öde Gemäuer, himmelanstrebende Kühnheit und demüthigender Verfall jedem Sterblichen sagen: daß diese äußere Kirche ein Irrdisches, Wandelbares und Vergängliches sei.

Die innere Kirche, so alt, als die Menschheit selbst, legte ihren Grundstein, wie Gott sein Ebenbild, das Vernunftgeschöpf, ans Werk stellte, von dem Ursanfange religiöser Anbetung — vom Niederfallen vor dem Rauschen des Sturms und vor der aufgehenden Sonne, bis zur Erhebung des Geistes zu dem Alleinigen und Allliebenden — an einem Tempel zu bauen, der, von Geschlechtern zu Geschlechtern emporwachsend, seine Kuppel über die Sterne hinaus wölbt und den Thron des Ewigen berührt. Diese innere Kirche hat Familien zu Stämmen, Stämme zu Völkern vereinigt, und wird einst die ganze Erde zu einem großen Osterfeste versammlen, wo jede Lippe den nicht mehr verhüllten Jehovah anruft. Diese innere Kirche hält die Staaten empor; sie ist die Säule, um welche veredlende Kunst und jegliches wahres Wissen rankt; sie befestigt die Throne, sie schützt die Völker, sie vertheidigt die Rechte, sie wacht über die Pflichten zwischen Herrschern und Bürgern; sie ist der Mittler zwischen Gott und Geschöpf — oder laßt mich lieber sagen: Sie ist das Walten Gottes selbst in den Erschaffnen.

Die äußere Kirche sollte die Hieroglyphe werden für den tiefen Sinn des Innern — aber es sind Charaktere entstanden, die nicht selten bis zur Unleserlichkeit zusammenfließen. Der Name Jesus von Nazareth ist auf allen Kreuzwegen und Landstraßen zu finden, aber seine reine Lehre? — Untergehen kann sie nimmer; aber sie ist nicht grade da getreu aufgefaßt, wo der

Name unaufhörlich angerufen wird. — Wenn die äußere Kirche hier segnete, wurde sie dort das Hemmrad in dem Triebwerke der Staaten; wenn sie heut mit den Strahlen der Erleuchtung die verfinsterte Welt zu erhellen bemüht war, verfolgte sie darum morgen dennoch mit Ingrimm jedes selbstständige Denken und Streben, und goß wieder ägyptische Nacht aus, worin Fürsten und Unterthanen einander nicht mehr erkennen sollten.

2.

Da die äußere Kirche die sichtbare Form ist, unter der die Menschen im Staate ihr Bekenntniß über ihre Ideen vom Allerhöchsten, und ihren religiösen Standpunkt zu demselben öffentlich niederlegen, so muß die Frage beantwortet werden: Wie Staat und Kirche zu einander gestellt sind?

Als Repräsentant der innern, kann die äußere Kirche weltlicher Authorität nicht unterworfen seyn, das hieße, das Ewige unter das Irrdische beugen, das Unvergängliche unter das Wandelbare einzwängen wollen. Als organisirtes Institut im Staate, das zugleich von äußern Lebenselementen abhängig ist, darf die äußere Kirche sich wiederum nicht der Staatsgewalt entziehen, oder sogar über diese stellen, weil ein solcher Staat im Staate die Einheit der Regierung aufhebt, der Begriff eines Staates dadurch vernichtet wird, und die höchste Authorität der Gesellschaft, das Gesetz, an dem Zwecke seiner Allgemeinwürksamkeit scheitern muß.

Diese beängstigende Alternative hat die christliche Welt seit tausend Jahren hin- und hergeworfen, und ist auch heut nicht entschieden, sondern, wer weiß auf wie lange noch, vertagt. Jedes Concordat giebt den bündigsten Beweis, daß bis jetzt noch keine feste Grundlage für die Stellung der Kirche zum Staat gefunden worden sei, sonst gäbe es überall nur Eins und Dasselbe, oder vielmehr gar keine; denn jedes absolute, aus der Natur der Sache sich von selbst ergebende Gesellschaftsverhältniß bedarf

der Rechtsbestimmung nicht erst einmal. Auch befreien uns die gemachten Erfahrungen nicht von der Besorgniß, daß der eingetretene Waffenstillstand noch kein ewiger Friede seyn möchte. Hie und da scharmützeln beide Theile, nach Zeit und Gelegenheit, im kleinen Kriege fort, und die kirchliche Politik hat ihre zurückberufenen, gewandten, leichten Truppen, die verwegne Schaar des Ignaz Loyola, schon wieder auf die Vorposten ausreiten lassen, um nach Vermögen über die Linie zu gehen, und in der herrlich aufgegangenen Saat freier, menschlicher Bildung zu fouragiren.

Sollte denn das Verhältniß zwischen Staat und Kirche gar keinen, aus innerer Naturnothwendigkeit hervorgehenden Grundsatz finden können? Dies verneinen zu wollen, wäre eben so viel, als behaupten: die Gottheit habe zwei Prinzipe, welche sich gegenseitig auf das Innigste durchdringen sollen, zur wechselsweisen Abstoßung bestimmt, und der irrdischen Glückseligkeit, deren Träger das Religiöse ist, ihren Stützpunkt nehmen wollen, um dem Religiösen, das ohne Vorbildung und Cultur der bürgerlichen Verhältnisse nicht würdig erfaßt werden kann, alle bessern Verehrer zu rauben. Der Widerspruch ist zu schreiend.

3.

Alle Religionskriege, jegliches durch sie verbreitete Elend, die vom Bischofstuhl aus entthronten Kaiser und Könige, die verfluchten und abgesetzten Päpste, die mit dem Interdikt belegten Reiche, Provinzen und Städte, die, vom Fanatismus angezündeten, Scheiterhaufen unbefangener Denker und Weisen, die Hekatomben von Schlachtopfern der Inquisition *) sind eine

*) Nach dem, 1817 in Paris gedruckten Briefe des Don Juan Ant. Llorente, ehemaligen Geheimschreibers der Inquisition, an Claufel de Coussergues, wurden bis zum Jahre 1808 allein in Spanien

fortlaufende Verkundung, daß die Begriffe von Religion und Kirche entweder falsch verstanden, oder auch vorsätzlich schief gedeutet worden sind.

Zweierlei nämlich hat der äußern Kirche eine fremde Richtung gegeben. Das Erste lag in den fremdartigen Zusätzen, die das Christenthum erhielt, wodurch es wieder in die sinnlichern Vorstellungsweisen zurückgezogen werden mußte, worüber zu erheben es doch bestimmt war; das zweite, für die erfolgte Ausbildung des Kirchenthums, eben so Wirksame war die Verschmelzung seiner eigentlich bloß geistigen Bestimmung mit äußerlichen Herrschaftsverhältnissen. Aus einer heilsam waltenden Kirche wurde eine unbedingt herrschende. In diesem Grundprinzipe unbedingter Herrschaft lag schon von selbst die Ausschließung jedes andern geistigen Einflusses, und es war der neugewonnenen Ansicht ganz gemäß, wenn sie sich nun auch die allein seeligmachende nannte, und die Verdammniß über Alles aussprach, was nicht von ihr umschlossen wurde.

Seelig macht aber jede Religion, die sittliche Kraft in uns entwickelt; seeliger diejenige, welche Tugenden in uns fördert, die bei den niederdrückenden Satzungen einer andern nicht aufkeimen können oder sollen — am seeligsten gewiß die echtchristliche, welche keine Grenze für Volk, Geschlecht, Stand und Geschöpf steckt, sondern Alles, was Odem hat, mit Liebesarmen umfaßt.

Wenn wir uns über alle Schiemen erheben, weder Protestanten noch Katholiken, weder griechischen noch lateinischen Kul-

---

würklich verbrannt	32,382
im Bilde verbrannt . . .	17,690
eingekerkert	291,450
Gesammtzahl der Verurtheilten	341,522!!!

Welche Summen würden die Inquisitionsregister von Portugal, Italien und Frankreich noch hinzufügen! Gewiß genug, um ein mittelmäßig großes Königreich damit zu bevölkern. Ambrosius.

tus von einander absondern, sondern uns bloß eine christliche Kirche denken — ob sich dann nicht die Stelle bestimmen lasse, welche sie im Staate einzunehmen hat, ohne zu unterdrücken und unterdrückt zu werden? Wer diesen Versuch wagen will, muß nothwendig zuvor die Natur der innern christlichen Kirche erkannt haben, deren bloßes Symbol die äußere ist.

Das Religiöse ist nicht dem Menschen angebildet, sondern mit ihm geboren; wie könnte es sich sonst je in ihm entwickeln? So wie in den Geistesanlagen der Karaiben alle Bedingungen zu einer reinen Philosophie schon vorhanden sind, darum, weil er Mensch ist, so ruht schon in der religiösen Anlage des Fetischanbeters der Keim zur reinsten Gottesverehrung; denn ein Vernunftwesen ohne religiöses Gefühl ist Widerspruch. Religiösität ist charakterisches Merkmal der menschlichen Natur, wie dies Merkmal durch Verbildung auch immer entstellt werden möge.

Die frühste Regung der Vernunft geht mit der frühsten Aeußerung des religiösen Gefühls Hand in Hand, oder vielmehr beide sind in einander völlig aufgegangen. Die überfinnlichen Ideen der Vernunft können nicht eher ins Leben treten, bis der, in der sinnlichen Welt würksame Verstand hinlänglich durch reine Begriffe bereichert ist. Ist die Vernunft aber einmal erwacht, so kommt ihr der Gedanke der Causalität und des zureichenden Grundes von selbst. Dunkel liegt die Frage: Woher ist Alles? schon in der Seele jedes Wilden; aber der, noch zu beengte, Kreis seiner Begriffe wird ihn nöthigen, die nächste Ursach für die letzte zu halten, und der zerstörende Blitz bewegt ihn, die Arme zum donnernden Gewölk emporzuheben und die böse Würkung einer andern Ursach, für die Grundursach selbst zu nehmen. Er wird den furchtbaren Blitz in der finstern Wolke für den zürnenden

Gott halten, und, wenn seine Kenntniß der Natur sich erweitert, die ihm die Naturereignisse ganz richtig nur als Wirkung einer andern Ursach erscheinen läßt, einen wolkensammelnden Zeus anrufen, oder einen wellenschlagenden Neptun.

Vom Fetischendienst bis zur Bevölkerung des Olymps mit Göttern hatte die Menschheit bereits lange Stadien religiöser Cultur durchlaufen, und die Aufstellung eines Fatums, dem auch die Himmlischen hingegeben waren, beweist schon die Abstraktion eines viel geübten und gewandten Geistes, der nicht mehr weit von dem Punkte steht, auf dem die Vorstellung eines alleinigen und höchsten Gottes vor die Seele tritt. Er darf diesem Fatum nur Leben verleihen und die blindwaltende Macht zur freien umschaffen, so erscheint der alleinige Jehovah, dessen Verehrung — so viel uns überliefert ist — von Abraham ausging, und der darum in der Menschengeschichte eine so erhabene Stelle einnimmt, weil er den Anknüpfungspunkt für die höchste Gottesverehrung, wo sie sich von bloßer Symbolik oder Personifikation der Naturkräfte trennte, wiederfand.

Das Grundgesetz in der moralischen sowohl, wie in der physischen Welt gestattet keinen Uebersprung von der Tiefe zur Höhe, sondern langsames, aber sicheres Fortschreiten von Linie zu Linie, und daher kein Wunder, daß der Gott Abrahams noch in eine zu enge Persönlichkeit festgezwängt ward, und diese Persönlichkeit ungleich größer erscheint in ihrer Macht und Stärke, denn in ihrer Weisheit und Heiligkeit. Kraft, welche in jeder Naturbegebenheit die Abhängigkeit des Menschen von einer höhern Gewalt beurkundete, wurde in jenem einfachen Zeitalter der Welt, auch im Menschen für das Edelste gehalten, und darum die ausgezeichneteste Eigenschaft des Alleinigen Gottes ebenfalls Kraft. Hieraus wird erklärlich, warum das Judenthum, welches so früh die große Frage: Woher Alles? durch den Schöpfungsmythos beantwortete, die nicht minder große Frage: Wozu Alles? fast ganz verhallen ließ. Wäre der

Allmächtige Gott Israels auch der Allweise gewesen, so blieb die Gesetzgebung Mosehs gewiß nicht bloß, bei den streng volksthümlichen Bestimmungen einer hierarchischen Staatsverfassung im Irrdischen befangen, wonach das Volk in seinem Gott vorzüglich nur seinen weltlichen Beschützer und König sahe, und in jeder Erfüllung der Gebote nur eine Handlung bürgerlichen Gehorsams, dessen höchster Lohn ein langes Leben und ruhige Versetzung der Gebeine in die Gruft der Väter war.

Die Frage also: was wird einst aus dem Menschen? erörterte die Religion der Juden nicht; späterhin wohl ihre Philosophie, welche nicht wesentlich aus ihren kirchlichen Lehren hervorging, sondern, wie fast allenthalben, aus Mittheilungen anderer Völker, unter Zumischung eigner Bestandtheile, aufgebaut war; und das ist grade der hohe Werth der Wissenschaften und der Philosophie besonders, daß sie kein Monopol einzelner Staaten und Völker bleiben, sondern im großen Welthandel des menschlichen Geistes zu jedem Hafen fortschreitender Ausbildung freie Einfuhr gewinnen; jede kirchliche Institution aber, ganz entgegengesetzt, ihrer Natur nach, sich schon absondert, und nur hie und da der Blick eines Neugierigen oder Unbefriedigten über die einzwängende, hohe Mauer in das Heiligthum des Nachbars verstohlen hinlauscht.

Freilich wundersam genug, daß der Glaube Abrahams, welcher die Grundidee höherer Gottesverehrung vorzugsweise aufgefaßt hatte, keinen Blick in ein Jenseits wagte, während die Vielgötterei ein Elysium und einen Tartarus schuf, ja unsre eignen Vorahnen alle Hoffnung der Belohnung für namhafte kriegerische Thaten auf ein Walhalla bauten. Eine Ruhe im Schooße Abrahams, d. i. in einem seeligen Aufenthalte, und eine martervolle Hölle wurden zwar auch von Juden geglaubt, aber dieser Glaube ging nicht unmittelbar aus dem Mosaism hervor, sondern gründete sich auf theosophische Ideen anderer Völker.

Der erhabne Grund, worauf der Glaube Abrahams und Moſchs ruhte, mochte indeſſen wohl grade die Urſach ſeyn, daß die Erdichtung ſolcher Phantaſiegebäude, wie ſo viele andre Nationen, wie Indier, ſelbſt Griechen und Römer, bei ihrer Vielgötterei hinzuſtellen, kein Bedenken trugen, von dem urſprünglichen Judenthume verſchmäht wurde. Die Vorſtellung des Alleinigen Gottes war, für eine ſolche Entartung ſchon zu überſinnlich gefaßt. Wie tief mußte bereits das Weſen der Gottheit in einer menſchlichen Bruſt gefühlt werden, um den Unſichtbaren, allmählig Würkenden, frei Schaffenden, deſſen Worte Welten werden, deſſen Odem Leben der Natur iſt, als letzte Urſach aller Dinge zu erkennen. Ein Gemüth von ſolcher Tiefe faßt jedoch viel leichter den Gedanken mit kräftiger Beſtimmtheit auf:

daß der menſchliche Geiſt, von Urſach zu Urſach bis auf die letzte zurückgehen, und als letzte Urſach diejenige benennen könne, zu der er am Ende, freilich nur durch einen unermeßlichen Sprung, innerlich aufzuſteigen vermöge;

als daß es im Stande wäre,

das verhüllte Geheimniß zu enthüllen: Welches der letzte Zweck dieſer letzten Grundurſache, in dem Verhältniſſe des Geſchöpfs zu ſeinem Schöpfer ſeyn werde.

Vielleicht mochte grade darum das urſprüngliche Judenthum über eine Zukunft nach dieſem Leben lieber gar nichts, als etwas Schwankendes, Unbeſtimmtes, Fabelhaftes ſagen; mochte grade darum nicht die, im Kern der Seele, wie einen Lichtſtrahl aufgefaßte Idee: „In dem alleinigen Gotte die Quelle alles Daſeyns zu finden", durch eine Täuſchung der Phantaſie darüber: „Wohin dieſes Daſeyn auslaufen möge?" wieder entweihen; denn weder die Kenntniß der Natur, noch eine nähere Betrachtung über das Weſen Gottes und des Menſchen, hatten in ihrer Vereinigung ſchon eine Philoſophie geſchaffen, welche in dem Einklange des Gemüths und der den-

sondern Kultus zugleich. Gott nicht bloß fühlen, sondern sich Ihm auch geistig nähern will. Es war bloß die Kraft eines vom Allerhöchsten erfüllten, großen Herzens, das den Alleinigen empfand und anbetete. Darum aber, weil der bloß empfundene Jehovah, nicht auch schon in Vernunftideen, die ihre gründliche Entwickelung bereits gefunden hatten, zugleich metaphysisch groß gedacht werden konnte, finden wir ihn voll menschlicher Leidenschaft in seinem Zorne über das sündigende Israel, in seinem Hasse gegen fremde Völker, die falsche Götzen verehren, in seiner Reue über zu große Strenge gegen das geliebte Volk; darum finden wir ihn mit menschlichen Organen, wenn er im feurigen Busch, oder von den Höhen des Sinai zu Moseh redet, und in tobenden Wettern daherfährt.

Jede Religion, als solche, ist in sich geschlossen. Sie muß daher für die Zeit wann, und für das Land, wo sie gegründet ward, den Inbegriff derjenigen Ansichten ausmachen, welche für die höchsten gelten, oder wenigstens gelten sollen. Das Gegentheil hiervon würde sie zu bloßen Meinungen hinunter ziehen, und die Annahme solcher Sätze, die den Volksglauben in sich begreifen, unmöglich machen. Aber geschichtliche Erfahrung und, mit dieser unzertrennlich, Fortgang der Cultur, also auch Erweiterung der Wissenschaft, müssen bei allen Religionen zuerst die Anhänglichkeit an solche Lehren schwächen, die der indeß gewonnenen bessern Einsicht widersprechen, weil sie entweder faktisch widerlegt werden, oder ihr Bestehen gegen die unbedingten Grundsätze der Vernunft anstößt; und daher wird ein Theil des Systems anfänglich stillschweigend, bald lauter in Abrede gestellt, und endlich von auftretenden Reformatoren gar umgeworfen. Hierbei ist es natürliche Folge, daß auch diejenigen Sätze, welche als an sich gut und beseeligend bestehen, in ihrem Werthe völlig anerkannt, aber nicht mehr für unmittelbar von Gott verkündet oder geoffenbart erachtet werden, sondern für Aussprüche menschlicher Weisheit gelten. Mit dieser

Crisis schwindet dann auch die Verpflichtung, sie glauben zu müssen, völlig dahin, wenn sie noch höhern Ueberzeugungen entgegen stehen. Der Unglaube folgt dem Zweifel nun auf der Ferse, und wenn sich einzelne Anhänger des morsch gewordenen Systems auch noch einige Jahrhunderte hindurch im erzwungenen und künstlichen Glauben erhalten, obgleich das Gebäude immer mehr zusammen fällt, so hausen sie doch nur noch kümmerlich, wie die Ordensbrüder eines verwitternden Klosters, in einigen finstern Winkelzellen, und sind beim nächsten Sturme gefährdet, von dem nachstürzenden Gemäuer ganz erdrückt zu werden.

So sank Baal und Jupiter zusammen, so wird einst auch Buddha ihnen nachsinken, und Mekka das Heiligthum seines Propheten mit Schutthaufen bedecken; dann ist erst die Zeit genaht, wo ein kühner Reformator das laut zu lehren wagt, wovon Tausende schon innerlich überzeugt sind, so wird er immer, wie ein Komet, eine große Bahn beschreiben. Aus diesem Grunde trennte Luther die abendländische Kirche durch die so nahe liegende, aber zuerst frei aufgestellte Behauptung: daß zukünftige Sünden nicht im Voraus vergeben werden könnten, und, mit dem Gewissen Mäklergeschäfte zu treiben, ruchlos sei.

5.

Als nun die Zeit erfüllt war, wo, nach dem Rathschlusse Gottes, aus dem absterbenden Polytheismus, und dem, in nakte, unfruchtbare Systeme zersplitterten Theismus, eine Wiedergeburt der Welt hervorgehen sollte, erschien Jesus von Nazareth.

In wenigen Sätzen umfassen seine einfachen Glaubenslehren das ganze Gebiet der sittlichen Welt. Zur Zeit seines Wandels auf Erden war alles Treiben der Menschheit nach Außen gerichtet, oder, wenn deren geistige Natur ein Gegenstand der Forschung für wenige Denker wurde, so erstarb in ihren philosophischen Versuchen — nimmt man etwa die strenge Sekte der

Alles auf — alles wahre Leben unter der erkältenden Schärfe des Zweifels. Die Systeme begannen mit einem unerwiesenen Satze, und endigten auch so nur mit einer entweder verhüllten oder nicht beglückenden Wahrheit. Wenige Auserlesene mochten sich auf diese Weise einen Anhalt suchen, um den Anforderungen der forschenden aber doch noch immer befangenen Vernunft einigermaßen zu genügen; indessen die große Masse war geistig verloren, und wer dem finstersten Aberglauben entrann, fiel in die Schlingen eines noch verderblichern Unglaubens. Jesus brachte das Licht in die verfinsterte Welt zurück. Kein Volk war so geeignet von ihm erleuchtet zu werden, als das jüdische, das aus uralter Ueberlieferung seine Anbetung einem einzigen Gotte widmete. Daß dieser Gott aber ausschließlich Nationalgott geblieben war, hatte die Idee von ihm getrübt und verkümmert; denn man gab auch andern Völkern ihre eigenthümlichen Götter; man hatte sich, wie die Geschichte lehrt, öfters versucht gefühlt, die fremden Gottheiten für besser zu halten; man war sogar dem Dienste Jehovahs ungetreu geworden, man hatte dem Apis, man hatte dem Baal geopfert. Die Vorstellung von einem alleinigen Gotte war nicht bis zu dem Grade ausgebildet, daß sie vor Abgötterei immer hätte bewahren können.

Dem großen Lehrer der Menschheit war es nun nächstes Bedürfniß, die Personifikation des Alleinigen von verderblicher Beschränktheit zu retten, Ihn, über das bloße Volksthum erhaben, als den Gott aller Geschöpfe darzustellen, der — in dem Bilde eines liebenden Vaters — nur das Glück und die Seeligkeit seiner Kinder wolle. So wurde der bloße Gott der Juden, der Gott aller Wesen. — Die höchste und edelste Philosophie kann nichts Anders finden.

Der leidenschaftliche Gott Israels war nun nicht mehr der bloß Allmächtige, sondern auch der Allweise, und in jeder göttlichen Eigenschaft vollendet. Das Band zwischen ihm und der von ihm geschaffenen Welt ward die Liebe.

Das höchste Bestreben des Menschen blieb jetzt: Gottähnlichkeit zu erlangen. Freilich blieb der Gott der Liebe ein unerreichbares Vorbild für die, durch selbstsüchtige Begierden und Geisteskrankheit gesunkene Menschheit. Damit aber diese, im Vertrauen zu ihren Kräften, ermuthigt werde, und bei dem Gefühl ihrer Begrenzung und Schwäche nicht verzweifle, verkündete der erhabne Religionsstifter: daß sich Gott der Unmündigen und Schwachen erbarme, mit einem redlichen Ringen nach höherer Vollkommenheit den himmlischen Lohn des Erringens verbinde, und seinen Geist der Wahrheit, zur Stärkung im Tugendkampfe, in die Herzen aller kindlich gesinnten Anbeter sende. Erbarmung.

So lehrte Jesus — dem Einfältigen begreiflich, so wie dem tiefsten Denker unübertrefflich — den lebendigen Gott erkennen. Dieser Gott — kein Abstraktum philosophischen Scharfsinns — von der höchsten Kraft des Menschen, seinem gläubigen Gefühl erfaßt, ist derselbe Gott, den die Wissenschaft des Absoluten, im Laufe der Jahrtausende, durch die höchste Anstrengung aus Vernunftprinzipien zu finden, sich bemüht hat.

Damit aber die Seele des, von allen Leiden der Erde bestürmten Gottesverehrers nicht leer werde an diesem Vater im Himmel — über den Sternen — lehrte der heilige Nazarener ferner:

daß alles Leiden nur eine Prüfung unsers Glaubens an Gott sei, und die Veredlung unsers Sinnes bezwecke, der, übermüthig im üppigen Genusse irrdischen Glücks, leicht seines Schöpfers vergessen könne.

Wie auch der Pfad vor unsern Füßen sich verschlingen, die Verwirrung unauflöslich, die Verlassenheit in der Noth unbestreitbar für das sterbliche Auge, erscheinen möge — das Auge Gottes wache dennoch über jede Kreatur, seine Hand sei dennoch ausgestreckt, uns zu halten und zu leiten; ohne seinen Willen falle kein Haar von unserm Haupte; Er, der die Lilie auf dem

Felde bekleide, den Sperling auf dem Dache ernähre, sorge für Alle. Vorsehung. Weltregierung, von Christus als Ausfluß der göttlichen Liebe gelehrt. Die Philosophie kann in dem Prinzip des Optimism nur dasselbe erschließen.

Und nun verwies der große Wohlthäter der Menschheit, nachdem er das Judenthum veredelt, die Idee von Gott gereinigt, den Glauben an eine Vorsehung begründet hatte, auch auf einen künftigen Lohn der Tugend im Reiche Gottes, auf ewige Unsterblichkeit.

Was in unsern Tagen Neuerungssucht, irre leitende falsche Aufklärung genannt wird, weil jeder Angriff auf ergraute Vorurtheile den Geist der Nacht, welcher das Licht der Vernunft ohne Schmerzen nicht ertragen kann, aus dem behäglichen, tiefen Schlafe weckt, ward bei dem Gottesmenschen als Volksverführung, Irr- und Teufelslehre verschrieen. Die äußere Kirche des Mosaism, sie in ihren Satzungen stehen geblieben war, während die menschliche Einsicht durch immer mehr verbreitete Kenntniße sich erweiterte, und ein Höheres, denn leeres Ceremoniell begehrte, stützte sich auf ihren Volkseinfluß, und der Gesandte Gottes, ein Bothe des Friedens, der Liebe, der Wahrheit, der Duldung, der seine Lehre durch sein Leben, wie durch seinen Tod besiegelte, starb den Missethätertod am Kreuze. —

Weder er selbst, noch die unmittelbaren und nächsten Verkündiger seiner Offenbarung hatten Vorschriften für den äußern Cultus hinterlaßen; wohl überzeugt, daß eine so reine und erhabene Gottesverehrung, wenn sie sich unverkünstelt erhalten wolle, nur sehr wenig Symbole ertragen könne. Wenige Jahrhunderte belehrten die Welt, wie weit das Auge des Göttlichen die Zukunft durchschaut hatte. Immer mehr wurde das Zufällige zum Wesentlichen erhoben; Nebenbestimmungen erhielten die Wichtigkeit der Hauptsache; das Zeichen galt bald mehr, wie das Bezeichnete; die Himmelsklarheit des göttlichen Worts sank hinter das Dunkel unverständiger und gemeiner Deutelei hinab;

der Grundbegriff des Christenthums, die unendliche Liebe, ging in irdischer Befangenheit unter; eine Symbolik, die den zarten Geist der Christusreligion wieder zu verkörpern trachtete, und ein Ceremoniell, das die einfachste aller Religionen fast erdrückte, rankten, ganz wider den Zweck des Stifters, wie zehrende Schmarotzergewächse, um die Pflanze Gottes, die nur deswillen nicht verdorren konnte, weil Gottes allwaltende Vorsicht sie immer wieder, durch das Wort wahrer Christusbekenner, mit dem Thau ewigen Lebens tränkte.

Oder wäre es nicht die erhabenste Religion, welche mit drei Sätzen Zeit und Ewigkeit umfängt, Erd und Himmel verschmilzt, und aus einer einzigen Verkündigung, aus der Offenbarung der göttlichen Liebe, die große Mysterie der Weltschöpfung, unser Auf- und Untergehen in ihr, und den letzten, in Seeligkeit endenden Zweck unsers Daseyns enthüllt?

Oder wären diese drei Sätze nicht einfach, Jedem verständlich, Grund und Anker für Weise und Ungelehrte, die mit drei Worten: „Liebe! Glaube! Hoffnung!" Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erhellen, und in der Liebe den Grund meines Entstehens, und in dem Glauben die Vorsehung des über mich wachenden Vaters, und in der Hoffnung die Verheißung einer ewig seeligen Zukunft begründen? —

Die Religion Jesu ist so hoher, geistiger Natur, daß sie nur im Genuß der vollkommensten Freiheit ihre Segnungen ausströmen kann. Diese Freiheit gebietet Duldung. Eine unduldsame Kirche ist keine christliche. Der göttliche Stifter strebte zunächst nach Veredlung des Judenthums, das grade seiner, während zwei tausend Jahren, zum Abscheu aller umgebenden Völker, so grausam bekundeten Unduldsamkeit willen, aller Veredlung unfähig war, so lange die Israeliten, im kirchlichen Dünkel, sich selbst ausschließlich für das auserwählte Volk Gottes hielten. Daher die große Einfalt und Demuth in der Erscheinung des Erlösers, die, im höchsten Gegensatz mit jenem kirch-

lichen Dünkel, sich hingaben, auch über Samaritaner und sonst verachtete Glaubensbekenner die Wohlthaten der Lehre und Wunder zu verbreiten, um praktisch darzuthun, worauf es zunächst ankam; denn Duldung und Demuth sind Ausflüsse geläuterter Gotteserkenntniß, nach der alle Geschöpfe einen Vater im Himmel haben; deshalb denn auch grade das Christenthum die innere Gleichheit der Menschen und die Heiligkeit ihrer unveräußerlichen Rechte predigt.

Da der Grundcharakter des Christenthums reinste Darstellung der höchsten Vernunftaussprüche für das Verhältniß des Menschen zu Gott und seinen Mitgeschöpfen ist, so kann sein äußerer Cultus nur in den absolutesten Symbolen Befriedigung finden, und es darf dieser Symbole, welche sehr einfach seyn müssen, nur sehr wenige geben. Christus ordnete daher gar keinen Cultus an. Seine Absicht dabei wird Jedem einleuchten, der seine Offenbarungen versteht. Hätte er, wie Moseh und Muhamed, einen Cultus vorgeschrieben, so blieb dieser, feststehend und unwandelbar, ein vielleicht hinderlicher Begleiter der erhabensten Gottesverehrung, die immer höher steigende Bildung der Menschheit bezweckt. Es war ein Zeitalter der Verfinsterung, in dem der Erlöser erschien. Ein Cultus, des wahren Christenthums würdig, wäre der großen Menge, als viel zu erhaben, noch unverständlich, oder besser zu sagen, ihrer rohsinnlichen Vorstellungsweise, die in zu irrdischen Bildern nur Sättigung ihres Gefühls finden konnte, ganz unersprießlich geblieben. Dies faßte sein Seherblick auf. Er überließ es daher seinen wahren Bekennern, ihre schwächern Brüder, durch immer veredeltern und verfeinertern Cultus, für den Geist seiner innern Kirche, von Stufe zu Stufe empfänglicher zu machen. Das rohe Geschlecht, für das er lehrte, faßte seine höchsten Offenbarungen nur noch in Gleichnissen und Bildern. Er wußte, daß diese Bilder einst verfeinert werden dürften, und der höhere Mensch ganz über sie hin, auf die himmlische Wahrheit schauen und Ihn erfassen

würde — nicht in den bunten Farben, die sein Wort, während seines Wandels noch umkleiden mußten, sondern in dem ungebrochenen, einfachen Strahle des ewigen Lichts. Daher beschränkte er sich, einige Symbole zu hinterlassen, deren Erhabenheit ihre stete Dauer verbürgt, und deren Faßlichkeit zugleich der Leitstern des christlichen Cultus für alle Zeiten seyn und bleiben wird.

Die äußere Kirche wird eine unumgänglich nothwendige Einrichtung in der Gesellschaft gleichgesinnter Bekenner. Als die Anhänger des Christenthums zahlreicher wurden, konnte das, ursprünglich so schöne, Familienverhältniß nicht länger in seiner Einfachheit bestehen. Nach und nach bildete sich der christliche Cultus in dem Pomp und Glanze aus, welche den Namen des Stifters zwar bestrahlten, aber auch den Geist seines Worts in die Sinnlichkeit zurückzogen, aus der dieser die Menschheit retten sollte. — —

Jeder kirchliche Cultus nimmt zwei Richtungen:

a) die eine auf die Religionswahrheiten selbst, deren Heiligkeit durch die Symbole anschaulich gemacht werden soll;

b) die andere, bestimmt durch die Stellung der äußern Kirche zum Staate; denn nur aus den Hülfsquellen der bürgerlichen Gesellschaft kann der Unterhalt für den Cultus und die Diener der Religion entnommen werden.

6.

Symbolik der äußern Kirche.

Das Symbol ist die bildliche Darstellung eines religiösen Lehrsatzes, gleichsam die Verkörperung einer geistigen Idee, als Erleichterungsmittel für das Gemüth, durch äußere Anschauung zur Innern überzugehen.

So sollte die Isis der Aegypter, oder die Artemis von Ephesus, als Bild alles ernährender Natur, durch ihre vielen

Brüste die Fruchtbarkeit verfinnlichen: daß die Schöpfungskraft alle Wesen zu ihrem Gedeihen aufsäugt; so trug Hermes Flügelschuhe, um dem Volke anzudeuten: mit welcher Schnelligkeit die Beschlüsse des Olymps an den Sterblichen vollzogen werden; so ist auch das Kreuz in der Christenheit das heilige Zeichen der Hinopferung des Erlösers, für die Seeligkeit des menschlichen Geschlechts.

Alle Symbole, die ihrer Religion entsprechen sollen, müssen zugleich dem Culturzustande eines Volks in der Zeit, wo sie aufgestellt wurden, angemessen seyn. Sind sie für die rohe Masse zu erhaben, so werden sie nicht verstanden und verfehlen den Zweck; sind sie zu sinnlich, so genügen sie den veredeltern Begriffen schon vorgeschrittener Nationen nicht.

Hieraus folgt, daß nicht jedes Symbol unwandelbar sei, sondern sich nach dem Grade der Fortbildung unvermerkt verfeinern müsse, wenn es, statt der innern Anregung für die Tiefe gewisser Lehrsätze, nicht Spott oder Widerwillen erregen soll.

Darum war die Isis in dem Spruche an dem Tempel zu Sais: „Ich war, bin und werde seyn. Meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt.“ als ewige Allmutter, als die Unergründliche, gewiß viel höher bezeichnet, wie in der Bildsäule mit den vielen Brüsten; die Feueranbetung der alten Parsen gewiß der Beweis reinerer Gottesverehrung, als die Anbetung Apolls, und wenn Moseh gar kein Bild des Allerhöchsten in der Stifshütte aufstellte, so lag die Furcht vor der, mit jeder Bilderaufstellung so leicht zu erregenden, Abgötterei der Israeliten gewiß dabei zum Grunde.

Muß sich daher allmählig die Symbolik verändern, so sehe sie wohl zu, daß sie nicht neue Bilder gebe, welche die Dogmen, so sie aufrecht erhalten will, selbst umwandele, denn dies geschieht unvermeidlich, wenn bei den neuerwählten Typen Prädikate zugefügt werden, welche, durch die äußere Anschauung,

dem innern Sinne fremdartigen, die Idee entstellenden, Beisatz zuspielen.

Die christlichen Symbole können nur einfach, sie müssen aber höchst erhaben seyn, wie das Wesen der Religion, deren Sinnbilder sie sind. Wenn der Grundbegriff des Christenthums die unendliche Liebe Gottes ist, so wird dankbare Erwiederung dieser Liebe, bis zur völligen Hingabe, für die anerkannten Zwecke Gottes, bis zur Aufopferung von Leib, äußerer Ehre und Leben für das Wohl Aller, nach dem Beispiel Christi, der Grundgedanke christlicher Bekenner, und ein entsprechendes Symbol erfordern.

Dieses Symbol stellt sich höchst einfach dar in der Gestalt des heiligen Kreuzes *). Die Hinzufügung des Hingeopferten selbst am Kreuze scheint weniger angemessen, denn der rohere Sinn der Menge wird so leicht geneigt, in dem, sehr häufig in scheußlicher Form von Holz und Stein abgebildeten, Gekreuzigten den persönlich inwohnenden Erlöser anzubethen, und man darf nur an die wunderthätigen Marien- Heiligen- und Christusbilder zurückdenken, um dadurch eine wahrhaft heidnische Abgötterei veranlaßt zu finden.

Der gebildetere Theil des Volks wird in dem Kruzifix allerdings nur eine historische Erinnerung an den großen Erleuchter der Menschheit suchen; aber gar nicht zu gedenken, daß die mißrathnen Abbildungen den Schönheitssinn, welcher ja offenbar auch göttlicher Natur, und eine besondere Mitgift des Menschen ist, schon um deswillen beleidigen, weil der Edelste und Erhabenste, der Gott-Mensch, nur in den würdigsten Formen dargestellt werden müßte — wird auch das gerathenste und preiswürdigste Werk dieser Art den Nachtheil haben, daß

*) Seit dem Zeitalter Constantins, genannt des Großen, also seit der ersten Hälfte des 4ten Jahrh., nachdem dessen Mutter Helena das Kreuz Christi, nach der Tradition, aufgefunden hatte, beginnt vorzüglich erst die Kreuzesverehrung. Ambrosius.

die Phantaſie ſich ein individuelles Bild einprägt, wie es im Geiſte irgend eines Künſtlers entſtanden iſt; und wollte man entgegnen, daß es darauf gar nicht ankomme, indem hier nur von einem religiöſen Symbol, keineswegs von einer, der Natur im Bilde entlehnten, Wahrheit die Rede ſei, ſo liegt grade in dieſer ſcheinbaren Rechtfertigung die offenbarſte Widerlegung der behaupteten Vernunft- und Zweckmäßigkeit dieſes Symbols; denn das religiöſe Symbol ſoll gar nicht, wie das künſtleriſche thun muß, individualiſiren, ſondern bloß durch ein äußeres Zeichen, eine allgemeine, alſo innere Idee erregen; und grade das ſchönere Kruzifix wird das Gemüth viel länger in der Sphäre des Sinnlichen und Beſondern feſthalten, und den Uebertritt in das Gebiet des bloß Geiſtigen erſchweren, jedesmal um ſo mehr, je ſchöner es iſt. Darin iſt auch der Grund zu ſuchen, warum künſtleriſche, oder auch nur ſinnliche, Charaktere in dem Cultus der katholiſchen Kirche ungleich mehr Befriedigung finden, und die Proſelitenmacherei ſich ſo glücklicher Erfolge rühmen durfte. Aber dieſer Triumpf wird durch die Betrachtung ſehr verkümmert, daß der Neubekehrte, als Haupteigenſchaft ſeiner Religiöſität eine Anlage mit hinüberbringt, die im Chriſtenthum, und zur innigſten Erfaſſung deſſelben, am Wenigſten gefordert werden darf, und von dem Stifter unſrer Religion als das größte Hinderniß, zum Lichte reiner Wahrheit zu gelangen, betrachtet worden iſt.

Es wird keinem Chriſten einfallen zur Vertheidigung der Bilder — wenn nur von religiöſen, nicht von künſtleriſchen Zwecken, welche freilich die Anſicht völlig umgeſtalten, die Rede iſt — ſich auf die Plaſtik der Griechen zu berufen, deren Göttergeſtalten ebenfalls nur freie Phantaſieerzeugniſſe waren, wie ihre Götter ſelbſt, bei welchen bloß der Volksglaube eine objective Würklichkeit wähnte; aber das darf nicht unbemerkt bleiben, daß das Herrlichſte geſchaffen wurde, wenn ein griechiſcher Tempel ein ſolches Götterbild aufnehmen ſollte, und der

Jupiter eines Phidias zu Olympia mochte leichter im Stande seyn, das, zu seinem Heiligthum strömende, für Auffassung des Schönen und Erhabnen so empfängliche Volk der Hellenen, sobald der Vorhang vor der Bildsäule des göttlichen Kolossen niederfiel, in Erstaunen und Ehrfurcht zu Boden sinken zu lassen, und der anbetenden Menge eine Ahnung seiner Herrlichkeit, in den Wohnungen der Unsterblichen, zu geben, als das gelungenste Crucifix uns den, über Tod und Sünde triumphirenden Welterlöser zu vergegenwärtigen vermag, da es ihn nur in seinem Erliegen, in seiner Demüthigung vor den Mächten der Hölle, niemals in seiner Erhöhung über diese darstellt. Nicht daß Christus gelitten und unterlegen, sondern daß er durch Leiden gesiegt, um sein Wort zu begründen; nicht das bloße Mittel, sondern der Zweck und das Ziel sollten ein Symbol erhalten, und hierauf deutet richtiger das einfache Kreuz, wie das Crucifix, weil dies nur eben das Leiden und Untergehen, jenes aber den Weg anzeigt, den wir nach dem Muster des Erlösers wandeln müssen, um selig zu werden. — Die ganze Leidensgeschichte Christi, von einem oder mehrern würdigen Künstlern, in fortgehenden Bildern dargestellt, wird herrliche Altarblätter liefern oder eine sonstige Zierde christlicher Kirchen seyn, also mittelbar dem Zwecke der Religion dienen, als unmittelbares Symbol aber steht das einfache Kreuz höher; und wenn so viele Jahrhunderte die Entstellung des Grundbegriffs nicht mehr so scharf aus der Macht der Gewöhnung empfinden lassen, so müssen wir uns doch über die natürliche und einfache Bemerkung des gesunden Menschenverstandes nicht verwundern, der den Inka ausrufen ließ: das müsse ein ohnmächtiger Gott seyn, der von seinen Menschen ans Kreuz geschlagen werden könne *).

*) Dies war die Aeußerung des unglücklichen Königs von Peru, als der ruchlose Pizarro und der blutdurstige Priester Valverde ihn zum Christenthum bekehren wollten, ehe sie ihn hinrichteten.

Ambrosius.

Beide christliche Kirche hat einen Theil ihrer Symbole zu Sakramenten oder Gnadenmitteln erhoben, d. h. ihnen ist, außer dem Vermögen zur Anregung religiöser Ideen, auch noch eine besondere geistige Heilskraft beigelegt. Wer wird diese zu bestreiten wagen, der in sich selbst empfunden hat, daß die höhern Wahrheiten des Christenthums, die durch das Symbol empfunden werden, und dadurch Letzteres zum würklichen Gnadenmittel erheben, dem Gemüthe einen Aufschwung zu verleihen vermögen, welcher dem ganzen Leben eine gottseligere Richtung mittheilt.

Ueber die Zahl dieser Sakramente, welche, außer dem körperlichen Stoff, der eigentlich das Symbol bildet, noch eine, den innern Geist aussprechende, Formel in sich schließen, haben sich die katholische und protestantische Kirche entzweit. Jene zählt deren sieben, diese nur zwei. Das echte Christenthum kann bei beiden Annahmen bestehen, und wenn man die symbolischen Handlungen aus dem Leben des Heilandes dabei zum Grunde legt, so könnte man füglich noch mehr denn sieben herausfinden, und beispielsweise das Fußwaschen, als Symbol sich hingebender Demuth, mit gleichem Rechte zum achten Sakrament erheben. Doch das Schisma deutet schon darauf hin, daß nur zwei allgemeine Anerkennung gefunden haben, und wir verweilen lediglich bei diesen, ohne die Streitfrage weiter aufzunehmen, ob den übrigen Fünf nicht ein gleicher Rang gebühre.

Die Taufe, ein bereits vor Christus bestehendes Symbol, wurde von ihm, als ein allegorisches Bekenntniß, sich der Zahl seiner Anhänger unverbrüchlich anschließen zu wollen, beibehalten. Die Bedeutung dieses, zum Sakramente geweihten, Symbols, aus dem Gebrauche der Sekte der Essäer entlehnt, wurde von dem Erlöser mit der Einsetzungsformel begleitet:

„Taufet im Namen Gottes" — des Alleinigen, Allmächtigen und Alliebenden — „des Sohnes" — des Verkündigers der göttlichen Offenbarung — „und des heiligen Gei-

ſes" — der Kraft und der Erleuchtung der Wahrheit, die von Gott ausgeht.

Eine ſinnbildliche Reinigung des Getauften durch Waſſer von dem Schlamme des Irrthums, ſtellt die Aufnahme in die chriſtliche Gemeinde dar, und wurde in den erſten Zeiten des Chriſtenthums nur an Erwachſenen, ja noch bis zu Conſtantins des Großen Zeit hinauf, häufig erſt auf dem Sterbebette vollzogen, weil man des Glaubens war, daß im Taufbade auch alle frühern Sünden mit abgewaſchen und vertilgt würden. Jetzt werden die neugebornen Kinder ſchon getauft und der natürliche und fromme Wunſch der Aeltern, das Kind bereits in den erſten Tagen ſeines Lebens, als ein Glied der Chriſtenheit geweiht zu ſehen, kann, zwar eigentlich der urſprünglichen Einſetzung zuwider, dennoch ſehr gerechtfertigt werden, da dasjenige, was dabei nicht durchaus folgerecht erſcheinen möchte — weil das, durch die Taufzeugen in der Seele des Täuflings abgelegte Gelübde für Letztern keine moraliſche Verbindlichkeit in ſich trägt — durch die ſpätere Confirmation Erledigung findet. Der Wahn indeſſen: „Ein ungetauft dahinſterbendes Kind könne nicht recht ſelig werden," gehört zu den roheſten Verirrungen einer finſtern Zeit, indem ein Kind weder Jude, Chriſt noch Heide, ſondern nichts anders als eben ein Kind ſeyn kann. Die Wiedertäufer haben einerſeits zwar die Ungereimtheit dieſes Wahns begriffen und bei vernünftigem Alter die Taufe verlangt, andrerſeits aber die nämliche Ungereimtheit begangen, und das Symbol für das Weſen der dabei zum Grunde liegenden Idee ſelbſt genommen.

Das Abendmal bekundet durch ſeine unübertreffliche Vollkommenheit, daß es ein, vom Erlöſer allein herſtammendes Symbol und Sakrament iſt. — Das Vertrauen zur allliebenden Vorſicht ſoll durch den, ſo oft ſcheinbar verwirrten, Gang der Weltbegebenheiten nicht erſchüttert werden. Wenn deren Druck und Wehe uns mit dahinreißt, ſollen wir uns wechſelſeitig ermuthigen durch Wort, That und Beiſpiel; ſollen uns

des [illegible] Lehrers erinnern, wenn unser Glaube wanken und weichen will, und dessen Namen im Herzen verwahren, der sich dem martervollsten Tode für die Wahrheit hingab. Für diese Idee setzte Christus selbst, als eine Feier seines Andenkens, kurz vor seinen Leiden, das Abendmal ein. Jede Kraft unsers Innern — Gedanke, Gefühl, Phantasie — wird darin gleich tief und sinnig angesprochen; der Geist in der höchsten Anforderung an eine wahrhaft christliche Gesinnung;

daß die Wahrheit das höchste Gut sei, für welches Leib und Leben geopfert werden müssen;

das Herz in dem begeisternden Gefühle:

daß, wenn der Erlöser auch nicht mehr unter uns wandle, alle seine Gläubigen durch das Band unauflöslicher Liebe ewig mit Ihm Eins seyn werden;

und die Phantasie in dem ergreifenden Bilde:

worin er das Brot und den Wein zu Symbolen seines Leibes und seines Blutes macht.

Der tiefe Sinn der dabei gebrauchten Einsetzungsformel sagte in der orientalischen Bildersprache, wenn wir sie auf abendländische Begriffe übertragen:

„So, wie dieses Brot, als Nahrungsstoff, ein Theil Eures Fleisches wird; so, wie dieser Wein sich in Säfte Eures Bluts verwandelt; so werde Alles, was ich Euch gelehrt und verkündigt habe, die Nahrungsmilch Eures geistigen Menschen; — so nehmt, wie ich Euch dies Brot breche, diesen Kelch reiche für Euren irrdischen Leib, meinen geistigen Leib, mein geistiges Blut auf in Euren himmlischen Leib."

Das Bild der innigsten Verschmelzung war der Grundgedanke dieser christlichen Feier; doch zu welcher zurückschreckenden Sinnlichkeit ist er hinabgezogen worden. Die Transsubstantia-

tionslehre *) hat auch einem einfachen, rührenden und sinnigen Symbole ein mystisches, gemißbrauchtes, dem Christenthum entfremdetes gemacht, und die Entziehung des Kelchs raubte dem Abendmal, als ursprünglich heiligem Familienfeste, an dem alle Theil nehmen sollten, die Hälfte seiner schönen Bedeutung. Mit Recht haben daher die protestantischen Sekten die Austheilung des Liebesmals in beiderlei Gestalten zurückgeführt, und es ist schwer zu begreifen, wie dies Verlangen der Calixtiner so blutige Streitigkeiten herbeiführen konnte **).

7.

Die christliche Kirche — wir wollen von nun an schlechtweg die äußere so nennen — hat also das eigenthümliche, daß sich ihr Cultus erst dann nach und nach ausbildete, als die innern Glaubenslehren schon längst Juden und Heiden offenbart waren. Nicht wie in andern Kirchen war der Lehrsatz und sein Symbol durchweg zugleich gegeben, und der Cultus, wenn wir Taufe und Abendmal ausnehmen, mit der Religionsverkündigung aus einem Geiste hervorgegangen. Der Ritus, immer pomphafter werdend, entstand allmählig; auch die Symbole vervielfältigten sich erst mit der Zeit, und die Dogmen selbst, obgleich sie, theils aus Concilien-Beschlüssen, theils aus sonstigen

*) Erst zwölf hundert Jahre nach Christi Wandel auf Erden, bestimmter noch, auf der vierten lateranischen Synode im Jahr 1215 machte Papst Innozens der Dritte die würkliche Verwandlung des Brots und Weins in den Leib und das Blut Christi zu einem förmlichen Dogma. Viel früher zwar schon war es hie und da gelehrt und geglaubt, jedoch noch immer der Ueberzeugung und Vorstellungsweise eines Jeden überlassen worden. Ambrosius.

**) Die hussitische Sekte der Calixtiner unterschied sich besonders dadurch, daß sie die Austheilung des Abendmals in beiderlei Gestalten (Brot und Wein — daher auch Utraquisten genannt) begehrte und einführte. Sie mußte deshalb harten kirchlichen Druck und Verfolgung erleiden. Ambrosius.

Autoritäten erklärt wurden, veränderten ihren Charakter, als man kein Bedenken trug, den Grundtext der neuteſtamentariſchen Offenbarungen nach den verſchiedenartigſten Anſichten theologiſcher Syſteme zu gloſſiren. Allmählig zerfloß nunmehr das, urſprünglich den Vernunft ſo zuſagende, Herz erwärmende, Chriſtenthum in ein weitläuftiges Compendium gleich unbegreiflicher und unbefriedigender Glaubensgedanken, wenn gleich der wahre Geiſt deſſelben ſich noch in die Schriften hocherleuchteter Bekenner rettete. — Freilich war es eine rohe, verwilderte Zeit, als die Gründer der neuen Reiche, mit ihren Eroberungsheeren, während und nach der Völkerwanderung zum Chriſtenthum übergingen. Damals konnte allerdings nur davon die Rede ſeyn, vor allen Dingen erſt die gröbere Sinnlichkeit der neuen Täuflinge zu verfeinern, ehe man an Entwickelung des höhern, geiſtigen Menſchen denken konnte; aber konnte das nicht ſchon durch den chriſtlichen Cultus geſchehen? Und durfte man darum nicht geoffenbarte Dogmen für fundamental chriſtliche ausgeben, da gerade die einfachen, allgemein faßlichen, wahren Chriſtuslehren, für jeden Grad der Vernunftausbildung geeignet, damals, wie jetzt, eine ſchnelle Cultur barbariſcher Kraftmenſchen allein befördern konnten? War es im Geiſte des Stifters, ſeine Kirche, wie ein politiſches Regulativ zur bloßen Bändigung, zum ſklaviſchen Gehorſam der gewaltigen Gemüther zu benutzen? Und ſahe man denn gar nicht voraus, daß, in einer ſolchen Kirche, das echt Chriſtliche, wie ein der Sonne und Luft beraubter Baum, niemals geſunde Früchte tragen könne? Und wenn der Kirchengehorſam allein durch geiſtige Macht erzwungen werden mochte — war der Zuſtand der Welt, vor des Erlöſers Zeit, zur Erhaltung geiſtiger Abhängigkeit vom Wahne falſchen Glaubens, nicht etwa eben ſo tauglich?

Chriſtus war in die Welt gekommen, durch Erleuchtung ſelig zu machen; aber die Kirche ſuchte die trüben Schatten wieder auf, welche er zerſtreut hatte. — Was Platon, als Re-

faltat aus sich selbst entwickelter Ideen, aufgestellt und eine spätere Zeit in völliger Verzerrung aufgefaßt; was ägyptische Schwärmer geträumt; verwirrte Ascheten, in dem Schmerze ihrer Kasteiungen, aus der gemarterten Seele als Schreckbilder aufsteigen gesehn; ein buntes, betäubendes Gemisch von Gnosis und Platonismus, Sinnlichkeit und Spitzfindigkeit, Stolz und Zerknirschung baute sich, einmal durch theologische Dialektik ganz zerflossenes, und doch wieder zu plumpes Material auf den zarten, reinen Grund der Christusreligion, die an ihrem einfachen, schönen, harmonisch geschlossenen Werke durchaus keine fremdartige Schnitzelei ertragen konnte; und welch ein Wunder denn nun, wenn der sanfte Boden wich, und wir den Himmel über uns verschlossen finden, und in eine Hölle versinken, die Krallen eines Teufels in unsre Herzen geschlagen fühlen, das Wimmern der Gedrängteten des Fegfeuers hören, unter dem Zuruf einer ewigen Verdammniß, das Entsetzen der Verzweiflung uns so lange durchrieselt, bis es einem geistlichen Zwingherrn gut deucht, die Erlösung daraus zu gestatten? Wenn wir den einigen und alleinigen Gott, unsern liebevollen Vater, dem wir mit unserm Gemüthe so nah, mit unserm Denken so unermeßlich fern stehen, mit einmal in drei Personen zerspalten, und Alles verfallen sehen, was Ihn und uns mit dem Liebesbande der Einheit umschlang? Wenn wir zu Dem, der uns in jeder Sekunde des Daseyns, wenn wir nur zu Ihm wollen, mit Vaterarmen umfaßt, nun nicht mehr auf grademm Wege gelangen können, sondern erst durch einen, zwischen Ihn und uns eingedrängten, Unterhändler erfahren müssen: ob wir Barmherzigkeit gefunden haben, deren wir, im Bewußtseyn unsrer Kindschaft, doch so gewiß sind?

Im Stillen nur würkte der Geist Christi auf den kleinern Theil seiner Bekenner fort; es mußte unausbleiblich eine Zeit kommen, wo diejenige Religion, welche dem Menschen als Vernunftwesen geoffenbart war, ihre Vernunftmäßigkeit all-

gemeinen gültigen wurde. Der, schon in den frühern Jahrhunderten, nur unter andern Namen *), sein Leben verkündende Protestantismus trennte im 16ten Jahrhunderte die christliche Kirche in zwei unversöhnliche Partheien. Er wollte anfänglich nur Abschaffung einiger schreienden Mißbräuche, dann Zurückführung des alten, einfachern, nicht römischen Katholizismus, endlich, durch Widerstand und Verfolgung immer weiter gestoßen, strebte er nach christlichem Purismus. Mit dieser Bezeichnung soll hier der Grundsatz benannt werden, nach welchem allein die heilige Schrift die Offenbarung des Christenthums und die Richtschnur für die Gestaltung seiner Kirche in sich tragen kann, indem die Mutterkirche, neben den Büchern des alten und neuen Testaments, noch eine Tradition aufstellt, aus welcher sie noch mehr, denn aus jenen, ihr Wesen und ihre Lehrsätze zu begründen sucht, jedoch, bei der Unerweislichkeit aller Tradition, einen unbedingten Glauben in Anspruch nehmen muß.

Allein in dem Protestantismus lag von Anbeginn ebenfalls ein dualistisches Prinzip, das aus der Mischung des Supernaturalismus und Rationalismus nothwendig hervorgehen mußte. Der Protestantismus hielt anfänglich streng an dem Supernaturalismus, so weit er durch die Bibel selbst gegeben ist, und ging zugleich zum Rationalismus rücksichtlich solcher Dogmen über, die nicht unmittelbar aus der heiligen Schrift ihren Stützpunkt zu entnehmen vermögen. Diese Doppelnatur mußte ganz unausbleiblich neue, und um so vielfältigere Controversen erzeugen, als er sich dabei von Anfang an vergriffen hatte, und dennoch, wie wir bald sehen werden, seinem eignen Grundsatze zuwider, mehrere seiner Hauptdogmen supernaturalistisch behandelte, die, als nicht durch das Testament begründet, dem Ra-

*) Waldenser, Albigenser, Wicklefiten, Hussiten waren die Vorgänger der großen Reformation. Ambrosius.

tionalismus unterworfen werden mußten, wenn ſich der Proteſtantismus ganz getreu bleiben wollte.

Als in der Folge der Proteſtantismus ſich immer mehr entwickelte, trat auch die Verſchiedenheit der Anſichten immer mehr hervor. Die gleich urſprünglich vorſchimmernde Unbeſtimmtheit zwiſchen Dogma und Grundſatz veranlaßte eine innerliche Trennung in der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt, indem die eine Parthei dem Supernaturalismus in der ganzen Ausdehnung des erſten Glaubensbekenntniſſes der Reformatoren ſtreng getreu blieb, und die andre Parthei bei dem uranfänglichen Grundſatze verharrte, wonach einzig eine Prüfung der heiligen Schrift den Inhalt und Umfang der Dogmen beſtimmen könne; und, wenn die Parthei der Supernaturaliſten bei dem wörtlichen Ausdruck der heiligen Bücher, alſo bei dem Buchſtaben ſtehen blieb, ſo erklärte die Parthei der Rationaliſten, den chriſtlichen Rationalismus wiederum ausdehnend, alle Offenbarung nach dem, dem Worte unterliegenden, Gedanken.

Die Supernaturaliſten nehmen eine unmittelbare Offenbarung Gottes durch den Stifter der chriſtlichen Religion an, weil, ohne eine ſolche, die Idee des wahrhaft Göttlichen und Religiöſen unhaltbar, und alle Entwickelung aus bloßer Vernunftthätigkeit lediglich Menſchenwerk bleibe; das Ewige und Geoffenbarte aber von der Vernunft, aus ſich ſelbſt, nie gefunden werden könne.

Die Rationaliſten gehen von der Anſicht aus: daß nach geläuterten Begriffen von dem Weſen Gottes, deſſen Verkündigungen nur durch Erleuchtung der menſchlichen Vernunft, alſo mittelbar möglich, die wörtliche Erklärung mit dem innern Sinne der Chriſtuslehre nicht immer wohl zu vereinigen ſei, und das Chriſtenthum die vollendeteſte Entwickelung der Vernunft beabſichtige, in welcher Glaube und Religiöſität eingeborne Anlagen ſind. Beide Theile ſind indeſſen genöthigt, Gewiſſensfreiheit, alſo Unabhängigkeit der Glaubensmeinungen, vor anderer

als biblischen Auctorität, anzuerkennen, weil sonst der Grundgedanke des Protestantismus vernichtet werden würde. Freilich haben hie und da, auch protestantische Eiferer tadelswürdige Unduldsamkeit und ein verwerfliches Streben nach Geisteszwang wieder aufdecken lassen; doch gefährlich können solche Zeloten nie werden, so lange die protestantische Kirche — und dazu ist keine Befürchtung gegeben — mit der katholischen nicht wieder verschmilzt.

Es leidet keinen Zweifel, daß der Rationalismus auf halbem Wege nicht stehen bleiben könnte. Er muß entweder zum unbedingten Supernaturalismus zurück-, oder bis zu dem Punkte muthig weiter schreiten, wo ihm das Christenthum als höchste Weltanschauung erscheint, in der sich Gott der menschlichen Seele nach ihrem edelsten Erkenntnißvermögen — der Vernunft und dem, dieser zur Seite stehenden innern Gefühle — offenbart. Unstreitig ist der unbedingte Supernaturalismus für eine gemächliche und bequeme Ansicht der Religion ein großes Geschenk; wenn wir nur nicht gezwungen würden, schon so Manches anders als wörtlich nehmen zu müssen, was, nach dem Buchstaben verstanden, aller indeß gewonnenen Erfahrung und Ueberzeugung schnurstraks widerspricht; wenn wir nur den, selbst von der katholischen Kirche dem protestantischen Supernaturalismus vorzuhaltenden, Widerspruch zu heben vermöchten, den nämlich:

daß er einerseits nur nach dem Inhalte der heiligen Schrift göttliche Offenbarung anerkennt, gleichwohl aber andrerseits, in seinen Dogmen, auch menschliche Authoritäten in den Beschlüssen der Synoden zu Nicäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalzedon für so untrüglich hält, daß er nach ihnen einen wichtigen Theil seiner Glaubenslehren, und zwar der allerwesentlichsten, festgestellt hat *).

*) Zu Nizäa 325 erhielt die Gottgleichheit gegen die vom Arianismus behauptete Gottähnlichkeit Christi ihre Bestätigung;

Daß alle diese Dogmen erst durch Conzilien bestimmt werden mußten, beweist, daß die Christen der ersten Jahrhunderte darüber zweifelhaft gewesen; daß sie darüber zweifelhaft gewesen, beweist, daß die frühste Kirche jene Lehren aus der heiligen Schrift, neben den allgemein angenommenen Glaubenssätzen des Christenthums, nicht unmittelbar begründen können; daß die protestantische Kirche sie dennoch zu Religionswahrheiten, und zwar zu den unerläßlichsten, rechnet, beweist, daß sie jene Conzilien, wie die katholische Kirche auch thut, als untrügliche Autoritäten betrachtet. Und das Erstaunen darüber muß um so mehr wachsen, je mehr man mit der Art und Weise historisch bekannt wird; wie jene und alle Conzilien ihre Dogmen begründeten und für die Kirche geltend machten.

Der Rationalismus erhob sich erst, als die unstatthaftesten Zumuthungen an die Vernunft des Menschen die Wohlthaten der Lehre Christi unwürksam zu machen drohten. Soll die Vernunft sich aufgeben, so muß sie erst begreifen, daß das Auge der Seele nur zum Verschließen, nicht zum Sehen in ihr da sei; und da sie weiß, daß kein äußerer und innerer Sinn der menschlichen Natur umsonst gegeben worden ist, so wird sie das Auge nicht zu machen, sondern immer mehr schärfen, und dem blinden Glauben, je länger, je ferner treten, bis sie dahin gelangt: Keine andern Gesetze anzuerkennen, als die sie in sich selbst als göttlich wahrnimmt. Dafür, daß sie bei dieser Ueberzeugung nicht irre gehe, werden sich ihr zwei unverwerfliche Bürgen stellen,

zuerst die Uebereinstimmung des für wahr Gehaltenen mit dem Zusammenhange der Dinge außer ihr

und

---

zu Constantinopel 381 wurde die Gottheit des heiligen Geistes zum Dogma erhoben, und dadurch die Lehre von der Dreieinigkeit vollendet; zu Ephesus 431 und zu Chalzedon 451 endlich erhielt der Glaubenssatz seine Befestigung, daß Christus zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen sei. Ambrosius.

jedem erträglichen Darstellung ihrer Ansichten in den Verkündigungen Christi.

Wer unter Rationalismus jenes freche Ableugnen aller höhern Wahrheiten versteht, die ein enggebundener, materieller Sinn mit dem schiefgeschliffenen Sehrohr seines Dünkels nicht zu erspähen vermag, für das edelste Wort gemißbraucht, welches für die reinste, menschliche Anschauungsweise der höhern Welt gebildet worden ist, und am Ende unterscheidet sich der unbefangene Supernaturalismus von dem wahren Rationalismus weniger in der Ansicht von der Wesenheit der Dinge, als vielmehr in dem Dafürhalten rücksichtlich der Art und Weise, wie sie in den Bereich menschlicher Erkenntniß getreten sind.

Diesen, in seinen allgemeinsten Umrissen dargestellten, Gang hat die Geschichte unserer Religion genommen, und schon daraus allein ergiebt sich, wie viel menschlicher Zusatz in der christlichen Kirche neben dem ewig Bestehenden und wahrhaft Göttlichen aufgebaut steht; wie viel daher auch verfallen und wieder neu — hoffentlich auch besser — aufgeführt werden kann, ohne alle Gefahr für das Christenthum und die Seeligkeit christlicher Völker.

8.

Wir haben den innern Geist der christlichen Religion kenntlich zu machen gesucht. Es ergiebt sich, daß er außer allem Bereiche des Staats, ja außer allem Zwangsrechte der sichtbaren Kirche selbst, seine Freiheit behaupte. Wie ich, unter der Leitung des Christenthums, meine Ansichten über Gott und Ewigkeit ausbilde — die Kirche in meinem Herzen steht unter keines Sterblichen Gewalt. Wo eine solche ihre Anmaßung äußert, scheitert sie an der Unantastbarkeit meiner innern Ueberzeugungen.

Was aber den Staat zum lebendigsten Interesse am Christenthum auffordert, ist dessen unverkennbare Abneigung gegen allen unmittelbaren Einfluß auf das öffentliche Leben, für

welchen es gleichsehr die edelsten Bürger, die ehrenvollsten Aemter und Würden zuzieht.

In dem negativen Charakter des Christenthums für den Staat liegt nun eben das Versöhnungsmittel zwischen Staat und Kirche. Die wahrhaft christliche Kirche will gar nicht im Staate herrschen, noch weniger der Regierung entgegen intrigiren; sie will ihr bloß echte Christen zu Bürgern überantworten, wohl versichert, daß dann ihre Heiligkeit und Unverletzbarkeit, die innerlich durch ihren Geist verbürgt ist, auch äußerlich garantirt werde, und jeder Staat eine solche Kirche über sich von selbst anerkennen muß, welche alle weltliche Einmischung verschmäht. Dann grade wird sie recht auf den Staat einwürken, wenn sie, durch eine erkünstelte, ihr nicht zustehende Stellung zu ihm, ihn nie verwirret. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagte Christus. Wie konnte die christliche Kirche etwas anders wollen, als ihr Stifter? Wehe den Völkern, daß sie es dennoch gewollt hat! Dadurch ist jedes Verhältniß der Kirche zum Staat aus seinen natürlichen Fugen gerissen, und die Feststellung dieser Verhältnisse zum unauflöslichen Problem geworden.

Wir sind genöthigt, da wir den eigentlichen Geist des innern Christenthums beleuchtet haben, nun auch die positive Gestaltung der christlichen Kirche, wie sie sich erfahrungsmäßig darstellt, ebenfalls in Betrachtung zu ziehen, und da finden wir denn, daß sie nicht grade der überall entsprechende Repräsentant unsrer Religion ist, sondern ein Körper, der auf seinen Stamm manches wilde Gehreis gepfropft hat. Nicht alle seine Blüthen stammen aus dem himmlischen Paradiese, und der Wurm fremder Satzung hat einen Theil seiner Früchte benagt.

Was der katholischen Kirche bei ihrer eigenthümlichen Ausbildung so förderlich gewesen, ist

einmal der Vorschub, den ihr die, unaufhörlich in Anspruch genommene, Tradition bei allen ihren Zwecken geleistet hat, und

[illegible] die eigenwächtige Hinzufügung der, durch die heilige Schrift nicht selbst begründeten, Dogmen.

Bei Annahme der Tradition wird jede, noch so klare und unumstößliche, Schriftstelle nie zur vollen Beweiskraft gelangen, so lange sie einer hierarchischen Ansicht und deren Zwecken entgegensteht; und bei den willkührlichen Dogmen — wir dürfen uns nur auf die Bulle Unigenitus berufen — hat wiederum diese Tradition, und mittelst derselben, eine sehr künstliche und beharrliche Durchführung Authoritäten geschaffen, die in Kirchenversammlungen, Bischöfen, Päpsten und Kirchenvätern, fast höheres Ansehen in Anspruch nehmen, als den heiligen Büchern und dem Worte des Erlösers selbst faktisch zugestanden wird.

Ohne diese Tradition in ihrer Nichtigkeit zu begreifen, wird eine Wiederherstellung der echtchristlichen Kirche unmöglich werden. Da die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte nichts von ihr weiß, die frühsten Christengemeinden vielmehr sich streng an den Lehren der Apostel und, bald darauf, an dem Inhalte der heiligen Schrift hielten, so ist die Frage zu natürlich, um unterdrückt zu werden:

wie die spätere Zeit zum Besitze dieser Tradition gelangt sei?

Eine Tradition setzt den ursprünglichen Mangel schriftlicher Fassung schon voraus; die Ueberlieferung muß von Geschlecht zu Geschlecht erfolgen, wenn sie sich erhalten soll. Jede Lücke in der Zeitreihe zerstört sie. Wir wissen nun aber historisch nachzuweisen, seit welcher Zeit die Berufung auf diese Tradition angefangen, nicht aber, welche Quellen sie gehabt, und wie deren Fluß, vom Beginn der christlichen Kirche, sich in die spätere Zeit verlaufen habe. Wäre sie späterhin auch zur schriftlichen Fassung gelangt, womit könnte man ihre Authentizität alsdann verbürgen?

Sollte es würklich möglich seyn, die Gewißheit der Tradition darzuthun, was nicht anzunehmen ist, warum führt die Kirche den Beweis ihrer Aechtheit nicht öffentlich? Tausend und aber-

mals tausend ehrwürdig Gewordene würden in ihren Schooß zurückkehren, welche sie jetzt der Qual unverschuldeter Zweifel Preis giebt. Laßt uns hieran noch einen religiösen Grund knüpfen.

Wäre in dieser Tradition der eigentliche Schatz der christlichen Kirche zu suchen,*) so dürfte er nicht das ausschließliche Eigenthum Einiger bleiben, er müßte das Eigenthum Aller werden. Beruhte auf der Tradition wesentlich die christliche Kirche, wie hätte die ewige Vorsicht, wie der Stifter unsrer Religion das köstlichste Geschenk des Himmels, die Verkündigung unsrer Erlösung, dem bloßen Zufalle anheim geben können? Und warum sollten Wahrheiten, die unsre Seeligkeit begründen, nicht in dem Punkte ihrer Abstammung über jeden Angriff und historischen Zweifel erhoben worden seyn? — Christus hat gar keine schriftliche Fassung seiner Offenbarung hinterlassen — ganz recht; aber er gebot seinen Jüngern und Aposteln: „Gehet in alle Welt und belehret Alle," und seine Apostel und Evangelisten hinterließen in den heiligen Büchern den Inbegriff der Geschichte und der Verkündigungen ihres Meisters. Möglich, daß außer diesen noch einzelne Fragmente, die nur Wenigen bekannt geworden, vorhanden sind. Stimmen diese mit dem neuen Testamente überein, so bedarf man der Beziehung auf die Tradition nicht; sind

*) Das Tridentinische Concilium, das sich, aus den unlautersten Absichten durch achtzehn Jahre — nämlich von 1545 bis 1563 — hinschleppte, hat die Echtheit der biblischen Schriften nur darum angenommen, weil sie die Kirche für echt erklärt hat, legt daher der Tradition auch nur gleichen Werth mit ihnen bei, und hat dennoch decretiren können:

„daß alle, später aufgestellten Dogmen der Kirche, sollten sie auch nicht aus der heiligen Schrift zu erweisen seyn, ja mit dieser selbst in Widerspruch stehen, darum dennoch für göttliche Bestimmungen gehalten werden müßten."

Die entsetzlichen Folgerungen aus dieser kirchlichen Usurpation mußten das Herz jedes wahren Verehrers Christi zerreißen.

Ambrosius.

sie eines entgegengesetzten Inhalts, so dürfen wir sie um so mehr in Zweifel ziehen, als die heiligen Bücher des neuen Testaments keine Vernunftunterdrückung in Anspruch nehmen.

Ist nun die Tradition mit allen ihren Folgerungen ohne überzeugende Kraft für die gesammte Christenheit, woher kommt alsdann die Göttlichkeit der aus dem neuen Testamente nicht zu erweisenden Dogmen?

Jetzt muß die einzige Thatsache:

daß wir im neuen Testamente die, nach und nach, durch spätere Satzungen, als einen Theil der christkatholischen Lehre und Symbolik, geheiligten Dogmen nicht auffinden können,

auf den ganz einfachen und natürlichen Schluß führen:

daß Alles, was aus dem Urquell eines Glaubens nicht geschöpft worden, an sich nützlich und gut seyn könne, aber den Charakter des Religiösen verliehre, und als bloß menschliche Einrichtung erscheine.

Und wie läßt sich wohl annehmen:

daß nicht alle wesentlichen Religionssätze in den Offenbarungen des neuen Testaments selbst enthalten, sondern von Christus und seinen Aposteln allererst den Bestimmungen späterer Kirchenhäupter und Concilien überlassen worden wären?

Würden uns alsdann nicht die Bekenner des Islam durch viel größere Folgerechtheit beschämen, welche streng bei den Vorschriften des Koran stehen geblieben sind und die spätere Sunna*) verwarfen, so wie alle Moslemin für Ketzer erklären, welche dies nachgeborne, gleichsam apokryphische Buch in den Cyklus ihrer heiligen Schriften mit aufnehmen? Und steht hiermit nicht das

*) Perser und Türken sind durch die Sunna, welcher erstere religiöse Authorität geben, in die bitterste Glaubens-Feindschaft gerathen.
Ambrosius.

Verfahren der Geistlichen Mutterkirche in dem wunderbarsten Gegensatze, die, grade umgekehrt, alle diejenigen Bekenner der Häresie beschuldigt, welche außer den Grenzen der Bibel — besonders des neuen Testaments, als der zuverlässigsten Quelle göttlicher Offenbarung — jede andere Satzung wie rein menschliche Erfindungen?

Alle wesentlichen Religionswahrheiten beziehen sich aber nur auf die gereinigte Erkenntniß und Verehrung Gottes, und auf das Verhältniß des Menschen zu Ihm. Sie sind im vollsten Zusammenhange in der heiligen Schrift zu finden. Eine Menge andrer Sätze umfaßt nicht, wie jene Religionswahrheiten, einen, durch unsre sittliche Natur begründeten, nothwendigen, sondern vorgeschriebenen also positiven Glauben, und dieser ist durch den ganzen innern Zusammenhang einer gewissen Vorstellungsweise bedingt, welche den vorgeschriebnen Glauben in uns entweder gestattet oder nicht. Glauben und Nichtglauben können daher wohl zum Unglück, aber niemals zur Sünde werden. Wie ich mir die Natur Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt, sein Weltrichteramt, die Verwandlung seines Leibes in Brot und Wein, oder umgekehrt, das Geheimniß der Erlösung durch seinen Kreuzestod, seine Macht Wunder zu thun; wie ich mir die Fürsprache der Mutter Gottes und der Heiligen, den künftigen Aufenthalt der Seelen in Himmel, Fegfeuer oder Hölle, das Wesen der Sakramente, die Untrüglichkeit der Conzilien, die Dreieinigkeit in einem Gotte, die päbstliche Machtvollkommenheit zu binden und zu lösen — wie ich mir alle diese Gegenstände denke, hangt weder von meinem Willen, noch irgend einer kirchlichen oder andern Authorität ab, sondern muß lediglich meiner innern Ueberzeugung überlassen bleiben; denn bei Allen, die daran glauben, hat das Dogma gewiß nicht die tausendfache Verschiedenheit der Vorstellungsweise verhindern können; ja am Ende findet die Einerleiheit der Ansicht bei den mehrsten obiger Sätze nur dann Statt, wenn gar nichts dabei gedacht wird,

und das ist freilich für das Dogma so übel, als wenn es gar nicht bestände.

Die Kirche hat aber sowohl eigne Dogmen aufgestellt, als den Zwang über den Glauben an dieselbe, oder vielmehr, da dies nicht möglich ist, den Zwang zur Glaubensbekennung derselben ausgeübt. Dadurch offenbarte der Körper der Kirche eine Seele, die eben nicht vom Geiste Christi erfüllt war.

Man hat sich ungern darüber verständigen wollen, was wahrhaft christlich religiös sey? Behauptet die alleinige Kirche:

> Alles sei göttliche Wahrheit und göttliches Gesetz, was durch Conzilien und Bullen in Glaubenssachen vorgeschrieben worden,

so müssen wir die schon früher aufgestellte Frage wiederhohlen:

> Wodurch haben diese Synodalbestimmungen und Bullen des römischen Bischofs den Charakter der Unfehlbarkeit erlangt?

Da nun die Kirchengeschichte nicht leer an den auffallendsten Beispielen ist, daß die Synoden ihre, oft durch sehr unreinen Einfluß gefaßten, Beschlüsse hinterher selbst modifizirten, ja gar wieder aufhoben, so wird ein Wahrheit suchendes Gemüth ihnen nicht unbedingt vertrauen und Zweifel darin setzen, daß, wie sie vorgeben, der Geist Gottes sie erfüllt habe; und bei der päpstlichen Suprematie werden wir oft vom Schauer des Erstaunens überfallen, wenn wir neben den ehrwürdigsten Hirten der Kirche, moralische Ungeheuer, die ungebundensten Leidenschaften, sich mit Schwert und Feuer verfolgende Rivale und Gegenpäpste finden, bei deren Wahl der heilige Geist abermals nicht würksam gewesen seyn kann.

Immer werden wir daher genöthigt seyn, auf die heilige Schrift zurück zu gehen, und dort finden wir nirgend Widerspruch und Haß, sondern Frieden, Liebe und göttliche Erleuchtung unsrer vernünftigen Seele. Da nun im neuen Testamente

nur die wenigen von Christus zu Petrus geäußerten Worte vernommen:

„Du sollst Macht haben, zu binden und zu lösen!"*)

und dann:

„Weide meine Schaafe!"**)

so hat der Stellvertreter der Kirche den dreifachen Beweis zu führen:

erstmal: Begründen diese Schriftstellen eine äußere Kirchenherrschaft?

sodann: Ist diese Kirchenherrschaft durch Petrus dem römischen Bischof übertragen? und

endlich: Ist der päpstliche Stuhl etwa im Besitze andrer beweisenden Urkunden, welche die Begründung seiner geistlichen Herrschaft über die Christenheit, durch die Festsetzung des Erlösers selbst, darthun?

Den ersten und dritten Beweis ist die römische Kirche nun schon seit dreihundert Jahren schuldig geblieben, als so lange ein großer Theil der Christenheit die Freiheit des Gewissens, und die Unabhängigkeit innerer Ueberzeugung von äußerer Autorität, durch den Protestantismus verfochten hat; ja schon viel früher erhoben sich mancherlei Stimmen gegen eine solche unbedingte Kirchenherrschaft, die in den Evangelien und apostolischen Schriften nirgend begründet gefunden wird. Denn die äußere Zucht in den frühsten christlichen Gemeinden und die einfachen Einrichtungen der Apostel bezweckten nichts anders, als ein sittliches, dem Geiste des Christenthums angemessenes Betragen, wie wir heut zu Tage in jeder Gesellschaft, deren Entzweck geistige Ausbildung ist, zum Beispiel in Erziehungsanstalten, wiederfinden.

Rücksichtlich des zweiten Beweises ist das römische Bisthum ebenfalls sachfällig geblieben. Denn gesetzt auch, die, von Chri-

*) Matth. 17. v. 19.

**) Evang. Joh. 21. v. 15, 16, 17.

stus an Petrus übertragene Machtvollkommenheit sei neutestamentlich nach der spätern Auslegung gemeint gewesen — so werde denn ohnmaßgeführt: daß Petrus sein ausschließliches Apostelamt, die Pforten des Himmels öffnen und schließen zu können, vorzugsweise dem Bischofe von Rom und seinen Nachfolgern übertragen habe.

Es ist nicht einmal dargethan, so viel Zeit dazu auch gestattet worden, daß Petrus je in Rom gewesen;*) noch weniger, daß er als Bischof der dortigen Gemeinde vorgestanden; am Allerwenigsten, daß er die, ihm von Christus anvertraute Macht auf seinen nächsten, geschweige auf die große Reihe aller Nachfolger ausgedehnt habe.

Die päpstliche Hierarchie hat daher wohl nur ein, aus Zeitverhältnissen hervorgegangenes Fundament, das heißt ein weltliches; und wenn wir, der Natur des Gegenstandes nach, Papst und Kirche in der Idee durchaus trennen müssen, so laßt es uns immerhin gestehen, daß die jetzige kirchliche Form und Papstthum, nicht correlate, sondern synonyme Begriffe geworden sind, und mit einer Umgestaltung des Papstthums auch eine völlige Umgestaltung der katholischen Kirche unvermeidlich seyn müßte.

Daß nun aber gegenwärtig alle kirchliche, in dem Papste conzentrirte, Gewalt bloß ein weltliches Fundament habe, beweisen ferner ihre heftigen Kämpfe mit den Regierungen, gegen welche sie nachgab oder von denen sie an sich riß, je nachdem ein Wilhelm von der Normandie oder ein deutscher Heinrich der Vierte; ein Friedrich Barbarossa oder ein Otto der Vierte; ein Philipp der Schöne, oder ein Johann ohne Land ihr gegenüber stand;**)

*) Siehe Llorentes Geschichte der Päpste. Bd. 1.

Ambrosius.

**) Wie derselbe Gregor der Siebente schonend mit dem kräftigen und folgerechten Wilhelm dem Ersten von England, wie sche-

beweisen endlich alle Concordate, die je mit den besondern Staaten geschlossen worden sind; denn von einer gallikanischen oder deutschen Kirche z. B. hätte nie die Rede seyn können, wenn es nur eine Kirche des reinen Evangeliums gegeben hätte. Was Nichts die römische Kirche noch sonst an Machtvollkommenheit besitzt, und ihr durch politische Verträge nicht ausdrücklich zugestanden worden ist, kann ihr durch Verjährung auch wieder abgenommen und durch Verträge sogar verkümmert werden, wenn die weltlichen Regierungen den stabilen Grundsätzen der Kirche eine gleich einsichtsvolle Beharrlichkeit entgegen stellen.

Sehen wir nun auch ganz davon ab, daß der erste Stellvertreter der Kirche nach und nach ein würklicher Landesfürst geworden ist, und wollen wir diesen vom Oberhaupte der Christenheit auch ganz trennen, so sind wir nach dem Vorausgeschickten doch, ohne dahin ausgegangen zu seyn, auf einen Punkt gelangt,

wo wir die ganze kirchliche Authorität weniger wie ein geistliches Institut, denn wie eine weltliche Macht zu betrachten haben;

weil sich ihre Herrschaft auf äußere Erwerbungstitel gründet.

---

nungslos mit dem deutschen Heinrich dem Vierten, der geistreich aber inkonsequent war, umging, ist bekannt; mit welcher Energie der Hohenstaufe Friedrich der Erste dem Papste Alexander dem Dritten sich entgegenstellte, obgleich diesem die, dem Oberhaupte der Kirche gebührende, Ehrfurcht nie versagte, ist eben so bekannt; denn Friedrich hob die kaiserliche Würde zu einem hohen Glanze, welches der päpstliche Despotismus dem Geschlechte der Hohenstaufen nie vergeben konnte. Kaiser Otto der Vierte, ein Welfe, wurde fast Vasall Innozenz des Dritten, und es war hohe Zeit, daß Philipp der Schöne von Frankreich das Recht des Throns gegen Bonifaz den Achten einmal wieder glänzend durchführte. Der unbesonnene Trotz Johanns von England gab der päpstlichen Politik die beste Veranlassung, diesen charakterlosen König bald darauf nur um so mehr zu demüthigen, bis Heinrich der Achte sich endlich gar selbst zum Papste von England machte, und der Einfluß des Vatikans, trotz aller Gegenbemühungen, während der Regierung des Hauses Stuart, für immer dahin war. Ambros.

Ist die kirchliche Macht, wie z. B. im Kirchenstaate, mit der Regierung ganz zusammen geflossen, so werden Kirche und Regierung zwar immer noch formal von einander getrennt seyn, aber dem Geiste nach Eins bleiben, und ein Conflikt beider kann dort nicht eintreten; aber in jedem andern Staate werden Reibungen entstehen, die nicht aus der Stellung der Kirche, als geistiges, also bloß auf die Idee einwürkendes Institut, sondern aus der Stellung der Kirche, als weltlich gewordene Authorität, zur Regierung hervorgehen. Der Conflikt zwei gleichartiger Kräfte, die ihrer Richtung nach, nicht neben, sondern gegen einander laufen, macht die Ueberwältigung der Einen durch die Andre unvermeidlich, oder sie heben, bei gleicher Stärke, sich wechselseitig ganz auf, und dann ersterben sie. Die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit zeigen uns auf jeder Seite ein Sinken oder Fallen der weltlichen oder kirchlichen Macht, weil Letztere auch weltlich geworden war, und alles Weltliche wandelbar ist.

9.

Soll über die Stellung der Kirche zum Staate irgend ein Grundsatz gefunden werden, so muß die Kirche nicht länger Staat im Staate seyn wollen, sondern

eine Sichtung ihrer bisher ausgeübten Rechte vornehmen, und in allen Temporalien sich als von der Regierung abhängig betrachten.

Durch das Erste wird sie den unantastbaren Theil ihrer eignen Unabhängigkeit retten; durch das Zweite das Gedeihen der Staaten befördern, welche nur im Einklange mit ihr die Menschheit zum Ziele führen.

Ferner wird die Kirche den Charakter ursprünglicher, christlicher Heiligkeit wieder gewinnen, wenn sie

zu den mit testamentlichen Dogmen zurückkehrt, und ihre Autonomie bloß für die Symbole des Glaubens in Anspruch nimmt.

Das Leben verlangt das Wesen des Christenthums und die durch dasselbe bedingte, Fortbildung des Menschengeschlechts von selbst, das Letztere mögte, wenn die Religion Christi nur nach ihren eignen Dogmen gelehrt wird, immer von selbst in Uebereinstimmung mit dem Aufschwung der Kultur erfolgen.

Hat die Kirche einst diesen erhabnen Standpunkt wieder gewonnen, dann sind Staat und Kirche für ewig befreundet, und das, beide versöhnende Gesetz unbeschränkter Toleranz macht sich dann von selbst geltend; ja in dieser Toleranz mag das ganze, jetzt noch schlummernde Geheimniß liegen.

Durch das Gesetz der Glaubensduldung würde die lange Zeit der Barbarei und geistigen Finsterniß um viele Jahrhunderte verkürzt worden seyn; denn von jeher hat es einzelne, von Gott erleuchtete Männer gegeben, die das Werk der Erlösung in dem hohen Sinne des Heilandes begriffen, die von der beseeligenden Wahrheit durchdrungen waren:

daß Christus uns frei gemacht und die Ketten der Knechtschaft und des geistigen Todes zerbrochen habe;

daß die Worte Paulus: (1. Corinth. 14, 23.)

„Alles, was nicht aus Ueberzeugung geschieht, ist Sünde.“

das Strafurtheil über Gewissenszwang und Glaubensverfolgung ausspricht, und jeder Verurtheilte noch am Brandpfahle der satanischen Ohnmacht seiner Peiniger zu spotten vermag. Alle Märtyrer des wahren Christenthums würden, bei kirchlicher Toleranz, durch ihre Anhänger die reine Lehre immer mehr verbreitet haben, aber sie wurden verfolgt und hingerichtet; ihre vereinzelten Kräfte gingen in dem rohen Gewühl ihres Jahrhunderts verlohren; nur sparsam drang ein Strahl ihrer Erleuchtung durch den finstern Sinn ihrer Zeitgenossen auf die Nachwelt, und ermuthigt heut noch manches zagende Gemüth, auf den hohen Adel der menschlichen Vernunft zu vertrauen.

Man wende nicht ein, daß der Irrlehre gesteuert werden müsse! Irrlehren sind nur bei mystischen, bestreitbaren,

erklügelten Lehrsätzen möglich, im wahren Christenthume nicht, so einfach und erhaben, so eindringlich und einleuchtend, so beruhigend und begeisternd zugleich ist es. Von wie schlechten Ansichten vom Christenthume, von welchen, dem innigen Glauben so ganz entfremdeten, Mißtrauen giebt die Besorgniß Beweis: daß über die Religion Jesu Irrlehren den Sieg davon tragen könnten! — Der hat nie begriffen, daß die Wahrheit, welche in Gott wohnt, wenn sie einmal offenbart ist, nimmer wieder untergehen kann, wer von der Möglichkeit spricht, daß die Ketzerei mit ihrem Gifte Solche, die in dem Sinne des Heilandes gläubig geworden sind, zum Verderben zurückziehn könnte. Alle Ketzereibeschuldigung ist meistentheils nur ein Angriff, welchen die Eiferer für den menschlichen Beisatz zur reinen Offenbarung thun. Wer einmal vom Christenthum durchdrungen ist, wird ein Christ bleiben; wer der Irrlehre folgt, hatte vorher schon das Christenthum nicht verstanden. Man lasse daher Katholiken, Protestanten, Socinianer, Quäker, und wie sie sonst heißen, ungestört ihren Gottesdienst ausüben. Dies Verlangen ist nicht von der schädlichsten aller religiösen Ansichten, dem Indifferentismus, sondern von der Vernunft eingegeben, die sich nicht verhehlen kann, daß jede Unduldsamkeit das vermeintliche Uebel nur ärger macht. Zu welcher Bedeutung gelangten nicht die Hussiten, nachdem Johann Huß verbrannt worden war? Das Lutherthum wurde, wider alle ursprüngliche Absicht, durch das unseelige Mittel: daß die Gewalt innere Ueberzeugungen unterdrücken sollte, zu einem vollendeten Schisma hingeßen, und auf die verderblichsten Hugenottenkriege, welche Frankreichs Größe zu vernichten drohten, erhob sich, und zwar aus dem Schooße der katholischen Kirche selbst, jene Schaar frecher atheistischer Spötter, welche, vor und in der Revolution, jeden Anhalt an dem Religiösen und Göttlichen, mit nichtswürdigster Schadenfreude, zu vernichten bemüht war.

Die Regierung muß die freie Gottesverehrung allen Re-

tigionsverwandten gestatten, so lange sie nicht offenbar oder auch mit verstecktem, jesuitischen Treiben das Glück der bürgerlichen Gesellschaft untergräbt, oder Grundsätze in Ausübung bringt, welche die Einigkeit der Staatsbürger, und wäre es auch nur durch blinden Bekehrungseifer, gefährden, ohne welchen vielleicht schon Millionen von Chinesen, Malaien und Japanesen Christum bekennen würden; denn es sind wahrhaftig christliche Duldung und die Ausübung reiner Liebeswerke, von je an, das vorzüglichste Mittel gewesen, Heiden und Juden unserer Kirche zuzuwenden, und so lange noch Proselitenmacherei, die nicht selten alle bürgerlichen und Familien-Bande zerreißt, für fromme Pflicht gilt, können wir bestimmt darauf rechnen, daß verfehltes oder gelungenes Streben, Convertiten zu bilden, anfangs Unwillen erregen, dieser den Haß gebären, und aus diesem die blutige Saat aufgehen werde, welche unter der beliebten Formel: „In den Schooß der Kirche zurückführen," ihre Dornenzweige um das Herz anders denkenden Mitmenschen schlägt.

Die ewige Wahrheit ist der göttliche Logos, der Grund alles geistigen Lebens; der Mensch nähert sich ihr bloß. Unsre geistig-sinnliche Natur geht den Weg der Bilder zu ihrem Heiligthume, und wie der Ausdruck der schaffenden Kraft in der Welt der Materie tausend Farben und unendliche Formen annimmt, und alle Farben Kinder eines Lichtstrahls, und alle Formen Erzeugnisse eines und desselben bildenden Geistes sind; so spiegelt sich auch alle Erkenntniß aus Gott, mittelst der mannigfaltigsten Vorstellungen und Anschauungsweisen, in dem Innern endlicher Geister ab, welche, in den verschiedensten Modificationen zusammengenommen, den Gesammtgedanken des großen Urgeistes wiederstrahlen, der nicht im Menschen, sondern nur in der Menschheit Raum hat. — Wenn wir, Alle eines Sinnes über den unerschöpflichen Reichthum der höhern Welt, mit einem und demselben beengten Abdruck, wie es individuell doch nur möglich ist, Alles auch nur aufgefaßt fänden,

was, in ihrem Umkreise denkende Wesen, über Gott und Ewigkeit sich reflectirt — wie würden wir erschrecken über eine solche Gleichförmigkeit und Armuth der Ansicht, welche nur einem Radius aus dem unzählbaren Strahlenkreise, der von dem Mittelpunkte, Gott, nach allen Punkten der unermeßlichen Weltperipherie sein Licht aussendet, aufzufangen vermöchte! Und dennoch verlangt unsre unverständige, selbstsüchtige Intoleranz einen solchen beengten geistigen Kerker, und sucht mit der Brandfackel jedes Hinüberschauen über die Mauern dieses Grabes aller Lebendigkeit zu verhindern.

Glaubst Du etwa, engsinniger Fanatiker! daß es außer dem Plane und Willen Gottes lag, wenn ein Baal verehrt wurde, oder ein Brahma noch angebetet wird? Glaubst Du, daß ohne Zustimmung des Weltlenkers auf Roms stolzen Kapitol sich ein Jupiter erheben, und der gutmüthige Peruaner in seinem Inka einen Sohn der Sonne anstaunen durfte? Glaubst Du, daß Dein Gebet dem Vater aller Geschöpfe ein süßeres Opfer sei, als das in Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit zu Ihm emporgehobene Herz eines Moslem oder Juden? Oder daß der Ewige weniger in den Eichenhainen deutscher Urwelt gegenwärtig gewesen sei, als in der Stiftshütte oder in der ersten Kathedrale der Christenheit? — O glaube lieber, daß der Allerhöchste auch in Deinem Weihrauch den unreinen Geruch unvollkommener Opfer zu ahnen hat, aber mit Barmherzigkeit die immer noch zu irrdische Gabe aller Heiligen wie die des letzten Karaiben aufnimmt. Du und kein Erschaffener vermag Ihn zu verherrlichen, sondern nur demüthig zu stammeln, daß er Ihn empfinde.

Freilich genügen Gotte Menschenopfer nicht, aber eben so wenig der zergeißelte Rücken des Selbstpeinigers, der statt eingreifender, richtiger Thätigkeit auf dem Schauplatz der Erde, nur seine Zerknirschung zur Weihe bringt und die Einöde wählt, um kanonisirt zu werden, als wenn er seinem Schöpfer gefallen könnte, ohne seinen Mitgeschöpfen nützlich zu seyn. Wie sich

aber Jeder von uns weniger oder mehr zu Ihm erheben könne, weiß der am Besten, der den Bildungsgang der Menschheit vorgezeichnet hat. Wenn indessen die Karthager schuldlose Kinder in die glühenden Eisenarme ihrer Götzen legten, und wir darüber zusammenschaudern, was bleibt uns übrig, als in Entsetzen zu erstarren, wenn wir die Myriaden Menschenopfer von dem gottesfürchtigen Philipp dem 2ten bis zu Ludwig dem Heiligen zurück, an dem Altare des Fanatismus schlachten sehen mußten? Und jene Barbaren wußten nicht einmal, daß Christus je auf Erden wandeln würde, diesen Christen aber hatte er den Bund der Liebe verkündigt. Gewiß sollte der Fetischendienst nicht immer währen, und Plutos unterirrdisches Reich zerfallen, wenn es Zeit seyn würde, daß Christus Religion des Himmels mit ihrer Vernunfterhellung die Menschheit erleuchte; dennoch ist dies höchste Geschenk der Gottheit nicht zum Erleuchten, sondern, wie die Flamme des Prometheus, zum Verbrennen gemißbraucht worden, und nach den Erfahrungen der allerletzten Zeit, kann man sich der Ueberzeugung nicht mehr erwehren, daß, wenn die Wälder nicht mehr gelichtet werden, um den Holzstoß aufzuschichten, wir den Grund keinesweges in der reinern Erkenntniß des Evangeliums, sondern in dem, außer den Grenzen der Kirche, still geschlossenen Bündniß zu suchen haben, den die Vernunft mit den Grundsätzen des echten Christenthums, zwischen welchen von je an die innigste Verständigung geherrscht hatte, ohne Vollmacht von Vatikan und Conzilien geschlossen hat.

10.

Und nun frage ich mich selbst: Wird sich die Kirche, wie sie nun einmal ausgebildet ist, auf die, ihr oben gesteckten, Grenzen beschränken wollen? — Nimmermehr! Die Gestaltung derselben ist bei allen katholischen Staaten mit jedem Lebensverhältnisse so verzweigt, diese Verzweigung so ergraut und veral-

tet, daß ohne Zerstörung auch alles Guten keine Aenderung möglich wäre. Verwachsungen, die schon verwachsen sind, werden durch die Kunst einer sterblichen Hand nicht mehr gehoben; nur während des Wachsthums selbst läßt sich, durch Schnürbrust und Maschine, die unnatürliche Richtung zum gesetzlichen Zurückritt erzwingen — und dazu ist es jetzt zu spät. — Nun denn, wenn die edelste Einwürkung der christlichen Offenbarung durch den weltlich gewordenen Charakter ihrer Kirche für immer verlohren gehen soll, worauf hoffen wir noch? Auf den Schöpfer und Vernichter aller irrdischen Gebilde — die Zeit! Sie hat über ein Jahrtausend gebraucht, den Wuchs der Kirche vom Keime bis zum höchsten Wipfel emporzutreiben; sie hat, von da ab, wie sie es überall thut, einzelne Zweige verdorren, andre vom Blitz verzehren lassen, und wie man den Baum jetzt auch immer begieße und pflege, wie man dessen unvergängliches Immergrün preise — wir sehen er altert. Sein gänzliches Absterben erfordert vielleicht wieder ein Jahrtausend. Albigenser, Waldenser, Wickleffiten, Hussiten haben ihm manchen Zacken zerknickt, der Protestantismus hat seinen Stamm sogar bis in die Wurzel gespalten.

Aber, wie ein Phönix aus seiner Asche, wird diese Kirche einst erstehen, wenn sie den Staub des Irrdischen abgeschüttelt, wenn sie, ein reines Abbild des wahren Christenthums, nur das Ewige und Göttliche hütet, und die Menschheit zur Verehrung des Hirten der Christenheit allein durch dessen innere Heiligkeit zwingt; wenn sie ihre Symbole so läutert, daß die Höhen und Tiefen unsers Glaubens in einfachen Bildern erschaut, und durch begreifliche Wahrheiten die Erkenntniß der höhern Dogmen vorbereitet werde. Denn warum sind doch der Heiden so wenig, die, aller Anstrengung der Bekehrer ungeachtet, Jesum bekennen wollen? Warum bleibt der Türk und Perser seinem Koran treu, und warum zählen wir so schimpflich viel Renegaten? — O die Ursach ist höchst betrübend! Unsre Dogma-

über stellen die wundersamsten Mysterien voran, und muthen dem einfachen Menschensinne zu, den Felsengrund des Christenthums, die freundliche Liebe, durch den Schleier hinzerreißender Lehrsätze in dieser Verhüllung zu erkennen. Diese Mißhandlung der Vernunft hat nicht selten die edelsten Denkkräfte zum Fanatismus hingestoßen, die das Bedürfniß des Glaubens empfanden, und, bei dem Inhalte des ihnen aufgedrungenen Katechismus, an der Stillung ihres Seelendurstes verzweifelten.

Damit die Kirche jene hohe, innere Würde, für die sie von jeher bestimmt war, wieder erlange, befördere sie und der Staat jedes Mittel geistiger Veredlung, namentlich Freiheit der Mittheilung in Schrift und Sprache über jeden Gegenstand religiöser Ansicht, imgleichen ungehinderte Entwickelung und Verbreitung der Wissenschaft.

Die Freiheit bei Aeußerung religiöser Meinungen wird in dem Lande nie gefährlich werden, wo die Wissenschaft ungehindert fortschreiten darf. Jede Meinung dagegen, welche sich durch Hinaustreten in einen äußern Würkungskreis geltend machen will, stehe unter der polizeilichen Aufsicht des Staats. Dieser wird sie gewähren lassen, wenn sie für das bürgerliche Wohl nicht störend wird; ist sie aber praktisch schädlich, auf die bloße Ueberzeugung des Irrenden zurückweisen, und ihr keine öffentliche Thätigkeit gestatten. Daß indessen bloße Meinungen auch mittelbar die allgemeine Wohlfahrt stören könnten, ist da nicht zu befürchten, wo gründliche Wissenschaft Träger der Kultur wird; denn erkennt der erhellte Geist einer Nation den Ungrund einer Meinung leicht, so erstickt diese, wie ein unreif gebornes Kind, gleich nach ihrer Geburt; hat sie aber Haltbarkeit, so ist es immer ein Glück, daß sie ausgesprochen wurde. Wo aber die Begriffe und Ideen in Befangenheit hingehalten werden, erlangt auch selbst die verwerfliche Meinung verderblichen Einfluß, und dieser Angst wegen wird dann jede Meinung, auch die begründete und edle, sobald sie frei ist, sollte sie es selbst

im höchsten und [illegible] Glanze seyn, als die Positivität der [illegible], verdrängt.

Ist denn Wissenschaft etwas anders, als der zweite Akt der Offenbarung? Hat diese mittelbare Offenbarung, nach Ausweis der Kulturgeschichte nicht uns, schon mehr wie einmal, über das Irrige so mancher Sätze belehrt, welche wir fälschlich für Wahrheiten der unmittelbaren Offenbarung gehalten haben? — Die Wissenschaft führt den blinden Glauben zum höhern christlichen. Sie enthüllt, daß der Glaube an der Grenze der Wissenschaft erst anfange, und da, wo sie selbst noch ausreiche, die Stelle von jenem gar nicht zu suchen sei; denn wer vermag da zu glauben, wo er weiß. Die Verklärung des Glaubens strahlt ihre Glorie nur in dem Dunkel der Nacht aus, das Zeit und Ewigkeit scheidet. Am diesseitigen Grabesrande leuchtet der Tag der Wissenschaft, und am hellen Mittage suchen wir die Sterne aus dem tiefen Schooße der Unendlichkeit nicht.

Fessellos schreite die Wissenschaft durch die Erde. Sie ist die innigste Freundin der wahren christlichen Kirche; sie selbst streckt sehnsüchtig ihre Arme nach dem Glauben aus, wenn sie es dunkel werden sieht; sie selbst verweist alle Fragen, über Sonnenuntergang hinaus, an das heilige Orakel der Kirche. Wenn jedoch Finsterlinge in ihren schönen Morgen treten, und thörichterweise das wohlthuende Licht unter dem Scheffel bergen wollen, so versengt und verzehrt die Tochter der Sonne das rohe Gefäß, und kann nichts dafür, wenn der schwarze Mantel des Abscuranten auch Feuer faßt, und der Diener der Nacht in sündlicher Blöße dasteht.

Die gesammte Wissenschaft ist eine unzertrennbare Einheit, und es ist eben so unvernünftig, den Unterrichtsplan bloß für Soldaten, als lediglich für Seminaristen anzulegen. Er muß den ganzen Menschen umfassen. Die Wissenschaft in der Wissenschaft bildet erst, das Auswendiglernen beschäftigt nur. Ein

[illegible] ein Gebetbuch erfordern, gleichermeise einen logischen Kopf, und meine Ansichten mögen über die Entstehung der [illegible] über den Zusammenhang eines Weberstuhls die Literatur bereichern, es wird nicht lange zweifelhaft bleiben, ob der Kosmologe nicht lieber hätte an den Weberstuhl gehen sollen, oder der Kopf des Technikers über die Fäden seiner Maschine hinausblickt. Wo eine Wissenschaft unterdrückt wird, gedeiht keine.

Die Wissenschaft sucht Wahrheit und stellt schon gefundene dar. Dies Suchen und Darstellen geschieht nach Grundsätzen, die von der Natur unsrer Erkenntnißkräfte ausgehen; dabei ist jede Willkühr ausgeschlossen. Wahrheit suchen ist eine Elementarfunktion des menschlichen Geistes, wie Athmen unerläßliche Thätigkeit der Lunge; wie hätte sonst das Menschengeschlecht zur Bildung gelangen können?

Wenn der Zweck der Wissenschaft Wahrheit ist, so wird ihr höchstes Bestreben nach Gott selbst auslaufen, in dem alle Radien der Erkenntniß zusammenfließen. Der Mensch muß mit seinem Denken sich zu Gott erheben, und er bleibt um so mehr Thier, je weniger er es thut; denn die Wissenschaft steigt nicht, wie der Banianenbaum aus der Erde, und senkt sich, um wieder Erde zu finden, sondern erhebt sich vom Staube in die Unendlichkeit, und wenn es ihr nicht gelingt, den lebendigen Gott in seiner Realität zu ergründen, so giebt sie dem endlichen Geiste, innerhalb seines Fassungsvermögens, doch die höchste Idee desselben. Keine besondere Wissenschaft kann, ohne Verschwisterung mit einer andern, ihren wissenschaftlichen Charakter durchführen; diese Hülfswissenschaft sucht ihren Stützpunkt wieder in einer noch andern, und die scheinbar trivialsten Erkenntnisse, geschweige die sogenannten bürgerlichen Studien, müssen in die Hauptwissenschaft verfließen, die bei den Eindrükken unsers Wahrnehmungsvermögens nicht stehen bleiben kann, sondern, von Stufe zu Stufe innerer Anschauungen, bis zu

dem Punkte gelangt, wo unsere Erkenntnißkräfte die Begrenzung ihres Organismus für alle weitere Forschung frei und demüthig selbst anerkennen und dem, sie da erwartenden Führer, dem Glauben, sich gern in die Arme werfen.

Für den gebildeten Geist ist es eine Unmöglichkeit das grade zu glauben, was ihm vorgeschrieben wird; ja bei der Geistesfreiheit eines Jeden ist es ein unausführbares Ansinnen. Wollte man das Gegentheil annehmen, so würde ja jeder Grund wegfallen, wodurch ein Jude oder Heide bestimmt werden könnte, zum Christenthum überzutreten, weil ihm keine Prüfung seiner Religionssätze zusteht. Prüfung der Glaubenslehren muß also, schon nach den Bekehrungszwecken der christlichen Kirche, ein zugestandnes Vorrecht bleiben, und wenn, nach dem gegenwärtigen Kulturzustande, die große, rohere Masse diese Prüfung noch seinen Lehrern und Priestern überläßt, so folgt daraus ganz und gar nicht, daß dieses träge Dahingeben unter Anderer Meinungen der Natur und Würde des Menschen angemessen, und die Behauptung zu rechtfertigen sei:

die Unwissenheit und Geistessklaverei des Pöbels erweise sich aus so manchen Gesichtspunkten betrachtet, als höchst ersprießlich, und es werde ja doch noch immer Leute geben, die einen Kalender zu machen, oder den Katechismus zu erklären verstehen dürften.

Wer sich durch Zweifel den Glauben errungen, steht gewiß als ein zuverlässigeres Mitglied seiner Kirche da, denn der blinde Nachbeter, der sich um die Vorschriften seines Beichtvaters mehr bekümmert, als um den Willen Gottes, den er nie, nach dessen Offenbarungen in dem eignen Gemüthe, kennen gelernt hat. Durch den blinden Glauben werden wir der Wissenschaft abgewandt, wohl aber führt die Wissenschaft zum geläuterten Glauben.

11.

Zwei Begriffe sind in der Ansicht Vieler, die auf Kirche

und Staat Einfluß gewonnen haben, förmlich geächtet worden — Aufklärung und Zeitgeist. Laßt uns mit Wenigem erörtern, was sie verbrochen haben.

Aufklärung, also hell machen, gehörte zur stolzen Terminologie der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Weil eher das Sonnenlicht durch gar nichts abgehalten werden sollte, hieb man zugleich alle schönen Bäume um, die uns in ihren lieblichen Schatten aufnahmen, wenn uns der Scheitel brannte, und litt nun an einem förmlichen Sonnenstich. Die Encyklopädisten verbreiteten den Wahn: Ueber den Begriff hinaus liege Nichts, der Verstand sei Alles. Alles tiefe Auffassen aus dem Gemüthe, alle Ideen der höhern Vernunft hießen Schwärmerei; das Religiöse, die Religion selber wurden in das Gebiet des Schwachsinns und der Träume verwiesen. Die französische Revolution bemächtigte sich dieser schaalen, sogenannten Philosophie. Welch ein Tollhäusler der Verstand wird, wenn er die Regionen der Vernunft mit beherrschen will, haben wir sattsam aus den Reden und Beschlüssen des Convents, so wie aus den Debatten der Klubs erfahren. Die Verbannung des Christenthums, eine Göttin der Natur und Vernunft, eine widersinnige Gleichheit, eine anarchische Zügellosigkeit statt der Freiheit, Ströme Bürgerbluts und ein Königsmord wurden, neben der edelsten Entwickelung geistiger und moralischer Kraft, zur Schau gestellt; Entsetzen und Bewunderung abwechselnd von den Erscheinungen des Tages in Anspruch genommen. Die europäische Civilisation hatte theoretisch mehr oder mindern Antheil an diesen verpesteten Grundsätzen gezeigt, deren Verderblichkeit zu groß war, als daß der Genius der Menschheit die Rettungsperiode hätte zu weit hinaussetzen dürfen. Nach und nach wurde der Verstand verdächtig; die gemißhandelte Kirche war, trotz ihrer frühern großen Versündigungen, die die Verachtung ihrer Dogmen so sehr mit veranlaßt hatten, nun im Stande, einen historischen Beweis zu führen, was aus einer ungläubigen Nation und Regierung

werden könne, und man sprang — wie fast immer — auf den Gegensatz zurück; die intelligente Grundkraft in uns, die Vernunft, ohne welche doch die Annahme eines religiösen Sinns in uns zur Thorheit werden müßte, wurde, ohne etwas verbrochen zu haben, wiederum geächtet. Die Regierungen theilten die Ansicht der Kirche, denn die schlechte Anwendung der aufgefundenen Grundsätze der allgemeinen Menschheitsrechte hatte die, an sich unwiderlegbare, Theorie in die Beschimpfung hineingezogen, welche der Mißverstand derselben mit Recht erfuhr, und die heutige Bedeutung von Aufklärung will kaum was anders sagen, als Revolutionsgeist, Religionsverachtung und Tendenz zur moralischen Verschlechterung des Volks. Laßt uns dem verächtlich gemachten Worte seine Würde zurückgeben! Es will und soll nichts anders heißen, als klar machen, also Licht dahin bringen, wo, aus unverständiger oder gar schlechter Absicht, nächtliches Dunkel erhalten wird, weil nicht Alles bei hellem Tage betrachtet und geprüft werden soll. Wahrheit ist aber unter jedem Verhältniße das Höchste und es giebt keine moralische Wahrheit, die unheilbringend wäre. Wer eine Wahrheit unglücklich nennt, hat Gott und den Zusammenhang seiner Welt wohl nie zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht, und wird noch weniger im Stande seyn, die sich ihm als furchtbar und gefährlich darstellende Wahrheit auf ihrer, in dem Organismus des Ganzen gebührenden, Stelle, wo sie nur Seegen verbreitet, aufzufinden.

In der moralischen — nicht äußerlichen — Halbkultur, in welcher die Masse durch mancherlei Trieb- und Hebelwerk auf- und niedergeschnellt worden ist, und noch werden soll, liegt der Grund alles Bösen; in diesem Schweben zwischen Nacht und Tag, wobei ganz dem Zufalle überlassen bleibt, ob das Ueberschlagen rechts oder links, in Licht oder Finsterniß erfolgen werde, sucht das Verderben auf, daß der Eine seinen einzelnen Lichtgedanken zu den Werken der Finsterniß verbraucht, und der

Andre mit gespenstischen Schreckbildern der Nacht an die Arbeit des Tages geht; kein noch so herrlicher Grundsatz ohne Anwendung bei einer schlechten Sache, kein noch so niederträchtiges Streben ohne Berufung auf Religion und Recht, kein noch so reines Wünschen und Wollen ohne Beurtheilung und Zergliederung des Sachwalters der schlechten Sache sein Ziel sucht. In dieser unsichern Halbkultur mögen wir den Eifer der Kirche, wider selbstständiges Denken, die Besorgniß der Regierungen, wider freimüthiges Sprechen und Schreiben, das Mißtrauen der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit und die Schwierigkeit zur Lösung der Aufgabe finden: mit Sicherheit zu herrschen, mit Vertrauen zu gehorchen, und nach eigner Ueberzeugung zu beten.

Es gab Zeitalter natürlicher Barbarei; man hat versucht sie künstlicherweise zu verlängern, indem man vorsätzlich das Volk in Unwissenheit hinhalten zu müssen glaubte. Dies ist aber ein ruchloser und unchristlicher Grundsatz, denn kein Mensch darf als Mittel für fremde Zwecke gemißbraucht werden. Nicht die Seelen der Vornehmen allein, sondern Alle, Alle sollen aus der Nacht des Irrthums zum Lichte der Wahrheit gelangen. Hier ist nicht die Rede von jener feinen, äußern Politur, die nur zu häufig einen hohen Grad von Umbildung zu verstecken trachtet; im Gegentheil, laßt uns in Fränklinscher Sitteneinfalt, mit der sich Franklinsche glänzende Vielseitigkeit recht wohl verbinden läßt, sammt und sonders verbleiben denn unverkennbar Sparten die Menschheit von dem Augenblick zur Barbarei wieder zurück, wo der gekützelte Sinn seine natürliche Reizbarkeit verliehrt, und der dabei zugleich gelähmte Wille alle Selbstständigkeit an die Begier nach zu üppigen Genüssen verkauft. Die geistige Kraft wühlt dann in der Speculation der Erde umher, und findet ihr höheres Vaterland nicht wieder.

Auf eine, keinem lediglich politischen, selbstsüchtigen Zwecke dienende, Erziehung wende Staat und Kirche volle Aufmerksamkeit. Ein rohes Volk gehorcht aus Zwang und Furcht, ein wahrhaft kultivirtes aus sittlichem Bedürfniß und aus Achtung vor dem Gesetze, und die Obscuranten mögen sich vergeblich nach einem Beispiele in der Geschichte umsehen, daß beabsichtigtes Gute legend einer Regierung durch freie Volksbildung verhindert worden wäre. — —

Und warum verschreit man den Geist der Zeit? Was

thut er Böses? Ist er irreligiös? — Er will in der Religion ja blos auch erkennen, was er anerkennen soll. — Ist er revolutionair? — Wer hat denn die Aufstände und politischen Bewegungen veranlaßt? — Eine Rotte ungenügsamer, eitler Selbstsüchtigen, welche die Throne belagern, und die Regenten mit Vorstellungen ängstigen, um aus ihnen Stiefväter für die größere Zahl ihrer Kinder zu machen.

Die Ausführung unsrer Geistesfreiheit und die Berufung der Vernunft auf die Grundartikel aller, und auch der religiösen Ueberzeugung, daß nichts Vernunftwidriges christlich seyn könne, dies Bedürfniß der vorgeschrittenen Bildung, Religion und Philosophie eng zu befreunden — dies ohngefähr ist es, was man dem Geiste der Zeit vorgeworfen hat, was von den Verwesern der Kirche mindestens Naturreligion, wenn nicht gar Irreligiösität, Irrwahn und Teufelslehre genannt wird. Da aber der Glaube des Christen und jedes denkenden Menschen nur das Resultat jener höhern Philosophie seyn kann, die alsdann beginnt, wenn sie ihren ersten Akt in der Anschauung der Welt, mittelst der denkenden Kräfte, und Prüfung des Grades von Gewißheit, den diese geben können, geschlossen, ihr Unvermögen, hier weiter zu gehen, eingestanden hat, und nun erst alle fernern Anfragen durch ihre beruhigende Auskunft als höhere Glaubensphilosophie zu beantworten weiß, so müssen zwei Folgerungen zugestanden werden:

einmal: daß alle Glaubenswahrheiten uns zwar weiter führen, als jene — man erlaube mir zu sagen — Wissensphilosophie es zu vermögen, willig zugesteht;

sodann aber: daß in der höhern Glaubensphilosophie kein Satz bestehen könne, welcher sich mit irgend einer völlig ausgemittelten Wahrheit jener Wissensphilosophie in Widerspruch stellt;

weil jene höhere Erkenntniß im Glauben erst dann anhebt, wenn wir das ganze Gebiet dessen, was gewußt werden könne, schon durchlaufen haben, und Glauben das Wissen nicht aufhebt, sondern, um wahrer Glaube zu werden, voraussetzt, daß das Wissen vollständig erschöpft sei.

Die Klagen gegen die Irreligiösität der Zeit hören wir aus allen Jahrhunderten zu uns heraufjammern. Sehr oft haben sie wohl keinen andern Grund gehabt, als eine Verkennung der

menschlichen Intelligenz, welche keineswegs willkührlich, sondern ihrer unveränderlichen Natur gemäß, alle Erkenntniß sucht und begründet. Und wenn denn nun diese Irreligiösität von Tag zu Tage zunehmen soll, wodurch wollen wir die unumstößliche Erfahrung erklären, daß die Menschheit im Ganzen doch besser geworden sei. Dies Menschlicher Werden können wir doch nur der mehr verbreiteten Vernunftausbildung zuschreiben. Jene vermeintliche Irreligiösität soll doch wohl lediglich, „größere Lauheit gegen gewisse kirchliche Gebräuche und Satzungen" heißen, welche man nicht mehr für wesentlich hält, und als bloßes Menschenwerk endlich erkannt hat. In einem andern Sinne müssen wir diese Anklage, als ungegründet, völlig verwerfen; denn Raub, Diebstahl, Unzucht, Mord und Gewaltthätigkeiten aller Art, empörende Grausamkeiten, Schändung und Entehrung alles Heiligen sind die ganz gewöhnlichen Tagesbegebenheiten jenes Mittelalters, das, wegen blinder Annahme aller kirchlichen Vorschriften, in so ausgezeichnetem Geruch der Frömmigkeit, uns verleuchten soll; und die Sittenlosigkeit im Kirchenstaate selbst, welche ein sehr kränkendes Sprichwort für den päpstlichen Stuhl noch heut im Gange erhält, beweist eben nicht, daß es mit dem Messehören, Messelesen und Zeremoniengepränge, zur Zuziehung religiöser Gemüther, abgemacht sei. Auch liefert die Geschichte aller bürgerlichen Kriege neuerer Zeit — von momentanen Pöbelaufständen ist nicht die Rede *) — keine so scheußlichen Beispiele unmenschlicher Grausamkeit, als der erste, beste Glaubenskampf, den wir herausheben, unter welchen der, um das heilige Grab obenan stehen möchte. Zu welcher empörenden Wuth die sogenannte Religiösität und das Interesse für Priesterschaft, Inquisition und Kirche die frommen Leute in Spanien neuerdings hinreißt, kann man nur mit Schaudern

*) Die Kannibalenscenen in revolutionairen Krisen sind nicht durch-, sondern vorübergehende Erscheinungen, bei denen der, von unsichtbaren Anstiftern aufgehetzte Pöbel der brutalen Leidenschaft des Augenblicks folgt. Eine feste, beharrliche Stimmung beurkunden sie nicht. Die rohe Masse zerreißt morgen den Abgott des Tages, den sie heut auf ihren Schultern trägt. Und doch scheut man die Aufklärung der Menge! Wie könnte sie je zu solcher Thierheit hinabsinken, wenn je durch Staat und Kirche das Menschliche in ihr wirklich entwickelt worden wäre. Ambrosius.

[illegible]. Eine Religiosität ohne Erhellung der Vernunft, ist eine Fackel in den Händen eines Kindes, das spielend Verderben ausstreut.

Der Geist des Jahrhunderts — wir mögen sehen, wohin wir wollen, auch im politischen Leben — will bloß Uebereinstimmung mit den, als unumstößlich erkannten, in der Natur und dem Rechte des Menschen liegenden, Grundsätzen. Dies Streben hat man sehr richtig den Kampf der Vernunft mit dem, ihr nicht entsprechenden, Herkommen genannt. Wer da aber meint, daß ein Umsturz aller bisher bestandnen Verhältnisse dadurch beabsichtigt werde, hat wohl nie danach umgeschaut, welche Zwecke die Vernunft nur haben könne. Jede plötzliche Umkehrung aller positiven Zustände des bürgerlichen Lebens — wenn sie durch unabwendbare Ereignisse nicht von selbst untergehen — kann ohne Rechtsverletzungen gar nicht erfolgen. Diese grade will die gebildete Ansicht vermeiden; aber wo untergehendes oder gar schon untergegangenes Schlechte, Vernunftwidrige und von Anfang an Unrechte wieder ins Leben gerufen wird, ist die Ordnung der Natur verletzt; und außer dem Häuflein der Begünstigten, strebt die große Masse, strebt jeder Andre der Wiedergeburt des in der Zeit vermodernden Herkommens entgegen; denn in verfallene Leichname, und wenn auch die Kunst sie noch für einige Frist zu Mumien einbalsamirt, kehrt das Schlagen der Lebenspulse nicht mehr zurück.

Es ist sehr unbesonnen, wenn die Anhänger und Verfechter des Herkommens diesen Zeitgeist, spöttisch und stolz, einen „sogenannten" betiteln; denn auch ein schlechter Zeitgeist würde kein sogenannter, sondern ein würklicher seyn, und sich als einen solchen, wo er Widerstand findet, durch seine Schicksalsgewalt zermalmend ausweisen. So lehrt es uns alle geschichtliche Erfahrung. Eben so ist es ein großer Fehlschluß, den Zeitgeist lediglich nach den Ausbrüchen seines Verlangens als daseiend oder nicht daseiend erschließen zu wollen. Eben weil es ein Geist ist, wohnt er oft, still und lang verborgen, in der Brust der Menschen, ehe er Worte und später die That gewinnt; und es gehört ein sehr feiner Regierungstakt dazu, ihn schon dann zu errathen und heilsam zu leiten, bevor er laut wird. Noch unverzeihlicher ist der Wahn, er sei unterdrückt, wenn er, den Umständen weichend, sich aus der äußern Würksamkeit in

die stille Heimath wieder zurückzieht, von wo er — wir haben es ja gesehen — bei dem längst erwarteten Funken, zugleich und plötzlich, wie der Schlag in einer magnetischen Kette, durch das Herz und die Hände Aller sich Bahn macht; immer um so furchtbarer, je länger er sich selbst bezwingen und dadurch an intensiver Kraft gewinnen mußte.

Es giebt nur ein Mittel für die Regierungen, nicht grade Herr, doch Leiter des Zeitgeistes zu werden, das nämlich: zu verhindern, daß er sich selbst Bahn mache. Man ebne ihm einen Weg noch zeitig genug, um ihn wohlthätig nach einer bestimmten Richtung für seine Zwecke auslaufen zu lassen. Wird dies aus Nichtachtung oder Ungeschicklichkeit versäumt, so entzündet er sich selbst und die Mine fliegt auf, nach allen Seiten zersprengend und zerstörend.

Aller Zeitgeist beruht auf einer, in dem lebenden Geschlechte befestigten Grundidee, oder ist vielmehr diese Grundidee selber. Diese wird sich selten ganz rein darstellen, sondern mit mehrerm oder minderm falschen Beisatz gemischt seyn. Ihr eigentliches Element ist aber gewiß immer edel und gut, denn es ist nicht denklich, daß eine ganze Generation durchaus geistig krank sei. Die Grundidee, welche dem Zeitgeiste die Kraft verleiht, wird nur bei den Gebildetsten zur völligen Klarheit gelangen; bei der Mehrzahl wird sie mehr eine Empfindung dessen seyn, was Noth thut. Alles bloß Empfundene aber verliert sich in Irrthum und Ausschweifung, wenn es, ins Leben hinaustretend, sich bestimmte Gestaltung zu geben sucht. Die Kreuzzüge machen dies recht anschaulich. Der zum Grunde liegende, edelste Enthusiasmus für Religion und Kirche verlor sich zugleich in eine Reihe schauderhafter Ausschweifungen. Eben so ist die heilige Idee der Menschheitsrechte nicht gar längst zur Ausführung der gottlosesten Frevel gemißbraucht worden. Auch der heutige Geist der Zeit hat schädliche Auswüchse, aber es wäre leicht ausführbar, die wilden Sprößlinge herunter zu schneiden und eine Pflanze zum Gedeihen zu bringen, welche die schönsten Blüthen der Humanität, deren sich je ein Zeitalter erfreut, tragen könnte.

Es ist indessen sehr kurzsichtig, den Baum gleich fällen zu wollen, an dessen einzelnen Blättern Raupen nagen, und es giebt Gewächse, die erst recht unter dem Boden fortwuchern, wenn man sie über der Erde abreißt. Ein solches ist der Zeit-

geiſt. Ideen kann man nur läutern, nicht erdrücken, denn ſie ſind nicht willkührlich, ſondern von dem ganzen Inhalte einer beſtimmten Zeit gegeben, und daher allein ſtammt auch nur ihre Allgemeinheit. Schriftſteller können ſie nur klarer, meinetwegen auch unklarer, machen; ohne den Stoff, den das Jahrhundert dazu hergiebt, wäre indeſſen alle Autormühe verloren, weil es undenkbar iſt, daß ganze Völker einen bloßen Wahn für Wahrheit, bloße Schatten für Körper halten ſollten.

Keine geiſtige oder politiſche Revolution kann daher ohne zureichende moraliſche und geſchichtliche Gründe eintreten, und wann werden wir von der Thorheit zurückkommen, Weltereigniſſe und Umgeſtaltungen der Kraft einzelner Menſchen zuzuſchreiben, welche ſich darin doch nur als Werkzeuge eines höhern Schickſals bewegen können? — Nicht, was gewollt wird, ſondern was geſchehen ſoll, tritt ein, und keine allgemeine Geiſtes- und Willensrichtung irgend einer Zeitära wächſt beliebig aus ſich ſelbſt heraus, ſondern findet ihren Entſtehungskeim in der Ausſaat früherer Geſchlechter, die von noch frühern ihre Richtung erhielten, und ſo immer fort, bis das betrachtende Gemüth den Charakter jeder und auch der heutigen Zeit in dem Entwickelungsgange der Menſchheit begründet ſieht, der von einer höhern als ſterblichen Hand, von Anfang an, vorgezeichnet iſt. Dieſe Wahrheit ſollte von Allen beherzigt werden, die entweder an einen Zeitgeiſt nicht glauben wollen, oder, wo er gefunden wird, ihn verachten, und ſeiner Herr werden zu können meinen. Das Genie, welches die Erde zu beherrſchen ſcheint, hat ſeine Zeit bloß im hohen Grade begriffen, und verſteht, ihr zu gehorchen. In dieſem Begreifen und Gehorchen liegt ſeine Macht. So wie es ſich gegen die Zeit ſtemmen will, wird es niedergeſtürzt. Daran ſollten unſre Zeitgenoſſen doch nicht mehr zweifeln.

12.

Temporalien.

Der kirchliche Verein bedarf, wie jeder andre in der Staatsgeſellſchaft eines Vermögens, oder, wir wollen zur Vermeidung aller Zweideutigkeit lieber ſagen, eines Einkommens, um die mit dem Cultus verbundenen Ausgaben, ſo wie den Unterhalt der Kirchendiener zu beſtreiten. Den Inbegriff ſämmtlicher Rechte und Verbindlichkeiten, die ſich auf die Güter und das Eigen-

thum der Kirche beziehen, hat man Zeitlichkeiten, Temporalien, genannt, als Gegensatz der Spiritualien, welche den Gottesdienst und die damit verbundenen Handlungen selbst betreffen.

Stände die Kirche auf ihrem natürlichen Standpunkte, oder könnte sie darauf zurückgeführt werden, nur das Symbol der innern Kirche zu seyn, so dürfte es nicht schwer fallen, diejenigen Grundsätze festzustellen, wie der Bedarf für den Cultus und die Kirchendiener im Staate aufgebracht werden müsse.

Bei der jetzigen Lage der Dinge aber, wo die katholische Kirche zugleich ein weltliches Institut ist, wird, in Beziehung auf dieselbe eine solche Frage entweder überflüssig oder unauflöslich. Ueberflüssig um deswillen, weil genannte Kirche ihre äußere Unabhängigkeit, vermöge ihres weltlichen Besitzthums zu behaupten im Stande ist; unauflöslich aus dem Grunde, weil sie einen Staat im Staate bildet, und jede rechtliche Erörterung an ihr und ihren zeitlichen Interessen scheitert, da kein Staatsgesetz sie erreicht.

Diese Behauptung wird Manchem übertrieben erscheinen, der schon durch Heinrichs des Fünften Concordat mit Papst Calixtus dem Zweiten, — 1122 — wenigstens in Deutschland die Würde der weltlichen Herrschaft bei den Temporalien gesichert glaubt, oder noch mehr die Fürstenconcordate Friedrichs des Dritten mit den Päpsten Eugen dem Vierten und Nicolaus dem Fünften — 1447 und 1448 — als Schutzwehr gegen alle fernern Usurpationen der römischen Curie betrachtet *). Allein diese

*) Durch die Wormser Concordaten (1122) hatte der päpstliche Stuhl das Investiturrecht glücklich errungen; Seitens des Kaisers war jedoch die Lehnsverbindung zwischen dem deutschen Könige und den Bischöfen, Aebten ꝛc. als Fürsten des Reichs gerettet. Als aber Eugen der 4te sogar durch seine Legaten zwei geistliche Churfürsten abzusetzen wagte, vereinigten sich die dadurch empörten Churfürsten 1446 insgesammt gegen eine solche Anmaßung; der Papst gab nach, und schloß bloß zum Scheine — denn er war nicht gesonnen, etwas aufzuopfern — 1447 die Römischen Concordaten ab, worin der weltlichen Macht einige Berechtigungen zwar zugestanden, aber diese schon 1448 durch die Aschaffenburger Concordaten von Nicolaus dem 5ten so modifizirt wurden, daß der eben erlangte, unbedeutende Vortheil wieder große Verkümmerung erlitt, indem Kaiser Friedrich der 3te wenig Unterhandlungsgabe besaß, die Stände nicht gefragt wur

Rechtsfundamente weisen nicht sowohl die päpstliche Gewalt in ihre naturgemäßen Grenzen zurück, als sie vielmehr nur vertheidigungsweise nothdürftig Ziel und Grenze hinzeichnen, über welche hinaus jene, zur Vernichtung der Regierungsbefugnisse bei den Temporalien der deutschen Kirche, keine weitern Angriffe thun sollte. Aber ein Concordat, wie jedes Friedensinstrument, findet, bei der nun einmal bestehenden Lage der Dinge, keine andere Gewährleistung im Verlaufe der Zeit, als welche die Macht der Umstände giebt; und da die Hauptwaffe des Kirchenoberhauptes in der Meinung der christkatholischen Welt über die Authorität besteht, wodurch dasselbe das Entstehen dieser Authorität zu begründen gesucht hat, so kann es natürlich für die richtige Würdigung deren behaupteten Ursprungs kein andres Mittel geben, wie die geschichtliche Untersuchung, und deren letztes Resultat führet zur Ueberzeugung:

daß der mächtige Strom päpstlicher Allgewalt nicht grade aus göttlicher Quelle fließt, sondern wie mancher Erdenfluß sich im Sande verliehrt, und die Dürftigkeit seiner Herkunft, der gläubigen Menge, nur in der größtmöglichsten Entfernung von seiner Wiege, durch gewaltiges Anwachsen und majestätischen Wogenschlag verbergen kann.

Daher giebt uns das kanonische Recht mehr, wie jede andre Erscheinung, die sich im Laufe der Zeit entwickelt hat, die Ueberzeugung am auffallendsten: daß Gewohnheit und Herkommen eine Allgewalt erlangen können, gegen welche die Stimme des gesunden Menschenverstandes, so wie der prüfenden Vernunft, ja selbst der Zuruf des Christenthums gänzlich verhallen. Könnte man die Apostel Paulus und Petrus befragen:

was sie unter einem, auf das Christenthum basirten, Kirchenrechte verständen?

so würden sie unstreitig antworten:

daß zunächst der Begriff von einer Kirche festgestellt, und darunter nichts anders gemeint werden müsse, als die äußere Verbindung der Anhänger Christi, deren Zweck die gemeinschaftliche Verehrung Gottes nach solchen Ansichten sei, wie sie Jesus Christus offenbart habe, und dies denn auch zu ihrer Zeit, freilich nur in einem kleinen Kreise, geschehen sei;

daß demnächst, zu diesem Begriffe der Kirche der Begriff des Rechts gesellt, Letzterer wohl nur in einer sehr uneigentlichen Bedeutung zu nehmen seyn, und so viel heißen mögte, als: die aus dem Wesen des Kirchenvereins fließenden Regeln für die Ausübung und Beiwohnung des christlichen Gottesdienstes, so wie sämmtliche Festsetzungen, die zur Verhüthung

---

den, und der kaiserliche Geheimschreiber, Aeneas Sylvius die Angelegenheit leitete, der, auch Geistlicher, hernach unter dem Namen Pius der 2te sogar Papst, den Rechtsansprüchen der Kirche etwas zu vergeben, gewiß nicht beabsichtigte. Ambrosius.

jeder Störung religiöser Andacht, freier Religionsübung und christlichen Betragens, innerhalb der kirchlichen Gesellschaft, als nothwendig erschienen; mithin mehr von Kirchenordnungen, als von einem Kirchenrechte die Rede seyn könne, indem der Rechtsbegriff nur in dem bürgerlichen und Staatsleben zu Hause sei, bloß weltliche Beziehungen habe, und die Region des Geistigen und Ewigen weder zu erreichen noch zu bestimmen, jemals eine Befähigung erlange; daß daher die Kirche durch ein förmliches Kirchenrecht den Charakter jedes andern irrdischen Instituts annehme, welches Jesus Christus fortwährend, als seinen Zwecken widerstrebend, zu vermeiden gelehrt habe.

Wie würden diese Apostel nun aber in Erstaunen, ja Schrecken gerathen, wenn ihnen dennoch, zur völligen Niederlage ihrer einfachen und natürlichen Ansicht, die unübersehbare Fülle aller Bestimmungen des sogenannten Kirchenrechts vorgelegt würde, an denen der kritischen Forschung der Stempel der Aechtheit nicht immer mehr erkennbar bleibt, und dadurch selbst der positive Gesichtspunkt an gefährlicher Entartung leidet *); wie würden sie ferner erröthen über die fleischlichen Einmischungen, die unter dem Titel kirchlicher Festsetzung sogar die geheimsten Verhältnisse des Ehebetts, in jeder Verirrung der Natur sowohl, wie in jeder Anforderung derselben, durch schaamlose Beleuchtung zur Schau stellen; welche Bestürzung würde sie überfallen, wenn sie das Lechzen nach Länder- und Güterbesitz, der der Kirche wesentlich die fremdartige Ausbildung gegeben hat, durch den Verlauf der Jahrhunderte verfolgen und die aufgehäuften Schätze überzählen sollten, welche eine schielende Ansicht von religiösem Verdienst, manches gedrückte Gewissen zur Sühne seiner Frevelthat, die herrschende Eitelkeit vor der Gemeinde zu glänzen, oder der eingeschüchterte Blödsinn zum Nachtheile armer, schmachtender Verwandten, in Capitalien, edlen Metallen, Perlen und kostbaren Steinen der Kirche zu weltlicher Verwendung oder zum üppigsten Gepränge beim Cultus zuwendeten!

Und wenn man diese Apostel befrüge: wie die Kirche zu ihrer naturgemäßen Gestaltung zurückgeführt werden könnte? — sie würden unstreitig antworten:

zunächst durch Entäußerung ihres Reichthums, der sie in alle Verirrungen der Weltlichkeit verstrickt habe.

*) Z. B. die apostolischen Constitutionen und das Werk Dionysius des Areopagiten; ganz vorzüglich aber das freche Machwerk des falschen Isidors. Der Benediktinermönch Gratian baute durch seine Sammlung — unter dem Namen Decretum Gratiani bekannt — 1152 eine förmliche Grundlage für ein jus canonicum, das neben dem Römischen Rechte glücklich aufwucherte, obgleich die erdichteten Bestimmungen des falschen Isidors, denen Papst Nicolaus der 1ste im J. 863 schon die Weihe ertheilt hatte, darin eine unverdiente Stelle fanden.

Ambrosius.

In dem Länder- und Güterbesitz der Kirche ist ohne Zweifel ein großer Theil des Verderbens mit zu suchen, das über sie gekommen ist. Alles Vermögen erfordert eine Verwaltung; die Verwaltung zieht nothwendig in einen weltlichen Verkehr, und es ist grade der, von Christus geschilderte Charakter der Welt, daß sie die Lust und die Gelüste gegen das religiöse und sittliche Bestreben feindselig loslasse, um in den Kampf mit den Mächten der Finsterniß zu verlocken *).

Für den Unterhalt der Kirchen, des Cultus und der Geistlichkeit muß der Staat sorgen, entweder unmittelbar oder durch die kirchlichen Gemeinden. Letzteres scheint da, wo es die Umstände gestatten — wie dies z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten geschieht — unbedenklich den Vorzug zu verdienen.

Was der Staat oder die Gemeinden für würdige Unterhaltung des Cultus auswerfen müssen, bestehe aber niemals in Grundbesitz oder Capitalien, worüber der Kirche selbst die Verwaltung belassen ist, sondern nur in Einkünften von denselben. Geld und Gut haben einen gar nicht zu berechnenden Einfluß. Des Menschen Sohn hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte, und seine Jünger rauften Aehren aus, um ihren Hunger zu stillen. Der Besitz strebt nach größerm Reichthum, und die Länder schmachten gewiß im Elende, wo der Mammon hauptsächlich in den Kirchenschatz strömt. Spanien wird diese Behauptung für alle Zeiten belegen. So wie der Reichthum eine gewisse Stufe erlangt hat, sehnt er sich nach äußerer Macht **); auch die Kirche griff um sich, und da das geistige Uebergewicht auf ihrer Seite war, gedieh ihr Streben so außerordentlich, daß sie die Regierungen erschütterte, unter sich beugte und die Einheit der Staatsauthorität völlig untergrub, ja kühn genug war, ihre weltliche Universalherrschaft rücksichtslos auszusprechen ***).

Dadurch aber grade zerstörte sie sich selbst als Kirche Christi, und wenn sie von Zeit zu Zeit Demüthigungen erlitt, sie kann es nur diesen Verirrungen zuschreiben, weil jedes irrdische Streben sich auch an irrdischen Hindernissen bricht. Die wahre Kirche Christi steht jedoch über alle Schicksale vergänglicher Weltmacht erhoben, da, und es muß einst eine Zeit wiederkommen, wo die innere Heiligkeit der Kirche den Pomp ihres äußern Cultus von Neuem überstrahlt. Gewiß würkt die Pracht des äu-

*) Christus drückte die Gefahr des Reichthums in einem starken, morgenländischen Bilde selbst, Lucä 18, 25. so aus:

Es ist eher möglich, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme.

Ambrosius.

**) Man prüfe die Geschichte der Handels-Compagnien, des Hanseatischen Bundes, der geistlichen Ritterorden, der Jesuiten in Paraguay u. s. w. Ambrosius.

***) Siehe die Geschichte Papst Gregors des Siebenten.

Ambrosius.

stern Gottesdienstes auf die Menge; aber das Gefühl, was dadurch vorzüglich ausgebildet wird, entfremdet sie dem eigentlichen Geist der christlichen Religion am Meisten. Nicht die bezauberte Sinnlichkeit, sondern die tiefe Anschauung der Glaubenslehren bleibt letzter Zweck. Das Symbol erleuchte aber blende nicht.

Es ist sehr belehrend, den geschichtlichen Gang zu verfolgen, wie die Kirche die natürlichen Rechte der Regierungen nach und nach schwächte, dann an sich riß, deren Jurisdiktionen zersplitterte, eigne Tribunäle errichtete und deren Gerichtsbarkeit ausdehnte, bis die weltliche Macht zuletzt keinen Akt eigner Authorität ohne Zustimmung der Kirchengewalt mehr ausführen durfte. Der Gebrauch bloßer Berathung, welcher bei den, in der Kirche vorausgesetzten, höhern Einsichten gewiß sehr ersprießlich seyn mußte, verkehrte sich allmählig in ein behaarlich behauptetes und mit Glück verfochtenes Recht der Entscheidung. Um diesen Usurpationen den Schein Rechtens zu verschaffen, mußten Behauptungen aus dem innern Gebiete des Glaubens heraufgehohlt werden, die darin gar nicht zu finden waren. Irrthum, vorsätzliche Täuschung, Klugheitsmaßregeln zu Dogmen erhoben, mußten aushelfen, wo keine gute Sache für sich selbst steht. Das Loos der wahren Kirche Christi war nun entschieden — sie wurde geschlossen! — —

„Hat die Kirche", sagt man, „kein selbstständiges Vermögen, so wird sie eine bloße Dienerin des Staats, und ihre Unabhängigkeit ist verloren." — Beim ersten Anblicke scheint dieser Grund Haltbarkeit zu haben, näher betrachtet aber nicht. Diejenige Regierung geht gewiß unter, welche die Kirche nicht würdig genug beachtet und die religiöse Gesinnung nicht zu erhalten oder zu erhöhen sucht. Der religiöse Sinn jedoch hält kein Opfer für seine Kirche zu groß, er wird willig zur Beisteuer hingeben, was der Cultus erfordert; aber freilich hat der gesunde Menschenverstand sich, bei dem Anblicke halbnackter Anbeter vor den pomphaft ausstaffierten Heiligenbildern, deren Juwelen ein verarmtes Land wieder in Wohlstand bringen könnten, manche bittere Aeußerung erlaubt, die eine würdigere Anwendung des Reichthums in Segnungen umwandeln würde. In jedem gebildeten Staate würden die Verfassungsgesetze selbst die Unabhängigkeit der Kirche, rücksichtlich ihres Bedarfs für den Cultus und die Geistlichkeit, sicher stellen. — —

Alle Verletzungen gegen die Religion — die also wirklich das Wesen derselben berühren — stelle die Kirche, will man sie einmal ahnden, bloß nach dem Thatbestande fest, aber die Strafe darauf spreche der weltliche Richter nach der Vorschrift des allgemeinen Gesetzbuchs aus. Besser ist es indessen, man verfahre gegen einen solchen Verbrecher gar nicht. Wie kann ein Gotteslästerer, wie überhaupt ein Erdgeborner die Religion entheiligen? Ist er verrückt, so führe man ihn in ein Krankenhaus; ist er nicht dafür anzusehen, so suche man ihm würdigere Begriffe beizubringen. Giebt er durch Betastung und Beschimpfung

des Altars und Gotteshauses ein Aergerniß, so prüfe man zuförderst genau, ob er seinen Verstand noch habe; nicht selten wird man Spuren von Geistesverwirrung, immer Versäumung seiner geistigen Entwickelung entdecken, und Nachsicht üben können. Gründet sich die verübte Abscheulichkeit auf eine würklich verhärtete und ruchlose Gesinnung, so sperre man den Frevler auf so lange in ein Besserungshaus, bis man von seiner Gemüthsänderung überzeugt ist; vor Allem aber vermeide man prozessualisches Aufsehen. Der Abscheu der Menschen bestraft solche Verbrecher mehr, wie formale Schauspiele im Geiste der Autos da Fé. Wer sich an Gott versündigt, wird einzig durch Gott gerichtet, welchen rächen oder vertreten zu wollen, zu den Anmaßungen menschlicher Eitelkeit gehört. Wer jedoch Kirchen bestiehlt oder sonst beeinträchtigt, hat Raub, Diebstahl oder Betrug unter erschwerenden Umständen begangen, und der peinliche Richter im Staate wäge seine Strafe ab.

Nie spreche die Kirche selbst ein Strafurtheil über einen ihrer Diener aus, es halte sich denn innerhalb gewisser Disziplinargesetze, über deren Anwendung der weltliche Gerichtshof sorgfältig wache, damit sie nicht Grausamkeiten eines mißverstandenen Religionseifers begünstigen, wie sie uns wohl schon oft zur Kenntniß gelangt sind. Wird ein Diener der Religion seines geistlichen Amts verlustig, hat er Freiheit und Leben verwürkt, so sei er dem weltlichen Arm verfallen; wir dürfen dann nicht mehr befürchten, daß ein Unglücklicher lebendig eingemauert werde oder verhungre, und an Gott verzweifle, dessen Kirche sich selbst der fürchterlichsten Lästerung seines Namens schuldig machte, wenn sie ihren Tribunalen und Authoritäten so gräßliche Befugnisse überließ. Denn, wenn irgend eine Zeit die Barbarei ihres Jahrhunderts zur Entschuldigung anführen kann — für die Kirche gilt eine solche Entschuldigung zu keiner Zeit; muß sie sich darauf berufen, so hat sie öffentlich eingestanden, daß sie keine Kirche Christi gewesen. — —

13.

Wenn wir nun auf das Ergebniß aus vorstehenden Betrachtungen hinblicken, und zu Dem hinaufschauen, dessen Offenbarung in den Schooß der Kirche niedergelegt ist, welche Geistesverwandtschaft finden wir zwischen Ihm dort oben und dieser hienieden? — Ein theures Kind hat sich den Umarmungen seines Vaters entrissen und ist in die Irre gegangen. In seinem Antlitz trägt es noch die verehrten Grundzüge seines Erzeugers; aber auf den selbstgewählten Bahnen sind sie von Stürmen und Schmerzen entstellt, und in der Nacht, die es umgab, ist die Leuchte in seiner Hand, das reine Licht der vom Himmel stammenden Vernunft, fast erloschen. — Kehre heim zu Deinem Vater, geliebtes Kind, erfasse seine Hand; sie wird Dich [illegible]

alle Zeitalter führen. Du bist nicht bestimmt, vom Schmutz und Staube der Erde bedeckt zu werden; Dein Auge soll unverwandt nach der Höhe gerichtet seyn, Dein Ohr nur den Hymnen der Verklärten lauschen. Deine Hand hat jedoch nach irrdischen Kronen gegriffen, Dein Fuß einen wankenden Ruhepunkt gesucht — darum mußte Dein Fuß ausgleiten, darum Deine Hand die Hand des Vaters loslassen und verlieren. Göttlich, wie Du bist, durftest Du Dich nicht ins tobende Gewühl der Welt stürzen und Deinen himmlischen Adel entweihen. Die Menschheit sollte nach Dir nur hinaufschauen, nie Dich neben sich sehen, oder gar auf Dich hinabblicken. Dein Kleid sollte aus Licht gewoben seyn, Du hast den gröbern Stoff der Zeitlichkeit zu Deinem Mantel gemacht. Er ist abgetragen und altert; schon blickt Deine Blöße durch die zerrissenen Falten. Wehe Dir! wenn einst Deine volle Nacktheit nicht den verklärten Leib, sondern verwesendes Fleisch dem erhellten Auge der Welt zeigt.....

Der Tod hatte meinen Freund in die Arme genommen, ehe er dem tiefen Schmerze seiner Betrachtung den letzten Ausdruck geben konnte. Jetzt betet er an dem Altare der ewigen Kirche, deren unsterblicher Hoherpriester, Christus, vor dem Auge seines wahren Jüngers den letzten Schleier von der Mysterie der Liebe genommen hat.

Schlußwort.

Die Vorsehung billigt meine Wünsche nicht; sie will mir kein Kind anvertrauen, es an meine Brust zu schließen, um ihm den liebenden, Alles versöhnenden Geist meines Ambrosius einzuhauchen. — — —

Meine Füße werden recht müde; es ist Zeit daß auch ich schlafen gehe. Der Lebenstag neigt sich; er war recht trübe. Doch in Abend säumt ein goldner Strahl den bewölkten Himmel, und deutet über Nacht auf schönes Wetter. — Strahl der christlichen Hoffnung! wie erquickst Du meine ermattete Seele! O ihm entgegen! Nur einen Schritt noch durch ein schmales, finstres Grab, und ich trete in den frischen, ewigen Morgen!

Theophilus.

Ende des zweiten Theils.

Corrigenda.

Der geneigte Leser wird gebethen, die mit größerer Schrift bezeichneten Druckfehler, als sinnentstellend, besonders beachten zu wollen.

Druckfehler im ersten Bande.

Seite	VII	Zeile 12	statt und den zum Andenken Wanderstaab— lies und den Wanderstaab zum Andenken
—	2	— 15	von unten muß hinter wunderbarer Schatten ein , gesetzt werden
—	2	— 2	von unt. st. von meinem" l. vor meinem"
—	4	— 12	von unt. statt Schmerz lies Schwarz
—	6	— 10	von oben statt niedriges lies widriges
—	6	— 12	von unten setze hinter Niederungen ein ,
—	7	— 11	von unten statt Ruhe lies Nähe
—	7	— 9	von unten statt Tag lies Ton
—	8	— 2	von oben statt Leben lies Weben
—	8	— 12	von oben setze hinter Erbe ein ,
—	12	— 2	von unt. st. bis zum Menschen" lies sich bis zum Menschen"
—	13	— 10	von unten statt genöthig lies genöthigt
—	17	— 15	von unten statt Mose lies Moses
—	20	— 14	von unt. st. Staaten der Kultur lies Gaben der Kultur
—	22	— 7	von ob. statt bloß gute lies bloß die gute
—	29	— 9	von ob. st. des ; hinter erwächst muß ein , stehen
—	30	— 2	von ob. st. dem spätesten l. am spätesten
—	30	— 7	v. unt. st. der Wissensnothwendigen l. des Wissensnothwendigen
—	31	— 7	von unten st. Triumpffolien lies Triumphfolien
—	39	— 10	von oben statt Auffem lies Außem
—	39	— 14	von ob. statt keine Verständlichung lies keiner Verständlichung
—	41	— 16	von unt. st. zusammengesetzte l. zusammengesetzte
—	46	— 12	von oben statt mit Wahnsinn lies in Wahnsinn
—	46	— 17	von ob. st. doch den einen l. doch einen
—	52	— 2	von ob. st. das Vergehungen l. daß Vergehungen
—	53	— 7	v. ob. st. ihm unterliegt l. ihr unterliegt
—	61	— 13	von ob. st. an eine unmittelbare l. an einer unmittelbaren
—	62	— 11	von oben statt der Gesetze lies dem Gesetze
—	64	— 15	von oben statt Ich lies Er
—	69	— 2	von unten statt Gebürge lies Gebirge
—	76	— 10	von ob. statt wieder über alle lies wieder über alle
—	83	— 4	v. unt. muß hinter Gespenste ein . gesetzt werden
—	85	— 9	von unt. statt lebendiger lies lebender
—	91	— 9	von ob. statt [illegible] lies [illegible]

Seite 94	Zeile 10	v. u. st. was magst Du hier l. was machst Du hier
— 94	— 5	von unt. statt denn dieser l. denn diesen
— 95	— 14	von unten statt unabsehbare lies unabsehbare
— 96	— 15	von unten statt der alte lies der Alte
— 101	— 5	von oben statt hatte der lies hatte er
— 101	— 14	von ob. st. die Versammlung l. der Versammlung
— 104	— 2	von unt. statt Lokoberis lies Wokoberis
— 105	— 9	von ob. st. Aneopagus l. der Areopagus
— 106	— 1	von oben statt groß lies zu groß
— 107	— 15	v. ob. setze hinter „entehrten es" ein ; statt des .
— 109	— 13	von oben statt Ihr hatte lies Ihn hatte
— 109	— 1	von unten statt Licurg lies Lykurg
— 110	— 13	von unt statt kleinen Gehorsams l. kleinlichen Gehorsams
— 115	— 16	von oben statt Celeros lies Celeres
— 118	— 5	von ob. statt Heroklian l. Heraklides
— 120	— 1	von unten statt vom jenem lies von jenem
— 131	— 4	v. unt. st. ihr großen Geister l. ihr große Geister
— 132	— 11	von unt. statt einen Czear lies einen Czaar
— 133	— 12	von ob. statt auf den Punkt l. auf dem Punkte
— 134	— 2	von oben statt Slechte lies schlechte
— 137	— 15	von ob. statt ohne alle mittelbare l. ohne alle unmittelbare
— 141	— 1	von oben statt erreichten lies erreichen
— 144	— 1	von oben statt es doch keinen l. es noch keinen
— 144	— 10	von o. st. Nutzigwerden l. Stutzigwerden
— 146	— 2	von u. st. einen andern l. keinen andern
— 151	— 4	von unten statt Käfigt lies Käfig
— 152	— 9	von unt. statt höchstens Gesetz lies höchstes Gesetz
— 154	— 5	von oben statt Gesetzte lies Gesetze
— 157	— 4	von unten statt Gosseus lies Cassius
— 160	— 15	von unten statt wovon diese Befugniß lies woran diese Befugniß
— 161	— 10	von unt. statt Begriff lies Inbegriff
— 162	— 5	von unt. st. der selbstsüchtigen l. den selbstsüchtigen
— 164	— 13	von unt. statt pflegmatischer l. phlegmatischer
— 164	— 4	von unten statt Pflegma lies Phlegma
— 166	— 12	von oben statt und nichts lies um nichts
— 170	— 2	von unten statt war lies waren
— 172	— 7	von oben statt Folio lies Folie
— 172	— 6	von unten statt vor den mächtigen lies von den mächtigen
— 173	— 2	v. unt. st. mußten doch wohl l. müßten doch wohl
— 174	— 21	von ob. statt halbverstorbener lies halberstorbener
— 182	— 20	von oben statt letztere lies letzteren
— 185	— 19	von oben statt und dem lies um dem
— 187	— 2	von oben statt über ihn lies über ihm
— 192	— 6	von unten statt Geltmittel lies Geldmittel
— 194	— 16	von oben statt daß keine lies das keine
— 199	— 4	von oben statt unbemittelten lies unbemittelte
— 199	— 14	von unten statt daß rechtliche lies das rechtliche
— 201	— 10	von oben statt häufigen lies häufiger
— 201	— 8	von unten statt Code civile lies Code civil

Seite 203 Zeile 16 von unten statt Polisei lies Polizei
— 213 — 16 von oben statt der Sache lies oder Rache
— 229 — 15 von oben statt mit seinem lies nicht seinen
— 229 — 7 von unten statt allen schielenden l. alle schielende
— 231 — 9 von oben statt Anlagen lies Anlegen
— 232 — 14 von oben statt welches sich lies welche sich
— 236 — 17 von oben statt erklärenden lies erklärende
— 243 — 6 von oben statt herabsieht lies hinabsieht
— 246 — 1 von unten statt anhange lies anhangt
— 250 — 5 von unten statt geben lies giebt
— 253 — 6 von ob. st. dem Staatswillen l. den Staatswillen
— 255 — 12 von oben statt Hülfe lies Hälfte

Druckfehler im zweiten Bande.

Seite 10 Zeile 13 von oben statt Ganz lies Gans
— 11 — 17 von oben statt König lies Königs
— 16 — 23 von oben statt von ihm lies an ihm
— 17 — 10 von unten statt traten lies treten
— 24 — 2 von oben statt Alongen lies Alonge
— 24 — 6 von oben statt Gebethbuch lies Gebetbuch
— 33 — 3 von oben statt de cachet lies cachet
— 41 — 8 von unten statt über ihre lies über ihren
— 49 — 4 von oben statt Epirus lies von Epirus
— 49 — 5 von oben statt epiratische lies epirotische
— 49 — 1 von unten statt Cyprus lies Epirus
— 68 — 12 von oben statt hunderten lies Hunderten
— 65 — 13 von unten statt Blos lies Bloß
— 79 — 15 von unten statt selbstständige lies selbstständiger
— 80 — 2 von oben statt geringsten lies gierigsten
— 80 — 14 von unten st. über den andern l. über das andre
— 82 — 3 von oben statt Heirath lies Hairath
— 84 — 2 von oben statt kurzer lies zu kurzer
— 84 — 13 von oben statt großes lies großen
— 93 — 8 von unten statt äußern lies äußere
— 95 — 12 von unten statt den Boden lies dem Boden
— 98 — 1 von oben statt die von Außen l. der von Außen
— 68 — 6 von unten statt Nebenbuleret l. Nebenbuhlerei
— 113 — 8 von oben statt bebauen lies behauen
— 113 — 10 von unten statt eines solchen lies einer solchen
— 115 — 8 von ob. statt Dynastieen-gerechtsame l. Dynastieen-Gerechtsame
— 115 — 10 von oben st. Herrschaftsbefügnisse lies Herrschaftsbefugnisse
— 117 — 6 von oben statt das Mittel lies als Mittel
— 127 — 12 von oben statt Reichstitel lies Rechtstitel
— 127 — 1 von unten statt daß zunächst lies das zunächst
— 128 — 3 von oben statt verschlagendste lies verschlagenste
— 128 — 6 von oben statt Triumpf lies Triumph
— 128 — 12 von oben statt selbstsüchtigen Bedenkens lies selbstsüchtiges Bedenken

Seite	133	Zeile	2 von oben st. an wilden l. nicht an wilden
—	133	—	2 v. unt. st. Unterhandlung l. Unterhaltung
—	142	—	4 von oben statt Jemanden lies Jemandem
—	149	—	3 von unten statt verschiedenen lies verschiedene
—	157	—	16 von unten statt oder Wissenschaften lies der Wissenschaften
—	163	—	8 v. ob. st. in mein Herz l. über mein Herz
—	166	—	10 von unten muß „herbei" ganz wegfallen
—	167	—	14 von oben statt halbbrechendes lies halsbrechendes. Auch fällt „selbst" ganz fort
—	168	—	11 von oben statt eckelhafte lies ekelhafte
—	171	—	4 von oben statt Entsyldigkeit lies Einsyldigkeit
—	174	—	5 von unten statt Gefälligkeit lies Gefühllosigkeit
—	175	—	16 von oben statt Pflegma lies Phlegma
—	179	—	5 von oben statt Raphaels Erklärung lies Raphaels Verklärung
—	180	—	3 von oben statt weiter lies näher
—	196	—	9 von unt. st. des Unglücklichen l. der Unglücklichen
—	208	—	12 von oben statt ziehe lies ziehn
—	212	—	7 von unten statt Fash lies Fasch
—	218	—	11 von oben statt Absicht lies Ansicht
—	219	—	14 von unten statt daß Alles lies das Alles
—	231	—	15 von unten statt entzürnte lies erzürnte
—	241	—	17 von oben statt Räuchopfer lies Rauchopfer
—	247	—	12 von oben statt einzelnen lies einzelnem
—	249	—	5 von unten statt des Innern l. der Innern
—	253	—	9 von oben statt der Karaiben lies des Karaiben
—	255	—	7 von unten statt namhafte lies mannhafte
—	256	—	10 von oben statt allmählig lies allmächtig
—	258	—	14 von oben statt dann lies denn
—	265	—	3 von unten statt umwandele lies umwandeln
—	272	—	1 von oben statt auch lies aus.
—	276	—	1 von unten statt vor anderer l. von anderer
—	277	—	10 von oben statt könnte lies könne
—	288	—	14 von oben st. Vorausgeschickte l. Vorausgeschickten
—	293	—	10 von unten statt ahnen lies ahnden
—	297	—	8 von unten statt Abscuranten lies Obscuranten
—	302	—	19 von unten statt Umbildung lies Unbildung